



Christian Wille, Rachel Reckinger,
Sonja Kmec, Markus Hesse (Hg.)

RÄUME UND IDENTITÄTEN IN GRENZREGIONEN

Politiken – Medien – Subjekte

Christian Wille, Rachel Reckinger, Sonja Kmec, Markus Hesse (Hg.)
Räume und Identitäten in Grenzregionen

CHRISTIAN WILLE, RACHEL RECKINGER, SONJA KMEC,
MARKUS HESSE (HG.)

Räume und Identitäten in Grenzregionen

Politiken – Medien – Subjekte

[transcript]

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Attribution-NonCommercial-NoDerivs 4.0 Lizenz (BY-NC-ND). Diese Lizenz erlaubt die private Nutzung, gestattet aber keine Bearbeitung und keine kommerzielle Nutzung. Weitere Informationen finden Sie unter <https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Um Genehmigungen für Adaptationen, Übersetzungen, Derivate oder Wiederverwendung zu kommerziellen Zwecken einzuholen, wenden Sie sich bitte an rights@transcript-publishing.com

Die Bedingungen der Creative-Commons-Lizenz gelten nur für Originalmaterial. Die Wiederverwendung von Material aus anderen Quellen (gekennzeichnet mit Quellenangabe) wie z.B. Schaubilder, Abbildungen, Fotos und Textauszüge erfordert ggf. weitere Nutzungsgenehmigungen durch den jeweiligen Rechteinhaber.

© 2014 transcript Verlag, Bielefeld

Umschlaggestaltung: Kordula Röckenhaus, Bielefeld

Umschlagabbildung: misterQM / photocase.de

Satz: Mark-Sebastian Schneider, Bielefeld

Druck: Majuskel Medienproduktion GmbH, Wetzlar

Print-ISBN 978-3-8376-2649-0

PDF-ISBN 978-3-8394-2649-4

<https://doi.org/10.14361/9783839426494>

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier mit chlorfrei gebleichtem Zellstoff.

Besuchen Sie uns im Internet: <https://www.transcript-verlag.de>

Unsere aktuelle Vorschau finden Sie unter www.transcript-verlag.de/vorschau-download

Inhalt

- 1. Zur Untersuchung von Raum- und Identitätskonstruktionen in Grenzregionen**
(Christian Wille und Rachel Reckinger) | 9

- 2. Theoretische und methodische Annäherungen an Grenzen, Räume und Identitäten | 15**
 - 2.1 Einsetzung, Überschreitung und Ausdehnung von Grenzen (*Martin Doll und Johanna M. Gelberg*) | 15
 - 2.2 Räume: Zugänge und Untersuchungsperspektiven (*Christian Wille und Markus Hesse*) | 24
 - 2.3 Identifikations- und Identifizierungsprozesse (*Sonja Kmec und Rachel Reckinger*) | 35
 - 2.4 Methodik und situative Interdisziplinarität (*Christian Wille*) | 43
 - 2.5 Literatur | 64

- 3. Raum- und Identitätskonstruktionen durch institutionelle Praktiken | 73**
 - 3.1 Politiken und Normierungen | 73
 - 3.2 Zur Konstruktion von Räumen der Un-/Sittlichkeit.
Eine machtanalytische Perspektive auf die Problematisierung von Prostitution um 1900 (*Heike Mauer*) | 81
 - 3.3 Burgen als Instrumente herrschaftlicher Raumkonstruktion und Repräsentation. Das Beispiel der Grafschaft Vianden (*Bernhard Kreutz*) | 93
 - 3.4 Biogas – Macht – Raum. Zur Konstruktion von Energierregionen in Grenzräumen (*Fabian Faller*) | 105
 - 3.5 ›Souveränität und ›Disziplin‹ in Medien. Zum Nutzen von Foucaults Gouvernementalitätstheorie am Beispiel einer Interdiskursanalyse zum Migrationsdiskurs in Luxemburg (*Elena Kreutzer*) | 118
 - 3.6 Schlussfolgerungen | 128
 - 3.7 Literatur | 130

- 4. Raum- und Identitätskonstruktionen durch mediale Praktiken | 137**
- 4.1 Repräsentationen und Projektionen | 137
 - 4.2 Mehrsprachige Werbung und Regionalisierung in Luxemburg (*Julia de Bres*) | 143
 - 4.3 Die künstlerischen und kulturellen Einsätze der für den *Kunstpreis Robert Schuman* ausgewählten Werke: Ausstellungs- und Publikationsräume – Orte der Verwandlung und des künstlerischen und kulturellen Zwischenraumes? (*Paul di Felice*) | 157
 - 4.4 Die Schwelle von Ausstellungsorten: Zugang zur Welt der Kultur (*Céline Schall*) | 171
 - 4.5 Literatur des Zwischenraums. Die mehrsprachigen Inszenierungen des Verlags *ultimomondo* (*Till Dembeck*) | 186
 - 4.6 »Mir gesinn eis dono op facebook« – Mediale (Selbst-)Inszenierungen luxemburgischer Jugendlicher als virtuelle Identitätskonstruktionen (*Luc Belling*) | 194
 - 4.7 Tankstellen als Zwischenräume I: Praktiken und Narrative (*Sonja Kmec*) | 208
 - 4.8 Tankstellen als Zwischenräume II: Transfiguration (*Agnès Prüm*) | 223
 - 4.9 Schlussfolgerungen | 236
 - 4.10 Literatur | 238
- 5. Raum- und Identitätskonstruktionen durch alltagskulturelle Praktiken | 247**
- 5.1 Subjektivationen und Subjektivierungen | 247
 - 5.2 Alltagspraktiken nachhaltiger Ernährung aus der Perspektive von räumlichen Identifizierungen (*Rachel Reckinger*) | 257
 - 5.3 GenderRäume (*Julia Maria Zimmermann und Christel Baltes-Löhr*) | 270
 - 5.4 Identitätskonstruktionen und Regionalisierung am Beispiel des Totengedenkens im Treverergebiet (2./3. Jahrhundert n. Chr.): Familienidentitäten auf Grabmonumenten in Arlon (*Andrea Binsfeld*) | 282
 - 5.5 Arbeiterkolonien und ihre Bewohner/-innen: Raumkonstruktionen und kollektive Subjektkonstitution (*Laure Caregari*) | 296
 - 5.6 Periurbanes Luxemburg. Definition, Positionierung und diskursive Konstruktion suburbaner Räume an der Grenze zwischen Stadt und Land (*Markus Hesse*) | 310
 - 5.7 Das Erinnern an den Zweiten Weltkrieg in Luxemburg und den Grenzregionen seiner drei Nachbarstaaten (*Eva Maria Klos und Benno Sönke Schulz*) | 322
 - 5.8 Beyond Luxembourg. Raum- und Identitätskonstruktionen im Kontext grenzüberschreitender Wohnmigration (*Christian Wille, Gregor Schnuer und Elisabeth Boesen*) | 333
 - 5.9 Sprachliche Identifizierungen im luxemburgisch-deutschen Grenzraum (*Heinz Sieburg und Britta Weimann*) | 346

- 5.10 Schlussfolgerungen | 362
 - 5.11 Literatur | 364
- 6. »Luxemburg ist das Singapur des Westens« – ein Ausblick**
(Markus Hesse) | 379
 - 7. Interviewleitfaden** | 389
 - 8. Autor/-innenverzeichnis** | 393

1. Zur Untersuchung von Raum- und Identitätskonstruktionen in Grenzregionen

Christian Wille und Rachel Reckinger

In diesem Band werden Räume und Identitäten in Grenzregionen untersucht. Das so pointiert formulierte Programm beruht auf einer vielschichtigen Forschungskonzeption, die Ansätze der Raum- und Identitätsforschung miteinander verknüpft und verschiedene thematische Zugänge integriert. Den Ausgangspunkt bildet die Auffassung, dass Räume und Identitäten aus sozialen Praktiken hervorgehen. Entsprechende praxistheoretische Ansätze, die verkürzt auch als *Doing Space* oder *Doing Identity* wiedergegeben werden können, fokussieren auf den Aufführungs- bzw. Vollzugscharakter, was mit Konzepten wie ›Geographie-Machen‹, ›Ent-/Verräumlichung‹ oder ›Identitätsarbeit‹ und ›Identitätspolitik‹ anschaulich zum Ausdruck kommt. Diese auch hier eingenommene Perspektive bietet nicht nur vielfältige Anknüpfungspunkte für die an diesem Band beteiligten Disziplinen, sie wird auch geradezu herausgefordert bei der Untersuchung *von* und *in* Grenzregionen. Denn erst konstruktivistische und kontingenzorientierte Zugänge erlauben hier adäquate Zugriffe auf Raum- und Identitätskonstruktionen, schreiben sie sich in Grenzregionen – so die These – doch weniger in ›national-staatliche Ordnungen‹ oder in ›binäre Ordnungen‹ des Hier/Dort ein. Vielmehr ist für Grenzregionen von raum- und identitätsbezogenen ›Logiken der Unordnung‹ auszugehen, die sich in Ambivalenzen sowie in ›quer liegenden‹ Artikulationsformen äußern, die jeweils selbst als Grenzregionen oder Zwischenräume qualifiziert werden können, und die Praktiken bewirken, die auf die (Wieder-)Einsetzung von ›Ordnungen‹ abzielen. Diese und weitere Prozesse der Raum- und Identitätskonstruktion sind Gegenstand dieses Bandes, die über institutionelle, mediale und alltagskulturelle Praktiken in Grenzregionen rekonstruiert werden.

Mit diesem Themenaufriss ist bereits angedeutet, dass der Begriff der Grenzregion – und damit der Grenze – in diesem Band unterschiedliche Konkretisierungen erfährt. Zunächst in einem politisch-administrativen Sinn bilden Luxemburg und die angrenzenden Gebiete in Deutschland, Frankreich und Belgien den empirischen Untersuchungskontext der einzelnen Buchbeiträge. Daneben wird der Begriff in einem kategorialen Sinn verwendet, wenn (zumeist dichotom verfasste)

Ordnungskategorien eingesetzt oder in Frage gestellt werden. Schließlich werden mit dem Begriff ›Räume der Grenze‹ bzw. (kategoriale) Zwischenräume bezeichnet, die über dynamische Differenzverhandlungen hervorgebracht werden.

Für den Begriff der Grenzregion bzw. des Grenzraums¹ konstitutiv sind also Grenzen bzw. Differenzen, die nicht als fixe und unhinterfragte Setzungen, sondern als Ergebnisse kontingenter Praktiken verstanden werden. Analytisch unterschieden wird dabei zwischen drei miteinander verschränkten ›Praktiken der Grenze‹, über die sich Räume und Identitäten nicht nur materialisieren, sondern die diese auch mitgestalten: (1) die Einsetzung von Grenzen als Differenzierung bzw. Selbst-/Fremdregulativ zum Außen; (2) die Überschreitung von Grenzen als affirmativer und/oder subversiver Akt mit Transformationspotential und (3) die Ausdehnung von Grenzen als ein ›Dazwischen‹ vielfältiger Relationen und Schnittmengen (vgl. Abschnitt 2.1). Dieses Auffächern von ›Praktiken der Grenze‹ hilft die für Raum- und Identitätskonstruktionen konstitutiven Prozesse der Grenz- bzw. Differenzverhandlung analytisch in den Blick zu nehmen. Dabei geht es in den Fallstudien in diesem Band um praktische Relationierungen bzw. Topologien sowie um die auf die physisch-materielle Welt bezogenen Sinnzuschreibungen, die wiederum Aufschluss geben über Identitätskonstruktionen. Denn während Unterscheidungen, Relationen, das ›Sprechen‹ von einem Hier/Dort (raumbezogene) Differenzsetzungen anzeigen, geben sie gleichermaßen Auskunft über (Selbst-)Positionierungen und damit über Identitäten.

Diese Annäherung an Raum- und Identitätskonstruktionen – ausgehend und entlang von Grenzeinsetzungen, -überschreitungen und -ausdehnungen – wird in diesem Band konzeptionell weiter ausdifferenziert, so dass zunächst zwischen zwei Untersuchungsperspektiven unterschieden werden kann: Mit Blick auf Raumkonstruktionen geht es um institutionell-mediale Semantisierungen und performative Techniken der Zuweisung und Repräsentation, ebenso wie um alltägliche Geographien als topologische Strukturen und symbolische Verräumlichungen auf Subjektebene (vgl. Abschnitt 2.2). Analog dazu werden Identitätskonstruktionen als Identifikationen und Identifizierungen untersucht, womit einerseits Zuschreibungsprozesse durch bestimmte Instanzen und andererseits alltagskulturelle Aneignungsprozesse (von Zuschreibungen) ins Blickfeld geraten (vgl. Abschnitt 2.3). Beide Untersuchungsperspektiven – die der zugeschriebenen bzw. angeeigneten Räume und Identitäten – bleiben jedoch nicht unverbunden, sondern weiter werden ihre empirischen Verschneidungen und Verknüpfungen in grenzüberschreitenden Bezügen aufgedeckt. Dafür wird v.a. an den Foucaultschen Gouvernementalitätsbegriff angeknüpft – ein Konzept, das sowohl für die Konstruiertheit sozialer Wirklichkeit, für raum- und identitätstheoretische Fra-

1 | Die synonyme Begriffsverwendung von ›Grenzregion‹ und ›Grenzraum‹ in diesem Band ist auf die unterschiedlichen Untersuchungsebenen zurückzuführen und an den Ansatz der »Sozialgeographie alltäglicher Regionalisierungen« (Werlen 1997) rückzubinden (vgl. Abschnitt 2.2).

gestellungen als auch für das Zusammenwirken unterschiedlicher Aspekte und Ebenen des Sozialen sensibel ist (vgl. Abschnitt 2.3).

Diese drei skizzierten Untersuchungsperspektiven werden in diesem Band im Rahmen von drei Forschungsschwerpunkten bearbeitet. Diese umfassen (1) eine machtkritische Perspektive auf Räume und Identitäten, die sich besonders Politiken und Normierungen zuwendet, die in Konstruktionsprozessen wirksam und verhandelt werden; (2) eine an Medien orientierte Perspektive auf Räume und Identitäten, die Medien als Konstrukteure und Projektionsflächen sowie selbst als (Verhandlungs-)Räume versteht und (3) eine subjektzentrierte Perspektive, die das Hervorbringen von Raum- und Identitätskonstruktionen im Zuge alltagskultureller Praktiken untersucht. Die innerhalb der Forschungsschwerpunkte eingenommenen Perspektiven auf Räume und Identitäten ergänzen einander und werden in den Kapiteln 3, 4 und 5 sowohl theoretisch-konzeptionell als auch empirisch über verschiedene Fallstudien entwickelt.

Zur Entstehung dieses Bands

Der vorliegende Band ist im Rahmen eines Forschungsprojekts an der Universität Luxemburg entstanden. Das von der Universität geförderte Projekt mit dem Titel IDENT2 – *Regionalisierungen als Identitätskonstruktionen in Grenzräumen*² (2011-2014) hatte nicht nur ein vielschichtiges Thema zum Gegenstand, ebenso waren daran zahlreiche Wissenschaftler/-innen der Forschungseinheit IPSE – *Identités, Politiques, Sociétés, Espaces* beteiligt, d.h. ca. 30 Kolleg/-innen der acht Mitglieds-institute³. Der disziplinenübergreifende Forschungszusammenhang wurde im Anschluss an das Vorgängerprojekt IDENT – *Soziokulturelle Identitäten und Identitätspolitiken in Luxemburg*⁴ (2007-2010) (vgl. IPSE 2010; IPSE 2011a; IPSE 2011b) konzipiert, in dem bereits Identitätskonstruktionen im Zentrum standen. Die dort erzielten Ergebnisse wurden nicht nur fortgeschrieben, sondern im vorliegenden Band spürbar weiterentwickelt. Dies zeigt sich in der erweiterten Fragestellung nach Raumkonstruktion und nach den Besonderheiten grenzüberschreitender Untersuchungskontexte; ebenso wie auf konzeptioneller und struktureller Ebene eine Entwicklung auszumachen ist, was die komplexe Forschungskonzeption und gesteigerte Zusammenarbeit der beteiligten Disziplinen deutlich machen.

2 | Leitung: Prof. Dr. Sonja Kmec und Prof. Dr. Markus Hesse; Koordination: Dr. Rachel Reckinger und Dr. Christian Wille.

3 | Dazu zählen das Institut für Geschlechterforschung, Diversität und Migration, Institut für Geographie und Raumplanung, Institut für Philosophie, Institut für Geschichte, Institut für deutsche Sprache, Literatur und für Interkulturalität, Institut für Romanistik, Medien- und Kunswissenschaften, Institut für luxemburgische Sprache und Literaturen und das Institut für Politikwissenschaft.

4 | Leitung: Prof. Dr. Christian Schulz; Koordination: Dr. Rachel Reckinger und Dr. Christian Wille.

	AG Politiken	AG Medien	AG Subjekte
Anzahl der Mitglieder	6	12	13
Anzahl der beteiligten IPSE-Institute	4	6	5

Tabelle 1: Zusammensetzung der inhaltlichen Arbeitsgruppen im Projekt IDENT2 – Regionalisierungen als Identitätskonstruktionen in Grenzräumen

Die Arbeiten zu diesem Band wurden von den beteiligten Wissenschaftler/-innen im Rahmen von thematischen und begleitenden Arbeitsgruppen realisiert. Dabei behandelten die *thematischen Arbeitsgruppen* jeweils einen der drei Forschungsschwerpunkte, die sie in theoretisch-konzeptioneller und empirischer Hinsicht an der übergreifenden Forschungskonzeption des Projekts ausrichteten. Die Ergebnisse der Zusammenarbeit sind, wie die Kapitel 3, 4 und 5 zeigen, trotz der jeweils individuell bearbeiteten Fallstudien das Resultat regelmäßigen Austauschs und enger Abstimmung. Die inhaltliche Projektarbeit wurde von drei *begleitenden Arbeitsgruppen* flankiert, die sich auf theoretische Fragen, auf methodische Aspekte und auf die Zusammenarbeit der beteiligten Disziplinen konzentrierten. Die hier geleisteten Arbeiten waren, wie in Kapitel 2 deutlich wird, für die übergreifende Forschungskonzeption und für die Zusammenarbeit der beteiligten Wissenschaftler/-innen von Bedeutung. Der erforderliche Austausch zwischen den inhaltlichen und begleitenden Arbeitsgruppen wurde über die Kolleg/-innen und die Projektkoordination sichergestellt, die in beiden Typen von Arbeitsgruppen vertreten waren.

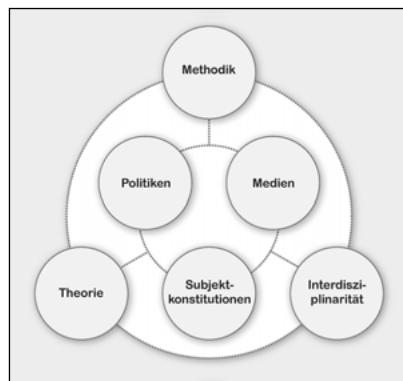


Abbildung 1: Inhaltliche und begleitende Arbeitsgruppen im Projekt IDENT2 – Regionalisierungen als Identitätskonstruktionen in Grenzräumen (Entwurf: Christian Wille, Umsetzung: Gilles Caspar und Malte Helfer)

Abschließend gilt unser Dank allen Personen, ohne die das Projekt IDENT2 – *Regionalisierungen als Identitätskonstruktionen in Grenzräumen* nicht möglich gewesen wäre bzw. die es mitgetragen und damit diesen Band unterstützt haben. Dazu zählen die 3.300 Einwohner/-innen Luxemburgs und der angrenzenden Gebiete, die an der quantitativen und qualitativen Befragung teilgenommen haben, und alle, die uns mit Rat und Tat begleitet haben, insbesondere Gilles Caspar, Tilo Felgenhauer, Georg Glasze, Rouven Hehlert, Peggy Jacobs, Fem Alina Kaup, Bertrand Lévy, Guy di Méo, Birgit Neumann, Peter Schmitt-Egner, Verena Schreiber, Benno Werlen, Ruth Zimmerling, Sabine Zinn-Thomas und viele andere, die nicht namentlich genannt werden. Der Universität Luxemburg danken wir für die großzügige finanzielle Förderung des disziplinenübergreifenden Forschungsprojekts. Nicht zuletzt möchten wir uns bedanken beim *transcript Verlag* für die professionelle Zusammenarbeit, ebenso wie bei dem Übersetzer und Lektor Matthias Müller, der aus einem mehrsprachigen⁵ und von verschiedenen disziplinären sowie akademischen Traditionen geprägten Buchmanuskript eine deutsche und englische Fassung angefertigt hat.

Literatur

- IPSE (2010) (Hg.): Doing Identity in Luxembourg. Subjektive Aneignungen – institutionelle Zuschreibungen – sozio-kulturelle Milieus. Bielefeld: transcript.
- IPSE (2011a) (Hg.): Doing Identity in Luxembourg. Subjective Appropriations – Institutional Attributions – Socio-Cultural Milieus. Bielefeld: transcript.
- IPSE (2011b) (Hg.): Construire des identités au Luxembourg. Appropriations subjectives – Projections institutionnelles – Milieux socio-culturels. Paris: Berg international.
- Werlen, Benno (1997): Sozialgeographie alltäglicher Regionalisierungen. Band 2: Globalisierung, Region und Regionalisierung. Stuttgart: Franz Steiner.

⁵ | Die Buchbeiträge konnten von den beteiligen Wissenschaftler/-innen auf Deutsch, Französisch oder Englisch verfasst werden.

2. Theoretische und methodische Annäherungen an Grenzen, Räume und Identitäten

Wilhelm Amann, Christel Baltes-Löhr, Brigitte Batyko, Elisabeth Boesen, Till Dembeck, Martin Doll, Fabian Faller, Sylvie Freyermuth, Johanna M. Gelberg, Frank Hofmann, Markus Hesse, Sonja Kmec, Elena Kreutzer, Heike Mauer, Agnès Prüm, Rachel Reckinger, Gregor Schnuer, Gianna Thommes, Lucie Waltzer, Christian Wille

2.1 EINSETZUNG, ÜBERSCHREITUNG UND AUSDEHNUNG VON GRENZEN

Martin Doll und Johanna M. Gelberg

Der abstrakte Begriff der ›Grenze‹ lässt zunächst an eine Linie denken, die mindestens zwei Bereiche voneinander trennt und damit eine Unterscheidung einführt. Ebenso kann dem Begriff ein gewisser zonaler Charakter anhaften, wie schon der Blick in etymologische Untersuchungen zeigt (vgl. z.B. Böckler 2007; Eigmüller 2007; Lask 2002). Die Grenze erscheint dann nicht nur als Linie, sondern wird als (Schwellen-)Raum erfahrbar und ermöglicht so vielfältige Interaktionen. Eine Grenze kann ferner auf unterschiedlichen Ebenen konkretisiert werden: als territoriale Grenze, die etwa von Schlagbäumen und Zollkontrollen markiert wird, als soziale Grenze, die z.B. durch Statussymbole oder Konsumverhalten ausgedrückt werden kann, oder auch als ästhetische Grenze, die sich paratextuell oder museal inszenieren lässt. Je nach Konkretisierung bieten sich unterschiedliche Anknüpfungspunkte für verschiedene wissenschaftliche Disziplinen: Nicht nur für Geographie und Sozialwissenschaften, sondern auch für kultur- und geschichtswissenschaftliche Untersuchungen ist die Grenze zentral (vgl. Faber/Naumann 1995; Lamping 2001; Audehm/Velten 2007; Roll/Pohle/Myrczek 2010). Die Grenze ist also *per se* ein Konzept, das über Disziplingrenzen hinweg Verwendung findet. Ein eindrückliches Beispiel dafür sind die *Border Studies*, die sich als interdisziplinäres Arbeitsfeld verstehen und (immer) weniger nach der Beschaffenheit von räumlichen oder sozialen Grenzen fragen, sondern vielmehr nach den sozialen, politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Pro-

zessen, die – wie auch immer geartete – Grenzen in Frage stellen, verschieben oder einsetzen (vgl. Walter-Wastl 2011). Diese sozialkonstruktivistische und an der sozialen Praxis interessierte Perspektive des *Bordering* hat sich spätestens seit den 1990er Jahren in den Sozial- und Kulturwissenschaften etabliert (vgl. z.B. Albert/Brock 1996; Newman 2001; Houtum/Naerssen 2002).

Der interdisziplinäre Zugriff auf das Konzept ›Grenze‹ fächert dieses zugleich auf. Es existieren nicht nur unterschiedliche Konkretisierungsebenen der Grenze, auch die jeweiligen Eigenschaften der Grenze und die an der Grenze auftretenden dynamischen Prozesse sind divergent. In den Studien in diesem Band wird generell eine praxeologische Perspektive auf diese Dynamiken eingenommen. Im Vordergrund stehen die an der Grenze und in der Grenzregion vollzogenen ›sozialen Praktiken‹, also »[...] know how abhängige und von einem praktischen ›Verstehen‹ zusammengehaltene Verhaltensroutinen«, die im weitesten Sinne als materiell zu fassen sind und die Grenze, Raum und Identität mitgestalten (Reckwitz 2003: 289).

Dieser Abschnitt bietet einen Überblick über verschiedene Grenzkonzepte. In den Untersuchungen in diesem Band, die auf geographischer Ebene weitgehend Luxemburg und die angrenzenden Gebiete zum Gegenstand haben, werden unterschiedliche Grenztypen untersucht, die allerdings nicht einfach mit nationalstaatlichen Grenzziehungen in eins zu setzen sind. Zudem lädt der abstrahierende Überblick über verschiedene Grenzkonzepte explizit dazu ein, diese auf weitere Konkretisierungen der Grenze anzuwenden, etwa im medialen Bereich. In Anlehnung an den Überblick zur Theoriegeschichte der Grenze von Benjamin Bühler stehen die folgenden drei Unterscheidungen strukturierend im Vordergrund: das »Einsetzen der Grenze«, das »Überschreiten der Grenze« und die Ausdehnung der Grenze zu einem »unmarkierte[n] Bereich des Dazwischen« (Bühler 2012: 34).

2.1.1 Einsetzen der Grenze

Grenzen sind keine gegebenen, natürlichen Tatsachen. Im Gegenteil: Sie werden gesetzt – und werden immer wieder neu gesetzt. Wenn durch die Schaffung eines sogenannten ›europäischen Raumes‹ der Eindruck entsteht, als würden immer schon vorgefundene, stabile Grenzen überwunden, so zeigt schon ein flüchtiger Blick in die Geschichte, dass strikte Grenzziehungen ihrerseits erst das Ergebnis bestimmter historischer Entwicklungen sind – z.B. der Herausbildung von Nationalstaaten. In diachroner Perspektive betrachtet belegt historisches Kartensmaterial zudem die zeitliche Variabilität der Grenzen.

Neben der Einsicht in die Veränderlichkeit von Grenzen führt der historische Blick zu einer zweiten wesentlichen Erkenntnis: zur Aufdeckung der Materialität der Grenzlinie als Fiktion. Dass die Grenze nur auf dem Reißbrett die Form einer idealen Linie annehmen kann, erscheint einsichtig. Bis Ende des 18. Jahrhunderts waren Grenzen tendenziell »als Saum konzipiert, als ein breiter Streifen, der als

Kontaktraum und Übergangszone fungierte, wobei es dabei häufig zu Streitigkeiten und Verschiebungen dieser Randgebiete kam« (Kaufmann/Bröckling/Horn 2002: 12). Dieser zonale Charakter der Grenze zeigt sich auch an dem seit dem 15. Jahrhundert etablierten Passwesen, das die Kontrolle der Reisenden an den Grenzsäumen ermöglichte; diese Kontrollen fanden aber nicht an einer exakten Grenzlinie statt, sondern bevorzugt im Landesinnern (vgl. ebd.: 14). Im Verlauf der Ausbildung moderner Nationalstaaten etablierte sich zunehmend die Vorstellung der Grenze als gedachte Linie, ohne dass diese ihren zonalen Saum-Charakter vollständig verloren hätte. Die Einsetzung der Grenze (als Linie) findet hier zunächst als herrschaftliche Geste statt.

Komplementär dazu findet auch eine Grenzsetzung als Grenzumsetzung, in einer *bottom-up*-Richtung, statt. Durch soziale Praktiken werden Grenzen bestätigt oder verschoben. Das Handeln an einer territorialen Grenze resultiert in der praktischen Etablierung eines bestimmten Raumes. Hans Medick resümiert:

»Grenzen prägen die Struktur und Dynamik der Gesellschaften, deren Rand sie bilden. Die Grenze eröffnet den in ihrer Nähe lebenden Individuen und Gemeinschaften Handlungsspielräume; sie bedingt aber als ein in besonderer Weise herrschaftlich kontrollierter Raum auch besondere Verhaltensweisen« (Medick 1995: 223).

An der Grenze bieten sich also (politisch wirksame) Handlungsspielräume sowohl auf Seiten der Regierten als auch auf Seiten der Regierenden. Ganz im Sinne des Gouvernementalitätskonzepts von Michel Foucault (vgl. Abschnitt 2.3, 3.1 und 5.1) begegnen sich an der Grenze politische Regierung und Selbsttechnologien; das Ergebnis der Begegnung dieser Kräfte ist das stetig wiederholte Einsetzen von Grenzen.

Der Kern der Einsetzung von Grenzen ist ihre Unterscheidungskraft. Jede Grenzziehung ist ein Akt der Differenzierung, womit die Konstitution von Bedeutung einhergeht, so wie jede Definition auf dem Prinzip der Abgrenzung basiert. Die Grenze unterscheidet, kategorisiert und hierarchisiert bzw. setzt die unterschiedenen Einheiten in Beziehung zueinander (vgl. Audehm/Velten 2007: 18). Das Einsetzen von Grenzen ist demnach zentral für die Etablierung symbolischer und sozialer Ordnungen. Durch Grenzen werden Einheiten sowohl als vermeintlich homogene Einheiten festgelegt als auch zu anderen Einheiten in Beziehung gesetzt (vgl. Kaufmann/Bröckling/Horn 2002: 16). Im Sinne Pierre Bourdieus kann ein gesellschaftliches Feld durch Differenzierungen strukturiert werden; die »feinen Unterschiede« zeigen sich dann als »Linien sozialer Distinktion ohne eigene Ausdehnung« (Parr 2008: 29) und ermöglichen die Verortung des Subjekts im gesellschaftlichen Feld. Der Akt der Einsetzung von Grenzen und der Differenzierung ist ebenso elementar im Kontext von identitätsstiftenden Subjektkonstitutionen (vgl. Kapitel 5).

In Anlehnung an Jacques Derrida können Differenzierungen, und damit Grenzziehungen, auch semiologisch betrachtet werden. Bedeutungen und also

durch Grenzen erzeugte Beziehungen müssen dann als nicht eindeutig und dauerhaft festgelegt, sondern vielmehr als ambivalent beschrieben werden. Im Gegensatz zu Bourdieu etablieren (sprachliche) Differenzierungen für Derrida eben keine unumstößlichen sozialen Distinktionen¹, sondern eröffnen einen performativen Bereich, in dem fortwährend Unterscheidungsprozesse stattfinden und Bedeutungsverschiebungen ermöglicht werden. Kathrin Audehm und Hans Rudolf Velten übertragen diese Überlegungen auf soziale und kulturelle Zusammenhänge und resümieren, »dass Differenzen als Ergebnisse diskursiver und sozialer Prozesse zu verstehen sind, die einen performativen Spielraum besitzen, und nicht als hierarchische Essensen, aus deren feststehenden Strukturen Grenzziehungen emergieren« (Audehm/Velten 2007: 24). Bedeutungsstiftende Differenzierungen oder Distinktionen sind also *per se* performative Akte, die Ambivalenzen ermöglichen; beide Aspekte fallen im dynamischen Prozess des Einsetzens der Grenze zusammen.

Das Einsetzen der Grenze definiert letztlich immer eine Situation, die gewissen Organisationsprinzipien unterliegt: Die Grenze lässt sich mit Erving Goffman auch als situativer »Rahmen« (Goffman 1980: 19) auffassen. Die so etablierten Situationen, ob als kulturelle Ereignisse, sozio-kulturelle Verhaltensmuster oder historische Begebenheiten, folgen dabei bestimmten Regularien. Dabei wird nicht nur die jeweilige Situation von innen bestimmt, sondern insbesondere wird auch das Verhältnis zum abgegrenzten Außen reguliert. Goffman weist deutlich auf die große Bedeutung des Wechselspiels zwischen den durch die Differenzierung aufgebauten Räumen des Innen und Außen hin. Die Überschreitung der Grenze als Rahmen stabilisiert diese, indem sie sie zugleich reproduziert. Goffmans Rahmen-Analyse stellt demnach implizit den performativen Aspekt der Grenzsetzung in den Vordergrund und weist zugleich auf das elementare Wechselspiel von Grenze und Überschreitung hin.

2.1.2 Überschreiten der Grenze

Jede Grenze impliziert ihre eigene Überwindung. Als Prozess ist die Grenzsetzung auf Bestätigung und Reproduktion angewiesen. Reproduziert werden kann die Grenze nur im Anschluss an eine vorübergehende Infragestellung, ihre Überschreitung. Nach Goffman unterliegen diese Überschreitungen jedoch bestimmten, durch die Grenzziehung selbst festgelegten Regeln. Diese Überschreitungsregeln heben die Grenze aber nicht auf, sondern bestätigen sie. Diese regulierte Form des Überschreitens der Grenze ist strukturell affirmativ.

Neben der regulierten Überschreitung gibt es auch die ungeplante Grenzüberschreitung, die Grenzverletzung. Diese nicht regulierte Form der Überschreitung ist strukturell subversiv. Statt einer affirmativen Reproduktion der Grenze wird

1 | Diese Kritik wird von neuerer, an Bourdieu angelehnter Forschung geteilt (vgl. z.B. Warde 2005; Warde/Martens/Olsen 1999).

hier eine Transformation der Grenze forciert. Das Wechselspiel von Grenze und Überschreitung, ob affirmativ oder subversiv, wird somit vielschichtiger und zeigt deutlich, dass Setzung und Überschreitung der Grenze einander bedingen.²

In ihrer Untersuchung zu Grenzgänger/-innenfiguren stellen Kaufmann et al. fest, dass Grenzen »nur *in actu* [existieren], als technische Vorrichtungen und soziale Arrangements des Aus- und Einschließens wie des Öffnens« (Kaufmann/Bröckling/Horn 2002: 7). Jede Grenzsetzung bedarf eines bestimmten Grenzregimes, das ihre Überschreitung kontrolliert bzw. limitiert bzw. das darüber entscheidet, wer befugt ist, Grenzen zu überschreiten oder nicht. Gerade vor diesem Hintergrund werden auch an der – immer mit bestimmten identitären Ein- und Ausschlüssen verbundenen – Unterscheidung zwischen dem erlaubten, wenn nicht sogar erwünschten Grenzgängertum und der illegitimen Grenzverletzung³ bestimmte Machtstrukturen und Grenzregime, v.a. an den EU-Außengrenzen, sichtbar: »Grenzen produzieren nicht nur Staatsbürger und Ausländer«, schreiben die Herausgeber/-innen, »sondern auch Grenzverletzer« (ebd.: 7). Dabei kann durch die Überschreitung die Grenze unterlaufen oder schlicht ignoriert werden; die Macht der linearen Markierung der Grenze, der Mechanismus des Ausschlusses, wird in jedem Fall in Frage gestellt. Allerdings ist die Infragestellung der Grenze durch ihre Überschreitung nicht mit der Aufhebung der Grenze gleichzusetzen. Überschreitungen können Grenzen geradezu stabilisieren. Die Verletzung einer Grenze im Sinne eines unerlaubten Grenzübertritts kann in einer verschärften Regulierung der Grenze resultieren. Bspw. verschaffen sich so genannte *white hat hacker* Zugang zu Computerdaten, um Sicherheitslücken aufzuzeigen, die dann behoben werden können. Kaufmann et al. schließen folgerichtig: »Überschreitung führt so nicht nur zur Perforation, sondern auch zur immer perfekteren Absicherung von Grenzen« (ebd.: 10).

Sowohl Goffman als auch Kaufmann et al. verweisen auf die enorme Bedeutung der Überschreitung als essentielle Grenzdynamik. Ob potenziell affirmativ oder subversiv, der Überschreitung ist eine grundlegende Konsequenzialität inhärent (vgl. Audehm/Velten 2007: 26ff.); die Einheit von Grenze und Überschreitung besitzt somit das Potential zur – wie auch immer gearteten – Transformation.

Die elementare wechselseitige Abhängigkeit von Grenze und Überschreitung hebt besonders Michel Foucault prägnant hervor: »Die Grenze und die Überschreitung verdanken einander die Dichte ihres Seins: Eine Grenze, die absolut nicht überquert werden könnte, wäre inexistent; umgekehrt wäre eine Über-

2 | Hier sei auf die Untersuchung von Dieter Lamping verwiesen: »Insofern ist die Grenze nicht nur der Ort der Unterscheidung und der Abgrenzung, sondern auch der Ort des Übergangs, der Annäherung und der Mischung. Sie ist Anfang und Ende zugleich, und daraus erwächst ihre besondere Dialektik [...]« (Lamping 2001: 13).

3 | Audehm und Velten warnen daher davor, das Grenzgängertum »in jedem Fall mit Transgression gleichzusetzen« (Audehm/Velten 2007: 26).

schreitung, die nur eine scheinbare oder schattenhafte Grenze durchbrechen würde, nichtig« (Foucault 2001: 325). Die Überschreitung der Grenze ist demnach nicht ihre Aufhebung oder die Infragestellung ihrer Gültigkeit, sondern der grundlegende Modus zur Erfahrung der Grenze und ihres transformativen Potentials. Erst in der Überschreitung wird die Grenze (be-)greifbar. Wenn Foucault in diesem Zusammenhang vom ›Raum der Überschreitung‹ spricht und die Überschreitung auch als ›Übergang‹ (*passage*), als ›Verlauf‹ charakterisiert, so wird die Grenze selbst verräumlicht, d.h. in ihrer Ausdehnung, als ›Dazwischen‐erfahrbar (vgl. ebd.: 324). In einer vielzitierten Stelle aus den ersten Notizen des Passagenwerks bezeichnet Walter Benjamin solche »Zone[n] des Übergangs« als Schwellen (Benjamin 1991: 1025).⁴ Diese ausgedehnten Grenzonen sind in diesem Band von besonderem Interesse. Sie bieten als in mehrfacher Beziehung wirksame Phänomene die Möglichkeit, Raum, Region und Identität im Kontext der Grenze multiperspektivisch zu reflektieren.

2.1.3 Ausdehnung der Grenze

Grenzen als Schwellen betrachtet, also nicht als Linien, sondern als Bereiche mit einer eigenen Ausdehnung, eröffnen ein breites Spektrum an analytischen Ansatzpunkten. Vergegenwärtigt man sich vor diesem Hintergrund noch einmal, dass es wesentlich zu Grenzen gehört, Unterscheidungen zu treffen, also mindestens zwei Bereiche voneinander zu trennen, so lässt sich mit dem Begriff der Schwelle in besonderer Weise danach fragen, wie die durch sie zugleich verbundenen und unterschiedenen Einheiten zueinander in Beziehung stehen. Auf diese Frage haben Theoretiker/-innen aus den verschiedenen Disziplinen unterschiedliche Antworten gefunden. Denn bei Schwellenräumen handelt es sich um multidimensionale Gebilde, die sich je nach Blickwinkel anders darstellen. So lässt sich fragen, wie eine Schwelle die Eigenschaften der Bereiche, zwischen denen sie situiert ist, im doppelten Wortsinne teilt: D.h. ob sie erstens ein zusätzliches eigenständiges Element bildet; ob sich zweitens durch Überlagerungen Schnittmengen zwischen den genannten Bereichen oder Teilmengen ergeben; oder ob sie drittens buchstäblich einen Zwischenzustand darstellt und dabei als unscharfe Umrandung und durch eine nuancierte Überblendung verschiedener Bereiche generell undeutlich werden lässt, wo ein Bereich endet und der nächste beginnt.⁵

4 | Obwohl Benjamin, ohne weitere Begründung, darauf insistiert, »Schwelle und Grenze [...] schärfstens zu unterscheiden« (Benjamin 1991: 1025), soll im Folgenden die Grenze als Schwelle betrachtet werden. Vgl. zu einer prägnanten Zusammenfassung der polyvalenten Verwendung des Bilds der ›Schwelle‹ durch Benjamin den Beitrag von Rolf Parr (2008).

5 | Aus der Perspektive der Geographie gibt es von Jacques Lévy einen dem hier entwickelten Ansatz ähnlichen Versuch, der Voraussetzung eines newtonschen Container-Raums mit dem Denken in Konfigurationen zu begegnen, und zwar über das Konzept der Zwischen-

Betrachtet man ›Schwelle‹ im erstgenannten Sinne, bildet sie einen klar abgegrenzten Bereich des ›Dazwischen‹ mit einer eigenen Qualität. Dann lässt sie sich als Ort der Passage begreifen, die notwendig zwei aneinander grenzende separate Bereiche verbindet und zwischen ihnen vermittelt, so wie man z. B. eine Türschwelle betreten kann (vgl. Audehm/Velten 2007: 14).⁶ Versteht man sie räumlich, gibt es ein Davor und ein Dahinter, ein Außen und ein Innen, versteht man sie zeitlich, gibt es ein Davor und ein Danach.

Victor Turner hat Schwellen im Anschluss an Arnold van Genneps Überlegungen zu Übergangsriten (*rites de passage*)⁷ zum einen in einen prozesshaften und praxeologischen Zusammenhang gestellt und zum anderen mit bestimmten Strukturmerkmalen in Beziehung gesetzt: Van Gennep stellt an den Übergangsriten, die einschneidende Übergänge begleiten – z. B. in der mit einem sozialen Statuswechsel verbundenen Entwicklung von Individuen innerhalb einer Gesellschaft – drei Phasen fest, nämlich *separation*, *transition* und *incorporation*. Die mittlere Phase, auch mit dem lateinischen Wort für Schwelle, *limen* bezeichnet, ist als Transformationsphase – als Phase der *antistructure*, der Ambiguität, des Verwischens, des Nivellierens von Unterschieden – zu verstehen, weil sich, während man sie durchläuft, bestimmte sozial gültige Strukturen verflüssigen und dadurch Neustrukturierungen möglich werden (vgl. Turner 1982). Der (zeitliche) Statuswechsel geht dabei nicht selten mit einem (räumlichen) Übergang einher, sei es das Überschreiten einer Türschwelle zu einem Tempel, eine lange Pilgerreise oder ein Umzug in eine andere Wohnung, ein anderes Gebiet (vgl. ebd.: 24f. und 27f.).

Kehrt man in diesem Zusammenhang noch einmal zur Frage zurück, wie sich die Schwelle auf die Eigenschaften des Davor und Danach bezieht, so müsste man davon sprechen, dass die Transformationsphase, auf der Ebene der Strukturen gedacht, nicht alle Struktureigenschaften des Davor übernimmt, sondern nur einige Elemente mit den Vorgängerstrukturen gemeinsam hat: Liminalität besteht somit wesentlich darin, innerhalb dieser ungeordneten *antistructure* – in diesem Dazwischen (*betwixt-and-between*) als Weder-noch – die Möglichkeit zu eröffnen, den vorhandenen, gewohnten Elementen der Kultur sowohl neue hinzuzufügen als auch diese frei und spielerisch neu und ungewöhnlich zu kombinie-

räumlichkeit (*interspatialité*). Lévy fasst darunter drei Arten: Schnittstelle (*interface*), Ko-räumlichkeit (*cospatialité*) und räumliche Kammerung (*emboîtement*) (vgl. Lévy 2003d und Kapitel 4.1).

6 | In Anlehnung an Erika Fischer-Lichte betonen die Autoren, dass im Gegensatz zu Grenzen, die ihre Überschreitung zu verhindern suchen, Schwellen in der Funktion, regelrecht zum Durchgang einzuladen, das subversive Potential der Überschreitung verlieren (vgl. Audehm/Velten: 2007: 15).

7 | Auch Benjamin beginnt seine Überlegungen zu den Schwellenerfahrungen mit van Genneps *Rites de passage* (vgl. Benjamin 1991: 617).

ren.⁸ In dieser Art Niemandsland der Unbestimmtheit setzt eine Gesellschaft das kreative Potential frei, nicht nur zu ihrer analytischen (kritischen) Selbstreflexion, sondern auch zur ihrer Innovation. So betrachtet erscheint die *antistructure* als *protostructure* (vgl. ebd.: 32 und 42).

Im Unterschied zu diesem Modell, das zwar zyklisch wiederkehrende Vorgänge vorsieht, diese aber unidirektional versteht, werden Schwellen von anderen Theoretiker/-innen als Zonen wechselseitiger Überschneidung konzipiert. Dadurch ergeben sich wiederum zwei Vorstellungsmuster, die man analytisch voneinander unterscheiden kann: nämlich, wie oben bereits an zweiter bzw. dritter Stelle erwähnt, ein Übereinanderlegen und ein Ineinanderblenden. Ersteres evoziert eher das Bild einer Schnittmenge, also einer Mehrfachzugehörigkeit der beteiligten Elemente, letzteres eher das Bild ihrer Mischung und Kreuzung, verbunden mit Unbestimmtheit.

Diese beiden Modi werden z.B. durch das Konzept der *overlaps* und *fuzzy sets* stark gemacht, um das Denken in Binäroppositionen, in Entweder-oder-Logiken zu überwinden. Vilém Flusser hat mit diesen Begriffen die Grenze als stabile Demarkationslinie infrage gestellt und sie – auch wenn er den Begriff der Schwelle nicht benutzt – in ihrer Ausdehnung als Grenzgebiet gefasst. Dadurch wird, wie Rainer Guldin herausgearbeitet hat, nicht der trennende Aspekt, sondern die »Beziehungs- und Verbindungsdimension von Grenzen« (Guldin 2011: 45) in den Vordergrund gerückt: Grenzen sind, Flusser zufolge, als Gebiete zu verstehen, in denen Regionen in einem bestimmten Verhältnis zueinander stehen (vgl. Flusser 2009: 244). Im Falle des *overlap* überschneiden sie einander, bilden »graue Zonen, in denen sich Felder überdecken« (Flusser 1996: 62), wie Flusser bezeichnenderweise am Beispiel Luxemburgs erläutert:

»Ganz Luxemburg ist eine Frage von Grenzen. Es ist wahr, daß es eine bestimmte luxemburgische Sprache gibt, aber in Wirklichkeit wird in diesem Grenzgebiet zur selben Zeit Französisch und Deutsch gesprochen. Man spricht dort von Regionen, in denen Kulturen aufeinanderliegen« (ebd.: 93).

Im Fall des *fuzzy set* wiederum »dringt eine der Regionen tiefgreifend ins Zentrum der andern ein und umgekehrt« (ebd.). In diesem Fall geht es insbesondere darum, Differenzen nicht grundsätzlich zu negieren, sondern sie in ein multidimensionales Feld komplexer Relationen zu stellen. Denn nur, weil die Bereiche auch unterscheidbar bleiben, können sie in den Grenzgebieten miteinander interagieren, sich kreuzen, ineinander greifen: Flusser betont entsprechend, dass die Bereiche »nicht ineinander verschwimmen, auch nicht einander überdecken, sondern daß diese zu *fuzzy sets* werden« (ebd.: 246). Dieses Denken in »unscharfen Mengen« erlaubt es, graduelle Zugehörigkeiten zu analysieren, also nachzu-

8 | Im Original heißt es: »Free or ‚ludic‘ recombination in any and every possible pattern« (Turner 1982: 28).

weisen, dass ein Element sowohl mehreren, inkongruenten Bereichen zugeordnet ist, als auch, dass dies in unterschiedlichen, nicht scharf umrissenen Zugehörigkeitsgraden (»ein bisschen«, »stark« usw.) geschieht (Guldin 2011: 40f.).

An diese *fuzzy logic* schließen indirekt auch neuere Überlegungen aus den Planungswissenschaften an, und zwar im Sprechen von *fuzzy boundaries* und *soft spaces*. Damit wird ein neues kleinteiligeres Planungsdenken in der Regionalentwicklung möglich, die so nicht mehr nur im Rahmen bestehender strikter politischer Verwaltungsgrenzen operiert. Vielmehr können auch ›weiche‹, funktional gedachte und mitunter untereinander abweichende Planungsgebiete berücksichtigt werden. Regionalplanung wird somit zum Wechselspiel verschiedener, sich überschneidender und miteinander interagierender Ebenen: Im Planungsprozess werden z. B. Fragen der vorgefundenen Geographie, des Transports und der Infrastruktur, des Immobilienmarkts, der Gesundheit und der Bildung miteinander ins Verhältnis gesetzt und gewichtet. Dadurch können Überlagerungen verschiedener Grenztypen sichtbar gemacht werden, wie z.B., dass bestimmte territoriale und soziokulturelle Grenzziehungen nicht zwingend kongruent sein müssen bzw. nicht – wie dies von Ansätzen, die den Raum als Container denken, meist analytisch privilegiert wird – schablonenhaft aufeinander abgebildet werden. Dieses Interesse an neuen, multiplen Planungsfaktoren führt auch zu »*fuzzy professional boundaries of spatial planning*«, also zu einer Erweiterung der am Planungsprozess beteiligten Disziplinen (vgl. Allmendinger/Haughton 2009: 617f., 620, 625f. und 627). Dabei stehen vermehrt funktionale Fragen bzw. konkrete soziale Praktiken und nicht mehr nur ein topographisch gedachter Raum im Vordergrund. Diese analytische Perspektive ermöglicht insbesondere in Grenzregionen die Rekonstruktion von Raumgebilden, die ›quer‹ zu nationalen Grenzen liegen und sich aus den konkreten grenzüberschreitenden Praktiken ergeben.⁹

Etwas allgemeiner diesen Modi der Inkongruenz, Mischung und Unbestimmtheit verhaftet sind Theorien der Transdifferenz. Ähnlich wie bei den Theoretiker/-innen der *overlaps* und *fuzzy sets* zielt das ›trans-‹ der Transdifferenz nicht darauf, Differenzen zu nivellieren, sondern an ihnen komplementäre Betrachtungsweisen zu entwickeln. Dadurch ermöglicht das Transdifferenzkonzept, Differenzen anders in den Blick zu nehmen, um Momente »der Ungewissheit, der Unentscheidbarkeit und des Widerspruchs« zu untersuchen, »die auf der Basis binärer Ordnungslogik ausgeblendet werden« (Lösch 2005: 27). Dieses Konzept lässt sich wiederum, wie Britta Kalscheuer gezeigt hat, mit räumlichen Konfigurationen verbinden: Transdifferenz lässt dann Grenzen nicht als Demarkationslinien sichtbar werden, sondern als Zonen »interkulturellen Dialogs« (ebd.: 43), in denen konfligierende Selbst- und Fremdbilder der beteiligten Kulturen ausgehandelt werden. Transdifferenz bezeichnet in diesem Zusammenhang die vorübergehende und immer nur flüchtige Destabilisierung einer klaren Dif-

⁹ | Einen entsprechenden heuristischen Bezugsrahmen bietet der Ansatz »Räume der Grenze« (Wille i.E.).

ferenzsetzung zwischen einem ›Eigenen‹ und einem ›Anderen‹, einem ›Wir‹ und einem ›Sie‹, insofern jeder Versuch einer eindeutigen und stabilen Grenzziehung durch alternative Abgrenzungen vereitelt werden kann (vgl. Kalscheuer 2005: 74; Lösch 2005: 36). Dies hat auch Folgen für die im selben Komplex gefangenen Identitätszuschreibungen: Sie unterliegen im gleichen Prozess einer beständigen Neupositionierung (vgl. Kalscheuer 2005: 75).¹⁰ Die Grenze wird auf diese Weise zum Interaktionsraum, und Kulturen werden, wie Klaus Lösch in Anlehnung an James Clifford formuliert, zum »Produkt der *Interaktion* von Systemen, deren Grenzen freilich erst in diesem Austauschvorgang gezogen und beständig revisiert werden« (Lösch 2005: 33).

Der Blick auf die Grenze als Schwelle führt schließlich wieder zurück zur Frage, wie es überhaupt möglich ist, Grenzen einzusetzen – oder genauer: zu markieren, sichtbar zu machen. Bereits der Rückblick auf historische Formen der Grenzverwaltung hat gezeigt, dass territoriale Grenzen in der Regel eines wie auch immer schmalen ›Saums‹ bedürfen, wenn ihre Wirksamkeit gesichert werden soll. Jacques Derridas Dekonstruktion von Kants »Analytik des Schönen« aus der *Kritik der Urteilskraft* legt es nahe, dies noch radikaler zu formulieren: Jede durch eine Grenze umschlossene ›innere Ordnung‹ (bei Derrida/Kant: dasjenige, was als schöner Gegenstand beurteilt wird) wäre dann immer nur scheinbar von dem Saum, der diese Grenze markiert, unabhängig. In Wirklichkeit könnte es ohne ihn nicht existieren, von ihm nicht abgelöst werden (vgl. Derrida 1992).

Ob das für jede Form von Grenze gilt, ob also immer eine Form der Ausdehnung der Grenzlinie zu einer Schwelle vorausgesetzt werden muss, wäre im Einzelnen allerdings noch zu diskutieren. Dass diese Frage vorerst unbeantwortet bleibt, tut der analytischen Notwendigkeit, die genannten drei Aspekte der Grenze, ihre Einsetzung, ihre Überschreitung und ihre Ausdehnung zur Schwelle, zu unterscheiden, keinen Abbruch. Sie werden in den Beiträgen in diesem Band aufgegriffen und in den jeweiligen empirischen Untersuchungen unter den Aspekten Raum- und Identitätskonstruktion diskutiert.

2.2 RÄUME: ZUGÄNGE UND UNTERSUCHUNGSPERSPEKTIVEN

Christian Wille und Markus Hesse

Die Kategorie ›Raum‹ findet seit Ende der 1980er Jahre in den Kultur- und Sozialwissenschaften verstärkt Beachtung. Die damit verbundene Aufwertung von ›Raum‹ unter dem Stichwort *spatial turn* hat wiederum eine Reihe von Differenzierungen hervorgebracht, von denen der *typographical turn* besonders in den Literatur- und Medienwissenschaften eine Rolle spielt. Der Begriff *spatial turn* knüpft an Diskussionen der Postmoderne an und wurde u.a. vom Geographen Edward

10 | Kalscheuer bezieht sich dabei auf Lossau 2002: 176.

W. Soja prominent platziert. Er forderte mit diesem Terminus erstens eine stärkere Berücksichtigung von räumlichen Kategorien und Konditionen gesellschaftlicher Entwicklung an sich, verstand diese aber zweitens als soziale Bedingtheit von Raum – nicht als räumliche Konstitution von Gesellschaft. Soja (1989 und 1996) plädiert im Anschluss an Henri Lefebvre (1974) dafür, sich vom ›Raum‹ als naturrealische Gegebenheit abzuwenden und vielmehr seine gesellschaftlichen Produktionsprozesse in den Blick zu nehmen. Diese Herangehensweise war praktisch im gleichen Zeitraum Benno Werlens Ausgangspunkt zur Entwicklung einer handlungstheoretischen Konzeption von Geographie als Gesellschaftswissenschaft, die das tradierte Verständnis von Geographie als Raumwissenschaft überwinden wollte (vgl. z.B. Werlen 2008).

In genau diesem Kontext wird in diesem Band die Frage nach ›Raum‹ als Frage nach seinen sozialen Konstruktionsprozessen in verschiedenen thematischen Feldern bearbeitet. Dafür maßgeblich ist die – mit Lefebvre im Anschluss an Simmel (1992) breit rezipierte – sozialemergente Perspektive auf Raum. Ihre bis heute anhaltende Konjunktur und Weiterentwicklung setzte in den 1990er Jahren ein, ausgelöst durch eine Reihe von gesellschaftlichen und technologischen Veränderungen. Durch sie wurden in den Sozial- und Kulturwissenschaften vermehrt Fragestellungen aufgeworfen, die sich zunächst auf zwei augenscheinlich gegensätzliche Positionen verkürzen lassen: auf das vermeintliche Verschwinden von Raum und auf die vermeintliche Wiederkehr von Raum. Angesprochen ist damit zunächst die Enträumlichungsthese, die mit der Entwicklung von Transport- und Kommunikationsmedien, mit Raum-Zeit-Konvergenzen und der grenzenlosen Gesellschaft für einen Bedeutungsverlust von Raum argumentiert. Daneben geht die Verräumlichungsthese – mit denselben Argumenten – von einer wachsenden Diversifizierung räumlicher Bezüge aus (vgl. Kajetzke/Schroer 2010: 195). Damit ist bereits angedeutet, dass es sich beim vermeintlichen Verschwinden und einer entsprechenden Wiederkehr von Raum nicht um sich einander ablösende, sondern um gleichzeitig beobachtbare Prozesse handelt, die zudem interpretationsabhängig sind. Beide sind auch nicht notwendigerweise im Widerspruch zueinander zu verstehen, sondern können als eng miteinander verknüpfte, dialektische Kategorien aufgefasst werden. Das empirisch zu bestimmende Verhältnis von Enträumlichung und Verräumlichung bildet einen der Gegenstände in diesem Band, der sich Phänomenen im Kontext von Grenzen und Grenzregionen zuwendet. Dafür leitend ist die Überlegung, dass die theoretische Kategorie ›Raum‹ im Zusammenhang mit Grenzverhandlungen in besonderer Weise herausfordert ist; oder in anderen Worten: Hier lassen sich Prozesse der Ent- und Verräumlichung empirisch besonders gut beobachten. Bachmann-Medick (2006: 297) stützt diese Überlegung, wenn sie auf »Grenzen und Grenzüberschreitungen« als »herausgehobene[n] Forschungsfelder[n] des *spatial turn*« verweist. Eine der diesen Band durchziehenden Untersuchungsfragen ist damit jene nach den Raumkonstruktionen, die aus institutionellen, medialen und alltagskulturellen

Praktiken hervorgehen und im Zusammenhang stehen mit Prozessen der Grenzziehung, -überwindung und -ausdehnung.

Die dafür herangezogenen Raumbegriffe repräsentieren jeweils verschiedene analytische Zugänge zum ›Raum‹. Diese Vielfalt spiegelt sich in einschlägiger Literatur auch dort wider, wo das Verschwinden von Raum betont und dabei zumeist auf geographische Räume und Nationalstaaten Bezug genommen wird. Dort hingegen, wo von der Wiederkehr des Raums die Rede ist, wird sich neben dem physisch-materialen oder territorialen Raum zumeist auf eine relationale Raumfigur gestützt, die dann z.B. in sozialen, virtuellen oder transnationalen Räumen ihren Ausdruck findet (vgl. Schroer 2008: 135). Diese unterschiedlichen und auch innerhalb der Disziplinen kursierenden Raumtypen lassen bereits vermuten, dass eine allgemeingültige Bestimmung der Kategorie ›Raum‹ nicht möglich ist und dass für die Untersuchung von Raumproduktionen verschiedene Raumtypen zugleich mobilisiert werden (müssen). Im Folgenden werden daher zunächst zentrale Zugänge zum ›Raum‹ dargelegt und anschließend die in diesem Band gewählten Forschungsperspektiven näher vorgestellt.

2.2.1 Zugänge zum ›Raum‹

Mit Blick auf den Gegenstand ›Raum‹ wird zwischen unterschiedlichen Begrifflichkeiten und jeweils zu Grunde liegenden theoretischen Vorverständnissen unterschieden, die sich im Raumdiskurs jeweils spezifisch historisch entwickelt haben. Zunächst geht eine weit verbreitete Sichtweise der klassischen Geographie von einem Begriffsverständnis aus, das Raum *erstens* als materielle Substanz voraussetzt, ihm eine Wirkmächtigkeit auf die in ihm befindlichen Gegenstände zuschreibt und von einem Gebilde mit eigener Wesensart ausgeht. Dieses Raumverständnis hat seine Wurzeln im klassischen naturwissenschaftlichen Denken in der Tradition Isaac Newtons, nach der Raum als kausal wirksamer Behälter für alle natürlichen, stofflich-materiellen wie auch humanen Prozesse und Artefakte betrachtet wird. Für diese mechanistische Klassifizierung von Raum hat sich auch die Metapher des Containers eingebürgert. Aufbauend auf einer Reihe von kausal-analytischen Kurzschlüssen lag das Denken in den Kategorien des Container-Raums auch den im frühen 20. Jahrhundert entwickelten ersten humangeographischen Konzeptionen von Friedrich Ratzel und Alfred Hettner zugrunde. Die logische Verknüpfung von erträumlichen Gegebenheiten mit einer jeweils spezifischen Konstitution von Gesellschaft wurde nicht viel später auf verhängnisvolle Weise Gegenstand der nationalsozialistischen Eroberungspolitik, die u.a. mit dem aus der Biologie entlehnten Kampfbegriff des Lebensraums und der These vom vermeintlichen ›Volk ohne Raum‹ begründet wurde. Ein derart essentialistisches, territorialisiertes Raumverständnis liegt auch heute noch vielen Ordnungskonzepten der raumbezogenen Planung zugrunde, auch wenn die Bindekräfte des Räumlichen sich längst verflüssigt haben und die Zirkulation von

Personen, Gütern, Kapital, Informationen, Politiken usw. die räumlich begründeten hierarchischen Ordnungsmuster nahezu obsolet gemacht haben.

Daneben versteht eine relationale Perspektive *zweitens* den Raum als Struktur bzw. als eine Abstraktion der Lagestrukturen der ihn konstituierenden physisch-materiellen Gegenstände. Dieses Raumverständnis hat seine Ursprünge noch in der abstrakten Konzeption von Geographie als einer Raumwissenschaft, die durch Walter Christallers Zentrale-Orte-Konzeption sowie die aufkommende quantitative Methodologie der Regionalwissenschaften und Geographie (insbesondere in den USA) vorangetrieben wurde. Während die ursprüngliche Annahme der Geographie als Kausalwissenschaft von der Erdoberfläche weiterhin vorausgesetzt wurde, konstituierte sich Raum nun als »Form der Ordnung des Nebeneinanders der Dinge über unterschiedliche Distanzen hinweg« (Werlen 2009: 150). Er wird demgemäß als eine »Konstellation von Gegebenheiten verstanden, die sich durch eine bestimmte Anordnungsstruktur und eine Vielzahl funktionaler Verknüpfungen bzw. Relationen auszeichnen« (ebd.), die dieser Struktur unterliegen. Während Raum insofern schon als Produkt von Beziehungssystemen, statt als quasi naturgemäßes Ergebnis von erträumlichen Sachverhalten galt, wurde dieser Gegenstand zu jener Zeit noch im methodologischen Kategoriensystem der Raumwissenschaften zu erfassen und zu verstehen versucht, v.a. über die Identifikation von Kausalitäten und Gesetzmäßigkeiten, denen analytisch vorwiegend mit quantitativer Empirie und Modellbildung auf den Grund gegangen wurde. Erst in den 1990er und 2000er Jahren haben sich im relationalen Forschungsparadigma erweiterte Zugänge durchgesetzt; etwa solche, die die Konstitution und Organisation des Akteurshandelns oder die Rolle von Institutionen unterschiedlichster Art in den Blick genommen haben (vgl. z.B. Bathelt/Glückler 2012).

Im Zuge der weiteren Pluralisierung von Raumverständnissen im Kontext der kulturtheoretischen Wende wird Raum *drittens* als Bedeutung dort stark gemacht, wo v.a. Sinnzuschreibungen und -zuweisung in der Auseinandersetzung mit der physisch-materiellen Welt betrachtet werden. Grundsätzlich geht es darum, die Beziehung zwischen Raum und Gesellschaft neu zu bestimmen. Dies geschieht ontologisch durch eine strikte Trennung von physisch-materiellem, sozial-kulturellem und mentalem Raum, und epistemologisch durch eine Umkehrung des Verhältnisses von Raum und Gesellschaft. Raum wird im Sinne der Werlenschen Konzeption von Sozialgeographie als Manifestation gesellschaftlicher Strukturen (Regelungssysteme, Kommunikation, Politiken) sowie individueller Wahrnehmungen, Setzungen und Praktiken verstanden, die Raum ›produzieren‹ (siehe unten zu dieser zentralen Begrifflichkeit bei Lefebvre).

»Es ist dringend erforderlich, den Grundprinzipien der Moderne, auf denen spätmoderne Gesellschaften in vielerlei Hinsicht aufbauen, nicht nur in sozial-kultureller Beziehung, sondern – weiterführend – auch bezogen auf ein entsprechendes geographisches Weltbild konsequent Rechnung zu tragen. Das heißt, dass nicht mehr ein jedem Handeln vorausgehender Raum im Zentrum des Weltbildes stehen kann, sondern die handelnden, körper-

lichen Subjekte, die von ihrer erträumlichen Position aus [...] ›Welt-Bindungen‹ [...] verwirklichen« (Werlen 2009: 153).

Auf diese Weise soll die traditionell starke Stellung von Raum im Sinne des oben genannten Container-Raums zugunsten der Analyse gesellschaftlicher Raumverhältnisse überwunden werden. Dabei wird Raum auch im metaphorischen Sinne unterschieden, wenn materielle Aspekte weitgehend ausgeblendet und Ordnungsstrukturen oder Beziehungen unter einen Oberbegriff gefasst werden.

2.2.2 Zugänge zu Raumkonstruktionen in diesem Band

Die Gesamtheit der hier genannten Zugänge erlaubt es, soziale Phänomene mit ihren physisch-materiellen Aspekten als relationales Beziehungsgeflecht zu betrachten, ebenso wie die in den Prozessen – die solche räumlichen Beziehungen hervorbringen – eingelagerten bzw. mobilisierten Bedeutungen. Diese beiden spezifischen Perspektiven auf Raum, die relational-beschreibende und die symbolisch-interpretative, werden in raumsensiblen Untersuchungen oft gemeinsam verhandelt und im Kontext der Grenze zumeist vor der ›Hintergrundfolie‹ einer territorialen nationalstaatlichen Ordnung gedacht. Diese wird dann zumeist dem Sozialen als ein Mosaik von Behälterräumen ›hinterlegt‹, welche aber konsequenterweise in relationaler und symbolischer Perspektive zu betrachten sind.

Die dargelegten Zugänge und ihre in vielen Untersuchungen oft nur ›mitgemeinten‹ und nicht explizierten Verknüpfungen befördern einen unscharfen Gebrauch der Kategorie ›Raum‹. Gleichzeitig aber bieten sie disziplinenübergreifend vielfältige Anknüpfungspunkte, auf denen nicht zuletzt die Konjunktur des *spatial turns* gründet und die auch in diesem Band nutzbar gemacht werden. Im Kontext der Grenze erweisen sich besonders die an Beziehungen und Bedeutungen orientierten Raumkonzepte als gewinnbringend. Sie helfen die Vorstellung der Wirkmächtigkeit von (nationalen) Container-Räumen – von der sich auch wissenschaftliches Denken oft nicht zu emanzipieren vermag – zu überwinden und die in grenzüberschreitenden Bezügen besonders sichtbar werdende Auflösung der vermeintlich ›natürlichen‹ Einheit von territorialem Raum und des ihm ›fest eingeschriebenen‹ sozialen Raums zu untersuchen. Die verschiedenen Raumkonzepte helfen also, die hier unterstellte ›Verschachtelung‹ von Raumtypen und die zu untersuchenden Prozesse ihrer ›Entschachtelung‹ analytisch zu entschlüsseln und empirisch in den Blick zu nehmen. Daher geht es in diesem Band nicht darum, die Vielfalt der Raumbegriffe zugunsten eines Modells aufzulösen, sondern ihre Pluralität und die mit ihnen verknüpften Zugänge produktiv zu nutzen. Demfolgend wird in den Fallstudien versucht, jeweils »den Einzelfall [zu] berücksichtigen und sich dabei der theoretischen Vielfalt, Raum zu denken, [zu] bedienen« (Kajetzke/Schroer 2010: 203).

Dieser multiperspektivische Zugang zum Raum ist nicht neu, sondern wird und wurde von verschiedenen Autoren praktiziert. Für diese stellvertretend kann

der oben erwähnte französische Sozialphilosoph Henri Lefebvre stehen. Er fasst Raum als einen sozial hergestellten und koppelt den Prozess seiner Produktion an gesellschaftstheoretische Fragestellungen (vgl. Lefebvre 1991); er unterscheidet zwischen drei Raumformanten: (1) Die räumliche Praxis (*pratique spatiale*), die einen materiell wahrgenommenen Raum (*l'espace perçu*) im Zuge des Alltagshandels hervorbringt; (2) die Repräsentation von Raum (*représentation de l'espace*) im Zuge von machtvollen Praktiken, die einen Raum des Wissens, der Zeichen und der Codes (*l'espace conçu*) erzeugen und (3) der Raum der Repräsentation (*espace de représentation*) der erlebenden Subjekte, die einen er-/gelebten Raum (*l'espace vécu*) in symbolischer Hinsicht produzieren. Ohne auf das Werk Lefebvres weiter eingehen zu können, ist hier das Anliegen zu unterstreichen, physischen und sozialen Raum zugunsten einer Praxisperspektive zusammenzudenken, das empirische Zusammenwirken verschiedener Raumkonzeptionen zu entschlüsseln, die Rolle des (menschlichen) Körpers für Raumkonstruktionen zu betonen und eine Kontingenz- bzw. Prozessperspektive auf Raum einzunehmen (vgl. Kajetzké/Schroer 2010: 196).

Auch Michel de Certeau verfolgt diese Anliegen, wenn er die Unterscheidung zwischen Ort (*lieu*) als ›objektive‹ physisch-materielle Welt und Raum (*espace*) als eine mit Bedeutung ›überzogene‹ Materialität einführt (vgl. de Certeau 1997). Der französische Soziologe fokussiert auf sogenannte Ortspraktiken (*pratiques de lieu*), die den Umgang mit Orten bezeichnen und in Raumproduktion münden. Ortspraktiken stehen dann dafür, wie Individuen sich die physisch-materielle Umwelt aneignen bzw. ihr Sinn verleihen. Die vielzitierte Textstelle, eine Straße verwandle sich erst durch einen Gehenden in einen Raum (vgl. de Certeau 2006: 345), soll aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass sich Orte auch über Erzählungen und über die mit ihnen verbundenen Sinnzuweisungen in Räume ›verwandeln‹. Auch de Certeau schlägt also eine praxistheoretische Brücke zwischen physischem und sozialem Raum; er entwirft Raum aber explizit als eine in Zeit und Bewegung eingelassene soziale Produktion, die als topologische Struktur wiedergegeben und an das relationale Raumkonzept rückgebunden werden kann.

Der Ansatz der ›medialen Identitätsräume‹ (Hipfl 2004: 16ff.) folgt epistemologisch Lefebvre und de Certeau; Codes und Repräsentationen sowie der metaphorische Raumbegriff spielen bei Brigitte Hipfl aber eine herausgehobene Rolle. Die Medien- und Kulturwissenschaftlerin geht davon aus, dass ›Medien, Identität und Raum untrennbar miteinander verknüpft sind und sich gegenseitig konstituieren‹ (Hipfl 2004: 16). Vor diesem Hintergrund unterscheidet sie die (1) Produktion geopolitischer Räume, die über Berichterstattungen bzw. die dort eingelagerten Bedeutungszuweisungen und Differenzierungen hervorgebracht werden. Ihr geht es somit um ›imaginative Geographien‹ (vgl. Said 1978), die Identitäten konstruieren und mit dem Begriff der ›imaginierten Gemeinschaften‹ (vgl. Anderson 2006) in Verbindung gebracht werden können. Daneben fasst Hipfl Medien selbst als Räume, und zwar als (2) semiotische Räume, ›in denen sich Identitätsformierungen anhand der dort vollzogenen Differenzierungen,

Grenzüberschreitungen, Ein- und Ausschlüsse beobachten lassen. Schließlich eröffnet Hipfl (2004) einen analytischen Zugang, der auf die Rezeption von Medien abstellt. Mit dem Konzept der (3) Zwischen-Räume, die in der Interaktion von Medien und Rezipienten entstehen, soll der Blick einerseits auf die medial vermittelten Identitätsangebote (der semiotischen Räume) gelenkt werden, andererseits aber v.a. auf ihre Umdeutungen bzw. kontingenenten Aneignungen, die nicht in den Medien selbst, sondern im Verhältnis zwischen Medien und Rezipienten angelegt sind. Auch wenn Hipfl (2004) eine andere Triadektik der Raumtypen als Lefebvre entwickelt, gelingt es ihr, die Pluralität des Raumbegriffs zu nutzen, um gesellschaftliche Produktionen von Räumen und Identitäten weitgreifend zu erfassen und analytisch zugänglich zu machen.

Diese Beispiele, ›Raum‹ vielfältig zu denken und produktiv zu wenden, gehen von der sozialen Bedingtheit und Prozesshaftigkeit von Räumen aus. Für ihre Untersuchung werden nicht die Räume ›als solche‹, sondern die Praktiken ihrer Hervorbringung mit den jeweils beteiligten Subjekten, Körpern, Artefakten, Weltbildern, Bedeutungen und Machtverhältnissen betrachtet. Diese »methodische Untersuchungseinstellung« (Bachmann-Medick 2006: 303) – *ausgehend* und *entlang* von sozialen Praktiken und ihren Materialisierungen – lässt sich übertragen auf verschiedene Formen der Raumkonstruktionen, die sich allerdings empirisch oft überlagern. Sprachlich-kommunikative Raumkonstruktionen (z.B. imaginative Geographien, semiotische Räume, *l'espace conçu*) sind eher über diskurs- und zeichentheoretischen Ansätze zugänglich, um raumbezogene Semantisierungen und ihre performativen Techniken der Zuweisung und Repräsentation aufzudecken. Alltagspraktische Raumkonstruktionen (z.B. *l'espace vécu*, *les espaces/pratiques de lieu*) werden eher über praxistheoretische Zugänge rekonstruierbar, die sich den alltäglichen Geographien der Subjekte als topologische Strukturen und symbolische Verräumlichungen zuwenden. Für beide Formen der Raumproduktion zentral sind Relationen bzw. Topologien sowie die auf die physisch-materielle Welt bezogenen Sinnzuschreibungen und -deutungen, die wiederum Aussagen ermöglichen über Identitätskonstruktionen. Denn während Unterscheidungen, Relationen, das ›Sprechen‹ von einem Innen/Außen (raumbezogene) Differenzsetzungen anzeigen, geben diese gleichzeitig Auskunft über (Selbst-)Positionierungen und damit über Identitäten.

Daran anknüpfend bildet die Bedeutungsebene und die Kontingenz von Räumen bzw. Identitäten ein Leithema in diesem Band. Unterschieden wird zwischen drei Untersuchungsperspektiven, die unter Rückgriff auf unterschiedliche Raumkonzepte in den folgenden Kapiteln entwickelt werden, sich dort aber ebenso überlagern. Es handelt sich um (1) eine machtkritische Perspektive auf Raum, die sich besonders Politiken und Normierungen zuwendet, die in Raumkonstruktion wirksam und verhandelt werden; um (2) eine an Medien orientierte Perspektive auf Raum, die diese als Konstrukteure und Projektionsflächen versteht, ebenso wie hier Medien selbst als Räume in den Blick geraten und um (3) eine subjektzentrierte Perspektive, die Raumkonstruktionen im Zuge alltagskultureller

ler Praktiken untersucht. Diese Perspektiven fokussieren z.T. auf unterschiedliche Gegenstände, jedoch stets auf die Konstruktionsprozesse von Räumen ohne dem Denken in vorgängig gesetzten Raumkategorien aufzusitzen.

Die *machtkritische Perspektive auf Raumkonstruktionen* durchzieht diesen Band insgesamt, insbesondere Kapitel 3. Ausgangspunkt dort ist die Annahme, dass Räume mehr oder weniger offensichtlich von Herrschafts- und Machtverhältnissen, genauer von Politiken und Normierungen, geprägt sind. Um diese offenzulegen, werden die in Raumkonstruktionen angelegten Differenzierungen, Bedeutungszuweisungen, Hierarchisierungen und andere Techniken der Machtausübung untersucht. Dabei wird u.a. an die Überlegungen von Julia Lossau (2004) und von Michel Foucault (1976) angeknüpft.

Lossau (2004) untersucht in ihren Arbeiten Anfang der 2000er Jahre, die eher den sprachlich-kommunikativen Raumkonstruktionen zuzurechnen sind, inwiefern Soziales über Praktiken der Verortung bzw. über symbolische Verräumlichungen naturalisiert wird. Ihre Überlegungen basieren im Anschluss an Said (1978) auf einem konstruktivistischen Raumverständnis, d.h. dass Wirklichkeit immer »erst [entsteht] durch kontinuierliche Bedeutungszuweisungen; durch Sprechen oder Schreiben« und dass die dafür verwendeten Repräsentationen »immer auch in Fragen nach Macht und Herrschaft eingelassen sind« (Lossau 2003: 104). Repräsentationsarbeit – als performative Praktik der Raumkonstruktion – ist somit immer gekoppelt an eine »Politik der Verortung« (Lossau 2002). Eine machtkritische Perspektive auf Raum einzunehmen bedeutet dann zu hinterfragen, wer was wie repräsentiert bzw. »verortet« und zu welchem Zweck. Die Analysearbeit stellt daher weniger auf die in räumlichen Konstruktionen verwendeten Gegenstände ab, sondern darauf, »auf welche Art und Weise diese Gegenstände [...] betrachtet und damit (re-)produziert werden« (Lossau 2003: 110).

Eine andere aber ähnlich gelagerte Perspektive entwickelt Foucault, der sich stärker alltagspraktischen Raumkonstruktionen zuwendet. Dafür stehen zunächst Architekturen als Steuerungsmedien, die über ihre Dispositionen und Materialitäten Lenkungseffekte erzeugen, d.h. Techniken der Macht, mit denen sich Körper und kulturelle Praktiken anordnen und beherrschen lassen (vgl. Foucault 1976). Demfolgend kann dann nach den Territorialisierungsstrategien von Architektur oder – wie z.T. in Kapitel 3 – noch grundsätzlicher danach gefragt werden, »welche Funktionen Raumproduktionen bei der Steuerung von Bevölkerung erfüllen und wie sich durch Territorialisieren und Zonieren menschliches Handeln und gesellschaftliche Teilhabe lenken lässt« (Schreiber 2009: 202). Daneben ermöglicht Foucault dort eine machtkritische Perspektive, wo alltagskulturelle Praktiken als Kristallisierungspunkte von Raumkonstruktionen betrachtet werden. Das analytische Augenmerk richtet sich dann erst in einem zweiten Schritt auf die jeweils hervorgebrachten Raumfiguren, zunächst stehen die die Raumpraktiken mehr oder weniger »anleitenden« Subjektivationen und Subjektivierungen im Zentrum. Diese können anhand von alltagskulturellen Logiken auf Subjektebene untersucht werden, die sich in sozialen Praktiken und

den dort hervorgebrachten räumlichen Verhältnissen manifestieren (vgl. Kapitel 5). Aus dem Blickwinkel der Subjektivationen können – ähnlich wie im Konzept der »Politik der Verortung« (Lossau 2002) – raumbezogene Repräsentationen auf symbolische Aufladung und Codierung befragt werden (vgl. Kapitel 3 und 4). Mit dem Ansatz der Gouvernementalität stellt Foucault ein gewinnbringendes Instrument bereit, um Raumkonstruktionen machtkritisch und über unterschiedliche Zugriffe zu untersuchen.

Die an *Medien orientierte Perspektive auf Raumkonstruktionen* in diesem Band schreibt sich weitgehend in das Forschungshandeln im Kontext des *topographical turn* (vgl. Wagner 2010; Weigel 2002) ein. Damit wird sowohl die Untersuchung von raumkonstitutiven Codierungen und Repräsentationstechniken in kulturellen Medien als auch die semiotische Lesart von physisch-materiellen Räumen bezeichnet. Für solche ›topographischen Lektüren‹ sind raumbildende Konstruktionsmechanismen zentral, die der Literaturwissenschaftler Edwar W. Said mit dem oben erwähnten Konzept der ›imaginativen Geographien‹ (vgl. Said 1978) thematisiert. In seinen Arbeiten rekonstruiert er u.a. den Orient-Diskurs des Westens und zeigt auf, wie der dort konstruierte Andere für die koloniale Expansion des Westens instrumentalisiert wird; oder in anderen Worten: »wie aus imaginierten Geographien machtvolle Instrumente zur Herrschaftsausübung und zur Umgestaltung auch des physisch-materiellen Raums werden konnten« (Döring 2010: 96). Neben den machtkritischen Aspekten geht es hier v.a. um die performative Dimension medial-diskursiver Praktiken, genauer gesagt um symbolische Verfahren der Bedeutungszuweisung und -repräsentation, über die räumliche Verhältnisse und Identitäten hergestellt werden. Birgit Neumanns (2009: 118) Lektüre von Said stellt dies deutlich heraus: »So haben die Akte der Grenzziehung die Funktion, heterogene Räume zunehmend zu vereinheitlichen und binär strukturierte Räume zu schaffen, die in den Dienst der selbstauffirmativen Separation des Eigenen und Fremden gestellt werden können.«

Auch die Sozialgeographinnen Annegret Harendt und Dana Sprunk (2011) untersuchen verräumlichende Praktiken unter performativen Gesichtspunkten, und zwar im Kontext von Medienberichterstattungen. Dafür entwickeln sie unter Rückgriff auf literaturwissenschaftliche Termini die Begriffe des ›erzählten Raums‹ und ›Erzählraums‹ und versuchen so zwei – zwar analytisch trennbare, aber in ihrer Wirkungsweise verschränkte – Dimensionen von imaginativen Geographien herauszustellen. Beim ›erzählten Raum‹ fokussieren sie auf das Gesagte und damit auf raumbezogene Codierungen; beim ›Erzählraum‹ gerät das Gezeigte und damit die ›Bühne‹ und Materialität der Rauminzensierung in den Blick. Mit Letzterem wird ein zusätzlicher Aspekt medialer Raumproduktionen erschlossen, ergänzt er doch die Frage nach den symbolischen Ordnungen um jene nach der *mise en scène* von Rauminzensierungen.

Daneben werden kulturelle Medien in diesem Band selbst als Räume betrachtet. Dafür wird u.a. der Begriff des Zwischenraums (*Interstitialum*) genutzt,¹¹ der sowohl zur Bezeichnung von physisch-materiellen Arrangements als auch symbolisch-metaphorisch gebraucht wird. Zwar betont er weniger den Aspekt der Machtasymmetrien, gleichwohl schließt er an postkoloniales Denken an, wenn Zwischenräume in Kapitel 4 den Gegenentwurf zu binären Logiken bilden und die Aufhebungen von Grenzziehungen konstitutiv werden. Zwischenräume stehen dann für Zonen der Grenzüberschreitung und Infragestellung, in denen eine produktiv-kreative Verhandlung von Differenzen stattfindet und das Eigene neben dem Fremden oder das Private neben dem Öffentlichen besteht.

Die *subjektzentrierte Perspektive auf Raum* in diesem Band wendet sich alltagskulturellen Praktiken und den dort hervorgebrachten Raumproduktionen zu. Wie oben erwähnt, sind diese über praxis- bzw. handlungstheoretische Zugänge rekonstruierbar. Anknüpfungspunkt dafür ist hier der Ansatz der »alltäglichen Regionalisierungen« (Werlen 1997a), der »auf die menschliche Praxis unter besonderer Berücksichtigung der räumlichen Bedingungen der materiellen Medien des Handelns, ihrer sozialen Interpretation und Bedeutung« (Werlen 2007a: 66) fokussiert. Werlen nimmt demnach die Praktiken der Subjekte zum Ausgangspunkt, um alltäglich inszenierte Geographien zu untersuchen. Analytisch betrachtet geht es dabei um Objektkonstellationen bzw. Beziehungsstrukturen zwischen Artefakten und Körpern, die von Subjekten in sozialen Praktiken hergestellt werden (Relationierungen). Daneben geht es um Sinnzuschreibungen und -deutungen, die in soziale Praktiken einfließen, sich in Repräsentationen verdichten und wiederum sozial wirksam werden. Beide Aspekte – sowohl das beobachtbare und relationierende Handeln als auch die sinnhaften Prozesse – beziehen sich auf die physisch-materielle Welt. Raum wird dann als ein begriffliches Mittel verstanden, das in relational-beschreibender Hinsicht »die unterschiedlichen Relationierungen der körperlichen Subjekte mit anderen physisch-materiellen Gegebenheiten [...] zum Ausdruck« (Werlen 1997b: 10) bringt. In symbolisch-interpretativer Hinsicht repräsentiert es die im Zuge von Relationierungen hervorgebrachten Sinnzuschreibungen und -deutungen der Subjekte.

Für die Untersuchung von Raumkonstruktionen im Kontext der Grenze ist dieser Zugang grundsätzlich geeignet, überwindet er doch die Vorstellung von wirkmächtigen Container-Räumen zugunsten einer relationalen und bedeutungsorientierten Perspektive auf Raum. Allerdings schränkt der zugrunde gelegte Handlungsbegriff die Analyse von Raumpraktiken in grenzüberschreitenden Bezügen ein. Werlen (2008: 282) fasst das *Doing Space* als eine »Tätigkeit im Sinne eines intentionalen Aktes«, womit er Intentionen und Zwecke ins Blickfeld führt, auf welche die Subjekte ihre Tätigkeiten ausrichten. Dieser Prozess orientiert sich »mehr oder weniger bewusst an einem intersubjektiven [...] Bedeutungs-

11 | Dieser überschneidet sich nur teilweise mit dem oben genannten Begriff des Zwischen-Raums von Hipfl (2004).

zusammenhang« im Sinne eines »gesellschaftlich und kulturell vorbereitete[n] Orientierungsraster[s]«, das »unabhängig vom einzelnen Handelnden besteht« (Werlen 2008: 287). Dieses Verständnis von alltäglichen Praktiken folgt einer Zweck- und Regelorientierung und knüpft damit an klassische Ansätze der Handlungserklärung an, die im Kontext der Grenze allerdings nur bedingt greifen. Denn sie operieren *erstens* mit rationalen Handlungsorientierungen (*homo economicus*), mit normativ-kollektiven Konsens über (il)-legitimes Handeln (*homo sociologicus*) sowie mit intersubjektiv und stabil gedachten Wissensordnungen (*homo significans*); *zweitens* blenden sie das beobachtbare körperliche Handeln und seine Materialisierungen aus (vgl. Reckwitz 2003). Die Analyse von alltagskulturellen Praktiken in diesem Band, insbesondere in Kapitel 5, fordert aber raumtheoretische Anschlüsse ein (via Körper, Artefakte und ihrer Relationierungen), ebenso wie in grenzüberschreitenden Bezügen weniger eine rationale Abwägung und Erwartbarkeit der Zielerreichung, eine Intersubjektivität als »soziales Schmiermittel« oder eine »ordentliche« Ausführung von (wo auch immer) gültigen Regel- und Symbolsysteme unterstellt werden kann. Im Kontext der Grenze sind alltagskulturelle Praktiken vielmehr von Diskontinuitäten, interpretativen Unbestimmtheiten und Ambivalenzen geprägt (vgl. Boeckler 2012: 48), die mit einem geeigneten Praktikenbegriff – als Kristallisierungspunkt von Räumen – zu fassen sind.

Hier sind es die praxeologisch orientierten Ansätze (z.B. Pierre Bourdieu, Anthony Giddens, Theodore Schatzki, Bruno Latour, Andreas Reckwitz), die – mit ihren jeweils spezifischen Ausrichtungen – eine Perspektive auf menschliche Aktivitäten entwickeln, die kulturelle Kontingenz und die körperliche Auseinandersetzung mit der sozialen und physisch-materialen Welt gleichermaßen berücksichtigt. Sie verstehen soziale Praktiken als körperliche Darstellungen und sinnhafte Verstehensleistungen, die durch implizites Wissen zusammengehalten werden und im Zusammenspiel stehen mit Artefakten und natürlichen Dingen (vgl. Moebius 2008: 59 und 61). Das hier angesprochene Wissen, d.h. die Sinndeutungen und -zuschreibungen, besitzt außerdem weder eine übersubjektive Existenz, noch ist es im Bewusstsein des *homo in praxi* »eingelagert«. Vielmehr wird es dem praktischen Vollzugsgeschehen zugeordnet, wo es hervorgebracht wird und den Rahmen dafür bildet, »wie konkrete Dinge in einer Praktik zu interpretieren und [...] praktisch zu handhaben sind« (Reckwitz 2010: 193). Demfolgend geht es praxeologischen Ansätzen weder um die normative Abgestimmtheit von Handlungen, noch um die Intersubjektivität kultureller Codes, sondern in erster Linie um die körperlichen Vollzüge von Praktiken, die Artefakte konzeptionell einbeziehen und in denen Sinnzuschreibungen und -deutungen auf nicht zwangsläufig voraussehbare Weise (re-)produziert werden (vgl. Abschnitt 5.1). Die Verschneidung der praxeologischen Sichtweise auf menschliche Aktivitäten mit dem Ansatz der »alltäglichen Regionalisierungen« (Werlen 1997a) eröffnet geeignete Zugänge für die subjektorientierte Untersuchung von Raumkonstruktionen im Kontext der Grenze (vgl. Wille i.E.). Denn über die Betrachtung von Praktiken in ihrem unmittelbaren Vollzug werden kontingente Sinndeutungen und

-zuschreibungen als symbolisch-interpretative Dimension von Räumen greifbar, ebenso wie die an sozialen Praktiken beteiligten Körper und Artefakte die relational-beschreibende Dimension von Räumen empirisch handhabbar machen.

Die vorgestellten Perspektiven auf Raumkonstruktionen und die damit möglichen Zugänge ihrer Untersuchung werden in diesem Band gegenstandsbezogen angepasst, weiterentwickelt und empirisch rückgebunden. Damit ›materialisiert‹ sich einerseits die dargelegte Pluralität des Raumbegriffs, andererseits wird dieser in den einzelnen Fallstudien mit den ›benachbarten‹ Themenfeldern der Identitäten und Grenzen verknüpft. Ausgangspunkt ist dabei stets das soziale Moment des *Doing*, das in institutionelle, mediale und alltagskulturelle Praktiken übersetzt und in einer machtkritischen und performativen Dimension untersucht wird.

2.3 IDENTIFIKATIONS- UND IDENTIFIZIERUNGSPROZESSE

Sonja Kmec und Rachel Reckinger

Wenn die Veröffentlichung zweier Handbücher (vgl. Wetherell/Mohanty 2010; Elliott 2011) sich als Indiz werten lässt, so ist die Identitätsforschung im Begriff, sich als disziplinenübergreifendes Forschungsfeld zu etablieren. Frühe Kritiker/-innen dieses Forschungsgebiets hatten grundlegende Einwände gegen den Begriff der ›Identität‹, hauptsächlich aufgrund des semantischen Bezugs zu Gleichheit (mit sich selber identisch sein, oder, im Falle kollektiver Identität, mit jemand anderem identisch sein) und seiner Funktion der Dominanz *über* und Ausgrenzung von ›anderen‹, wie auch aufgrund der implizierten Negierung der Bedingtheit und Heterogenität des individuellen Selbstverständnisses. Zwischenzeitlich wurde der Identitätsbegriff aber neu gefasst, wobei solche Kritik einbezogen wurde (vgl. Renn/Straub 2002: 12). Heutzutage verstehen die meisten Identitätstheoretiker/-innen unter ›Identität‹ einen kontinuierlichen, stets vorläufigen und ergebnisoffenen, aber ambivalenten Prozess der Selbstdefinierung – wie der Begriff ›Identitätsarbeit‹ (vgl. Keupp et al. 2006) nahelegt –, geformt in sozialen (Inter-)Aktionen und vermittelt über Diskurs und Wissen:

»Die Person, aufgefasst als das konkrete Individuum, als das sich das Ich immer wieder neu, nicht abschließbar und niemals frei von der Intervention und gegebenenfalls von der Bestätigung durch andere, schließlich im Medium der öffentlichen Sprache ›versteht‹, ist auf Identität bezogen, nicht unmittelbar auf sich als das mit dem Ich Identische [...]« (Renn/Straub 2002: 11).

Im Vordergrund steht somit der »Abstand zwischen dem Ich, das zu etwas ein Verhältnis unterhält, und dem Ich, das in diesem Verhältnis als das Etwas fungiert« (ebd.: 10f.). Die Untersuchung dieses ›Abstandes‹ lässt sich nur im Bezug

zum theoretischen Rahmen des Poststrukturalismus verstehen, der unten übersichtsartig umrissen wird. In einem zweiten Schritt werden wir versuchen, den Identitätsbegriff für die empirische Forschung nutzbar zu machen, bevor dann Ansätze zur Untersuchung von Identitätskonstruktionen in diesem Band vorgestellt werden, die in den Kapiteln 3, 4 und 5 wiederum weiterentwickelt werden.

2.3.1 Poststrukturalistische Positionen zu ‚Identität‘

In Anlehnung an u.a. Jacques Derrida und Jacques Lacan halten es poststrukturalistische Theoretiker/-innen für unmöglich, den erwähnten ›Abstand‹ tatsächlich zu schließen zwischen einerseits dem, was jemand (geworden) ist, und andererseits dem, wie dies sinnvoll von Personen zum Ausdruck gebracht wird, die hinsichtlich ihrer Erwartungen und Möglichkeiten immer auf entsprechende gesellschaftliche Anerkennung angewiesen sind (vgl. Abels 2006; Krappmann 2005; Rosa 2007). Diese Unmöglichkeit ist aber nicht zwangsläufig negativ zu bewerten. Sie öffnet kreative Räume, die die Möglichkeit bieten, sich innerhalb der Grenzen gesellschaftlicher Ressourcen in unterschiedlichen Beziehungszusammenhängen teilweise (neu) zu erfinden.

In einem richtungsweisenden Vortrag, den Derrida 1966 an der *John Hopkins University* hielt, bestärkt er nicht allein Ferdinand de Saussures These, dass das Zeichen (als das Verhältnis zwischen Signifikant und Signifikat) beliebig ist, sondern behauptet, dass jegliche Kommunikation auf Sand gebaut ist aufgrund der Beliebigkeit bzw. des »freien Spiels« des Systems (Han 2011: 87). Die ›Philosophie der Präsenz‹ oder ›des Realismus‹, die Derrida als ein metaphysisches Relikt des Platonismus betrachtet, wurde auch von dem Psychoanalytiker Lacan und seinen Schüler/-innen in Frage gestellt. Lacan stellt die Idee der platonischen Psyche oder Seele dem kartesischen Diktum *cogito ergo sum* gegenüber. In seinem Aufsatz von 1949 über das Spiegelstadium stellt er die Behauptung auf, dass die Identität eines Menschen nie einheitlich und vollständig ist, sondern fragmentiert. Wenn ein Kind sich zum ersten Mal in einem Spiegel erkennt, ist es eine *Fehlerkennung*, die lediglich auf einem Bild gründet, einem idealen ›Ich‹, eine »Rüstung verfremdender Identität, die mit ihrer rigiden Struktur seine gesamte geistige Entwicklung prägen wird«¹² (Lacan zitiert in Han 2011: 88). Nach Lacans Auffassung bildet sich das Ego, dessen Zentrum leer bleibt, v.a. im sozialen Kontext.

Ein dezentrierter Ansatz zur Selbsttheit findet sich auch in Paul Ricœurs Werk *Das Selbst als ein Anderer* (1996), das innerhalb der ›Identität‹ zwei wesentliche Bedeutungsstränge erkennt, nämlich das Konzept der ›Selbsttheit‹ (oder Ipseität, vom Lateinischen *ipse*, selbst) und jenes der ›Gleichheit‹ (oder Identität, lateinisch *idem*, gleich, identisch): »Die im Sinne des *ipse* verstandene Identität [impliziert]

12 | Eigene Übersetzung von: »An armour of an alienating identity that will mark his entire mental development with its rigid structure.«

keinerlei Behauptung eines angeblichen unwandelbaren Kerns der Persönlichkeit» (Ricœur 1996: 11). Ricœurs Überlegungen liefern einen gemeinsamen Prüfstein für die Forschungseinheit IPSE (*Identités, Politiques, Sociétés, Espaces*) an der Universität Luxemburg und haben einen fruchtbaren interdisziplinäre Zusammenarbeit im Kontext des ersten gemeinsamen Projekts ermöglicht, IDENT – *Sozio-kulturelle Identitäten und Identitätspolitiken in Luxemburg* (2007-2010), in dem Wissenschaftler/-innen aus den verschiedenen in IPSE vertretenen Disziplinen zusammenarbeiteten (vgl. Reckinger/Schulz/Wille 2010: 7ff. und Kapitel 1 in diesem Band). Das dortige Verständnis von Identität liegt auch dem Nachfolgeprojekt – und damit diesem Band – zu Grunde und geht davon aus, dass »Selbstheit« durch eine »stimmige aber kontingente« (Straub 2004: 287) dynamische Struktur gekennzeichnet ist. Der Grund dafür ist, dass dieser Ansatz den Akzent eher auf Wandelbarkeit und Subjektivität setzt (vgl. Reckinger/Wille 2010: 19). Er spiegelt auch unsere Skepsis gegenüber klassischen Verständnissen von Identität als ›Gleichheit‹ wider, die – laut Reckwitz (2001: 25) – »universalistisch und kompetenztheoretisch orientiert und auf das Problem des Verhältnisses zwischen Individuum und sozialen Zwängen sowie das Problem der temporalen Konstanz zentriert« sind.

Ricœurs (vgl. 1996: 173ff.) Hermeneutik betont die Einbettung der persönlichen Identität in die narrative Identität, d.h. in Zeichen, Symbole und Texte (vgl. auch Watkin 2009: 76ff.). Leben und Erzählung werden als untrennbar miteinander verknüpft angesehen, auf eine fundamental ambivalente Art, da Identitäten stets vorläufig und das Ergebnis von kontinuierlich stattfindenden sozialen Interaktionen darstellen, wodurch Identifikationen sich spiralförmig bewegen, »als sich ständig verschiebendes und kontextuelles Phänomen« (Butler 1991: 29).

Da die Fallstudien in diesem Band zwangsläufig an Fachliteratur unterschiedlicher Provenienz anknüpfen, war es umso wichtiger, ein grundsätzliches Verständnis darüber zu erzielen, was für uns ›Identität‹ bedeutet. Dieses Verständnis schreibt sich in Judith Butlers Analyse ein, die Identität als performativ und inszeniert kennzeichnet und die Vorstellung ablehnt, dass es eine Kern- oder ›wirkliche‹ Identität gibt, an der man festhalten oder die man zu erlangen anstreben könnte (vgl. Butler 2008a). Butler geht auch auf Derridas Neologismus *differance* ein, mit dem der ständige Prozess des Sich-Unterscheidens (*en différent*) gemeint ist und der eine nuanciertere Beobachtung zulässt als das statische Konzept von *différence* (Derrida 1999: 32): Unterschiede, z.B. zwischen Mann und Frau oder zwischen Homosexuellen und Heterosexuellen, werden naturalisiert, um Hegemonien zu erzwingen. Gender, so schreibt Butler, »ist eine Art Imitation, für die es kein Original gibt¹³ (Butler 2008b: 121). Indem sie auch auf Michel Foucaults Arbeiten über Machtbeziehungen und Wahrheitsregimes (Wahrheit erzeugende Apparate der Gesellschaft) zurückgreift, kommt

¹³ | Eigene Übersetzung von: »Is a kind of imitation for which there is no original.«

Butler zu dem Schluss, dass »Identitätenkategorien in der Regel Instrumente regulatorischer Regime sind, sei es als normalisierende Kategorien von Unterdrückungsstrukturen oder als Sammelpunkte für eine befreiende Anfechtung eben dieser Unterdrückung«¹⁴ (ebd.). Das Konzept der gesellschaftlichen Identität oder Gruppenidentität wird somit auch infrage gestellt. Etwa, wenn es keine ontologische ›Frau‹ gibt, so muss die Realität der Kategorie ›wir, Frauen‹ auch neu überprüft werden. In dem Sinne trifft die kanonische Unterscheidung zwischen persönlicher und kollektiver Identität nicht mehr zu. Nach unserer Auffassung ist das Konzept der kollektiven Identität nicht von objektiver Gruppenzugehörigkeit bestimmt (wie z.B. bei Halpern 2009 oder Ruano-Borboran 1998), sondern das Kollektiv ist hier eher ein unvermeidlicher – wenn möglicherweise auch spielerischer oder subversiver – Bezugsrahmen für moralische Normen, Ressourcen und Wissensrepertoire.

Entscheidend erscheint uns hier die konsequente empirische Untersuchung der »Wir-Schicht« (Elias 1986) in jeder Einzelhandlung, die als Identitätsprojekt angesehen werden kann. Damit schreiben wir uns in Forschungstraditionen ein, die auf theoretischer Ebene vorrangig die »Balance zwischen individuellen Ansprüchen und sozialen Erwartungen« (Abels 2006: 254; vgl. Krappmann 2005) thematisieren und sich nicht auf die funktionalen (Mehrfach-)Zugehörigkeiten (vgl. Goffman 2003; Lahire 1998) beschränken, die sich in der Spätmoderne vervielfältigt haben (vgl. Recklinger/Wille 2010: 16f.).

Die meisten Fallstudien in diesem Band gehen auf diese Fragen im Hier und Jetzt ein, in Luxemburg und seinem Grenzraum im Jahr 2012 und danach, doch enthält dieser Band auch historische Untersuchungen, in denen Identitätsproblematiken angesprochen werden. Auch in gallorömischer Zeit oder im Mittelalter reflektierten Subjekte ihre (wahrgenommene) Position, ihre gesellschaftliche Stellung und ihre Loyalitäten. ›Reflexivität‹ ist daher möglicherweise nicht der passendste Ausdruck, um die spezifisch spätmoderne Selbstwahrnehmung zu charakterisieren, wie Anthony Giddens (1991) es vorschlägt. Ihm zufolge fördern die von der Auflösung gemeinschaftlicher Bindungen ausgelösten Ängste die Selbstwahrnehmung. Einerseits hat diese ›Entbettung‹ das Bedürfnis erhöht, die eigene Selbstidentität zu stabilisieren, andererseits bietet sie Betroffenen mehr Wahlmöglichkeiten bei der Entscheidung, welches Selbst sie sein und in welchen Beziehungen sie leben wollen (vgl. Chaffee 2011: 103f.). Doch, wie Reckwitz betont hat, besteht das Risiko einer »Dramatisierung der permanenten Veränderbarkeit von Identitäten«, wenn das »Bild eines hyperflexiblen, seine Identitäten austauschenden Subjekts [...], das den Boden der Alltagspraktiken zu verlassen scheint«, entworfen wird (Reckwitz 2001: 34f.). Trotz dieser Pluralisierung der Möglichkeiten von Identitätskonstruktion bleibt deren Reichweite an die Quantität und

14 | Eigene Übersetzung von: »Identity categories tend to be instruments of regulatory regimes, whether as the normalising categories of oppressive structures or as the rallying points for a liberatory contestation of that very oppression.«

Qualität der sozialen Interaktionen sowie wirtschaftlichen und alltagskulturellen Ressourcen gebunden – und somit an strukturelle Kapitalien der sozialen Ungleichheit (vgl. Bourdieu 1992 und 1972) –, anhand derer sich Identität in Mechanismen des »Sich Erkennen[s], Erkannt- und Anerkanntwerden[s]« (Greverus 1995: 219) konstituiert. »Somit beinhalten Identitätskonstruktionen eine doppelte Ambivalenz: Wegen erodierender vorgefertigter Pfadabhängigkeiten gibt es einerseits einen *Zwang zur Wahl*, die dennoch Gelingen oder Scheitern birgt, und andererseits die *Freiheit der Wahl*, die dennoch sozio-kulturell überformt ist« (vgl. Reckinger/Wille 2010: 15).

Ulrich Beck, der das Konzept der ›reflexiven Modernität‹ (vgl. Beck/Giddens/Lash 1994) weiterentwickelt hat, vertritt den Standpunkt, dass die althergebrachten Kategorien wie Nationalstaat, Familie und Klasse »Zombie-Kategorien« (Beck/Beck-Gernsheim 2001: 203) geworden seien. Es gibt sie noch, aber sie haben ihre frühere Bedeutung eingebüßt. Beck schätzt die Möglichkeiten menschlichen Handelns pessimistischer ein als Giddens, da es den Einschränkungen des korporativen Kapitalismus, der Flexibilisierung des Arbeitsmarkts und der Internalisierung gesellschaftlicher Normen unterliegt. Während für Beck Wahlfreiheit möglich bleibt (durch informierte öffentliche Partizipation und Ermächtigung), betrachtet Foucault Wahlfreiheit als ein spezifisches Faktum der Moderne und einen intrinsischen Bestandteil der Technologie der Macht. Heutzutage, so argumentiert er, ist rohe Gewalt zur Ausübung von Kontrolle/Herrschaft nicht mehr nötig, da Subjekte ihre sozialen Rollen und ›Identitäten‹ über stets umfassendere Formen des Regierens und Selbstregierens akzeptiert haben (siehe unten). In welchem Maße dies in vormodernen Zeiten anders gewesen ist, bleibt offen. Doch die Merkmale der Gemachtheit, Gewordenheit und somit der Wandelbarkeit von Identitäten scheinen universelle Gültigkeit zu besitzen. Demnach fassen wir »das ›Erarbeiten‹ von Identitäten seitens der Subjekte als eine Kontinuitätsleistung und keinesfalls als etwas substantiell Anhaftendes« (Reckinger/Schulz/Wille 2010: 297).

2.3.2 Empirische Operationalisierung des Identitätskonzepts

Wenn wir Selbstheit derart dezentrieren und von einer ontologischen Definition abkoppeln, wie können wir Identität dann überhaupt untersuchen? Das Konzept bezieht sich auf unterschiedliche psychologische und soziologische Prozesse, die es zunächst einmal zu entwirren gilt. Wir werden hier überblicksartig auf die Terminologie eingehen, die Rogers Brubaker (2001), Martina Avanza/Gilles Laferté (2005) und Peter Weichhart (1990) für die Beschäftigung mit Identität vorgeschlagen haben, und prüfen, ob sie mit unserem Ansatz vereinbar ist.

Rogers Brubaker (2001) unterscheidet drei verschiedene Phänomene: erstens, die Identifizierung bestimmter Personenkategorien nach sozialen Akteuren oder Diskursen; zweitens, Selbstidentifikation (kognitive Selbstdarstellung), die er als beziehungsbedingt und in der Zeit veränderbar betrachtet; drittens ein Wir-Ge-

ühl (*groupness*; ähnlich dem von Max Weber thematisierten Zusammengehörigkeitsgefühl), das der Einzelne aus vermeintlich gemeinsamen Kategorien und Verbundenheiten bezieht.

Martina Avanza/Gilles Laferté (2005: 146f.) formulieren Brubakers Modell um und legen den Schwerpunkt auf die Interaktionen zwischen den folgenden gesellschaftlichen Prozessen: Identifikation im Sinne von Kategorisierung (*attribution catégorielle*) oder äußerliches Etikettieren; diskursive Erzeugung eines Gesellschaftsbildes, das eine bestimmten Kollektivität projiziert, z.B. historische, geographische, künstlerische oder literarische Darstellungen von ›wir‹ und ›sie‹; aktive individuelle Selbstidentifikation mit einer Gruppe, geprägt durch Sozialisierungen und persönliche Entscheidungen.

Peter Weichhart (1990) schlägt, in Anlehnung an Carl Friedrich Graumann (1983), eine sehr ähnliche Triade vor: Individuen definieren physische Objekte oder räumliche Strukturen auf eine bestimmte Art (*identification of*); Individuen werden mit bestimmten Gruppen in Verbindung gebracht und anderen Gruppen gegenübergestellt (Männer/Frauen, Nordländer/Südländer), mit positiven Charaktermerkmalen ausgestattet oder mit negativen belastet (*being identified*); Individuen identifizieren sich selbst mit einem Gegenstand oder einem bestimmten Ort (*identification with*). Letztere wird, Weichhart zufolge, oft als raumbezogene Identität bezeichnet.

Vergleicht man die von Brubaker, Avanza/Laferté und Weichhart aufgestellten Typologien, scheinen sie einander zu ergänzen, so dass sie sich zu zwei unterschiedlichen Strängen der Identitätsanalyse verdichten lassen: Zuschreibung und Aneignung, da die Analyse von Gruppenzugehörigkeitsgefühlen oder -attributen sich in die jeweils eine oder andere dieser beiden übergeordneten Dimensionen einordnen lässt. In der Tat lässt sich einerseits die Unterscheidung, die sowohl Avanza/Laferté (2005) als auch Weichhart (1990) zwischen der Etikettierung von Personen und der kognitiven Charakterisierung von Objekten machen, in beiden Fällen als Zuschreibung betrachten; auch Brubaker unterscheidet nicht, wer oder was diskursiv produziert wird. Andererseits beziehen sich Brubakers zweiter und dritter Identitätstyp (Selbstidentifikation und Gruppenzugehörigkeitsgefühl) auf die individuelle Aneignung von Gesellschaftsbildern. Somit überlappen sich die vorgeschlagenen Triaden und decken tatsächlich nur zwei unterschiedliche Identitätskonzepte ab: Identifikation (oder Zuschreibung) und Identifizierung (oder Aneignung) – wie schon vorgeschlagen in der vorangegangenen Studie *Doing Identity in Luxemburg. Subjektive Aneignungen – institutionelle Zuschreibungen – so-zio-kulturelle Milieus* (vgl. IPSE 2010):

»Zusammenfassend ist festzuhalten, dass wir, um den relationalen Charakter von Identitätsmustern zu betonen, unser Augenmerk auf das verwobene Wechselspiel von internen Selbstverständnissen und -verhältnissen sowie externen Einwirkungen gerichtet haben – oder, anders ausgedrückt: auf das Wechselspiel von bottom-up ›Identifizierungen‹ (oder *identification with*) und top-down ›Identifikationen‹ (oder *identification of*) (Hark 1999).

Die zirkulierenden Identitätsentwürfe und -angebote – hier in Form von Repräsentationen und Aushandlungen analysiert – sind intrinsisch dialogisch und politisch. Es werden ›Machtkämpfe um die Bedeutung, Stellung und den Wert von Lebensformen, Eigenschaften, Tätigkeiten und Verhaltensweisen‹ (Rosa 2007: 52) verhandelt« (Reckinger/Wille 2010: 20).

2.3.3 Zum Umgang mit dem Identitätskonzept in diesem Band

Wie die obige Diskussion zeigt, lässt sich der Identitätsbegriff unter Berücksichtigung seiner Vielschichtigkeit und Polyphonie in zwei zentrale Komponenten untergliedern: Erstens *Zuschreibungen (identification by)* seitens (wie auch immer gearteter) normativer Instanzen, denen eine gewisse Benennungs- oder Definitionsmacht (*identification of*) inhärent ist, und zweitens die *Aneignungen (identification with)* seitens (wie auch immer gearteter) Rezipient/-innen. Das wechselseitige Zusammenwirken beider Komponenten vollzieht sich in Prozessen von mehr oder weniger impliziten Zwängen sowie durch Verinnerlichungsprozesse.

Um diese Dialektik näher zu beschreiben, greifen wir das foucaultsche Konzept der Gouvernementalität auf, das die Verschränkungen von Herrschaftstechnologien (Zwänge) mit Selbsttechnologien (Verinnerlichungen) systematisch aufzudecken sucht. Die Beiträge in diesem Band widmen sich diesem Zusammenhang auf unterschiedliche Weise. Während die im Kapitel 3 versammelten Studien sich auf die Analyse von Machtverhältnissen konzentrieren, widmet sich Kapitel 5 v.a. dem Aspekt der Selbstverhältnisse und insbesondere der Frage nach den Subjektivierungsweisen. Das Kapitel 4 versammelt Arbeiten, die sich insbesondere mit Dispositiven der Zwischenräumlichkeit befassen, in denen v.a. die Vielschichtigkeit und der Prozesscharakter von Identitätskonstruktionen zum Ausdruck kommen.

Der Begriff der Gouvernementalität hat in aktuellen sozialwissenschaftlichen Forschungsarbeiten eine gewisse Konjunktur. Es ist ein plastisches und weitgefasstes handlungstheoretisches Konzept, das sehr unterschiedlich gelagerte Fragestellungen als miteinander vernetzt erkennen lässt und so den Blick schärft für die Konstruiertheit von politischen, sozialen und (alltags-)kulturellen Evidenzen. Die übliche Rezeption des von Foucault kreierten Neologismus *gouvernementalité* unterstellt eine Kombination der Begriffe *gouverner* und *mentalité*, also eine ›Regierungsmentalität‹. Wir stimmen allerdings eher Lars Gertenbachs Auslegung zu, denn

»da sich der Begriff vom französischen ›gouvernemental‹ – die Regierung betreffend – herleitet, ist er eher als ›Art und Weise des Regierens‹ zu übersetzen. Darüber hinaus ermöglicht die Substantivierung von ›gouvernemental‹ zu ›gouvernementalité‹, den Begriff als Gegenkonzept zu ›souveraineté‹ zu verwenden und als dritten Typus der Macht neben Souveränität und Disziplin zu setzen« (Gertenbach, 2012: 112; vgl. Sennelart, 2006: 564).

Diese Gegenüberstellung gilt insbesondere für den historiographischen Gebrauch des Konzepts und ist im vorliegenden Band v.a. für die Beiträge in Kapitel 3 von Belang. Für den mikroanalytischen Gebrauch, wie er in Kapitel 5 erfolgt, ist dagegen entscheidend, dass die gouvernementale Regierungsweise ihren »spezifischen Ausdruck [...] im Einwirken auf den Handlungsbereich der Subjekte und in der Formung und Gestaltung bestimmter Formen von Subjektivität« (Gertenbach 2012: 112) findet.

Diese miteinander verschränkten Aspekte von Regierung werden von Foucaults Rezipient/-innen unterschiedlich betont, je nach eigener Forschungsausrichtung eher makropolitisch oder mit Fokus auf alltagskulturelle Machtgefüge. Von Foucault selbst hingegen wurden diese beiden Aspekte stets zusammengedacht. Ihn interessiert besonders das »Kräftefeld von Beziehungen«, in dem sich »die Regierungskunst entfaltet« (Foucault 2006: 450). In der Vorlesungsreihe *Sécurité, Territoire et Population* betont er, dass es fruchtbar sei, den Staat als »Handlungsweise und als Denkweise« zu sehen anstatt als »transzendent[e] Wirklichkeit«. Er ergänzt:

»Man sieht, dass es zwischen der Ebene der Mikromacht und der Ebene der Makromacht nicht so etwas wie einen Einschnitt gibt, dass, wenn man von der einen spricht, man den Bezug auf die andere ausschließt. Tatsächlich lässt sich eine Analyse von Begriffen von Mikromächten ohne Schwierigkeit mit der Analyse von Problemen wie dem der Regierung und des Staates verknüpfen« (Foucault 2006: 513f.).

Gouvernementalität, so führt Gertenbach aus, ist »eine Machtausübung über und durch Freiheit. Es ist eine Form der Macht, die nicht direkt und befehlend wirkt, sondern indirekt und vermittelnd, nicht über strikt festgesetzte Normen, sondern über Wahrscheinlichkeiten« (Gertenbach 2012: 114). Wie auch der Bourdieusche Habitusbegriff nicht von exakten Handlungsinhalten ausgeht, sondern von einen weiten, wenn auch nicht beliebigen Handlungsspielraum, der insbesondere von sozialstrukturellen und klassenspezifischen Unterschieden geprägt ist (vgl. Bourdieu 1980), so lassen sich diese Wahrscheinlichkeiten im Kontext der Gouvernementalität am klarsten erkennen, wenn Analysen »konsequent an der Mikrophysik der Macht ansetzen« (Füller/Marquardt 2009: 97), um ihre Reichweite(n) und Funktionsweise(n) zu verstehen. Denn Macht »existiert nur in actu, auch wenn sie sich [...] auf permanente Strukturen stützt« (Foucault 1987: 254). Demnach sind Machtgefüge oder -beziehungen am besten anhand von Praktiken zu untersuchen, und zwar indem »die Positivität ihrer Verkettung untereinander, ihre Anordnung und ihre Beziehungen [...]« aufgedeckt werden – jedoch weniger dadurch, dass eine »historische Entwicklung oder Abfolge nachvollzogen wird« (Füller/Marquardt 2009: 97).

Thomas Lemke (2008: 261) fasst den Gouvernementalitäts-Begriff zusammen, indem er herausstellt, dass »Formen politischer Regierung auf Techniken des ›Sich-Selbst-Regieren‹ rekurrieren«. Allerdings fehlt in dieser einseitigen

Darstellung die Bewegung à *double sens* wie sie treffender mit folgendem Zitat Foucaults charakterisiert werden kann:

»Man muß die Wechselwirkung zwischen diesen beiden Technikformen – Herrschaftstechniken und Selbsttechniken – untersuchen. Man muß die Punkte analysieren, an denen die Techniken der Herrschaft über Individuen sich der Prozesse bedienen, in denen das Individuum auf sich selbst einwirkt. Und umgekehrt muss man jene Punkte betrachten, in denen die Selbsttechnologien in Zwangs- oder Herrschaftsstrukturen integriert werden« (Foucault 1993: 203f.).

Was die Gouvernementalität als Regierungsprinzip konzeptionell interessant macht, ist, dass sie Subjektivität gerade nicht unterdrückt, sondern sich auf ihre »(Selbst-)Produktion« stützt bzw. »auf die Erfindung und Förderung von Selbsttechnologien, die an Regierungsziele gekoppelt werden können« (Bröckling/Krasmann/Lemke 2000: 29). Im Umkehrschluss bedeutet dies, dass Foucault nicht für die »Ersetzung des Politischen durch das Persönliche« plädiert, sondern für »eine andere Form von Politik und den Entwurf neuer Selbsttechnologien«, mit Hilfe derer »politische Ziele [sich] wesentlich ökonomischer mittels individueller ›Selbstverwirklichung‹ realisieren lassen« (ebd.: 30) als durch explizit rechtliche Einschränkungen von individuellen Freiheiten.

Alles in allem bietet dieses weit gefasste Verständnis von sozialen, kulturellen und politischen Performativitäten eine geeignete Klammer, um die Verbindung der Kapitel in diesem Band konzeptionell zu stärken und ihre Kohärenz trotz thematisch unterschiedlicher Fallstudien herauszustellen: Das Kapitel 5 untersucht Selbsttechnologien; das Kapitel 3 erfasst Regierungstechnologien; zusätzlich befasst sich das Kapitel 4 mit Dispositiven, die von Zwischenräumlichkeiten, Grauzonen und Verwischungen dieser Effekte gekennzeichnet sind. So können die konstant ablaufenden, konstitutiven Prozesse der Identitätskonstruktion – Beschreibungen (*identification by*) und Aneignungen (*identification with*) – in ihrer Dialektik mit Raumkonstruktionen in Grenzräumen, begrifflich und empirisch klarer unterteilt dargelegt werden.

2.4 METHODIK UND SITUATIVE INTERDISziPLINARITÄT

Christian Wille

Die Untersuchung von Raum- und Identitätskonstruktionen in diesem Band konzentriert sich auf soziale Praktiken und auf die mit ihnen im Zusammenhang stehenden Teilespekte (z.B. Körper, Artefakte, räumliche Beziehungsgeflechte, Machtlogiken, Sinnzuschreibungen mit jeweiligen Differenzsetzungen und Verortungen). Werden nun Praktiken zum Ausgangspunkt der Betrachtungen genommen, so stellt sich die Frage, wie diese forschungspraktisch untersucht

werden können. Reckwitz (2008: 195) macht in diesem Zusammenhang darauf aufmerksam, dass die Präsenz der Wissenschaftler/-innen *in situ* nur eingeschränkt möglich ist. Zwar sind gegenwärtige *Praktiken* über die präsente und wahrnehmbare Materialität der Körper und Artefakte direkt zugänglich, jedoch bleiben Sinndeutungen über die visuelle oder auditive Wahrnehmung verborgen. Diese müssen dann indirekt erschlossen werden, »das heißtt, aus expliziten Äußerungen, Handlungen, Umgangsweisen mit Dingen usw. muss auf die impliziten Schemata rückgeschlossen werden« (ebd.: 196). Das qualitative Interview als Methode scheint hier geeignet, um sprachlich verfasste Sinndeutungen offenzulegen. Bei *vergangenen Praktiken* spitzt sich das Problem des unmittelbaren Zugriffs auf Praktiken zu: Die Materialität der an Praktiken beteiligten Körper und Artefakte ist hier nicht unmittelbar nachvollziehbar, obgleich eine medial vermittelte Beobachtung (z.B. über Film, Fotografie) möglich ist. Auch Sinndeutungen können wieder nur mittelbar (z.B. über Zeitzeugeninterviews) erfasst werden. Hier können v.a. textanalytische Verfahren Abhilfe schaffen, wenn etwa schriftliche Praxisbeschreibungen oder Egodokumente (z.B. Briefe, Tagebücher) auf die ›in ihnen enthaltenen‹ Subjektivationen und Subjektivierungen untersucht werden.

Diese problematisierenden Überlegungen sollen dafür sensibilisieren, dass die Untersuchung von Raum- und Identitätskonstruktionen – als immer nur vorläufige Resultanten von Praktiken – nahezu unvermeidbar darauf angewiesen ist, mit Daten *über* die Praktiken und *über* ihre Teilaspekte zu arbeiten. Dies trifft auch auf die Fallstudien in diesem Band zu, wobei hier nicht zwischen gegenwärtigen und vergangenen Praktiken unterschieden wird, sondern zwischen drei zentralen methodischen Zugriffen, die institutionelle, mediale und alltagskulturelle Praktiken und die darin angelegten Raum- und Identitätskonstruktionen zu rekonstruieren erlauben. Dabei handelt es sich *erstens* um textanalytische Verfahren zur Untersuchung von (nicht-)schriftsprachlichen kulturellen Manifestationen (z.B. Ausstellungskataloge, Filme, Werbeanzeigen, virtuelle Umgebungen, Grabmäler, Zeitungsartikel u.v.m.). Diese schließen inhalts- und diskursanalytische sowie semiotische Zugänge ein und werden in den entsprechenden Fallstudien gesondert erläutert. *Zweitens* handelt es sich um eine quantitative Befragung und um eine Serie von qualitativen Interviews mit Personen in Luxemburg und seinen angrenzenden Gebieten. Die Besonderheit dieses zweiten methodischen Zugangs liegt zum einen im grenzüberschreitenden Charakter der Erhebungen in Luxemburg, Deutschland, Frankreich und Belgien, zum anderen im arbeitsteiligen und disziplinenübergreifenden Vorgehen der Autor/-innen bei der Entwicklung der Untersuchungsinstrumente und bei der praktischen Durchführung. Die eher sozialwissenschaftlich geprägten Erhebungsformen wurden – abhängig vom jeweiligen Erkenntnisinteresse – in den Fallstudien unterschiedlich eingesetzt und die gewonnenen Daten z.T. miteinander kombiniert. Letzteres erlaubte verschiedene Aspekte eines Phänomens zu einem Ganzen zusammenzuführen und

damit die Perspektive auf einen Untersuchungsgegenstand zu erweitern bzw. zu komplettieren.

Neben den genannten Techniken der Datenerhebung wird *drittens* die praktizierte Arbeitsform der Autor/-innen dieses Bandes als Methode betrachtet. Als Vertreter/-innen unterschiedlicher Disziplinen der Humanwissenschaften haben sie sich drei Jahre lang regelmäßig getroffen, ausgetauscht und diskutiert mit dem Ziel, über die eigenen Disziplinengrenzen zu blicken und gegenstandsorientiert »fachfremdes« Terrain zu betreten (vgl. Kapitel 1). Eines der Anliegen dieses Forschungszusammenhangs war also die Zusammenarbeit zwischen Wissenschaftler/-innen unterschiedlicher Disziplinen, was im Allgemeinen unter den Begriff der Interdisziplinarität gefasst wird. Dieser wird jedoch selten tatsächlich reflektiert, ebenso wie interdisziplinäre Forschungszusammenhänge oftmals als Sammelbecken für Wissenschaftler/-innen betrachtet werden, die anderswo »nicht recht Fuß fassen konnten« (Löffler 2010: 158). Vor diesem Hintergrund haben sich einige Autor/-innen kritisch mit »Interdisziplinarität« auseinandergesetzt und das Konzept der »situativen Interdisziplinarität« als gemeinsame Leitlinie für die Zusammenarbeit entwickelt.

Im Folgenden werden forschungspraktische Aspekte der quantitativen Befragung und der qualitativen Interviewserie sowie die jeweiligen Stichproben erläutert, ebenso wie der Umgang mit disziplinenübergreifender Zusammenarbeit im Entstehungsprozess dieses Bands.

2.4.1 Quantitative Befragung

Eine der zentralen Datenquellen in den Fallstudien dieses Bands ist die quantitative Repräsentativbefragung. Die insgesamt 3.300 Befragten verteilen sich auf den souveränen Nationalstaat Luxemburg und in den angrenzenden Gebieten auf die Bundesländer Saarland und Rheinland-Pfalz (Deutschland), die Regionen Lothringen (Frankreich) und Wallonien (Belgien). Angesichts der hier bearbeiteten Fragestellungen wurden im Grenzraum überwiegend Einwohner/-innen mit Wohnsitz in relativer Nähe zu einer Staatsgrenze befragt. Damit sollten Daten über verschiedene Praktiken erhoben und unter dem Aspekt der Raum- und Identitätskonstruktion im Kontext der Grenze ausgewertet werden. Der dafür verwendete und von den beteiligten Disziplinen entwickelte Fragebogen untergliedert sich in verschiedene Themenbereiche¹⁵, die mit Hilfe von halboffenen und geschlossenen Fragen operationalisiert wurden. Aufgrund der Mehrsprachigkeit in Luxemburg sowie der üblichen Sprachen in den angrenzenden Gebieten (vgl. Abschnitt 5.9) wurde der Fragebogen (ebenso wie der Interviewleitfaden der qua-

¹⁵ Dazu zählen: sozio-demographische Angaben, Freizeit und Kontakte, Einkaufen, Haushalt, politisches Leben, Kommunikation und Sprache, Großregion und Mobilität, Männer und Frauen. Der Fragebogen ist in den Datenbänden der quantitativen Erhebung aufgeführt und kann in der Bibliothek der Universität Luxemburg eingesehen werden.

litativen Erhebung) ins Luxemburgische, Deutsche, Französische und Englische übersetzt. Die Befragungsergebnisse konnten aber nur zueinander in Beziehung gesetzt werden, wenn sich in den mehrsprachigen Befragungsinstrumenten die Bedeutungen der behandelten Themen bzw. Schlüsselbegriffe deckten. Angeprochen wird damit das sozio-kulturelle Bedeutungsspektrum von lexikalischen Elementen, das bei der Übersetzung von Untersuchungsinstrumenten die Frage aufwirft, inwiefern bzw. ob die Zielsprache eine äquivalente Formulierung bereit hält, die semantische Verschiebungen ausschließt. Eine Äquivalenzprüfung kann über Rückübersetzungen, aber ebenso über diskursive Verfahren erfolgen, in deren Rahmen die jeweiligen Übersetzungen mit äquivalenzsensiblen Personen kritisch diskutiert werden. Aufgrund der an diesem Band beteiligten Autor/-innen mit z.T. zwei Muttersprachen wurde das diskursive Verfahren zur Äquivalenzprüfung der Untersuchungsinstrumente umgesetzt.

	n	Gesamte Stichprobe in %	Stichprobe der Einwohner/-innen im Grenzraum in %
Befragte in Luxemburg	1.021	30,9	/
Befragte im Grenzraum	2.279	/	100,0
Saarland	314	9,5	13,8
Lothringen	867	26,3	38,0
Rheinland-Pfalz	581	17,6	25,5
Wallonien	517	15,7	22,7
Insgesamt	3.300	100,0	/

Tabelle 1: Stichprobe der quantitativen Erhebung im Überblick (Universität Luxemburg, IDENT2 2012/2013)

Die Zusammenstellung der Stichproben in Luxemburg und den angrenzenden Gebieten oblag einem luxemburgischen Befragungsinstitut, das sich ebenso für die Durchführung der Repräsentativbefragung verantwortlich zeichnete. Insgesamt wurden zwischen Dezember 2012 und Februar 2013 1.021 Personen mit Wohnsitz in Luxemburg und 2.279 Personen mit Wohnsitz in den angrenzenden Gebieten befragt, jeweils im Alter von mindestens 16 Jahren. Die im Grenzraum lebenden Befragten verteilen sich zu fast zwei Fünftel auf Lothringen, ein Viertel auf Rheinland-Pfalz, ein gutes Fünftel auf Wallonien und 14 % auf das Saarland (vgl. Tab. 1). Die Befragung wurde per Internet (*Computer-Assisted Web Interviews*) durchgeführt und die Teilstichproben nach unterschiedlichen Merkmalen

gewichtet: die Stichprobe im Großherzogtum nach den Variablen Wohnregion, Alter, Nationalität, Geschlecht und (Nicht-)Erwerbstätigkeit; die im Grenzraum lebenden Personen nach Wohnregion, Alter und Geschlecht. Die Datenanalyse erfolgte über Verfahren der deskriptiven und induktiven Statistik.¹⁶

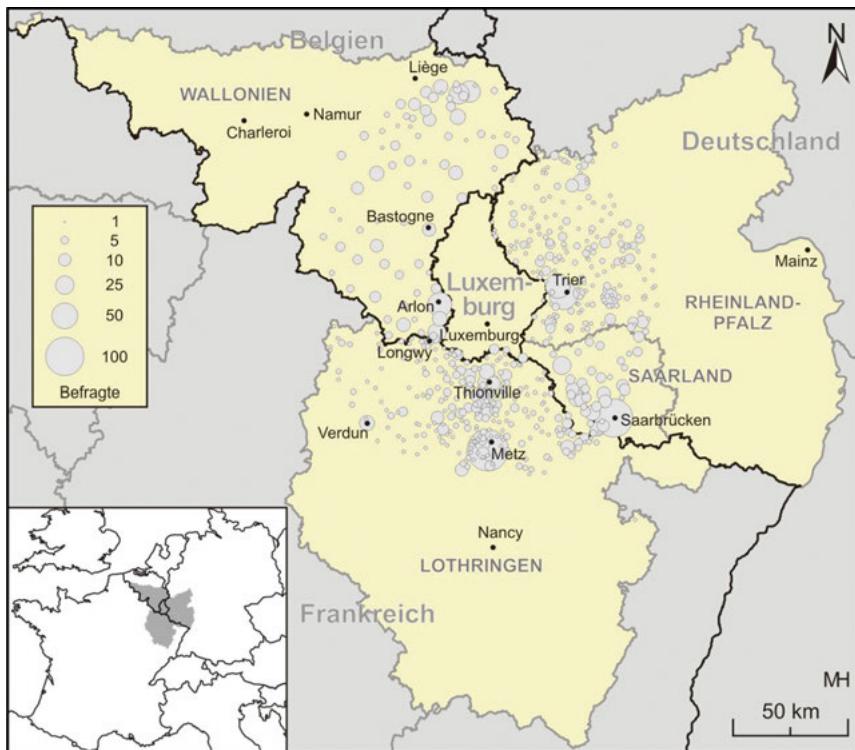


Abbildung 1: Verteilung der Wohnorte der Befragten der quantitativen Erhebung im Grenzraum (Übersicht) (Universität Luxemburg, IDENT2 2012/2013) (Entwurf: Christian Wille, Umsetzung: Malte Helfer)

16 | Die Datenbände der quantitativen Erhebung sind in der Bibliothek der Universität Luxemburg einsehbar.

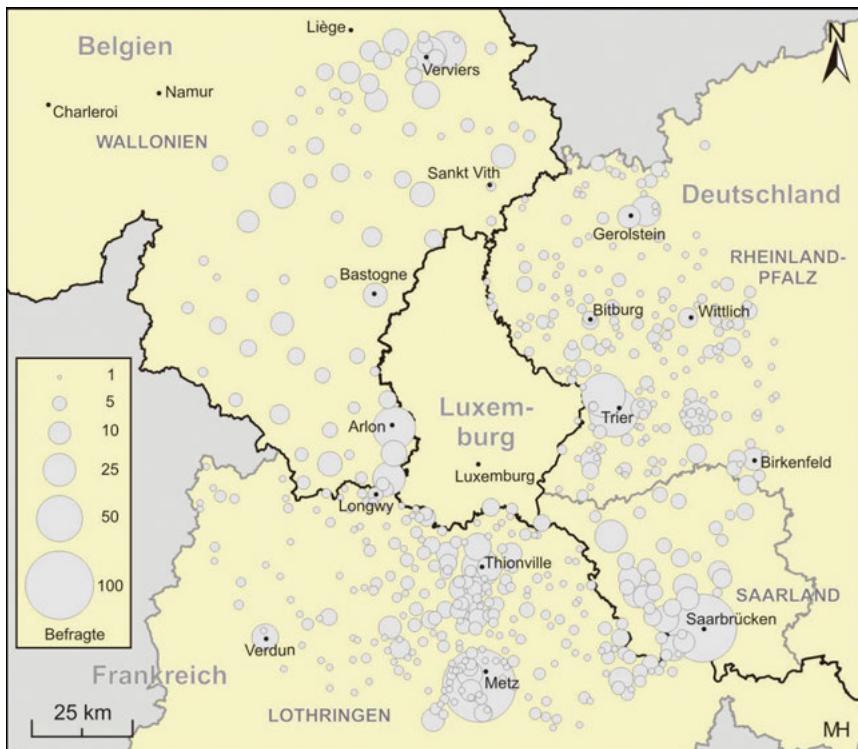


Abbildung 2: Verteilung der Wohnorte der Befragten der quantitativen Erhebung im Grenzraum (Detailansicht) (Universität Luxemburg, IDENT2 2012/2013) (Entwurf: Christian Wille, Umsetzung: Malte Helfer)

Die vertiefende Betrachtung der im Grenzraum wohnenden Personen nach der geographischen Verteilung ihrer Wohnorte zeigt, dass sie nicht weiter als 50 km von einer Staatsgrenze entfernt und überwiegend nahe an einer Staatsgrenze leben (vgl. Abb. 1 und 2). So wohnen die in Lothringen Befragten zum größten Teil im unmittelbar an Luxemburg und Belgien angrenzenden Nordlothringen; über zwei Fünftel (43 %) wohnt hier im grenznahen Thionville (28 %) und in Briey (15 %). Weitere 17 % leben im an Deutschland angrenzenden Ostlothringen, wo sie sich auf das unmittelbar an der Grenze gelegene Forbach (10 %) und auf Boulay (7 %) verteilen. Weiter im Hinterland im Großraum Metz wohnen 37 % der Befragten mit den Wohnorten Metz (13 %), Verdun (6 %) und Metz-Land (18 %). Weiter abgeslagen leben noch 2 % in Nancy und im Großraum Nancy. Die Befragten in Wallonien verteilen sich zur Hälfte (50 %) auf die an Frankreich und Luxemburg angrenzende Provinz Luxemburg. Die meisten von ihnen wohnen dort in der Grenzstadt Arlon (16 %), gefolgt von Virton (9 %), Neufchâteau (9 %), Bastogne (9 %) und weiter im Hinterland in Marche-en-Famenne (7 %). Ein weiterer Anteil der Befragten (42 %) in Wallonien lebt in der Provinz Lüttich, die an Deutschland

und an Luxemburg grenzt. Dort wohnen sie hauptsächlich in den Städten Verviers (27 %) und Lüttich (13 %) sowie in Huy (2 %). Weitere 6 % wohnen in der Stadt Dinant, die sich in der Provinz Namur befindet und an der Grenze zu Frankreich liegt. Über die Hälfte (57 %) der Befragten in *Rheinland-Pfalz* verteilt sich auf die drei an Luxemburg angrenzenden Gebietskörperschaften. Dazu zählen Trier-Saarburg (26 %), Bitburg-Prüm (22 %) und die kreisfreie Stadt Trier (9 %). Auch der weiter im Hinterland liegende Landkreis Bernkastel-Wittlich zählt noch ein Fünftel (22 %) der Befragten, gefolgt vom Landkreis Vulkaneifel (12 %). Die Mehrheit der Befragten im *Saarland* wohnt im Westen und Norden des Bundeslandes, wo es an Frankreich und Luxemburg angrenzt. 42 % von ihnen leben im Regionalverband Saarbrücken und entlang der Saarschiene im Kreis Saarlouis (30 %) sowie im Landkreis Merzig-Wadern (18 %). Auf die weiter im Hinterland gelegenen Landkreise St. Wendel und Neunkirchen entfallen lediglich 7 bzw. 3 % der Befragten.

2.4.2 Qualitative Interviews

Auf der quantitativen Repräsentativbefragung aufbauend wurden im Frühjahr 2013 vertiefende Interviews mit Einwohner/-innen Luxemburgs und der angrenzenden Gebiete durchgeführt, die sich im vorgesetzten Fragebogen dazu bereit erklärt hatten.¹⁷ Über die breit angelegte Interviewserie sollten qualitative Daten über Praktiken und insbesondere über die mit ihnen verbundenen Sinnzuschreibungen gewonnen werden, wofür sich ein standardisiertes Verfahren weniger eignet. Die qualitativen Interviews wurden daher mit einem teilstandardisierten Interviewleitfaden mit ausformulierten Fragen und gesprächsgenerierenden Impulsen realisiert.¹⁸ Zusätzlich waren die Autor/-innen dieses Bandes, die einzelne Fragen in den Leitfaden einspeisten, gebeten, stichpunktartig das Erkenntnisinteresse bzw. die Zielsetzung der jeweiligen Frage zu notieren. Diese wurden intern gegenseitig erläutert und diskutiert, um ein arbeitsteiliges Vorgehen insofern zu ermöglichen, als dass die Interviewer/-innen, die nicht nur über den gemeinsamen Arbeitsprozess mit den einzelnen Fragen vertraut waren, sich auch durch eine zusätzliche Verinnerlichung der ›Stoßrichtung‹ der Fragen der Kolleg/-innen auf die Interviews vorbereiten konnten. Dafür wurde der ausführliche Interviewleitfaden von den Interviewer/-innen in Stichpunkte überführt, was einen flexiblen und weitgehend offenen Interviewverlauf ermöglichte.

Über die Interviewserie sollten keine Häufigkeiten ermittelt, sondern ein vertieftes Verständnis von Prozessen der Raum- und Identitätskonstruktion im Kontext der Grenze entwickelt werden. Demnach ging es hier nicht um eine Zufallsstichprobe, um später Rückschlüsse auf eine Grundgesamtheit zu ziehen, sondern um das Studium einzelner und vielfältiger Fälle, um Informationen über

17 | Einige Autor/-innen in diesem Band greifen im Rahmen ihrer Fallstudien auf eigene und jeweils gesondert ausgewiesene Interviewserien (u.a. Expert/-inneninterviews) zurück.

18 | Der gekürzte Interviewleitfaden ist am Ende des Bandes aufgeführt.

Praktiken mit ihren Teilauspekten facettenreich zu erfassen. Dies erforderte eine bewusste Stichprobenzusammenstellung, die sich an den Merkmalen Geschlecht, Alter, Nationalität und Bildungsstand orientierte. Auf dieser Grundlage und abzüglich ausgefallener Fälle wurden schließlich 47 Personen im Untersuchungsgebiet interviewt, davon 24 in Luxemburg und 23 im Grenzraum (vgl. Tab. 2).

	Luxem- burg	Grenz- raum	davon in Rhein- land- Pfalz	davon im Saar- land	davon in Loth- ringen	davon in Walloonien
Geschlecht						
Männer	14	12	2	4	3	3
Frauen	10	11	.	3	4	4
Alters- gruppen						
15-24	3	.	.	.	.	.
25-34	4	6	.	2	2	2
35-44	2	7	.	1	2	4
45-54	6	6	1	2	2	1
55-64	4	3	1	1	1	.
65-74	3	.	.	.	.	.
75-84	2	.	.	.	.	.
85-94	.	1	.	1	.	.
Nationalität						
Nationalität Wohnland	12	17	2	6	6	3
Ausländer	12	6	.	1	1	4
Bildungs- niveau*						
ISCED 1	2	.	.	.	.	.
ISCED 2	5	5	1	3	.	1
ISCED 3	7	5	1	.	2	2

	Luxem- burg	Grenz- raum	davon in Rhein- land- Pfalz	davon im Saar- land	davon in Loth- ringen	davon in Walloon- ien
ISCED 4	2	3	.	1	2	.
ISCED 5 und 6	7	9	.	3	3	3
Keine An- gabe	1	1	.	.	.	1
Nettostich- probe	24	23	2	7	7	7

Tabelle 2: Stichprobe der qualitativen Erhebung (Universität Luxemburg, IDENT2 2012/2013), *nach International Standard Classification of Education (ISCED)

Die Interviews wurden von den Autor/-innen nach sprachlichen Vorlieben und zeitlicher Verfügbarkeit durchgeführt und fanden nach Terminabsprache bei den Befragten zu Hause und oftmals während der Tagesrandzeiten statt. Im ca. ein- bis anderthalbstündigen Gespräch wurden dem Interviewleitfaden folgend verschiedene Themenbereiche behandelt und die Befragten hatten die Möglichkeit, sich frei – aber in einem bestimmten thematischen Rahmen – zu äußern. So konnten die Interpretationen und Reaktionen der Befragten erhoben werden und von den Wissenschaftler/-innen nicht antizipierte Gesichtspunkte in Erscheinung treten. Da in diesem Band die inhaltliche Dimension der Interviews interessiert, wurde für die Aufbereitung der digital aufgezeichneten Interviews das Transkriptionsverfahren der standardsprachlichen Umschrift (vgl. Mayring 2002: 91) gewählt, das im minimalen Beheben von Satzbaufehlern und im Glätten des Redeflusses besteht. Das Transkribieren der Interviews in luxemburgischer, deutscher, französischer und englischer Sprache wurde eigens dafür beschäftigten Transkriptoren übertragen. Die Interviewtranskripte wurden sodann computergestützt und durch deduktiv-selektives Codieren bzw. induktiv-freies Codieren ausgewertet. Das bedeutet, es wurde zunächst eine Grobcodierung vorgenommen, die in der Zuordnung von Antwortpassagen aus den Interviews zu den dort behandelten Themenkomplexen bestand. Der so herausgeschälte Codebaum bildete die Grundlage für die einzelnen Fragenautor/-innen, die die von ihm/ihr eingespeisten Fragen induktiv-frei nach argumentativen Sinneinheiten feincodierten. Dabei wurden von den jeweiligen Fragenautor/-innen auch Antwortpassagen berücksichtigt, die in Themenkomplexen der Kolleg/-innen vorkamen, um quer liegende Argumentationsstränge im empirischen Material erfassen zu können.

2.4.3 Disziplinenübergreifende Zusammenarbeit¹⁹

In der Wissenschaft existieren nur wenige Begriffe mit einer so hohen Diskrepanz zwischen Verwendungshäufigkeit und theoretischer Reflexion wie jener der Interdisziplinarität (vgl. Jungert 2010: 1). Er ist zum festen Bestandteil von Begleithetoriken wissenschaftlicher Vorhaben geworden und sein inflationärer Gebrauch verstärkt die oft eingenommene Haltung, dass bei interdisziplinärer Forschung ohnehin kein Erkenntnisgewinn zu erwarten sei. Um nicht der damit angedeuteten Gefahr aufzusitzen, die interdisziplinäre bzw. disziplinenübergreifende Zusammenarbeit zu einer Worthülse verkommen zu lassen, haben sich einige der Autor/-innen mit den Chancen und Risiken von Interdisziplinarität im Rahmen einer Arbeitsgruppe (vgl. Kapitel 1) auseinandergesetzt. Ziel war es, den Begriff und die mit ihm verwandten Konzepte zu systematisieren und eine gemeinsame Leitlinie für die Arbeiten im Rahmen dieses Bands zu entwickeln.

Bei der Beschäftigung mit Interdisziplinarität ist zunächst die Frage zu klären, was unter einer Disziplin zu verstehen ist. Sabine Hark (2005) führt in diesem Zusammenhang das Konzept der Disziplin bzw. Disziplinarität in den Blick, das sowohl eine *disziplinbildende* als auch eine *disziplinierende* Dimension umfasst. Dabei sind Disziplinen – als Grundlage für die Organisation und Formierung von wissenschaftlichem Wissen – nicht statisch zu denken, sondern als dynamische Kreuzungspunkte unterschiedlicher theoretisch-methodischer Paradigmen. Dem folgend definiert die Soziologin Disziplinen als komplexe Bündel von Beziehungen in Anlehnung an das Foucaultsche Konzept der diskursiven Formation. Danach sind es die Beziehungen »zwischen Institutionen, ökonomischen und gesellschaftlichen Prozessen, Verhaltensformen, Normensystemen, Techniken, Klassifikationstypen und Charakterisierungsweisen« (Hark 2005: 71), die eine Disziplin ausmachen. Dementsprechend schlägt die disziplinbildende Wirkung in der fortwährenden Aktualisierung dieses Beziehungsgeflechts durch. Aus dieser sozialemergenten und relationalen Perspektive lässt sich die Disziplin als ein Ensemble von heterogenen Elementen betrachten, wie etwa Kommunikationsgemeinschaften, Wissensobjekte und Institutionen. Die disziplinierende Dimension erläutert Hark (2005: 75ff.), indem sie Disziplinen als politische Institutionen thematisiert. Dabei geht es um drei Funktionen: (1) die *Produktion* von Wissen, womit das Hervorbringen von (un-)gültigen Aussagen, wissbaren Objekten, hierarchisch geordneten Subjekten (z.B. akademische Grade) oder Praktiken des Wissens (z.B. Plenarvorträge) verbunden ist; (2) die *Regulation* von Wissen, die bei der Festlegung der jeweils anerkannten Gegenstandsbereiche sowie der kognitiven Strukturierung der Akteur/-innen und ihrer Wissenschaftspraktiken wirksam wird; (3) die *Reproduktion* von Wissen, die den Fortbestand im akademischen Feld sichert über die Wissensweitergabe und sozialisatorische Einübung von Wissenschafts-

19 | Im Folgenden unter Mitarbeit von Brigitte Batyko, Heike Mauer, Agnès Prüm und Rachel Reckinger.

praktiken. Besonders in der reproduktiven Funktion wird die disziplinierende Dimension deutlich, wenn Disziplinen etwa das organisieren und klassifizieren, was wissenswert ist und damit regulieren, was erinnert und was vergessen wird.

Vor dem Hintergrund dieser Einlassungen kann eine Disziplin verstanden werden als ein Raum im akademischen Feld, der sich über bestimmte Wissenspraktiken und den jeweils beteiligten Gegenständen, Denkschulen, Begriffsinstrumentarien, Theorie- und Methodentraditionen sowie fachpolitischen Sinngrundlagen reguliert und reproduziert. Das unhinterfragte und für eine Disziplin konstitutive Zusammenwirken dieser Teilespekte wird allerdings in Forschungszusammenhängen brüchig, in denen verschiedene Disziplinen zusammenarbeiten. Die Brüche und damit die Disziplinengrenzen zeichnen sich im praxeologischen Sinne dann dort ab, wo Wissenspraktiken nicht mehr selbstverständlich greifen, konstitutive Beziehungen erklärbungsbedürftig werden und Sinngrundlagen hinterfragt werden. Bildlich gesprochen geht es dann um eine »Neu-Verschaltung« von komplexen Bündeln von Beziehungen bzw. von Ensembles heterogener Elemente, die – wie zu sehen sein wird – in Intensität, Irritation und Innovation variieren kann.

Der Blick in die einschlägige Literatur zeigt, dass neben dem Begriff der Interdisziplinarität weitere konkurrierende Begriffe existieren, die nicht einheitlich verwendet werden und sich in ihrer Bedeutung z.T. überschneiden. Die Systematisierung von Interdisziplinaritätsbegriffen und verwandten Konzepten steht damit vor einem Abgrenzungsproblem. Daher wird die Bezeichnung »disziplinenübergreifende Zusammenarbeit« eingeführt, um unterschiedliche Formen der Zusammenarbeit unter einem neutralen Oberbegriff thematisieren zu können. Dafür werden zwei Zugänge gewählt: In einem ersten Schritt wird ermittelt, welche Begriffe in der Wissenschaftsförderung für die disziplinenübergreifende Zusammenarbeit verwendet werden und welchen Stellenwert sie dort besitzt. In einem zweiten Schritt werden die relevanten Konzepte überblickartig vorgestellt und anhand von Ordnungskriterien klassifiziert.

Dem folgend wird zunächst untersucht, ob disziplinenübergreifende Zusammenarbeit in Förderpolitiken eine Rolle spielt und welche Begriffe jeweils zu Grunde gelegt werden. Dafür wurden im Bereich der Geistes- und Naturwissenschaften Ausschreibungstexte einzelner Förderprogramme sowie Jahresberichte (2012) nationaler und europäischer Fördereinrichtungen analysiert (vgl. Tab. 3).

Ebene	Institutionen/Förder-einrichtungen	Förderprogramme
regional	Universität Luxemburg	universitätsinterne Projektförderung
national	Luxemburg: <i>Fonds National de la Recherche</i> (FNR)	FNR: CORE, INTER, ATTRACT, AFR, PEARL
	Deutschland: <i>Deutsche Forschungsgemeinschaft</i> (DFG)	DFG: Schwerpunktprogramme, Graduiertenkollegs, Sonderforschungsbereiche, DFG Forschungszentren, Forschergruppen, Kolleg-Forschergruppen, Aufbau internationaler Kooperationen
	Frankreich: <i>Agence nationale de la Recherche</i> (ANR)	ANR: verschiedene thematische Ausschreibungstexte: <i>Biologie-Santé, Energie Durable, Environnement et Ressources Biologiques, Ingénierie, Procédés et Sécurité, Partenariats et compétitivité, Programmes transdisciplinaires, Recherches exploratoires et émergentes, Sciences Humaines et Sociales</i>
	Belgien: <i>Fonds de la Recherche Scientifique-FNRS</i> (F.R.S.-FNRS)	F.R.S.-FNRS: <i>Appels >Crédits et projets<, FRESH II – Recherche collaborative en sciences humaines et sociales.</i>
europäisch	<i>Europäische Kommission</i>	-ERC grants: <i>Proof of Concept, Synergie Grant, Advanced Grant, Starting Grant, Consolidator Grant</i> -Seventh Framework Programme (FP7): spezifische Programme <i>Cooperation und People (Marie Curie Actions)</i> -Horizon 2020: Arbeitsprogramme 2014-2015

Tabelle 3: Untersuchte Ausschreibungstexte ausgewählter Fördereinrichtungen
(Stand: Juli 2013)

Die Analyse der Ausschreibungstexte erfolgte in drei Sprachen per Suchabfrage von häufig verwendeten Begriffen im Zusammenhang mit disziplinenübergreifender Zusammenarbeit.²⁰ Am häufigsten aufgefunden wurden die Begriffe disziplinär/interdisziplinär, *disciplinary/-ity, interdisciplinary/interdisciplinarity, interdisciplinaire/interdisciplinarité* und *frontier research*, womit bereits an dieser Stelle ein verbreiteter Sprachgebrauch des Begriffs ›Interdisziplinarität‹ deutlich wird. Daneben war festzustellen, dass in den Ausschreibungstexten nicht präzisiert wird, was die jeweiligen Fördereinrichtungen unter den abgefragten Begriffen – und damit unter disziplinenübergreifender Zusammenarbeit – verstehen. Dies bestätigt den Eindruck, dass der Begriff der Interdisziplinarität und die mit ihm verwandten Konzepte unscharf bleiben und über den Status einer Begleithethorik oft nicht hinauskommen. Umso wichtiger ist die Auseinandersetzung mit diesem breit gefächerten Feld, die sich entlang der dort relevanten Begriffe strukturieren lässt.

Multi-/Pluridisziplinarität: Der Begriff der Multidisziplinarität findet in den 1950er Jahren Eingang in die Wissenschaftssprache und bezeichnet das Nebeneinander von Disziplinen innerhalb eines Themengebiets. Die beteiligten Disziplinen arbeiten hier jeweils zu einem Teilaспект des gemeinsamen Themengebiets, der innerhalb ›ihres‹ Gegenstandsbereich angesiedelt ist. Bei dieser Form der Zusammenarbeit sind gemeinsame forschungsleitende Fragestellungen, wechselseitige Bezugnahmen oder disziplinenübergreifende Synthesebemühungen weitgehend abwesend. Dennoch ist hier in Abgrenzung zur rein disziplinären Forschung davon auszugehen, dass die Arbeiten der beteiligten Disziplinen mindestens informativ zur Kenntnis genommen werden und eine Erweiterung der Perspektive auf das gemeinsam bearbeitete Themenfeld möglich wird (vgl. Jungert 2010: 2). Synonym zum Begriff der Multidisziplinarität wird häufig jener der Pluridisziplinarität gebraucht. Einige Autor/-innen, so Jungert (vgl. ebd.), unterscheiden jedoch diese Begriffe und sehen in Pluridisziplinarität die erste Stufe einer wahrhaften disziplinenübergreifenden Zusammenarbeit. Dabei geht es um die Intensivierung von Beziehungen zwischen verwandten Disziplinen über einen losen Austausch von Ergebnissen und Problemen innerhalb eines gemeinsamen Themenfelds. Diese weitgehend unstrukturierte Zusammenarbeit hat jedoch kaum Auswirkungen auf die Gegenstände und Selbstverständnisse der beteiligten Disziplinen.

Interdisziplinarität: Der Begriff ›Interdisziplinarität‹ wird im Zusammenhang mit disziplinenübergreifender Zusammenarbeit am häufigsten genutzt. Dies bestätigt auch die Analyse von Ausschreibungstexten nationaler und europäischer

20 | Verwendete Suchbegriffe in drei Sprachen: disziplinär, multi-, inter-, transdisziplinär, Disziplinarität, Multi-, Inter-, Transdisziplinarität, Pionierforschung, *disciplinary, multi-, inter-, transdisciplinary, cross-disciplinary, disciplinarity, multi-, inter-, transdisciplinarity, frontier research, inter/cross-faculty, disciplinary boundaries, cross-programme, disciplinaire, multi-, inter-, transdisciplinaire, disciplinarité, multi-, inter-, transdisciplinarité*.

Wissenschaftsförderung (vgl. Tab. 3). Darin ist Interdisziplinarität – wenn auch ohne Präzisierung und mit jeweils unterschiedlicher Gewichtung – fest verankert. Die luxemburgischen und belgischen Förderinstitutionen greifen den interdisziplinären Charakter von Forschungsprojekten eher verhalten auf und verweisen nur darauf, dass interdisziplinäres Forschen wünschenswert sei. In den deutschen und französischen Ausschreibungsprogrammen wird der interdisziplinäre Charakter von Projekten häufiger betont und die Förderung von Interdisziplinarität stärker thematisiert. Auch in europäischen Förderprogrammen wird die interdisziplinäre Ausrichtung von Forschungsprojekten begrüßt und unterstützt. Hier nehmen die Stipendien des *European Research Council* (ERC) eine besondere Rolle ein, sind sie doch explizit darauf angelegt, interdisziplinäre Projektarbeit und sogenannte Pionierforschung zu fördern. Auch im europäischen Programm *Horizon 2020* wird interdisziplinäre Forschung – wie bereits im *Seventh Framework Programme* (FP7) – als ein wichtiger und zu fördernder Aspekt deutlich herausgestellt. Von den öffentlichen Förderpolitiken wird das Konzept der Interdisziplinarität also unterstützt, wobei der Eindruck entsteht, dass eine wahrfahrtne strategische Verankerung (noch) aussteht und bei den Adressat/-innen ein nicht näher spezifiziertes Verständnis von Interdisziplinarität vorausgesetzt wird. Dieses kann jedoch enorm variieren und – wie zu sehen sein wird – z.T. unterschiedlich große Schnittmengen mit verwandten Konzepten aufweisen. Zur vertiefenden Bearbeitung des Interdisziplinaritätsbegriffs wird weiter die Vielfalt des Konzepts aufgegriffen und versucht eine Binnendifferenzierung vorzunehmen. Dafür wird mit Löffler (vgl. 2010: 164ff.) und Heckhausen (zitiert in Jungert 2010: 4ff.) ein mögliches Spektrum von Interdisziplinaritäten skizziert.

- Mit dem Begriff der >unterschiedslosen Interdisziplinarität< (*indiscriminate interdisciplinarity*) umschreibt Heckhausen die Idee des *Studium generale*, bei dem verschiedene disziplinäre Inhalte nebeneinander >gestellt< werden, um hoher Spezialisierung und den damit verbundenen Perspektivverengungen entgegenzuwirken. Wechselseitige Bezugnahmen zwischen den Disziplinen sind hier nicht vorgesehen, ebenso wie im Bereich der Forschung keine disziplinenübergreifende Zusammenarbeit erfolgt.
- Löffler prägt den Begriff der >*Nice-to-know*-Interdisziplinarität<, bei der sich die beteiligten Disziplinen auf ein gemeinsames Thema beziehen, sich jedoch keine Berührungspunkte oder Austauschbeziehungen entwickeln. Dennoch sind Forschungszusammenhänge oder Veranstaltungen mit einem *nice-to-know*-Faktor nützlich, etwa als soziales Ereignis im Wissenschaftsbetrieb zur Netzwerkpflege oder wenn in Entscheidungsprozessen unterschiedliche Perspektiven auf einen Gegenstand berücksichtigt werden müssen.
- Mit dem Begriff der >Pseudo-Interdisziplinarität< (*pseudo-interdisciplinarity*) bezeichnet Heckhausen die verbreitete Annahme, dass schon dann von Interdisziplinarität auszugehen sei, wenn verschiedene Disziplinen mit identischen Modellen und Methoden arbeiten. Dies reiche jedoch nicht aus, um

- Unterschiede zwischen den Disziplinen zu überbrücken, z.B. im Hinblick auf ›typische‹ Gegenstandsbereiche oder auf theoretische Integrationsniveaus.
- Als ›Hilfsinterdisziplinarität‹ (*auxiliary interdisciplinarity*) bezeichnet Heckhausen den Gebrauch von fachfremden Methoden innerhalb der eigenen Disziplin. Von einer wahrhaften Zusammenarbeit sei hier aber nicht zu sprechen, da es lediglich um die Bearbeitung von ›typischen‹ Fragestellungen innerhalb der eigenen Disziplin geht unter Zuhilfenahme ›entliehener‹ Methoden.
 - Als ›zusammengesetzte Interdisziplinarität‹ (*composite interdisciplinarity*) fasst Heckhausen die Gruppierung verschiedener Disziplinen um einen gemeinsamen Problem- bzw. Themenkomplex. Dabei überschneiden sich weder die Gegenstandsbereiche der beteiligten Disziplinen noch die jeweils verwendeten Methoden. Die Kohäsion des gemeinsamen Forschungszusammenhangs sei dann lediglich auf den gemeinsamen Problem- bzw. Themenbereich zurückzuführen.
 - ›Ergänzende Interdisziplinarität‹ (*supplementary interdisciplinarity*) sieht Heckhausen an den Grenzen von Disziplinen, wo z.T. tatsächlich versucht werde, Beziehungen zwischen den jeweiligen theoretischen Ansätzen herzustellen.
 - Einen hohen Interaktionsgrad zwischen Disziplinen thematisiert Heckhausen unter dem Terminus ›vereinigende Interdisziplinarität‹ (*unifying interdisciplinarity*). Bezeichnet wird damit die Annäherung und Synthesierung von unterschiedlichen disziplinären Theorien, Begriffs- und Methodeninstrumentarien.

Diese kurSORISCHE Gesamtschau von Interdisziplinaritäten spricht nicht nur unterschiedliche Aspekte des Forschungsprozesses an, ebenso zeigen sich verschiedene Formen von Disziplinarität, die auf einem Kontinuum zwischen der Affirmation und Subversion von Disziplinengrenzen anzusiedeln sind. Das Begriffsverständnis von Interdisziplinarität, das bei der Entstehung dieses Bands maßgeblich war, bezieht sich – wie zu sehen sein wird – auf mehrere der vorgestellten Interdisziplinaritäten.

Transdisziplinarität: Das Konzept der Transdisziplinarität bezeichnet wiederum eine Arbeitsform, bei der mit außeruniversitären Akteuren bestimmte Problemstellungen bearbeitet werden und versucht wird, die Spezialisierung akademischen Wissens zu überwinden (vgl. Jungert 2010: 6). Somit geht es hier *erstens* um ein Überschreiten der Grenze zwischen Wissenschaft und ›Außenwelt‹, um für komplexe gesellschaftliche Probleme wissenschaftliche Lösungen zu finden; *zweitens* ist die Infragestellung der (disziplinären) Ordnung von akademischem Wissen zentral (vgl. Després/Lawrence 2004: 399). Transdisziplinarität impliziert also eine Kritik an Disziplinarität als spezifische Wissenspraxis und zielt auf eine Neugruppierung von Fragestellungen, Theorien und Methoden ohne diese disziplinär rückzubinden (vgl. Maihofer 2005: 199).

Postdisziplinarität: Das Konzept der Postdisziplinarität distanziert sich noch deutlicher von der Dichotomie der akademischen Wissensproduktion einerseits

und der nicht-akademischen Wissensproduktion andererseits. Postdisziplinarität zielt auf einen Forschungsprozess, der sich weder hinsichtlich der Themen und Fragestellungen disziplinär verortet noch bei der Entwicklung von Theorien und Lösungen deduktiv anwendend vorgeht. Vielmehr geht es – ähnlich wie im transdisziplinären Ansatz – um einen induktiv-reflektierenden Prozess, in dem die zu untersuchenden Fragestellungen, verwendeten Methoden und erarbeiteten Theorien bzw. Lösungen generiert werden (vgl. Maihofer 2005: 201).

Die vorgestellten Formen disziplinenübergreifender Zusammenarbeit weisen vielfältige Überschneidungen auf. Dennoch können sie voneinander abgegrenzt und anhand von Ordnungskriterien klassifiziert werden.

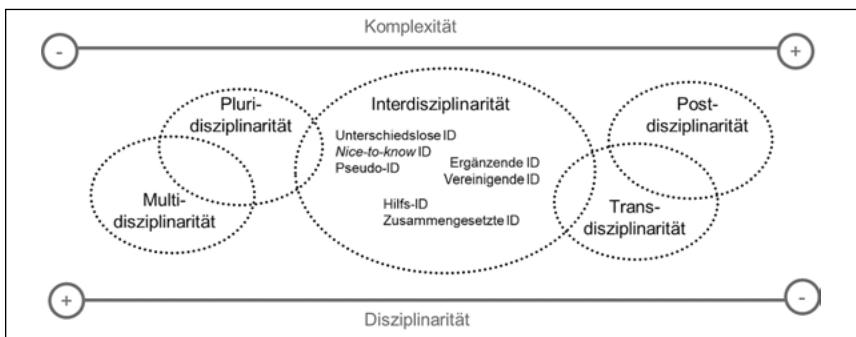


Abbildung 3: Formen disziplinenübergreifender Zusammenarbeit nach den Ordnungskriterien ›Komplexität‹ und ›Disziplinarität‹ (eigene Darstellung)

Der Systematisierungsversuch (vgl. Abb. 3) erfolgt über das oben erläuterte Kriterium der Disziplinarität als ein Kontinuum, auf dem Formen der disziplinenübergreifenden Zusammenarbeit abgetragen werden, bei denen disziplinenbildende und disziplinierende Mechanismen (nicht) greifen. Formen der disziplinenübergreifenden Zusammenarbeit, bei denen die Disziplinarität zunehmend ihre Wirksamkeit verliert, sind gleichzeitig von einer wachsenden Komplexität gekennzeichnet. Diese resultiert aus der ›Neu-Verschaltung‹ von Bündeln von Beziehungen (zwischen Gegenständen, Methoden, Konzepten usw.), die innerhalb und außerhalb der Wissenschaft anzusiedeln sind.

2.4.4 Situative Interdisziplinarität

Aus der dargelegten Typologie von Multi-/Pluri-, Inter-, Trans- und Postdisziplinarität – als eine Abfolge gesteigerter Komplexität bei nachlassender Disziplinarität – lassen sich drei Grundmodelle der disziplinenübergreifenden Zusammenarbeit ableiten: (i) Disziplinenübergreifende Zusammenarbeit als *Addition* ist als ein Versammeln von unterschiedlichen Disziplinen zu verstehen, die einen gemeinsamen (Untersuchungs-)Gegenstand bearbeiten und sich lediglich informativ austauschen. Bei dieser Wissenschaftspraxis, die der Multi- bzw. Pluridiszipli-

narität zuzurechnen wäre, findet kein tatsächlicher Austausch und damit keine Überschreitung von disziplinären Grenzen statt. (2) Disziplinenübergreifende Zusammenarbeit als *Interaktion* ist dort auszumachen, wo zwischen den – um einen gemeinsamen (Untersuchungs-)Gegenstand gruppierten – Disziplinen ein tatsächlicher Austausch stattfindet und Verbindungen eingegangen werden, ohne dass sich die beteiligten Disziplinen ›auflösen‹. Hier geht es – wie mit dem Konzept der Interdisziplinarität teilweise angestrebt – um verschiedene Bearbeitungsweisen oder empirische Zugänge zu einer gemeinsamen Forschungsfrage, die miteinander verknüpft werden und einen größeren Erkenntnisfortschritt versprechen, als dies aus nur einer disziplinären Perspektive möglich wäre. Auch wenn hier die jeweiligen Disziplinen weitgehend ›unangetastet‹ bleiben, ist diese Form der Zusammenarbeit potentiell von krisenhaften Momenten behaftet, die sich in ›Unordnungen‹ des vertrauten Forschungshandelns äußern und – um diese auszuhalten bzw. produktiv zu wenden – den beteiligten Wissenschaftler/-innen bestimmte soziale Fähigkeiten (z.B. Ambiguitätstoleranz, Empathie) abverlangen (vgl. Wiesmann/Biber-Klemm et al. 2008: 174ff.). (3) Disziplinenübergreifende Zusammenarbeit als *Synthese* zu qualifizieren legt Wissenschaftspraktiken nahe, die disziplinäre und institutionelle Ordnungen problem- bzw. lösungsorientiert überwinden. Ähnlich wie in den Konzepten der Trans-/Postdisziplinarität sind hier (Untersuchungs-)Gegenstände sowie das benötigte Begriffs- und Methodeninstrumentarium nicht vordefiniert, sondern diese werden in einem deduktiv-rekursiven Verfahren – zumeist unter Einbezug von Nicht-Wissenschaftler/-innen – erarbeitet (vgl. ebd: 172f.). Dies setzt einen intensiven Austausch, eine ausgeprägte Anwendungsorientierung und das Privileg voraus, ohne Rückbindung an reproduktiv-disziplinäre Kommunikationsgemeinschaften agieren zu können.

Aufbauend auf die Grundmodelle Addition, Interaktion und Synthese haben die Autor/-innen dieses Bands versucht, die sich nach acht Monaten Projektarbeit bereits herauskristallisierte Wissenschaftspraxis als Momentaufnahme zu verorten und eine ambitionierte, aber realistische Vision für die weitere Zusammenarbeit zu entwickeln. Der Rückblick hat zunächst gezeigt, dass sich die Zusammenarbeit je nach Teilaспект des Forschungsprozesses unterschiedlich gestaltet und nur schwer ›auf einen Begriff bringen lässt: Die ausgeprägte und sich in diesem Band widerspiegelnde thematische Vielfalt der Fallstudien, die einen tatsächlichen Austausch der Autor/-innen erschwert, wurde mehrfach unterstrichen; gleichzeitig aber wurden die übergreifenden und den Forschungszusammenhang strukturierenden Gegenstandsbereiche (vgl. Kapitel 3, 4 und 5) sowie das damit verbundene theoretisch-konzeptionelle Begriffsinstrumentarium (vgl. Kapitel 2) thematisiert, die eine produktive Interaktion der beteiligten Autor/-innen geradezu herausfordern. Auch die verwendeten Methoden wurden in den Blick geführt, jedoch gleichermaßen als Mittel der Addition und Interaktion. Die erste Bilanz der Zusammenarbeit hat deutlich gemacht, dass die schon nach kurzer Zeit etablierte Wissenschaftspraxis sich zwischen disziplinärer Addition und Interaktion bewegte.

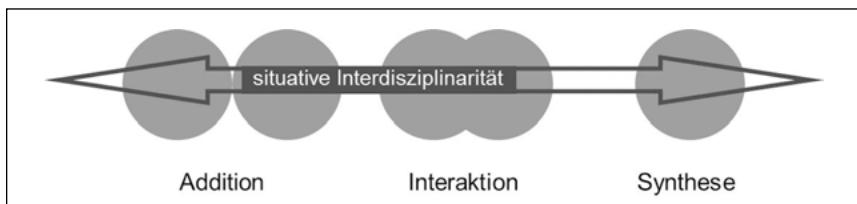


Abbildung 4: Grundmodelle disziplinenübergreifender Zusammenarbeit (Kontinuum) und Verortung des Konzepts der situativen Interdisziplinarität (eigene Darstellung)

Zur Stärkung und Weiterentwicklung der disziplinenübergreifenden Zusammenarbeit im weiteren Projektverlauf wurden die ersten Erfahrungen aufgegriffen und darauf aufbauend das Konzept der *situativen Interdisziplinarität* entwickelt. Diese gemeinsame Leitlinie bezeichnet die Interaktion zwischen den an diesem Band beteiligten Disziplinen, die jedoch nicht zu jedem Zeitpunkt des Forschungsprozesses gleichermaßen stattfand. Vielmehr ging es um punktuelle Interaktionen in als sinnvoll erachteten Momenten bzw. Phasen der Zusammenarbeit. Dafür maßgeblich waren die den Forschungsprozess strukturierenden Gegenstände und Etappen, wie z.B. Themen, Fragestellungen, Theorien, Begriffe und Konzepte, Analyseobjekte, Methoden oder Interpretationsarbeit. Interaktionen zwischen den Autor/-innen – hier verstanden als Interdisziplinarität – sollten also nicht zum Selbstzweck stattfinden, sondern situationsabhängig (während des Forschungsprozesses) auf ihren Mehrwert befragt und realisiert werden. Als dafür besonders geeignet wurden folgende Arbeitsschritte betrachtet: (1) die Entwicklung von theoretisch-konzeptionellen Bezugsrahmen innerhalb der Gegenstandsbereiche (vgl. Abschnitte 3.1, 4.1 und 5.1); (2) die Entwicklung gemeinsamer Untersuchungs- und Analyseinstrumente (Fragebogen, Interviewleitfaden) und (3) die gemeinsame Interpretation von empirischen Daten.

Eine systematische und kritische Auseinandersetzung mit der praktischen Umsetzung von situativer Interdisziplinarität konnte erst nach Fertigstellung des Buchmanuskripts erfolgen. Dennoch geben die Ergebnisse einer schriftlichen Befragung von 16 Autor/-innen anlässlich eines internen Kolloquiums erste Eindrücke in die Praxis situativer Interdisziplinarität und damit in den Entstehungsprozess dieses Bands. Die ausgewählten Einschätzungen (vgl. Tab. 4, 5 und 6) der Autor/-innen sollen ein breites Meinungsbild zu unterschiedlichen Aspekten der Zusammenarbeit wiedergeben und v.a. auf die Herausforderungen situativer Interdisziplinarität aufmerksam machen.

Positive Einschätzungen	Negative Einschätzungen
»Die Fallstudie verbindet meine disziplinäre Sichtweise mit Aspekten aus anderen Disziplinen, die ich in den Arbeitstreffen kennengelernt habe.«	»Nein, Untersuchungsgegenstand, Quellen usw. unterscheiden sich (zu) stark von den anderen Fallstudien.«
»Ja, weil ich zu einem Korpus mit Methoden arbeite, die in meiner Disziplin nicht üblich sind. Außerdem setze ich mich mit Theorien auseinander, die in meiner Disziplin unbekannt sind.« ²²	»Die Fallstudie ist nur zum Teil interdisziplinär, da ich mich mit den Kollegen (anderer Disziplinen) immer wieder abstimmen muss und dies einen Einfluss hat auf grundsätzliche Sichtweisen auf das Thema sowie auf die analytische Herangehensweise. Andererseits ist die Fallstudie kaum interdisziplinär, da ich ohnehin im Schnittfeld mehrerer Disziplinen arbeite.«

Tabelle 4: Einschätzung des interdisziplinären Charakters der eigenen Fallstudie (ausgewählte Meinungen) (Universität Luxemburg, IDENT2 2013 – interne Befragung der Autor/-innen)

Positive Einschätzungen	Negative Einschätzungen
»Ich habe konstruktive Kritik bekommen in dem Sinne, dass ich aufmerksam beobachtet habe, wie die Kollegen der anderen Disziplinen arbeiten und argumentieren. Das veranlasst die eigenen Arbeitsweisen zu hinterfragen und ein besseres Verständnis für fachfremde Positionen zu entwickeln.«	»Ich muss zugeben, dass ich den interdisziplinären Hintergrund nicht habe, den die anderen Kollegen scheinbar haben. Ich sage lieber etwas zu Dingen, zu denen ich glaube etwas sagen zu können.« ²³

21 | Eigene Übersetzung von: »Oui, parce que je travaille sur un corpus et surtout avec des méthodes qui dépassent ma discipline; par ailleurs je suis confronté avec des théories inconnues dans ma discipline.«

22 | Eigene Übersetzung von: »J'avoue ne pas maîtriser le *background* interdisciplinaire que semblent partager les autres membres du groupe. Je préfère n'intervenir que sur ce que je crois pouvoir maîtriser.«

Positive Einschätzungen	Negative Einschätzungen
»In der Arbeitsgruppe war der Austausch zwischen den Disziplinen recht gut, von gegenseitigem respektvollem Interesse geprägt.«	»Manche Disziplinen schienen den anderen übergeordnet, da wichtige Konzepte und Begriffe aus ihnen übernommen wurden.«
»Kein <i>rank pulling</i> ; die Doktoranden haben völlig gleichberechtigt mitgearbeitet und oft sogar wertvolle Impulse gegeben.« ²⁴	»Akademische Positionen beeinflussen die Themenwahl.«
»Konflikte oder Imponiergehabe zwischen Einzelpersonen konnte ich nicht feststellen. Es war eine gute kollegiale Zusammenarbeit.«	»Sehr unterschiedliche Charaktere, schüchterne, zurückhaltende, sehr von sich überzeugte, ergebnisorientierte; andere, die lange über grundsätzliche Fragen grübeln. Diese Mischung ist sicher schwerer zu managen als die interdisziplinäre Zusammenarbeit oder die verschiedenen akademischen Positionen.« ²⁵

Tabelle 5: Einschätzung der Zusammenarbeit in den Arbeitsgruppen (ausgewählte Meinungen) (Universität Luxemburg, IDENT2 2013 – interne Befragung der Autor/-innen)

23 | Eigene Übersetzung von: »Pas de *rank pulling*; les doctorants ont participés de manière tout à fait égalitaire et ont même souvent donné des *incentifs* très précieux.«

24 | Eigene Übersetzung von: »Tempéraments très différents, des timides, des réticents, des personnes très convaincues d'elles-mêmes, des gens orientés vers le résultat, d'autres qui restent penchés sur des questions de fonds : ce mélange est probablement plus difficile à gérer que le mélange interdisciplinaire et de différents statuts académiques.«

Positive Einschätzungen	Negative Einschätzungen
»Ich habe viele Kollegen näher kennengelernt und etwas über deren Arbeitsmethoden erfahren.«	»Manchmal war es schwierig, bei den Arbeitstreffen an den Stand des letzten Treffens anzuknüpfen.«
»Verschiedene Texte gelesen, welche auch für meinen Forschungsbereich extrem befriedigend waren; Gelegenheit, mit interessanten Leuten (wenn sie denn da waren) gemeinsam zu arbeiten.«	»Manchmal blicke ich gar nicht durch; die Diskussionen helfen mir nur bedingt weiter. Ich habe gemerkt, dass Interdisziplinarität auch durchaus ihre Grenzen hat.« ²⁶
»Für mich war das Projekt eine große Herausforderung, da ich mit interdisziplinärer Zusammenarbeit, wie sie hier praktiziert wurde, keine Erfahrung habe. In diesem Sinne hat mir das Projekt sehr viel gebracht, und wenn nur um zu verstehen, wie interessant das sein kann, aber ebenso wie herausfordernd.« ²⁷	»Viel Zeitaufwand, den man vermeiden könnte; die anfänglichen, in der Gruppe erarbeiteten Theorien wieder fallen gelassen; intensive Forschungsarbeit nicht im Verhältnis zum Umfang des Beitrags im Buchmanuskript; relativ viele kleine, interne Deadlines, hier war es ab und zu etwas schwierig, den Überblick zu behalten.«

Tabelle 6: Gesamteinschätzung der Zusammenarbeit (ausgewählte Meinungen)
(Universität Luxemburg, IDENT2 2013 – interne Befragung der Autor/-innen)

Das Konzept der situativen Interdisziplinarität ist als ein temporäres und variables Ineinandergreifen der Grundmodelle der Addition und Interaktion zu verstehen. Es bietet eine realistische Leitlinie für die disziplinenübergreifende Zusammenarbeit in größeren Kooperationszusammenhängen, ohne Disziplinen auflösen bzw. vertrautes Forschungshandeln der Beteiligten grundsätzlich infrage zu stellen. Vielmehr geht es um das partielle Aufbrechen selbstreferentieller Forschungspraktiken sowie um die produktive Kombination ›disziplinärer Versatzstücke‹ zugunsten des intellektuellen Austauschs und Erkenntnisfortschritts.

25 | Eigene Übersetzung von: »Sentiment parfois de n'importe quoi; de discussions me semblant mener à un résultat bien limité. J'ai ressenti des limites réelles à l'idée d'interdisciplinarité.«

26 | Eigene Übersetzung von: »Pour moi le projet était un grand défi, n'ayant pas l'expérience du travail interdisciplinaire comme il s'est fait ici. En ce sens, cela m'a certainement apporté beaucoup si ce n'est de comprendre à quel point cela peut-être intéressant mais aussi demandant.«

2.5 LITERATUR

- Abels, Heinz (2006): Identität. Über die Entstehung des Gedankens, dass der Mensch ein Individuum ist, den nicht leicht zu verwirklichenden Anspruch auf Individualität und die Tatsache, dass Identität in Zeiten der Individualisierung von der Hand in den Mund lebt, Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- Albert, Mathias/Brock, Lothar (1996): »Debordering the World of States. New Spaces in International Relations«, in: *New Political Science* 18/1, S. 69-106.
- Allmendinger, Phil/Haughton, Graham (2009): »Soft Spaces, Fuzzy Boundaries, and Metagovernance: The New Spatial Planning in the Thames Gateway«, in: *Environment and Planning A* 41, S. 617-633.
- Anderson, Benedict (2006 [1983]): *Imagined Communities: Reflections on the Origin and Spread of Nationalism*, London/New York: Verso.
- Audehm, Kathrin/Velten, Hans Rudolf (2007): »Einleitung«, in: Kathrin Audehm/Hans Rudolf Velten (Hg.), *Transgression – Hybridisierung – Differenzierung. Zur Performativität von Grenzen in Sprache, Kultur und Gesellschaft (= Scenae, Band 4)*, Freiburg i.Br./Berlin/Wien: Rombach, S. 9-40.
- Ananza, Martina/Laferté, Gilles (2005): »Dépasser la >construction des identités<? Identification, image sociale, appartenance«, in: *Genèses* 61, S. 134-152.
- Bachmann-Medick, Doris (2006): *Cultural Turns. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften*, Reinbek: Rowohlt.
- Bathelt, Harald/Glückler, Johannes (2012): *Wirtschaftsgeographie: Ökonomische Beziehungen in räumlicher Perspektive*, Stuttgart: UTB.
- Beck, Ulrich/Giddens, Anthony/Lash, Scott (1994): *Reflexive Modernization: Politics, Tradition and Aesthetics in the Modern Social Order*, Stanford: Stanford University Press.
- Beck, Ulrich/Beck-Gernsheim, Elisabeth (2001): *Individualization: Institutionalized Individualism and Its Social and Political Consequences*, London/Thousand Oaks: Sage.
- Benjamin, Walter (1991): *Das Passagenwerk. Gesammelte Schriften*, Band 5, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Beetham, Gwendolyn/Fernández, Melissa (2010): »Inter/Trans/Post-Disciplinarity: Explorations of Encounters across Disciplines«, in: *Graduate Journal of Social Science* 7, S. 7-13.
- Boeckler, Marc (2012): »Borderlands«, in: Nadine Marquardt/Verena Schreiber (Hg.), *Ortsregister. Ein Glossar zu Räumen der Gegenwart*, Bielefeld: transcript, S. 44-49.
- Böckler, Stefan (2007): »Grenze und frontier: Zur Begriffs- und Sozialgeschichte zweier Schließungsparadigmen der Moderne«, in: Petra Deger/Robert Hettlage (Hg.), *Der europäische Raum. Die Konstruktion europäischer Grenzen*, Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, S. 25-48.

- Bourdieu, Pierre (1972): *Esquisse d'une théorie de la pratique*. Précédé de trois études d'ethnologie kabyle, Paris: Seuil.
- Brubaker, Rogers (2001): »Au-delà de l'identité«, in: *Actes de la recherche en sciences sociales* 139, S. 66-85.
- Bühler, Benjamin (2012): »Grenze. Zur Wort- und Theoriegeschichte«, in: *Trajekte* 24, S. 31-34.
- Butler, Judith (1991 [engl. Original 1990]): *Das Unbehagen der Geschlechter*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Butler, Judith (2008a [1990]): »Bodily Inscriptions, Performative Subversions«, in: Sara Salih (Hg.), *The Judith Butler Reader*, 7. Aufl., Oxford: Blackwell, S. 90-118.
- Butler, Judith (2008b [1990]): »Imitation and Gender Insubordination«, in: Sara Salih (Hg.), *The Judith Butler Reader*, 7. Aufl., Oxford: Blackwell, S. 119-137.
- de Certeau, Michel (2006): »Praktiken im Raum«, in: Jörg Dünne/Stephan Günzel (Hg.), *Raumtheorie. Grundlagentexte aus Philosophie und Kulturwissenschaften*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 343-353.
- de Certeau, Michel (1997): *The Practice of Everyday Life*, Berkeley/Los Angeles: University of California Press.
- Chaffee, Daniel (2011): »Reflexive Identities«, in: Anthony Elliott (Hg.), *Routledge Handbook of Identity Studies*, London/New York: Routledge, S. 100-111.
- Derrida, Jacques (1992 [franz. Original 1978]): *Die Wahrheit in der Malerei*, Wien: Passagen.
- Derrida, Jacques (1999 [franz. Original 1968]): »Die Différance«, in: Peter Engelmann (Hg.), Jacques Derrida. *Randgänge der Philosophie*, Wien: Passagen, S. 31-56.
- Després, Carole/Lawrence, Roderick J. (2004): »Introduction«, in: *Futures* 36, S. 397-405.
- Döring, Jörg (2010): »Spatial Turn«, in: Stephan Günzel (Hg.), *Raum. Ein interdisziplinäres Handbuch*, Stuttgart: Metzler, S. 90-99.
- Eigmüller, Monika (2006): »Der duale Charakter der Grenze. Bedingungen einer aktuellen Grenztheorie«, in: Monika Eigmüller/Georg Vobruba (Hg.), *Grenzsoziologie. Die politische Strukturierung des Raums*, Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, S. 55-73.
- Elliott, Anthony (Hg.) (2011): *Routledge Handbook of Identity Studies*, London/New York: Routledge.
- Emirbayer, Mustafa (1997): »Manifesto for a Relational Sociology«, in: *American Journal of Sociology* 103/2, S. 281-317.
- Elias, Norbert (1986): »Figuration«, in: Bernhard Schäfers (Hg.), *Grundbegriffe der Soziologie*, Opladen: Leske + Budrich, S. 88-91.
- Faber, Richard/Naumann, Barbara (Hg.) (1995): *Literatur der Grenze – Theorie der Grenze*, Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Fischer-Lichte, Erika (2005): »Grenze oder Schwelle? Zum Verhältnis von Kunst und Leben«, in: *Sprache und Literatur* 36, S. 3-14.

- Flusser, Vilém (1996): *Zwiegespräche. Interviews 1967-1991*, Göttingen: European Photography.
- Flusser, Vilém (2009): *Kommunikologie weiter denken*. Die Bochumer Vorlesungen, Frankfurt a.M.: Fischer.
- Foucault, Michel (1976): *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Foucault, Michel (2001 [1963]): »Vorrede zur Überschreitung«, in: Michel Foucault. *Schriften in vier Bänden. Dits et Ecrits. Band IV: 1980-1988*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 320-342.
- van Gennep, Arnold (2005 [franz. Original 1909]): *Übergangsriten*, Frankfurt a.M.: Campus.
- Giddens, Anthony (1991): *Modernity and Self-Identity: Self and Society in the Late Modern Age*, Cambridge: Polity Press.
- Goffman, Erving (1980 [1974]): *Rahmen-Analyse. Ein Versuch über die Organisation von Alltagserfahrung*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Goffman, Erving (2003): *Wir alle spielen Theater*, München: Piper.
- Graumann, Carl Friedrich (1983): »On Multiple Identities«, in: *International Social Science Journal* 35, S. 309-321.
- Greverus, Ina-Maria (1995): *Die Anderen und Ich*, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Guldin, Rainer (2011): »Ineinander greifende graue Zonen. Vilém Flussers Bestimmung der Grenze als Ort der Begegnung«, in: Christoph Kleinschmidt/Christine Hewel (Hg.), *Topographien der Grenze. Verortungen einer kulturellen, politischen und ästhetischen Kategorie*, Würzburg: Königshausen & Neumann, S. 39-48.
- Halpern, Catherine (2009): *Identité(s). L'individu, le groupe, la société*, Paris: Editions Sciences Humaines.
- Han, Sam (2011): »The Fragmentation of Identity Theories«, in: Anthony Elliott (Hg.), *Routledge Handbook of Identity Studies*, London/New York: Routledge, S. 83-99.
- Harendt, Annegret/Sprung, Dana (2011): »Erzählter Raum und Erzählraum: (Kultur-)Raumkonstruktion zwischen Diskurs und Performanz«, in: *Social Geography* 6, S. 15-27.
- Hark, Sabine (2005): »Inter/Disziplinarität. Gender Studies Revisited«, in: Heike Kahlert/Barbara Thiessen/Ines Weller (Hg.), *Quer denken – Strukturen verändern. Gender Studies zwischen Disziplinen*. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, S. 61-89.
- Heckhausen, Heinz (1987): »Interdisziplinäre Forschung zwischen Intra-, Multi- und Chimären-Disziplinarität«, in: Jürgen Kocka (Hg.), *Interdisziplinarität: Praxis – Herausforderung – Ideologie*. Berlin: Suhrkamp, S. 129-145.
- Hipfl, Brigitte (2004): »Mediale Identitätsräume. Skizzen zu einem ›spatial turn‹ in der Medien- und Kommunikationswissenschaft«, in: Brigitte Hipfl/Elisa-

- beth Klaus/Uta Scheer (Hg.), Identitätsräume. Nation, Körper und Geschlecht in den Medien. Eine Topografie, Bielefeld: transcript, S. 16-50.
- van Houtum, Henk/van Naerssen, Ton (2002): »Bordering, Ordering and Othering«, in: *Journal of Economic and Social Geography* 93/2, S. 125-136.
- IPSE (2010) (Hg.): Doing Identity in Luxemburg. Subjektive Aneignungen – institutionelle Zuschreibungen – sozio-kulturelle Milieus. Bielefeld: transcript.
- Jungert, Michael (2010): »Was zwischen wem und warum eigentlich? Grundsätzliche Fragen der Interdisziplinarität«, in: Michael Jungert/Elsa Romfeld/Thomas Sukopp/Uwe Voigt (Hg.), Interdisziplinarität. Theorie, Praxis, Probleme, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, S. 1-11.
- Kajetzke, Laura/Schroer, Markus (2010): »Sozialer Raum: Verräumlichung«, in: Stephan Günzel (Hg.), Raum. Ein interdisziplinäres Handbuch, Stuttgart: Metzler, S. 192-203.
- Kalscheuer, Britta (2005): »Die raum-zeitliche Ordnung des Transdifferenzen«, in: Lars Allolio-Näcke/Britta Kalscheuer/Arne Manzeschke (Hg.), Differenzen anders denken. Bausteine zu einer Kulturtheorie der Transdifferenz, Frankfurt a.M.: Campus, S. 68-85.
- Kaufmann, Stefan/Bröckling, Ulrich/Horn, Eva (2002): »Einleitung«, in: Stefan Kaufmann/Ulrich Bröckling/Eva Horn (Hg.), Grenzverletzer. Von Schmugglern, Spionen und anderen subversiven Gestalten, Berlin: Kulturverlag Kadmos, S. 7-22.
- Keupp, Heiner/Ahbe, Thomas/Gmüür, Wolfgang/Höfer, Renate/Mitzscherlich, Beate/Kraus, Wolfgang/Straus, Florian (2006): Identitätskonstruktionen. Das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Krappmann, Lothar (2005): Soziologische Dimensionen der Identität. Strukturelle Bedingungen für die Teilnahme an Interaktionsprozessen, Stuttgart: Klett-Cotta.
- Lahire, Bernhard (1998): L'homme pluriel. Les ressorts de l'action, Paris: Nathan.
- Lamping, Dieter (2001): Über Grenzen – eine literarische Topographie, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Lask, Tomke (2002): »Wir waren doch immer Freunde in der Schule«. Einführung in die Anthropologie der Grenzräume – Europäisches Grenzverständnis am Beispiel Leidings, Saarbrücken: Röhrlig.
- Lefebvre, Henri (1991): The Production of Space, Oxford: Blackwell.
- Lévy, Jacques (2003a): »Cospatialité«, in: Jacques Lévy/Michel Lussault (Hg.), Dictionnaire de la géographie, Paris: Belin, S. 212-214.
- Lévy, Jacques (2003b): »Emboîtement«, in: Jacques Lévy/Michel Lussault (Hg.), Dictionnaire de la géographie, Paris: Belin, S. 306.
- Lévy, Jacques (2003c): »Interface«, in: Jacques Lévy/Michel Lussault (Hg.), Dictionnaire de la géographie, Paris: Belin, S. 522.
- Lévy, Jacques (2003d): »Interspatialité«, in: Jacques Lévy/Michel Lussault (Hg.), Dictionnaire de la géographie, Paris: Belin, S. 523-524.

- Löffler, Winfried (2010): »Vom Schlechten des Guten: Gibt es schlechte Interdisziplinarität?«, in: Michael Jungert/Elsa Romfeld/Thomas Sukopp/Uwe Voigt (Hg.), *Interdisziplinarität. Theorie, Praxis, Probleme*, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, S. 157-172.
- Lösch, Klaus (2005): »Begriff und Phänomen der Transdifferenz: Zur Infragestellung binärer Differenzkonstrukte«, in: Lars Allolio-Näcke/Britta Kalscheuer/Arne Manzeschke (Hg.), *Differenzen anders denken. Bausteine zu einer Kulturttheorie der Transdifferenz*, Frankfurt a.M.: Campus, S. 26-49.
- Lossau, Julia (2002): *Die Politik der Verortung. Eine postkoloniale Reise zu einer »ANDEREN« Geographie der Welt*, Bielefeld: transcript.
- Lossau, Julia (2003): »Geographische Repräsentationen: Skizze einer anderen Geographie«, in: Hans Gebhardt/Paul Reuber/Günther Wolkersdorfer (Hg.), *Kulturgeographie. Aktuelle Ansätze und Entwicklungen*, Heidelberg/Berlin: Spektrum Akademischer Verlag, S. 101-111.
- Maihofer, Andrea (2005): »Inter-, Trans- und Postdisziplinarität. Ein Plädoyer wider die Ernüchterung«, in: Heike Kahlert/Barbara Thiessen/Ines Weller (Hg.), *Quer denken – Strukturen verändern. Gender Studies zwischen Disziplinen*, Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, S. 185-202.
- Mayring, Philipp (2002): *Einführung in die qualitative Sozialforschung*, Weinheim: Beltz.
- Medick, Hans (1995): »Grenzziehungen und die Herstellung des politisch-sozialen Raumes. Zur Begriffsgeschichte und politischen Sozialgeschichte der Grenzen und der frühen Neuzeit«, in: Richard Faber/Barbara Naumann (Hg.), *Literatur der Grenze – Theorie der Grenze*, Würzburg: Königshausen & Neumann, S. 211-224.
- Moebius, Stephan (2008): »Handlung und Praxis. Konturen einer poststrukturalistischen Praxistheorie«, in: Stephan Moebius/Andreas Reckwitz (Hg.), *Poststrukturalistische Sozialwissenschaften*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 58-74.
- Neumann, Birgit (2009): »Imaginative Geographien in kolonialer und postkolonialer Literatur: Raumkonzepte der (Post-)Kolonialismusforschung«, in: Wolfgang Hallet/Birgit Neumann (Hg.), *Raum und Bewegung in der Literatur. Die Literaturwissenschaften und der Spatial Turn*, Bielefeld: transcript, S. 115-138.
- Newman, Davis (2001): »Boundaries, Borders, and Barriers: Changing Geographic Perspectives on Territorial Lines«, in: Mathias Albert/David Jacobson/Yosef Lapid (Hg.), *Identities, Borders, Orders. Rethinking International Relations Theory*, Minnesota: University of Minnesota, S. 137-151.
- Parr, Rolf (2008): »Liminale und andere Übergänge. Theoretische Modellierungen von Grenzonen, Normalitätsspektren, Schwellen, Übergängen und Zwischenräumen in Literatur- und Kulturwissenschaft«, in: Achim Geisenhanslüke/Georg Mein (Hg.), *Schriftkultur und Schwellenkunde*, Bielefeld: transcript, S. 11-63.
- Reckwitz, Andreas (2001): »Der Identitätsdiskurs zum Bedeutungswandel einer sozialwissenschaftlichen Semantik«, in: Werner Rammert/Gunther Knaut-

- he/Klaus Buchenau/Florian Altenhoner (Hg.), Kollektive Identitäten und Kulturelle Innovationen: ethnologische, soziologische und historische Studien, Leipzig: Leipziger Universitätsverlag, S. 21-38.
- Reckwitz, Andreas (2003): »Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken: Eine sozialtheoretische Perspektive«, in: Zeitschrift für Soziologie 32/4, S. 282-301.
- Reckwitz, Andreas (2008): »Praktiken und Diskurse. Eine sozialtheoretische und methodologische Relation«, in: Herbert Kalthoff/Stefan Hirschauer/Gesa Lindemann (Hg.), Theoretische Empirie. Zur Relevanz qualitativer Sozialforschung, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 188-209.
- Reckwitz, Andreas (2010): »Auf dem Weg zu einer kultursoziologischen Analytik zwischen Praxeologie und Poststrukturalismus«, in: Monika Wohlrab-Sahr (Hg.), Kultursoziologie. Paradigmen – Methoden – Fragestellungen, Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, S. 179-205.
- Renn, Joachim/Straub, Jürgen (2002): »Transitorische Identität. Der Prozesscharakter moderner personaler Selbstverhältnisse«, in: Joachim Renn/Jürgen Straub (Hg.), Transitorische Identität. Der Prozesscharakter des modernen Selbst, Frankfurt a.M.: Campus, S. 10-31.
- Reckinger, Rachel/Schulz, Christian/Wille, Christian (2010a): »Vorwort«, in: IPSE (Hg.), Doing Identity in Luxemburg. Subjektive Aneignungen – institutionelle Zuschreibungen – sozio-kulturelle Milieus, Bielefeld: transcript, S. 7-10.
- Reckinger, Rachel/Schulz, Christian/Wille, Christian (2010b): »Identitätskonstruktionen in Luxemburg«, in: IPSE (Hg.), Doing Identity in Luxemburg. Subjektive Aneignungen – institutionelle Zuschreibungen – sozio-kulturelle Milieus, Bielefeld: transcript, S. 295-298.
- Reckinger, Rachel/Wille, Christian (2010): »Identitätskonstruktionen erforschen«, in: IPSE (Hg.), Doing Identity in Luxemburg. Subjektive Aneignungen – institutionelle Zuschreibungen – sozio-kulturelle Milieus, Bielefeld: transcript, S. 11-36.
- Ricœur, Paul (1996 [franz. Original 1990]): Das Selbst als ein Anderer. Übersetzt von Jean Greisch in Zusammenarbeit mit Thomas Bedorf und Birgit Schaaff. München: Wilhelm Fink.
- Roll, Christine/Pohle, Frank/Myrczek, Matthias (Hg.) (2010): Grenzen und Grenzüberschreitungen. Bilanz und Perspektiven der Frühneuforschung, Köln/Weimar/Wien: Böhlau.
- Rosa, Hartmut (2007): »Identität«, in: Jürgen Straub/Arne Weidemann (Hg.), Handbuch interkulturelle Kommunikation und Kompetenz. Grundbegriffe – Theorien – Anwendungsfelder, Stuttgart: Metzler.
- Ruano-Borboran, Jean-Claude (1998): L'identité. L'individu, le groupe, la société, Auxerre: Sciences Humaines.
- Said, Edward W. (1978): Orientalism, New York: Pantheon Books.

- Schreiber, Verena (2009): »Raumangebote bei Foucault«, in: Georg Glasze/Anika Mattissek (Hg.), *Handbuch Diskurs und Raum. Theorien und Methoden für die Humangeographie sowie die sozial- und kulturwissenschaftliche Raumforschung*, Bielefeld: transcript, S. 199-212.
- Schroer, Markus (2008): »Bringing space back in – Zur Relevanz des Raums als soziologische Kategorie«, in: Jörg Döring/Tristan Thielmann (Hg.), *Spatial Turn. Das Raumparadigma in den Kultur- und Sozialwissenschaften*, Bielefeld: transcript, S. 125-148.
- Sennett, Richard (1996): »Etwas ist faul in der Stadt«, in: *Die Zeit*, 26. Januar, S. 47-48.
- Simmel, Georg (1992 [1903]): »Der Raum und die räumlichen Ordnungen der Gesellschaft«, in: Otthein Rammstedt (Hg.), *Georg Simmel: Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung (= Gesamtausgabe Band 11)*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 687-790.
- Soja, Edward W. (1996): *Thirdspace: Journeys to Los Angeles and Other Real-and-Imagined Places*, Oxford: Blackwell.
- Soja, Edward W. (1989): *Postmodern Geographies: The Reassertion of Space in Critical Social Theory*, London: Verso.
- Somers, Margaret R./Gibson, Gloria D. (1994): »Reclaiming the Epistemological ›Other‹: Narrative and the Social Constitution of Identity«, in: Craig Calhoun (Hg.), *Social Theory and the Politics of Identity*, Oxford: Blackwell, S. 37-99.
- Straub, Jürgen (2004): »Identität«, in: Friedrich Jaeger/Burkhard Liebsch (Hg.), *Handbuch der Kulturwissenschaften. Grundlagen und Schlüsselbegriffe*, Stuttgart: Metzler, S. 277-303.
- Turner, Victor (1982): »Liminal to Liminoid, in Play, Flow, and Ritual. An Essay in Comparative Symbology«, in: Victor Turner, *From Ritual to Theatre. The Human Seriousness of Play*, New York: PAJ Publication, S. 20-60.
- Wagner, Kirsten (2010): »Topographical Turn«, in: Stephan Günzel (Hg.), *Raum. Ein interdisziplinäres Handbuch*, Stuttgart: Metzler, S. 100-109.
- Walter-Wastl, Doris (Hg.) (2011): *The Ashgate Research Companion to Border Studies*, Farnham: Ashgate.
- Warde, Alan/Martens, Lydia/Olsen, Wendy (1999): »Consumption and the Problem of Variety. Cultural Omnivorousness, Social Distinction and Dining Out«, in: *Sociology* 33/1, S. 105-127.
- Warde, Alan (2005): »Consumption and Theories of Practice«, in: *Journal of Consumer Culture* 5/2, S. 131-153.
- Watkin, Christopher (2009): *Phenomenology or Deconstruction? The Question of Ontology in Maurice Merleau-Ponty, Paul Ricœur, Jean-Luc Nancy*, Edinburgh: Edinburgh University Press.
- Weichhart, Peter (1990): *Raumbezogene Identität. Bausteine zu einer Theorie räumlich-sozialer Kognition und Identifikation*, Stuttgart: Franz Steiner Verlag.

- Weigel, Sigrid (2002): »Zum ›topographical turn‹. Kartographie, Topographie und Raumkonzepte in den Kulturwissenschaften«, in: *KulturPoetik* 2/2, S. 151-165.
- Werlen, Benno (1997a): *Sozialgeographie alltäglicher Regionalisierungen. Band 2: Globalisierung, Region und Regionalisierung*, Stuttgart: Franz Steiner Verlag.
- Werlen, Benno (1997b): »Einleitung«, in: Benno Werlen (Hg.), *Sozialgeographie alltäglicher Regionalisierungen. Band 3: Ausgangspunkte und Befunde empirischer Forschung*, Stuttgart: Franz Steiner Verlag, S. 9-16.
- Werlen, Benno (2008): *Sozialgeographie. Eine Einführung*, Bern: Haupt.
- Werlen, Benno (2009): »Geographie/Sozialgeographie«, in: Stephan Günzel (Hg.), *Raumwissenschaften*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 142-158.
- Werlen, Benno (2010): *Gesellschaftliche Räumlichkeit 1. Orte der Geographie*, Stuttgart: Franz Steiner Verlag.
- Wetherell, Margaret/Mohanty, Chandra Talpade (Hg.) (2010): *The Sage Handbook of Identities*, Los Angeles/London/New Delhi/Singapore/Washington DC: Sage.
- Wiesmann, Urs/Biber-Klemm, Susette/Grossenbacher-Mansuy, Walter/Hirsch Hadorn, Gertrude/Hoffmann-Riem, Holger/Joye, Dominique/Pohl, Christian/Zemp, Elisabeth (2008): »Transdisziplinäre Forschung weiterentwickeln: Eine Synthese mit 15 Empfehlungen«, in: Frédéric Darbellay/Teres Paulsen (Hg.), Herausforderung Inter- und Transdisziplinarität. Konzepte, Methoden und innovative Umsetzung in Lehre und Forschung, Lausanne: Presses polytechniques et universitaires romandes, S. 174-179.
- Wille, Christian (i.E.): »Räume der Grenze. Eine praxistheoretische Perspektive in den kulturwissenschaftlichen Border Studies«, in: Friederike Elias/Albrecht Franz/Henning Murmann/Ulrich Wilhelm Weiser (Hg.), *Praxeologie. Beiträge zur interdisziplinären Reichweite praxistheoretischer Ansätze in den Geistes- und Sozialwissenschaften*, Berlin: de Gruyter.

3. Raum- und Identitätskonstruktionen durch institutionelle Praktiken

Wilhelm Amann, Fabian Faller, Dieter Heimböckel, Bernhard Kreutz, Elena Kreutzer, Heike Mauer

3.1 POLITIKEN UND NORMIERUNGEN

Die Untersuchung von gesellschaftlichen Strukturationsprozessen in diesem Band konzentriert sich auf Prozesse der Raum- und Identitätskonstruktion. Neben medialen und subjektbezogenen Aspekten (vgl. Kapitel 4 und 5) rücken dabei auch Normierungen und Politiken in den Forschungsfokus. Damit sind ›strategische‹ Praktiken angesprochen, über die gesellschaftlich-kollektive Akteur/-innen bestimmte Räumlichkeiten und Identitäten herstellen, die als ›wünschenswert‹ gelten. Dieses Kapitel widmet sich der Analyse solcher Konstruktionsprozesse und versucht, die jeweils praktizierten Politiken und Normierungen zu untersuchen, die räumliche und soziale Kategorisierungen herstellen. Ziel ist es, die Mechanismen und Merkmale von Raum- und Grenzkonstruktionen, in geringerem Ausmaß von Identitätskonstruktionen, durch Akteurshandeln zu bestimmen und einen konzeptionellen Beitrag für ihre Analyse zu entwickeln. Der empirische und theoretische Fokus liegt somit auf sozialen Prozessen der Zuschreibung.

Politiken und Normierungen als Zuschreibungen und deren Aneignungen wohnen diverse Machtdimensionen inne. Macht wird hier im Sinne der *governability studies* auf den Ebenen des Sich-Regierens und/oder des Regiert-Werdens verstanden (vgl. Füller/Marquardt 2009). Sie wird als »produktive Instanz der Gestaltung von Wirklichkeit« (Gertenbach 2012: 116) aufgefasst und ermöglicht somit einen konstruktivistischen Zugang zu Fragen der Raum- und Identitätskonstruktionen in Grenzräumen. Da die zu analysierenden Fragestellungen explizit auf Machtbeziehung und Aushandlungsprozesse abzielen, erscheint diese Foucaultsche Sichtweise, wie weiter unten ausführlich dargelegt, besonders fruchtbar. Jeder der vier in der Folge vorgestellten Fallstudien ist ein Machtfeld inhärent, das jeweils von unterschiedlicher Intensität ist und von verschiedenen Akteur/-innen ausgeht. Die einzelnen Beiträge konzentrieren sich besonders auf Aushandlungsprozesse jener Machtfelder, in denen Zuschreibungen, Normie-

rungen und Machtbeziehungen relevant werden. Doch nicht in jeder Fallstudie werden diese Aspekte trennscharf sichtbar; vielmehr sind Überlappungen und Gleichzeitigkeiten die Regel. Begriffe wie Macht, Gouvernementalität oder Normierungsprozesse fallen somit jeweils unterschiedlich ins Gewicht. Der gemeinsame Ansatz der Fallstudien lautet: Gerade in Grenzräumen lassen sich Aushandlungsprozesse besonders klar als gubernemental, d.h. als selbstregulierend, beobachten. Dort werden bspw. traditionelle Regierungsformen verlassen und es existiert eine Vielzahl von Migrationsformen der Bewohner/-innen dieser Grenzräume, die die Idee der Selbstregulierung fördern. Akteur/-innen in grenzüberschreitenden Kontexten sind demnach geeignete Beispiele zur Untersuchung von Gouvernementalitätsprozessen, weil sie diese kontinuierlich praktizieren. Mit Akteur/-innen sind ausdrücklich nicht nur Eliten oder normative Instanzen gemeint, sondern auch Personen, die Differenzen konstitutiv nutzen in Abhängigkeit zu den verfügbaren Ressourcen.

Die erste hier vorgestellte Fallstudie zeichnet Grenzziehungen nach, die mit der Konstruktion von »Räumen der Un-/Sittlichkeit« aufgrund der Problematisierung von Prostitution in Luxemburg um 1900 verbunden sind. Zugleich werden die Machtlogiken, die in diesen Konstruktionsprozessen wirksam werden, analysiert. Der darauf folgende Beitrag zu Burgen untersucht, welche von dort ausgehenden herrschaftlichen und sozialen Praktiken Räume und deren Grenzen durch sich über die Jahrhunderte wandelnde Strategien konstituierten. Gleichzeitig wird gefragt, wie Burgen adelige Herrschaft repräsentierten und welche Rückschlüsse sie zu Identitätskonstruktionen des Adels erlauben. Die dritte Fallstudie fasst Bioenergieregionen als Konstrukte gesellschaftlicher Aushandlungen. Sie analysiert die Hervorbringungen von Strukturen und Prozessen, die durch Rückbindungen von Politiken und Normierungen in den Praktiken ökonomischer Akteur/-innen deutlich werden. Der letzte Beitrag arbeitet physische, soziale und semiotische Raumkonstruktionen heraus. Dabei wird der mediale Migrationsdiskurs in der auflagenstärksten luxemburgischen Tageszeitung *Luxemburger Wort* sowie die grenzüberschreitende Ausdehnung dieses Diskurses auf die beiden benachbarten Teilgebiete Saarland und Lothringen bzw. auf die gesamte Grenzregion SaarLorLux im Untersuchungszeitraum 1990 bis 2010 betrachtet.

Die diesen Fallstudien zugrunde gelegte Konzeption der Unterscheidung zwischen Machtlogiken der Souveränität, der Disziplin und der Gouvernementalität (siehe unten) dient der gemeinsamen Arbeit als Leitlinie und ist nicht statisch zu verstehen. Entsprechende analytische Zugänge eröffnen die im institutionellen Akteurshandeln angelegten sozialen und raumbezogenen Kategorisierungen, die mit Hilfe von Expert/-inneninterviews und textanalytischen Verfahren offengelegt werden.

3.1.1 Heuristik: Ein machtanalytischer Zugang im Anschluss an Foucault

Der kurze Überblick über die hier untersuchten Gegenstände hat bereits deren Heterogenität verdeutlicht: Es werden nicht nur unterschiedliche historische Zeiträume beleuchtet (Mittelalter, Neuere Geschichte und die Gegenwart), sondern auch unterschiedliche gesellschaftliche Phänomene (Prostitution, Burgenentwicklung, Energiesektor, Medienöffentlichkeiten). Als eine Gruppe von Forscher/-innen mit unterschiedlichen disziplinären Hintergründen (politikwissenschaftliche Genderforschung, Geschichts-, Geo- und Literaturwissenschaft) ist es ein besonderes Anliegen, einen gemeinsamen theoretischen Zugriff auf dieses heterogene Untersuchungsfeld zu finden. Ein machtanalytischer Zugang im Anschluss an die Arbeiten von Michel Foucault hat sich für diese Analysen von Normierungen und Politiken, mittels derer Akteur/-innen Konstruktionen von ›wünschenswerten‹ Räumen und Identitäten vollziehen, als gewinnbringend herausgestellt.¹

Für unseren disziplinübergreifenden Forschungszusammenhang und die disparaten Untersuchungsgegenstände hat sich die oftmals kritisierte Mehrdeutigkeit von Foucaults Machtanalytik (vgl. z.B. Lemke 1997: 15ff.) als außerordentlich fruchtbar erwiesen. Diese ermöglicht, Bezug zu nehmen auf einen gemeinsamen Analyserahmen mit einer einheitlichen Terminologie und zugleich notwendige und jeweils spezifische Akzentuierungen vorzunehmen.

Im Hinblick auf die Vielschichtigkeit der Foucaultschen Machtanalytik ist insbesondere ihre kontinuierliche Weiterentwicklung hervorzuheben, die Foucault vornimmt, seitdem er sich der Untersuchung von Gouvernementalität und Regierung² zuwendet. Diese ab Mitte der 1970er Jahren vollzogene Fortentwicklung seiner Analytik der Macht ermöglicht es, Machtphänomene noch differenzierter zu erfassen als es seine vormalige Unterscheidung zwischen der Disziplin als einziger ›produktiver Machtform‹ und einer primär repressiv verstandenen, juridischen Souveränitätsmacht zugelassen hatte. Mit der Ergänzung um die Gouvernementalität können Machtphänomene genauer anhand ihrer unterschiedlichen Funktionslogiken, der von ihnen angewandten Techniken und Strategien sowie den Verbindungen, die diese Machtformen in historischen Konstellationen eingehen, analysiert werden (vgl. Lemke 2008: 261; Lemke 1997; Gertenbach 2012: 112ff.).

1 | Eine erste Systematisierung und Synthetisierung von Foucaults Machtanalytik, an dem sich dieser Abschnitt orientiert, findet sich in Reckinger 2013.

2 | Den Begriff der Gouvernementalität nutzt Foucault v.a. in seinem Vorlesungszyklus »Sicherheit, Territorium, Bevölkerung« (1978/79) (Foucault 2006a). Vorher spricht er lediglich vom Problem der »Biomacht« (Foucault 2001: Vorlesung vom 17.3.1976). In späteren Vorträgen löst der Begriff des Regierens zunehmend jenen der Gouvernementalität ab (vgl. Foucault 1992; 2005b; 2005c; 2005d). Im Folgenden werden diese Begriffe – soweit in den Fallstudien nicht anders ausgewiesen – synonym verwendet.

Bevor diese Perspektive mit den in den Fallstudien entwickelten Untersuchungsgegenständen in Verbindung gebracht wird, soll zunächst das Verständnis der Foucaultschen Machtanalytik entlang ihrer zentralen Achsen Souveränität, Disziplin und Gouvernementalität skizziert werden.

Im Zentrum der Machtlogik der *Souveränität* steht das Gesetz, das zwischen dem, was erlaubt und dem, was verboten ist, unterscheidet und unerlaubte Handlungen an eine Strafe koppelt. Foucault bezeichnet sie auch als »juridische« oder »untersagende« Machtform. Die Souveränität etabliert die Achse Souverän/Untertan, von Letzterem verlangt sie Gehorsam. Durch diese grundlegende Normsetzung übt die Souveränität eine ordnende Funktion aus, die allerdings negativ bestimmt ist, da Ordnung nur entstehen kann, wenn das Verbotene auch tatsächlich unterbunden wird. In Bezug auf räumliche Handlungsmuster zielt Souveränität auf die Herrschaft über ein Territorium bzw. auf die Durchsetzung des Gesetzes in einem Territorium (vgl. auch im Folgenden Foucault 2006a und 2006b).

Im Gegensatz dazu fokussiert die *Disziplin* als weitere Machtlogik auf das, was in einem verbindlichen Sinne zu tun ist. Während die »juridische« Machtform das Unbestimmte erlaubt, gibt die Disziplin klare Handlungsanweisungen, so dass der unbestimmte Rest verboten ist (vgl. Foucault 2006a: 75). Zugleich erweitert die Disziplin die Binarität des Erlaubten und Verbotenen um ein drittes Element: die delinquente Person. Die Disziplinartechniken zielen dementsprechend auf die Kontrolle individueller Körper. Die Kontrollpraktiken sollen sowohl präventiv auf die Gesamtbevölkerung als auch korrigierend auf Straffällige wirken. Zugleich unterscheidet die Disziplin grundlegend zwischen Normalem und Anormalem. Die Norm – als das vorab definierte Ideal – bildet die Basis, die die Kennzeichnung des Normalen und des Anormalen erst ermöglicht. Um diesen Vorrang der Norm terminologisch zu fassen, bezeichnet Foucault die Wirkungsweise von Disziplinartechniken als »Normation« (Foucault 2006a: 89f.).

Die Machtlogik der *Gouvernementalität* ihrerseits ist eng mit den Sicherheitsmechanismen verbunden: Während die Disziplin »definitionsgemäß alles« (Foucault 2006a: 74) regelt und ihr nichts entkommen soll, lässt die Sicherheit gewähren (*laisser faire*). Zugleich verlässt die Gouvernementalität die Achse Souverän/Untertan und bezieht sich auf die Bevölkerung. Die gouvernementale Machtlogik entfernt ihren Blick von der Norm, dem Verbot und den delinquentsen Körpern, und lenkt ihn auf die gesamte Gesellschaft. Damit ermöglicht sie Regieren (im Gegensatz zu Gehorsam und Kontrolle). Den Sicherheitsmechanismus interessieren nicht einzelne (Kriminal-)Fälle, sondern deren gesamtgesellschaftliche Auswirkungen und ihre statistische Vorhersage in Abhängigkeit von einem lokalen und historischen Kontext und von sozialen Milieus. Dabei werden auch die gesellschaftlichen Kosten von Delinquenz und Strafverfolgung kalkuliert. Dadurch kann dann nach den ökonomisch und sozial hinnehmbaren Begrenzungen von unerwünschten Phänomenen wie Kriminalität, Krankheit,

Armut usw. gefragt werden. Statt durch das Erlaubte und das Verbotene werden die Grenzen des Akzeptablen durch einen Mittelwert definiert. So kehren die Sicherheitsmechanismen die Vorgehensweise der Disziplin um: Anstelle vorab eine Norm festzulegen, die Individuen als Normale und Anormale definiert, wird zuerst die Normalität der Verteilung – die Normalverteilung – erfasst. Diese vorgefundene Realität soll dann mittels regulatorischer Politiken optimiert werden. Deshalb bezeichnet Foucault die Wirkungsweise der Sicherheitsdispositive als normalisierend.

Die Konzepte der Souveränität, Disziplin und Gouvernementalität lassen sich wie in Tab. 1 zu einem Analyserahmen zusammenführen, der für die nachfolgenden Fallstudien von heuristischem Nutzen ist.

	Souveränität	Disziplin	Gouvernementalität
Definition des Problems der Macht	Wie kann die Herrschaft über ein Territorium ausgeübt werden?	Wie können Körper diszipliniert und kontrolliert werden?	Wie kann auf eine gesellschaftliche Entwicklung so Einfluss genommen werden, dass das Erwünschte gefördert und das Unerwünschte begrenzt wird?
Instrumente und Techniken der Machtausübung	Gesetze und juridische Instrumente, die zu punktuell Gehorsam führen	Kontrollmechanismen und Disziplinierungstechniken, die gegenüber den einzelnen Subjekten anzuwenden sind und mittels derer die Unterscheidung zwischen dem Normalen und dem Anormalen vorgenommen wird	Sicherheitsdispositive: Probabilitäts- und Risikoberechnungen in Bezug auf die gesamte Bevölkerung

	Souveränität	Disziplin	Gouvernementalität
Form der Machtausübung	normsetzend/ undersagend	normierend/ kontrollierend	normalisierend/ optimierend
Ziel der Machtausübung	Durchsetzung des Gesetzes in einem Territorium durch die tatsächliche Unterbindung des Verbotenen	Körper/Subjekte funktionieren gemäß einer vorab definierten Norm	(Selbst-)Regierung/Regulierung der Bevölkerung

Tabelle 1: Dimensionen, Funktionslogiken, Techniken und Strategien der Foucaultschen Machtanalytik (in Anlehnung an Füller/Marquardt 2009: 88)

Zugleich weisen der Gouvernementalitäts- und der Regierungsbegriff weitere konstitutive Facetten auf: »Unter Regierung verstehe ich die Gesamtheit der Institutionen und Praktiken, mittels deren man die Menschen lenkt, von der Verwaltung bis zur Erziehung«, resümiert Foucault (2005a: 115), wobei – wie gezeigt – nicht primär Befehlsgewalt oder disziplinäre Normierung, sondern normalisierende und regulatorische »Prozeduren und Techniken [zum Einsatz kommen], welche steuernd auf das menschliche Verhalten einwirken« (Gertenbach 2012: 111). Dabei ist analytisch zu unterscheiden zwischen den oben beschriebenen politischen Technologien (z.B. den Sicherheitsmechanismen) und den Selbsttechnologien. Die Gouvernementalität lässt sich damit einerseits als Prozess der Transformation und der (Neu-)Formierung von Staatlichkeit beschreiben, in dessen Folge der Machttypus der Regierung gegenüber jenem der Disziplin und der Souveränität an Bedeutung gewinnt (vgl. Foucault 2006a: 162f.). Allerdings ist für diesen Prozess charakteristisch,

»dass Staatsformierung bzw. politische Strukturen und Subjektivierung als sich gegenseitig bedingende Prozesse angesehen werden (vgl. Lemke 2008), die in beide Richtungen wirken: von den Herrschaftstechnologien zu den Selbsttechnologien und, umgekehrt, von den Selbsttechnologien zu den Herrschaftstechnologien« (Reckinger 2013: 3).

Foucaults Blick auf die Selbsttechnologien stellt dabei eine entscheidende Erweiterung der Machtanalytik dar: Mittels der Analyse der Selbsttechnologien wird es möglich, Macht- und Herrschaftselemente hinsichtlich der Konstitution und des Handelns von Subjekten in den Blick zu bekommen, die maßgeblich auf Freiheit (und gerade nicht auf Disziplin und Kontrolle) basieren (vgl. Soiland 2005: 12ff.). Zugleich entfaltet Foucault in Bezug auf die Staatsformierung eine historische

Genealogie des modernen Regierungswissens und dessen spezifischer Rationalität.³ Zudem stellt Gouvernementalität ein Analyseraster bereit, mit dem sich unterschiedliche Formen des Regierens, d.h. das variable Zusammenspiel von Souveränität, Disziplin und Gouvernementalität, bestimmen lassen (vgl. z.B. Füller/Marquardt 2009: 87).

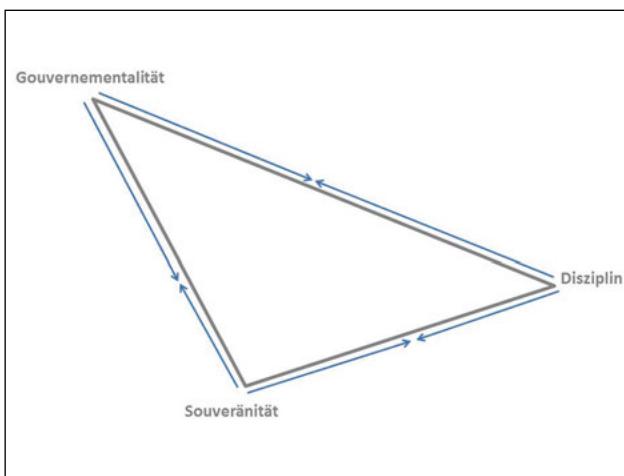
Foucault selbst betont, dass die analytische Trennung zwischen Souveränität, Disziplin und Gouvernementalität nicht bedeutet, dass sie sich zwangsläufig ausschließen:

»[D]er Souverän des Territoriums [wird] zum Architekten des disziplinierten Raumes [...], und beinahe gleichzeitig, zum Regulator eines Milieus, in dem es nicht so sehr darum geht, Grenzlinien zu ziehen, Grenzen festzusetzen oder Standorte zu bestimmen, sondern vor allem und im Wesentlichen darum, Zirkulation zuzulassen, zu gewährleisten, sicherzustellen« (Foucault 2006a: 52).

Souveränität, Disziplin und Sicherheit bezeichnen hier unterschiedliche Logiken der Machtausübung über den Raum und die Subjekte, die als politische Techniken gleichzeitig auftreten können. Ausdrücklich wird keine chronologische Evolution postuliert, an deren Anfang eine Gesellschaft der Souveränität stände, abgelöst von einer Gesellschaft der Disziplin, mündend in eine Gesellschaft der Regierung. Stattdessen bewegt sich unsere Analyse in einem von Foucault beschriebenen ›Dreieck‹: »Souveränität, Disziplin und gouvernementale Verwaltung [...], deren Hauptzielscheibe die Bevölkerung ist und deren wesentliche Mechanismen die Sicherheitsdispositive sind« (Foucault 2006a: 161).

Die nachfolgenden Fallstudien beziehen sich auf dieses analytische Dreieck, um Machtlogiken der Raum-, Grenz- und Identitätskonstruktionen durch Politiken und Normierungen identifizieren und in ihrem Verhältnis zueinander bestimmen zu können. Dabei wird insbesondere die Vielschichtigkeit der Ressourcen und Techniken seitens der Machtinhaber/-innen empirisch untersucht. Dafür werden die oben identifizierten Machttypen »nicht als sich jeweils teleologisch ablösende Mutationen begriffen, sondern gerade in ihren zeitgleichen Überlappungen und Interaktionsweisen erforscht« (Reckinger 2013: 9f.). Dementsprechend handelt es sich – je nach untersuchtem Gegenstand und empirischer Ausformung der Machtverhältnisse – nicht um ein gleichseitiges, sondern um ein dynamisches Dreieck. Dies wird in Abb. 1 über ein asymmetrisches Dreieck zum Ausdruck gebracht.

3 | Diese führt er in den Vorlesungszyklen *Geschichte der Gouvernementalität* von der Antike über die Frühe Neuzeit aus und endet schließlich mit einer Analyse des Neoliberalismus (vgl. Foucault 2006a und 2006b).



*Abbildung 1: Machtlogiken der Raum-, Grenz- und Identitätskonstruktion durch Politiken und Normierungen
(eigene Darstellung)*

Die drei miteinander verwobenen analytischen Zugänge zu Politiken und Normierungen fokussieren jeweils auf einen Teilaспект von Machtfragen und ergeben erst in der gemeinsamen Betrachtung ein schlüssiges Bild. Dabei werden nicht in jeder Fallstudie alle Dimensionen von bzw. Verhältnisse zwischen Souveränität, Disziplin und Gouvernementalität beleuchtet, vielmehr werden jeweils Schwerpunkte gesetzt, die Rückschlüsse auf die kennzeichnende polymorphe Struktur von Machtbeziehungen erlauben. Die konkreten Forschungsarbeiten in diesem Kontext beziehen Diskurse ebenso wie Materialitäten ein (vgl. Gertenbach 2012: 118) und verknüpfen sie mit gesetzlichen und institutionalisierten Formen der Steuerung unter Berücksichtigung der »Formierung von räumlichem Wissen« (Füller/Marquardt 2009: 91 und 93).

Die Studie zu Räumen der Un-/Sittlichkeit bezieht sich mit der Problematierung der Prostitution um 1900 zunächst auf die Achse Souveränität/Disziplin, da »gewerbsmäßige Unzucht« (vgl. Mémorial 1855) damals im Großherzogtum strafbar war. Es wird jedoch aufgezeigt, dass zugleich gubernementale Machtlogiken zum Einsatz kommen, die mittels Sicherheitsmechanismen und Selbstführung zu einer ›Regierung der Bevölkerung‹ und einer sexuellen ›Regierung seiner Selbst‹ beitragen.

Die Fallstudie zu Burgen untersucht diese Machtlogiken, unter dem Aspekt der Souveränität, als Instrumente herrschaftlicher Raumkonstruktion und Repräsentation am Beispiel der Grafschaft Vianden und fragt, wie die von einer Burg ausgehenden und auf sie zentrierten politischen und sozialen Praktiken herrschaftliche Räume und deren Grenzen konstituierten.

Im Kontext der Biogaserzeugung wird das Verhältnis von Souveränität und Gouvernementalität anhand der strukturell affirmativen Praktiken von Biogaserzeugern deutlich. Dabei stellt sich die Frage, wie Akteure mit Politiken und Normierungen umgehen und wie dadurch eine Energieregion konstituiert wird. Das Verhältnis von Disziplin und Gouvernementalität zeigt sich durch die subversiven Konstitutionsleistungen der Biogaserzeuger, insbesondere den Veränderungen gängiger Praktiken der Biogaserzeugung.

Abschließend wird der gegenwärtige mediale Migrationsdiskurs in Luxemburg inhalts- und diskursanalytisch untersucht. Der Schwerpunkt dieser Fallstudie liegt auf der Achse Souveränität/Disziplin. Dabei wird das Verhältnis von sozio-politischen Debatten und deren semantischen Umsetzungen von Seiten der Journalisten und Redakteure der auflagenstärksten luxemburgischen Tageszeitung, des *Luxemburger Wort*, für die Jahre 1990 bis 2010 analysiert.

3.2 ZUR KONSTRUKTION VON RÄUMEN DER UN-/SITTLICHKEIT. EINE MACHTANALYTISCHE PERSPEKTIVE AUF DIE PROBLEMATISIERUNG VON PROSTITUTION UM 1900

Heike Mauer

Untersuchungsgegenstände dieser Fallstudie sind die ›Problematisierung‹ der Prostitution in Luxemburg Anfang des 20. Jahrhunderts und die damit verknüpften Raumkonstruktionen. Mit dem Begriff der Problematisierung bezeichnet Michel Foucault den Prozess, die Politik zu den Antworten zu befragen, die sie auf die ihr gestellten Probleme gibt (vgl. Foucault 2005e: 729). Diese Problematisierung ist von Machtverhältnissen durchzogen, die ebenfalls untersucht werden. Als Quellen werden Akten der Justiz- und Polizeibehörden, Parlamentsdebatten und Zeitungsmeldungen herangezogen. Zunächst wird der historische Untersuchungskontext und die zentrale Fragestellung des Beitrags vorgestellt.

Die Sexualität und insbesondere die Prostitution avancierten um die Jahrhundertwende in ganz Europa zu einem ›Problem‹. Die Gründe dafür waren vielfältig: Regierungen, Militär- und Kolonialadministrationen machten die Prostitution für die Verbreitung von Geschlechtskrankheiten verantwortlich; die Öffentlichkeit bewegte die Frage des sogenannten Mädchenhandels. Zugleich kritisierten die erstarkenden Frauenbewegungen die Doppelmoral der bürgerlichen Gesellschaft, die die Sexualität von Frauen auf die Ehe beschränkte, Männern jedoch durch die reglementierte Prostitution außer- und voreheliche Sexualkontakte zugestand (vgl. Herzog 2011: 6ff.). Auch in Luxemburg nahm die Regierung die Prostitution als Verbreiterin von Geschlechtskrankheiten ins Visier. So konstatiert der Gesundheitsbericht von 1907 »in den letzten Jahren eine bedeutende Zunahme der venerischen Erkrankungen« und der Medizininspektor fordert, »durch Reglementierung der Prostitution der Zunahme der venerischen Erkrankungen vor-

zugeugen [...]. Ueber der Quantität darf man die Qualität der Menschen nicht vergessen⁴ (Collège Médical 1908: 16). Daraufhin sollte eine Regierungskommision die Prostitutionsbekämpfung optimieren. Auch der Mädchenhandel wurde in den Zeitungen öffentlich skandalisiert (vgl. z.B. Luxemburger Wort 1904b). Die bürgerliche Frauenbewegung in Luxemburg thematisierte die Prostitution nur indirekt, indem sie proletarische Wohnverhältnisse auch aus einer moralischen Perspektive kritisierte (vgl. Goetzinger 1997: 67). Hingegen initiierte der *Katholische Frauenbund* 1911 eine Unterschriftenkampagne gegen die sogenannten Animierkneipen, die als die »gefährlichsten Horte der Geschlechtskrankheiten« galten, denn »Alkoholismus und Prostitution reichen sich hier die Hand« (Das Volkswohl 1911).

Kurzum: Um 1900 wurde die Prostitution auch in Luxemburg als ein gesellschaftliches Problem ›entdeckt‹, das zunehmend aus dem Ruder zu laufen schien. Damit setzte eine Debatte im Parlament, den Polizei- und Justizbehörden und der politischen Öffentlichkeit um die existierenden Prostitutionspolitiken und ihre praktische Umsetzung ein. Hintergrund für die Problematisierung der Prostitution war die rasch voranschreitende Industrialisierung des Landes, besonders im sogenannten Minettbassin (Erzbecken) und damit einhergehend die verstärkte (Arbeits-)Migration (vgl. Scuto 2012: 67ff.). So bilanzierte etwa die bereits erwähnte Regierungskommission im Jahr 1911:

»[A]ls Handel und Industrie in den entstehenden Zentren tausende bewusst oder gezwun- genermaßen alleinstehend lebende Männer anzogen und ihnen im Überfluss relativ gut bezahlte Lohnarbeit verschafften, erschien die Prostitution an der Spitze der Elemente, die die Schwächen und die Leidenschaften der Arbeiter ausbeuten⁵ (Archives Nationales de Luxembourg (ANLux) J 64/39: 243).

Zuerst wird nun beleuchtet, welche Räume der Un-/Sittlichkeit überhaupt konstruiert werden, welche sozialen, politischen und territorialen Grenzziehungen dafür vorgenommen werden und welche Dimensionen diese Konstruktionsprozesse umfassen. Im Anschluss daran wird nach den Machtverhältnissen gefragt, die durch die Konstruktion von Räumen der Un-/Sittlichkeit hergestellt, verhandelt und transformiert werden. Besonders interessiert dabei das Verhältnis zwischen den von Foucault unterschiedenen Machtlogiken Souveränität, Disziplin

4 | Soweit keine französische Originalfassung in der Fußnote angegeben ist, sind die folgenden Zitate im Original deutsch. Rechtschreibung und Grammatik wurden nicht angepasst.

5 | Eigene Übersetzung von: »[L]orsque le commerce et l'industrie attirèrent dans les centres naissants des milliers d'hommes vivant dans un célibat forcé ou volontaire, et leur fournirent un travail abondant et relativement bien rémunéré, la prostitution apparut à la tête des éléments qui exploitent les faiblesses et les passions des travailleurs.«

und Gouvernementalität, die – so die These – die Konstruktion von un-/sittlichen Räumen zugleich durchziehen.

3.2.1 Un-/Sittliche Räume als Ergebnis von Grenzziehungs politiken

Eine Dimension der Konstruktion un-/sittlicher Räume in Luxemburg ist die Grenzziehung zwischen dem Nationalen und dem Ausländischen. Die luxemburgische Nation bzw. das großherzogliche Territorium wird dabei als moralisch integrierter Raum imaginiert, der durch Grenzüberschreitungsprozesse von Ausländer/-innen sittlich bedroht wird:

»Die einheimischen Wirte von Esch beklagen sich mit Recht über eine schmutzige Konkurrenz seitens Ausländer, welche ohne weiteres [...] das Halten einer Schankstelle gestattet wird. [...] Gewerbsmäßige Racoleusen kommen aus den Nachbarländern herüber, mieten sich in der Nähe solcher Wirtschaften ihr Zimmer und treiben die Prostitution gewerbsmäßig« (Luxemburger Wort 1904a).

Und im Parlament stellte 1907 ein Abgeordneter die Frage:

»Warum gebrauchen wir nicht öfters die gesetzliche Handhabe der Ausweisung. [...] Würden wir mehr von unserem Ausweisungsrecht Gebrauch machen, dann müsste manche feile Dirne aus den Wirtshäusern über die Grenze gehen und manches Elend würde mit ihr aus den Wirtshäusern wegziehen« (Chambre des Députés 1907: 265).

Dass die Identifikation des Sittlichen mit der Nation und der Unsittlichkeit mit dem Eindringen des Ausländischen funktionieren konnte, lag auch an der Ausnahmestellung der Prostitutionsgesetzgebung in Luxemburg. Anders als in Belgien, Frankreich und dem Deutschen Reich war hier die sittenpolizeiliche Reglementierung der Prostitution zu Beginn des 20. Jahrhunderts auf der zuständigen, lokalen Ebene nicht umgesetzt: Es gab in Luxemburg weder kontrollierte Bordelle noch eine sittenpolizeiliche Einschreibung. Faktisch war die Prostitution damit verboten, jedoch drohten Prostituierten auch keine erniedrigenden polizeilich-medizinischen Zwangskontrollen – vorausgesetzt, es gelang ihnen, ihre Tätigkeit vor der Polizei zu verbergen. Die Behörden waren sich sicher, dass ausländische Prostituierte – etwa aus Metz und anderen Städten des deutschen Reiches – deshalb gezielt nach Luxemburg kamen. In einem Bericht der Polizei Hollerich heißt es 1908: »[N]ach einiger Zeit [...] stellt es sich heraus, dass dieselben grösstenteils unter Sittenkontrolle standen, welcher sie sich wegen Geschlechtserkrankung entzogen haben« (ANLux J 64/39: 392f.). Und der Verein für Volks- und Schulhygiene beklagte:

»Wenn man weiss, dass in Deutschland eine Sittenkontrolle besteht, welche die Prostituierten einer dauernden sitten- und sanitätspolizeilichen Kontrolle und im Erkrankungsfalle

einer Zwangsbehandlung unterwirft, so ist es leicht begreiflich, dass alle gewerbsmässigen Prostituierten den Weg in unser freies Land und in unsere Animierkneipen finden [...]« (Pier/Meyers 1910b: 25).

Ähnliche Befürchtungen bestanden für das uneheliche Zusammenleben (Konkubinat), das mit der Prostitution verbunden wurde. Auch dieses war im Gegensatz zum umliegenden Ausland nicht verboten und der Kanton Esch wurde den Behörden zufolge ein Ziel für »in wilder Ehe« lebende Ausländer/-innen (ANLux J 64/39: 372).

Damit deutet sich bereits eine weitere Dimension an, die Regionalisierung der Unsittlichkeit: Es sind v.a. der stark industrialisierte, von einer ›proletarischen Kultur‹ (vgl. Abschnitt 5.5) geprägte Süden sowie das hauptstädtische Bahnhofsviertel mit den angrenzenden Gemeinden Hollerich und Bonneweg, die zu unsittlichen Räumen erklärt wurden. Als heimliche Ausübungsorte der Prostitution dienten v.a. Kneipen und Cafés, die Frauen als Kellnerinnen und/oder Dienstmädchen beschäftigen; offene Straßenprostitution existierte kaum. Bezuglich der Kellnerinnen stellte bereits 1891 der Polizeikommissar der Stadt Luxemburg fest, dass diese »in ihrer Mehrzahl ausländische Frauen« seien und »eine große Anzahl von ihnen einen schlechten moralischen Ruf genießt oder bereits wegen Prostitution oder [...] einer Geschlechtskrankheit verurteilt worden ist«⁶ (Archives de la Ville de Luxembourg (AVL) LU 11 – IV/2 447 1891). Anlässlich der Parlamentsdebatte über ein neues Wirtshausgesetz um die Jahreswende 1907/08 bezeichnete die Generalstaatsanwaltschaft gegenüber dem Staatsminister das »Übel der Wirtschaft« als »abscheulichsten Krebsschaden, der am Gesellschaftskörper nagt«⁷ und die Gaststätten mit Kellnerinnen als heimliche Bordelle (ANLux J 64/39: 412). Das Ende 1908 verabschiedete neue Gesetz begrenzte die Anzahl der Wirtschaften und sah strengere Auflagen für ausländische Wirte vor, die nun einen mindestens fünfjährigen Aufenthalt im Großherzogtum nachweisen mussten, um eine Schankwirtschaft eröffnen zu können (vgl. Mémorial 1908).⁸ Auf eine landesweite Regelung der Kellnerinnenbedienung wurde jedoch verzichtet. So behielt die lokale Ebene die Zuständigkeit für die Überwachung und Einrichtung von Bordellen, für die Bewahrung der Moral, der Sicherheit und der öffentlichen Ruhe (vgl. Mémorial 1843). Auch die uneinheitlichen Gemeindeverordnungen be-

6 | Eigene Übersetzung von: »Ces femmes en majeure partie étrangère«; »Un grand nombre de ces filles jouissaient d'une mauvaise réputation morale ou ont déjà subi des condamnations du chef de prostitution ou pour [...] maladie vénérienne.«

7 | Eigene Übersetzung von: »Le mal du cabaret est la plaie la plus hideuse qui ronge le corps social.«

8 | Fayot (1979: 29) führt die große Anzahl von Wirtshäusern und den grassierenden Alkoholismus auf die Industrialisierung zurück. Dafür spricht die räumliche Konzentration der Wirtshäuser: 1897 befanden sich 64 % der insgesamt 2.856 Wirtshäuser im Kanton Esch. Dies entsprach einer Quote von 56 Einwohner/-innen pro Wirtshaus.

zunglich der Frauenbedienung in den Schänken, Hotels und Gaststätten, die nur im Erzbecken und der Hauptstadt existierten und als ineffizient galten, blieben bestehen. Damit war für die Öffentlichkeit das Problem der Prostitution in den Animierkneipen weiterhin ungelöst.

Allerdings waren Gaststätten und Wirtshäuser ambivalente und nicht ausschließlich unsittliche Räume. So betonte der *Verein für Volks- und Schulhygiene*, »beim Kampfe gegen ungesunde Auswüchse des Wirtegewerbes« die »ehrlichen Wirte« schützen zu wollen »gegen eine unlautere, verdammenswerte Konkurrenz« (Pier/Meyers 1910a: 21). Auch die populäre *Obermosel-Zeitung* aus Grevenmacher hielt 1906 ein leidenschaftliches Plädoyer für das Wirtshaus als ›Empfangszimmer‹ des Volkes:

»Im Wirtshause besprechen die Arbeiter ihre gemeinsamen Interessen, hört der Handwerker und der Bauer von neuen Erfahrungen und Zielen, erfährt der Kaufmann manche Wünsche des Publikums. [...] Das Wirtshaus ist eine demokratische Einrichtung par excellence. In ihm berühren sich alle Stände der Bevölkerung [...]. Das Wirtshaus vermittelt also Beziehungen der einzelnen Stände untereinander, die zum guten Bestehen der Gesellschaft [...] notwendiger werden« (ANLux J 64/14).

Für die Konstruktion un-/sittlicher Räume ist es bedeutsam, dass Öffentlichkeit ebenso wie Privatheit vergeschlechtlichte Konzeptionen darstellen. Die Vergeschlechtlichung von Öffentlichkeit und Privatheit bildet neben der Dichotomie von Eigenem und Fremden sowie der Regionalisierung eine weitere Dimension im Konstruktionsprozess un-/sittlicher Räume. Dies hilft auch, die ambivalente Stellung des Wirtshauses als zugleich sozialen, demokratischen und moralisch zweideutigen Raum zu verstehen.

Allerdings ist das Verhältnis von öffentlich und privat und dessen Vergeschlechtlichung ein kompliziertes. Es sind die bürgerlichen Gesellschaften des 19. Jahrhunderts, für die diese Unterscheidung zentral wird (vgl. Hausen 1992) und die Frauen mit pseudowissenschaftlicher Begründung aus der Öffentlichkeit ausschließen und mit dem Privaten, Intimen und Familialen assoziieren (vgl. Krause 2003: 25). Die Konstitution einer Öffentlichkeit, in der Männer als Staatsbürger politisch und (privat-)wirtschaftlich miteinander verkehren und zu der Frauen keinen rechtlichen Zugang haben, erscheint so als Ausdruck der Geschlechterverhältnisse. Vergeschlechtlichte Macht- und Herrschaftsverhältnisse werden somit naturalisiert, normalisiert und unsichtbar gemacht. Obwohl die Trennung zwischen familialer, weiblich konnotierter Intimsphäre und männlicher öffentlicher (Erwerbs-)Tätigkeit höchstens im Bürgertum des 19. Jahrhunderts eine Lebensrealität wurde, stellt die vergeschlechtlichte Dichotomie von öffentlich/privat eine wichtige gesellschaftliche Wahrnehmungsstruktur dar. Sie führt dazu, dass Handlungen von Frauen – entgegen ihrer tatsächlichen öffentlichen Präsenz – anders (z.B. als unschicklich, unpolitisch usw.) als ähnliche Handlungen von Männern interpretiert werden (vgl. Lang 1995: 83). Für Prostitutionspolitiken

gilt, dass sich der Staat dort nicht wie in anderen Politikfeldern auf die Setzung eines Rahmens beschränkt, sondern direkt in die Grenzziehung zwischen Öffentlichem und Privaten interveniert. Dies betrifft insbesondere die Möglichkeit der Prostituierten, ihre Intimsphäre zu wahren, indem staatliche Kontrollpolitiken direkt auf ihren Körper zugreifen und ihre Persönlichkeit pathologisieren (vgl. Kontos 2009: 234). Historisch orientierten sich solche Politiken stark an der Norm bürgerlicher Geschlechterverhältnisse und zielten auf die Ausbreitung solcher Geschlechterarrangements auf das Proletariat (vgl. ebd.: 240).

Auch in Luxemburg nimmt die Problematisierung der Prostitution v.a. verdächtige Frauen – wie etwa die Kellnerinnen – ins Visier. Die Freier geraten fast völlig aus den Blicken der Behörden und der Öffentlichkeit. Der *Verein für Volks- und Schulhygiene* schrieb 1910 hinsichtlich der Verbreitung von Geschlechtskrankheiten durch Prostitution:

»In den Jahren 1898 bis 1908 einschliesslich wurden hierlands 110 weibliche Personen wegen Geschlechtskrankheiten polizeilich sequestriert [...]. In den beiden Jahren 1909 und 1910 [...] 61 + 21 = 82 Geschlechtskranke [...]. Wie gross die Zahl der männlichen Personen ist, die durch diese Ansteckungsherde infiziert wurden, wieviel Krankheiten, wieviel Elend dadurch in viele Familien gebracht wurde, entzieht sich unserer Kenntnis« (Pier/Meyers 1910b: 25).

Obwohl die Männer als Teil des Prostitutionsgeschehens begriffen werden, wird hier selbstverständlich davon ausgegangen, dass Männer durch die weiblichen »Ansteckungsherde« infiziert werden, also eher passiv sind und keinesfalls aktiv Krankheiten an Prostituierte übertragen. Ob mit dem »Elend« lediglich die Krankheit des Mannes oder auch deren potentielle Weitergabe an Ehefrauen und Familienmitglieder gemeint ist, bleibt dabei implizit.

Die Polizei Hollerich thematisiert 1908 die Rolle der Freier bezüglich der Strafverfolgung:

»Auch ist das Feststellen von Zeugen, um das Verfahren wegen Haltens einer Unzuchtstätte ohne Ermächtigung gegen den Wirt einleiten zu können, eine ungemein schwierige Sache, indem dieselbe sich gewöhnlich aus Personen besserer Stände, und Verheiratheten herausstellen, und sie in ihren Aussagen die grösste Zurückhaltung bewahren, ja geradezu, um einen Ehesandal zu vermeiden, alles sowohl vor dem untersuchenden Beamten, wie auch vor Gericht in Abrede stellen« (ANLux J 64/39: 390).

Während in diesen Zeilen noch das Bedauern herauszulesen ist, dass so die heimliche Prostitution meist ungeahndet bleibt, mischt sich in die Ausführungen des Staatsanwaltes zu Luxemburg Stadt jedoch einverständnisvoller Ton:

»Die Aussage von Personen, die nur gelegentlich und in einem Moment ihrer Pflichtversesenheit mit Angelegenheiten dieser Art verstrickt sind, schmälert den Ruf und trägt in einer

Art und Weise Unruhe und Zwietracht in die Familien, dass man sich fragen kann, ob das Mittel nicht schlimmer als das Übel ist⁹ (ANLux J 64/39: 197).

Die Prostitution scheint das bürgerliche Modell der vergeschlechtlichen Trennung von Öffentlichkeit und Privatheit zu durchkreuzen, indem Prostitution und Sexualität öffentlich und in eine marktförmige Ökonomie eingebettet werden (vgl. Schulte 1979: 17). So kommt es durch den Fokus auf die Prostituierten einerseits und der Nichtgreifbarkeit der Freier andererseits zu einer Verkehrung der Vergeschlechtlichung von öffentlichem und privatem Raum. Solange im Wirtshaus primär Männer ihren politischen und wirtschaftlichen Interessen nachgehen, bleibt das Wirtshaus als öffentlicher Raum im Sinne der bürgerlichen Geschlechterordnung intakt. Mit der Präsenz von Kellnerinnen und Prostituierten wird es hingegen zu einem unsittlichen Ort. Dabei wird die Unmoral primär in die Identität der Prostituierten eingeschrieben und das Verhalten der Freier – auch durch Teile der Behörden – mit Verweis auf den Schutz ihrer Privatsphäre geduldet.

3.2.2 Machtlogiken der Raumkonstruktion

Nachdem bislang drei Dimensionen der Konstruktion von Räumen der Un-/Sittlichkeit identifiziert wurden, geht es nun um die darin angelegten Machtbeziehungen. Ihren Bezug zur Souveränität erhält die Prostitution im Großherzogtum über die Unterscheidung des Erlaubten und Verbotenen, sie stellt einen Straftatbestand dar. Aus dem Blickwinkel der disziplinarischen Logik erscheint die Prostituierte als delinquentes Subjekt. Aus gubernementaler Perspektive wird die Prostitution zum Sicherheitsrisiko, da durch sie Geschlechtskrankheiten in der Bevölkerung verbreitet werden.

Im Weiteren geht es v.a. um das Verhältnis der unterschiedlichen Machtlogiken zueinander, da davon auszugehen ist, dass die Prostitutionspolitiken nicht einer einzigen Logik folgen. Dies zeigt sich schon in der eingangs zitierten Forderung des *Collège Médical* mittels der Reglementierung der Prostitution den Geschlechtskrankheiten vorzubeugen und die ›Qualität¹⁰ der Bevölkerung zu verbessern. Das reglementarische System der polizeilichen und medizinischen Zwangskontrolle der Prostituierten entspricht einem »Disziplinarregime« (Kontos 2009: 260). Dies ist jedoch kein Selbstzweck, da so die Bevölkerung vor Ge-

⁹ | Eigene Übersetzung von: »Les témoignages de personnes mêlées à des affaires de ce genre par occasion et dans un moment d'oubli de leurs devoirs, ternissent des réputations et portent le trouble et la discorde dans les familles, de sorte que l'on peut se demander si le remède n'est pas pire que le mal.«

¹⁰ | In den Vorstellungen über gesellschaftliche ›Degeneration‹ verbanden sich damals Vorstellungen, nach denen sexuelles Fehlverhalten nicht allein Individuen moralisch kompromittiert, sondern auch gesellschaftliche Auswirkungen auf die Bevölkerung zeitigt (z.B. auf das Erbgut, die Kriminalität usw.) (vgl. Foucault 2001: 297f.).

schlechtskrankheiten geschützt werden soll. Insofern ist das Ziel der Reglementierung der Prostitution ein biopolitisches (vgl. Foucault 2001: 282ff.), das der gubernementalen Machtlogik des Sicherheitsdispositives folgt.

Im ersten Teil des Beitrages wurde die Grenzziehung zwischen dem Eigenen und dem Fremden, respektive zwischen dem Nationalen und dem Ausländischen als eine Dimension der Konstruktion un-/sittlicher Räume herausgearbeitet. Insofern ist es nicht verwunderlich, dass bei der Bekämpfung der Prostitution fremdenpolizeiliche Maßnahmen – insbesondere die Ausweisung – eine wichtige Rolle spielen. Das Fremdenpolizeigesetz von 1913 definiert die Ausübung oder die Förderung der Prostitution als eine »Gefährdung der öffentlichen Sicherheit und Ordnung« (Mémorial 1913), so dass die Ausweisung von verdächtigen Ausländer/-innen – in der überwiegenden Mehrzahl Frauen – zu einem festen Bestandteil der Prostitutionspolitik wurde. Die Praxis der Ausweisung kann zunächst als Verbindung zwischen einer souveränen und einer disziplinarischen Machtlogik charakterisiert werden: Die Integrität des Territoriums wird wiederhergestellt, indem sich der souveräne Staat polizeilicher Mittel bedient. Allerdings kommt in der Ausweisungspraxis auch eine gubernamentale Machtlogik in Form eines Sicherheitsdispositives zum Tragen, indem die Behörden bei deren Durchführung mit einer Logik des Verdachts arbeiten. Diese Logik soll Risiken minimieren, indem sie gefährliche – d.h. potentiell delinquente – Subjekte identifiziert: So heißt es bspw. in einem Protokoll der Polizei in Esch, dass

»A. in der hiesigen Schenke B. mit dem Ausländer S. in wilder Ehe lebt. A. treibt sich fast den ganzen Tag in der Schenke ihres Wohnungsgebers mit Gästen umher. Ihr Zuhälter arbeitet sehr wenig und [somit] können die beiden Konkubinaten keine andere Erwerbsquelle haben, als dem [sic!] Verdienst der A. durch die gewerbsmässige Prostitution« (ANLux: Police des Étrangers No. 84003 1913).

Auf diesen Verdacht hin entzogen die Behörden A. die Aufenthaltsgenehmigung für das Großherzogtum. Eine Ausweisung konnte somit auch ohne konkrete Beweise erfolgen. 1913 schrieb die Polizei in Hollerich:

»Dieselbe steht dringend unter dem Verdachte die erwerbsmässige Prostitution auszuüben, und kann man selbe fast allabendlich zu diesem Zwecke sich in den Strassen an hiesigem Bahnhof, sowie in den berüchtigten Italienerneipen herumtreiben sehen. Selbe konnte jedoch bis dato der erwerbsmässigen Prostitution nicht überführt werden« (ANLux: Police des Étrangers No. 85665 1913).

Die Konstruktion des Risikos, des gefährlichen Milieus, respektive der Prostituierten als ein bedrohliches Subjekt hängt unmittelbar mit den oben skizzierten Raumkonstruktionen zusammen: Der ›Beweis‹ der Prostitution, respektive die Konstruktion der Prostituierten als delinquentes, auszuweisendes Subjekt, basiert maßgeblich auf ihrer Assoziation mit unsittlich konnotierten Räumen wie

den Gastwirtschaften und insbesondere den Animierkneipen. Der Aufenthalt in einer »schlecht beleumundeten« Gegend stiftet in den Augen der Polizeibehörden eine Identität als Prostituierte und muss dementsprechend als Subjektivationsprozess (vgl. Abschnitt 5.1) verstanden werden. Zugleich sind diese Machtlogiken hochgradig vergeschlechtlicht: Es sind weibliche Prostituierte, die mit diesen unsittlichen Räumen identifiziert werden, während die Freier in ihren Identität nicht festgelegt werden, da sie – wie bereits zitiert – nur gelegentlich, in einem »Moment ihrer Pflichtvergessenheit« zum Geschehen hinzutreten.

Auch die mit den staatlichen und gesellschaftlichen Eliten eng verwobenen zivilgesellschaftlichen Initiativen der Sittlichkeit- und Mäßigkeitsbewegung bleiben mit ihren Forderungen nach einer Verschärfung von strafrechtlichen und polizeilichen Kontrollmechanismen zunächst souverän-disziplinarischen Machtlogiken verhaftet. Zugleich appellieren sie stark an eine sittliche Selbstführung der Individuen. Beide Aspekte müssen in ihren vergeschlechtlichten Dimensionen begriffen werden: Die antialkoholische Bewegung¹¹, der *Verein für Volks- und Schulhygiene*, aber auch die eingangs erwähnte Kampagne des *katholischen Frauenverein* verlangten von der Regierung in erster Linie Maßnahmen gegen die Kellnerinnen – teilweise ergänzt um Bestimmungen für die Betreiber/-innen von Wirtschaften. Forderungen nach einer Bestrafung der Freier oder etwa nach schärferen Kontrollen der männlichen Wirtshausbesucher wurden nicht erhoben. Zugleich rücken in Bezug auf die sittliche Selbstführung bürgerliche Geschlechternormen, die weibliche Konnotation der privaten Sphäre der Familiarität und Intimität und damit speziell Frauen in den Mittelpunkt der Überlegungen: »Die Frau [...] versteht es, aus dem heimatlichen Herd den Ort des Glückes und des Friedens zu machen, wohin der Mann aus dem Büro, aus der Werkstatt, aus der Fabrik gerne heimkehrt, wo er gerne verweilt« (Das Volkswohl 1903: 91). Indem also die Frau sich selbst als hausfräuliches Subjekt konstituiert und die damit verbundenen reproduktiven Praktiken (Kochen, Waschen, Reinigen) als die von ihr zu erfüllenden Aufgaben begreift, wird es ihr gelingen, ihr Heim als einen »Ort des Glückes« für ihren Mann zu etablieren. In dieser Perspektive wird nicht nur der eheliche Haushalt als Raum der Sittlichkeit imaginiert. Vielmehr soll es der Frau mittels ihrer Selbstführung zugleich gelingen, ihren Ehemann vom Betreten unsittlicher und ihn durch Alkohol und Prostitution korrumpernder Räume wie den Animierkneipen abzuhalten. Auch der *Verein für Volks- und Schulhygiene* definiert die »Gründung von Haushaltungsschulen und Kochschulen, damit die junge Frau es verstehe, dem Manne sein Heim anziehend zu gestalten« (Pier/Meyers 1910b: 26) als einen präventiven Baustein in ihrem Kampf gegen die Animierkneipen. Obwohl auch eine Untersuchung der Wohnungsverhältnisse der luxemburgischen Arbeiterbevölkerung durch den *Verein für die Interessen der Frau* das Haus als »ureigenste Domäne« der Frau bezeichnet, betont

¹¹ | Der Verein gegen den Mißbrauch der geistigen Getränke gab die Zeitschrift *Das Volkswohl* heraus und engagierte sich besonders gegen die Animierkneipen.

der Verein immerhin, dass Armut die erfolgreiche Selbstregierung verhindern könne. Das »Wohnungselend« führe dazu, dass

»auch die tüchtigste Frau trotz besten Willens hier kein ›Heim‹ schaffen [kann]. Der Mann wird seine Abende lieber im Wirtshaus zubringen als in solchen Räumen, die Kinder werden lieber auf der Strasse spielen – und Heimgefühl und Familiensinn werden vernichtet« (Ver- ein für die Interessen der Frau 1907: 4).

Durch die Enge und die Aufnahme männlicher Kostgänger werde zugleich die Moral der Kinder »im zartesten Alter schon schwer gefährdet« (ebd.). Somit lässt sich auch bezüglich der gubernementalen Selbstführungs- und Subjektivierungstechniken konstatieren, dass sie in enger Beziehung zur Dimension der vergeschlechtlichten Trennung von Öffentlichkeit und Privatheit stehen. Da der Mann nur indirekt, die Frau jedoch direkt zur Selbstführung angehalten wird, kann von einer vergeschlechtlichten Intensivierung dieser Machtlogik gesprochen werden. Daran schließt sich die Frage an, ob Männer damals überhaupt als zur autonomen Selbstführung fähig betrachtet wurden, benötigen sie doch – wie bereits gezeigt – die Selbstführung der Frau und die Schaffung eines Heimes zur Meidung unsittlicher Räume. Zugleich fällt auf, dass Männer gerade nicht zu Adressaten disziplinarischer oder juridischer Maßnahmen gemacht wurden.

Abschließend wird anhand eines Falls verdeutlicht, dass auch die der Prostitution verdächtigen Ausländerinnen gegenüber den Behörden ihre sittliche Selbstführung ins Spiel bringen, um der juridisch-disziplinarischen Maßnahme der Ausweisung zu entgehen. Oft verweisen sie darauf, dass sie während ihres Aufenthalts in Luxemburg nicht gegen geltendes Recht verstoßen haben. So argumentierte Else G. im Februar 1915¹² in einer Petition an die Generalstaatsanwaltschaft, sie habe

»fast 6 Jahre in Luxemburg gelebt, ohne mir auch noch das Geringste zu Schulden kommen zu lassen. [...] Das Luxemburger Land ist mir durch meinen langjährigen Aufenthalt dort [...] sehr lieb geworden [...]. Ich war weder in einem Café beschäftigt, noch habe ich in wilder Ehe mit jemand gelebt, dass ich in der Poststrasse wohnte, kam daher, dass ich eine Episerie [Lebensmittelgeschäft] dort führte und [...] blieb ich nur deshalb in der Nähe wohnen, weil ich mit meinem vielen Sachen nicht gern weit geplündert bin« (ANLux: Police des Étrangers No. 30305 1915).

Else G. bezieht sich direkt auf eine verräumlichende staatliche Praxis, die die Prostitution in Bars und Cafés und bestimmten städtischen Problemgebieten

12 | Während der Besatzung Luxemburgs durch deutsche Truppen oblag die zivile Verwaltung weiter den luxemburgischen Behörden (vgl. Trausch 2002). Es kam zu keinen nennenswerten Veränderungen der Prostitutionspolitiken – im Gegensatz etwa zum besetzten Belgien (vgl. Majerus 2003).

lokalisiert. Indem sie ihre sittliche Selbstführung mit Gesetzeskonformität und ihrer Geschäftstätigkeit zu belegen sucht, hofft sie, einer Assoziation mit diesen unsittlichen Räumen und damit einer Ausweisung trotz der Nähe ihres Wohnortes zu besagten Cafés entgehen zu können. Die Behörden folgten ihrer Argumentation allerdings nicht und schoben Else G. – ganz im Sinne der gouvernementalen Logik des Verdachts – im Frühjahr 1915 ab.

3.2.3 Fazit

Im vorliegenden Beitrag wurde anhand der Problematisierung von Prostitution um 1900 für Luxemburg gezeigt, dass die Konstruktion un-/sittlicher Räume mehrere Dimensionen umfasst: die Unterscheidung des Nationalen und des Ausländischen, eine Regionalisierung sowie die Vergeschlechtlichung von Öffentlichem und Privatem.

Diese Dimensionen der Raumkonstruktion werden in Prozessen der Grenzziehung wirksam und sind zugleich von Machtverhältnissen durchzogen. Obwohl sich hinsichtlich der an der Problematisierung der Prostitution beteiligten und von ihr betroffenen Akteur/-innen leicht bestimmte Machtasymmetrien identifizieren lassen, wurde hier weniger danach gefragt, wer Macht besitzt und wem sie fehlt. Vielmehr war für diese Untersuchung im Sinne Foucaults (2005c) die Frage relevant: Wie wird Macht ausgeübt? Dabei wurde mittels der in diesem Kapitel eingangs skizzierten Machtanalytik herausgearbeitet, dass in den mit der Problematisierung der Prostitution verbundenen Raumkonstruktionen die verschiedenen Machtlogiken Souveränität, Disziplin und Gouvernementalität miteinander verwoben sind: Die Abschiebung ausländischer Prostituierten war eine verwaltungsrechtliche Praxis, die zunächst als Zusammenspiel von souveräner und disziplinarischer Machtlogik zur Sicherung und Kontrolle des Territoriums verstanden werden kann. Zugleich basierte sie maßgeblich auf einem Sicherheitsdispositiv, der Logik des Verdachts. Inwieweit dieses Ineinandergreifen direkt auf die Schwierigkeiten bei der Strafverfolgung der Prostitution zurückzuführen ist, die wiederum auf die Sprengkraft der Prostitution hinsichtlich der Vergeschlechtlichung öffentlicher und privater Räume verweist, müsste Gegenstand weiterer Untersuchungen sein. Außerdem wurde deutlich, dass die Raumkonstruktionen, ebenso wie die Funktion und Wirkungsweisen der Machtlogiken, als vergeschlechtlicht begriffen werden müssen: So werden hauptsächlich Frauen wegen des Prostitutionsverdachts ausgewiesen. Dies zeigt sich sowohl an den absoluten Zahlen als auch daran, dass im gesamten Untersuchungszeitraum die Prostitution bei Frauen über 50 % der Ausweisungsgründe ausmacht und sich dieser Anteil bei Männern in einer nicht nennenswerten Größenordnung bewegt.¹³ Auch die Dimensionen der Grenzzie-

13 | Diese Angaben basieren auf eigenen statistischen Auswertungen der Ausweisungsbeschlüsse (ANLux J 71/1 – J71/27 (1881-1918)).

hung zwischen dem Nationalen und dem Ausländischen sowie die beschriebenen Regionalisierungen führen zur Ausbildung vergeschlechtlichter Identitäten, so dass »die ausländische Kellnerin« zur prototypischen Prostituierten avanciert. Schließlich konzentrieren sich die gubernementalen Selbstführungstechniken auf die weibliche Selbstführung, über die es dann indirekt gelingen soll, Männer vom Betreten unsittlicher Räume abzuhalten. Diese Machtlogik verweist auf die Bedeutung der vergeschlechtlichen Trennung von Öffentlichem und Privatem für die Aufrechterhaltung der bürgerlichen Ordnung im Allgemeinen und für die Konstruktion von Räumen der Un-/Sittlichkeit im Besonderen.

Quellen

Luxemburger Nationalarchiv

ANLux J 64/14 Revision du régime des cabarets, 1900-1912 (dossier).

ANLux J 64/39 Prostitution: rapports; règlements; propositions..., 1907-1917 (dossier).

ANLux J 71/1 – J71/27 Police des étrangers – expulsions et renvois, interdiction (1881-1918).

ANLux Police des Étrangers No. 30305 (Else G.), 1915.

ANLux Police des Étrangers No. 84003 (Louise A.), 1913.

ANLux Police des Étrangers No. 85665 (Angèle T.), 1913.

Luxemburger Stadtarchiv

AVL LU 11 – IV/2 447 Police amusements, cabarets et spectacles, 1891.

Luxemburger Nationalbibliothek

Chambre des députés (1907): Compte-Rendu des Séances de la Chambre des Députés du Grand-Duché de Luxembourg. 1907-1908, Luxemburg: Chambre des députés.

Collège Médical (1908): »Situation Sanitaire du Grand-Duché de Luxembourg pendant l'année 1907«, in: Annexe au Mémorial A n° 61 de 1908.

Das Volkswohl. Organ des Luxemburger Vereins gegen den Alkoholismus (1903), o.A.: »Der Alkohol und die Frau«, Ausgabe vom Juni 1903, S. 88-92.

Das Volkswohl. Organ des Luxemburger Vereins gegen den Alkoholismus (1911), o.A.: »Die Animierkneipen in Luxemburg«, Ausgabe von Januar-Juli 1911, S. 23f.

Luxemburger Wort (1904a), o.A.: »Mehr als Schmutzkonkurrenz«, Ausgabe vom 12.3., S. 2.

Luxemburger Wort (1904b), o.A.: »Verschiedene Nachrichten«, Ausgabe vom 26.3., S. 2.

Mémorial A Nr. 17 (1843): »Gesetz über die Einrichtung der Gemeinden und Districte vom 24. Februar 1843.«

Mémorial A Nr. 17 (1855): Arrêté royal grand-ducal du 14 mai 1855 et règlement du 5 juin suivant, concernant les maisons de débauche et les personnes qui se livrent à la prostitution.

Mémorial A Nr. 49 (1913): »Gesetz vom 18. Juli 1913, über die Fremdenpolizei«.

Mémorial A Nr. 76 (1908): »Gesetz vom 26. Dezember 1908, über die Schankwirtschaften«.

Pier, J.P./Meyers, Michel (1910a): »Animierkneipen«, in: Verhandlungen des Vereins für Volks- und Schulhygiene während des Vereinsjahres 1910, S. 20-21.

Pier, J.P./Meyers, Michel (1910b): »Die Animierkneipen«, in: Verhandlungen des Vereins für Volks- und Schulhygiene während des Vereinsjahres 1910, S. 22-30.

Verein für die Interessen der Frau/Verein für Volks- und Schulhygiene (1907): Einiges über Wohnungsverhältnisse der ärmeren Arbeiterbevölkerung in Luxemburg, Luxemburg: M. Huss.

3.3 BURGEN ALS INSTRUMENTE HERRSCHAFTLICHER RAUMKONSTRUKTION UND REPRÄSENTATION. DAS BEISPIEL DER GRAFSCHAFT VIANDEN

Bernhard Kreutz

Die Mittelalterforschung hat in den letzten rund zwanzig Jahren die Burg als Thema wiederentdeckt. Dabei hat sie sich von den älteren, oft rein bau- oder militärlistorisch orientierten Perspektiven gelöst (vgl. z.B. Piper 1912; Ebhardt 1939-1958) und neue kulturhistorische, ja sogar soziologische Fragestellungen entwickelt. Auslöser dafür war v.a. die Studie von Joachim Zeune mit dem programmatischen Titel *Burgen. Symbole der Macht. Ein neues Bild der mittelalterlichen Burg* (1995).

Die neuere Forschung beschreibt die Burg des Mittelalters und der Frühen Neuzeit als ›Multifunktionsbau‹. Sie war sowohl Wehr- als auch Wohnanlage. Sie erfüllte also militärische Aufgaben und war gleichzeitig Wohnsitz des Burgherrn, seiner Familie, seiner Soldaten und Diener. Als militärischer Stützpunkt diente die Burg der Kontrolle von Verkehrswegen und Grenzen. Sie war Waffenarsenal, Gefängnis, Verwaltungs- und Gerichtssitz. Schließlich war eine Burg Sammel- und Lagerplatz von grundherrlichen Abgaben wie Getreide, Wein, Wolle und nicht zuletzt Geld. Burgen hatten aber auch eine nicht zu unterschätzende repräsentative Funktion. Dies galt zum einen für ihre innere Gestaltung als Bühne der höfischen Adelskultur, zum anderen aber für ihre Außenansicht als weithin sichtbares, ihr Umland auch optisch beherrschendes Machtssymbol (vgl. Zeune 1995: 34ff. und 171ff.; Burger 2010: 72ff.; Hoppe 2010: 197ff.; Ehlert 2010: 144ff.). Die Burg nahm somit in den Adelsherrschaften des Mittelalters eine ähnliche Rolle

ein, wie sie Michel Foucault für die Hauptstadt als Zentrum des Territorialstaates im 17. und 18. Jahrhundert beschrieben hat (vgl. Foucault 2006a: 28ff.).

Vor diesem Hintergrund und aus dem Blickwinkel des Foucaultschen Souveränitätsbegriffs (vgl. ebd.: 27ff.) soll im Folgenden am Beispiel der Grafschaft Vianden untersucht werden, welche Funktionen Burgen im adeligen Herrschaftssystem des Mittelalters und der Frühen Neuzeit wahrnahmen. Wie schlügen sich diese Funktionen in der Baugestalt einer Burg nieder? Durch welche von der Burg ausgehenden und auf der Burg zentrierten sozialen Praktiken wurde ein herrschaftlicher Raum konstituiert? Wie markierten Burgen die Grenzen dieses Raums? Und schließlich: Wie repräsentierten Burgen feudale Herrschaft und welchen Beitrag leisteten sie zu adeligen Identitätsentwürfen? Unter diesen Aspekten wurden neben den bereits publizierten Quellen die Viandener Bestände des *Luxemburger Nationalarchivs* (ANLux) und des *Koninklijk Huisarchief* in Den Haag (KHA) ausgewertet.

Neben dem gleichnamigen Stammsitz der Grafen von Vianden im heutigen Großherzogtum Luxemburg lassen sich noch insgesamt 15 weitere Burgen im Eifel-Ardennen-Raum finden, die die Viandener bis zum Untergang der Grafschaft in der Französischen Revolution in unterschiedlicher Weise für ihre Herrschaft nutzten. Diese Burgen bzw. deren Ruinen liegen im heutigen Luxemburg (außer Vianden noch Brandenburg, Fels/Larochette, Klerf/Clervaux, Schengen), in Belgien (St. Vith, Bütgenbach, Salm, Sterpenich) und in Deutschland (Dasburg, Neuerburg, Hamm, Dudeldorf, Schönecken, Neuenstein, Schleiden) (vgl. Abb. 2).

3.3.1 Funktionen und Baugestalt am Beispiel der Burg Vianden

Am Beispiel der Burg Vianden sollen zunächst die Funktionen der Burg im Herrschaftssystem der Grafen aufgezeigt werden. Gleichzeitig wird untersucht, welche Auswirkungen die unterschiedlichen Funktionen auf die Baugestalt der Burg während der verschiedenen Bauphasen hatten (vgl. zur Baugeschichte Zimmer 1996: 262ff. und 2010: 96ff.).

Bereits in der Mitte des 4. Jahrhunderts n. Chr. erbauten die Römer auf dem Viandener Bergsporn über der Our einen Wachturm mit einer rechteckigen Ummauerung. Das Gebäude diente der Überwachung des Ourtals und der Kontrolle eines Übergangs über den Fluss (vgl. Hunold 2011: 359). Um das Jahr 1000 entstand an dieser Stelle eine erste mittelalterliche Buraganlage aus Stein. Sie verfügte über eine Ringmauer mit ovalem Grundriss. Darin befanden sich eine Halle (*aula*) und ein erster quadratischer Kapellenbau. Eigentümer und Bauherren waren die Herren von Hamm an der Prüm in der Westeifel. Sie bekleideten im 11. Jahrhundert das Amt des Vogtes der Abtei Prüm. Ihnen oblag es, die weltlichen Angelegenheiten der Abtei wahrzunehmen. Als Laien setzten die Vögte gegenüber den Untertanen der Abtei die Disziplinarmechanismen um, die die Mönche als Kleriker selbst nicht ausführen konnten (vgl. Foucault 2006a: 20ff.). Dazu

gehörten die Rechtsprechung, das Eintreiben von Schulden und militärischer Schutz (vgl. Huyghebaert 1984: 34ff.). Die Befestigung in Vianden diente neben der Kontrolle des Our-Übergangs nun erstmals auch der Verwaltung und Beherrschung von umliegendem Land.

Gegen Ende des 11. Jahrhunderts verlegten die Herren von Hamm ihren Wohnsitz in ihre neue Burg über der Our. Sie nannten sich fortan nach ihrer neuen Residenz Grafen von Vianden (vgl. Beyer 1860: 447, Nr. 390). Diese einschneidende Veränderung kommt auch in der Baugestalt der Burg zum Ausdruck. Im Norden der Anlage entstand ein quadratischer Bergfried als Wohnturm. Über rund dreihundert Jahre diente die Burg als Grafenresidenz (vgl. Margue 2012: 1562ff.). Wie der Hauptstadt eines Territoriums kamen nun auch der Burg neben politischen und ökonomischen Aufgaben ästhetische und symbolische Funktionen zu (vgl. Foucault 2006a: 31). Die Anlage wurde in den folgenden ca. 150 Jahren zu einer monumentalen, repräsentativen Residenzburg ausgebaut.

In einem ersten Schritt um 1170 wurde die quadratische Kapelle durch einen doppelstöckigen, zehneckigen Zentralbau ersetzt. Um 1200 erreichte die Burg Vianden ihre größte Ausdehnung. An der Nordostseite kam ein großes, repräsentatives Palasgebäude hinzu, dessen Säle für Empfänge und Feste genutzt wurden. Als Verbindung zwischen neuem Palas und Kapelle legte man eine prachtvolle Galerie mit großen, kleeblattförmigen Fenstern an. In der Mitte des 13. Jahrhunderts schließlich wurden sämtliche Gebäude mit hohen Dächern und gotischen Treppengiebeln versehen. Dieser Bauzustand der spätmittelalterlichen Burg blieb im Wesentlichen bis zum Abriss in den 1820er Jahren erhalten (vgl. Milmeister 2003: 261ff.) und wurde bei der Restaurierung im 20. Jahrhundert wiederhergestellt.

Im Jahr 1417 fiel die Grafschaft Vianden per Erbfall an die Grafen von Nassau. Die Nassauer residierten jedoch nicht in Vianden, sondern in den Niederlanden. Die Burg verlor 1417 zwar ihre Residenzfunktion, blieb aber für die Landesherrschaft weiter von Bedeutung. Hier saß fortan ein Amtmann, der in Vertretung des Grafen die Herrschaftsfunktionen vor Ort wahrnahm. Die Säle im Palas wurden nun als Getreidelager, Waffenarsenal und Pulvermagazin genutzt (KHA, C2, Nr. 72).

Ausgehend von der römischen Höhenbefestigung, die der Überwachung des Our-Übergangs diente, erhielt die mittelalterliche Burg Vianden seit der Jahrtausendwende stetig neue Funktionen und wurde entsprechend umgestaltet. Die erste Aula diente noch der richterlichen Tätigkeit der Vögte von Prüm. Nachdem sich diese dauerhaft in Vianden niedergelassen hatten, wurde die Burg bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts sukzessive zum adeligen Repräsentationsbau umgestaltet. Mit dem Verlust der Residenzfunktion 1417 wurde der spätmittelalterliche Bauzustand quasi eingefroren. Das Gebäude wurde fortan als Amtsburg genutzt und nur durch kleinere Anbauten ergänzt (vgl. Zimmer 1996: 401f.).



Abbildung 1: Die restaurierte Burg Vianden. Unter dem Dachreiter ist die Kapelle zu sehen, daneben die Galerie mit vier kleeblattförmigen Fenstern, links im Hintergrund der Palas mit den Treppengiebeln (Foto: Jengel)

3.3.2 Raumkonstruktion und Grenzen

Als Amtsburg blieb die Burg Vianden auch nach 1417 der herrschaftliche Mittelpunkt der Grafschaft (vgl. Meyer 2010: 18ff.; Burger 2010: 72ff.; Mersiowsky 2010: 126f.). Außer auf Vianden stützte sich die Herrschaft der Grafen noch auf drei weitere Amtburgen. Seit dem Spätmittelalter gehörten zur Grafschaft noch die nördlich angrenzende Herrschaft Dasburg in der heute deutschen Westeifel sowie die Herrschaften St. Vith und Bütgenbach im heutigen Belgien. In jedem dieser vier Landesteile war jeweils die gleichnamige Burg Sitz eines Amtmannes und Mittelpunkt des Herrschaftssystems.

Für das Jahr 1222 ist die Dasburg erstmals im Besitz der Grafen von Vianden nachgewiesen. Die Burg, der dazugehörige Burgort und das nördliche Umland mit 34 Dörfern bildeten die Herrschaft Dasburg (vgl. Milmeister 2003: 67ff.). Im Jahr 1399 ist erstmals ein Burggraf als Statthalter des Grafen in Dasburg fassbar (ANLux, LV, Nr. 192). Die Burgen und Herrschaften St. Vith und Bütgenbach in den Ardennen konnte Graf Simon von Sponheim-Vianden 1380 endgültig für die Grafschaft Vianden gewinnen (vgl. Mötsch 1993). 1388 ist dann erstmals ein Amtmann auf der Burg St. Vith belegt (ANLux, LV, Nr. 114). Ab 1403 ist dieser auch für Bütgenbach zuständig (vgl. Milmeister 1993: 95). Bis auf Dasburg, das ein Lehen des Abtes von Prüm war, unterstanden die Viandener Herrschaften der Luxemburger Lehenshoheit. Für die engere Grafschaft Vianden gilt dies seit 1269, für St. Vith und Bütgenbach seit 1380 (vgl. Margue 2012: 1566f.; Mötsch 1993: 268f.). Allerdings lassen sich keine direkten Auswirkungen der Prümer und Luxemburger

Oberhoheit und der damit verbundenen lebensrechtlichen Implikationen auf den Alltag und die Beziehungen zwischen gräflichen Amtsträgern und Untertanen innerhalb der Viandener Gebiete nachweisen.

Die Amtsburgen Vianden, Dasburg, St. Vith und Bütgenbach bildeten bis zur Auflösung der Grafschaft 1795 das Rückgrat der Viandener Landesherrschaft. Entlang der Our bildeten sie eine Kette von Süden nach Norden. Jeder der vier Amtsburgen war eine Anzahl von Dörfern zugeordnet, die von dort aus verwaltet wurden. Die von den Amtsburgen aus organisierte Einziehung der grundherrschaftlichen Geld- und Naturalabgaben war diejenige Herrschaftspraxis, welche die größten Auswirkungen auf den Alltag der Bevölkerung hatte.

Die gräfliche Grundherrschaft war in Unterbezirke (Meiereien) gegliedert, denen jeweils mehrere Dörfer mit landwirtschaftlichen Gütern und gemeinsamen Wald-, Weide- und Jagdrechten zugeordnet waren. Die Vorsteher der Meiereien, die Meier, waren für die Eintreibung der Abgaben von den Bauern in den Dörfern ihres Bezirks zuständig. Die Meier unterstanden direkt ihrem übergeordneten Amtmann, der auf der jeweiligen Amtsburg saß. In der engeren Grafschaft Vianden bestanden sieben Meieren: Lahr, Nussbaum, Geckler, Mettendorf, Karlshausen, Geichlingen und Krauthausen mit insgesamt 38 Dörfern (KHA C₂, Nr. 66). Die Herrschaft Dasburg umfasste die Meiereien Eschfeld, Daleiden und Leidenborn mit insgesamt 34 Dörfern (vgl. Vannérus 1928: 94f.). Von den Amtsburgen St. Vith und Bütgenbach aus wurden die sieben Meiereien Weiswampach, Neundorf, Recht, Amel, Büllingen, Bütgenbach und Pronsfeld mit zusammen 64 Dörfern verwaltet (vgl. ebd.: 97ff.).

Einen Einblick in die Organisation der Viandener Grundherrschaft ermöglicht ein Güter- und Einnahmenverzeichnis, das Prinz Philipp-Wilhelm von Oranien, Graf von Nassau und Vianden, im Jahr 1615 erstellen ließ (KHA C₂, Nr. 66). Aufgrund der kriegerischen Auseinandersetzungen zwischen den Nassau-Oranien und den spanischen Habsburgern in den Niederlanden, die seit 1567 auch die Grafschaft Vianden in Mitleidenschaft zogen (vgl. Milmeister 2003: 177ff.), war es in den vergangenen Jahrzehnten offenbar zu starken Unregelmäßigkeiten bei der Entrichtung der Abgaben gekommen. Graf Philipp-Wilhelm von Vianden nutzte die kurze Friedensphase seiner Regentschaft von 1604 bis 1618, um die wirtschaftliche Basis seiner Herrschaft wiederherzustellen und zu konsolidieren. Zu diesem Zweck erstellte der Viandener Steuereinnehmer Gilles Bouvet ein Abgabenverzeichnis, in dem das Prozedere, in dessen Mittelpunkt die Amtsburg Vianden stand, detailliert festgehalten wurde (KHA C₂, Nr. 66,f. 2r-4r).

Zunächst bestellte Bouvet sämtliche sieben Meier der Grafschaft auf die Burg ein. Dort sollten diese unter Eid Auskunft geben über Anzahl und Größe der steuerpflichtigen Hofstellen sowie über die Höhe sämtlicher Geld- und Naturalabgaben ihrer Meierei-Bezirke. Diese Angaben sollten dann mit den auf der Burg vorhandenen älteren Verzeichnissen abgeglichen werden. Die Meier erklärten jedoch, sie seien dazu nicht in der Lage. Selbst die Untertanen könnten keine genauen Angaben mehr machen, da die Güter mittlerweile vielfach aufgeteilt und

die darauf liegenden Zahlungspflichten oft auf mehrere Personen verteilt wären. Daraufhin gab der Steuereinnehmer den Meiern einige Tage Zeit, um genaue Informationen einzuholen. Falls dies nicht gelinge, wolle er die Untertanen einzeln auf die Burg zur Befragung vorladen oder sich persönlich in die Dörfer begeben und die Lage vor Ort begutachten. Nach Ablauf der Frist erklärten die Meier erneut, sie wären nicht zu genauen Angaben über die Höhe der Abgaben imstande. Daraufhin machte der Steuereinnehmer seine Drohung war und zitierte ab dem 1. Juni 1615 sämtliche Hofbesitzer der Grafschaft Vianden auf die Burg. Nach einer Belehrung und Vereidigung machte jeder einzelne von ihnen Angaben über die Größe seines Besitzes und die daraus zu leistenden Geld- und Naturalabgaben. Strittige Fälle wurden zwischen Hofleuten, Meiern und Steuereinnehmer einvernehmlich geklärt oder auf eine spätere Entscheidung vertagt.

Die Rolle der Meier in diesem Verfahren wird durch ihr Taktieren und Verzögern deutlich. Sie sahen sich offenbar nicht in erster Linie als Sachwalter des Steuereinnehmers und damit der gräflichen Herrschaft. Sie traten eher als Interessenvertreter der Untertanen auf, deren Steuerpflichten sie zunächst zu verschleiern suchten – auch im eigenen Interesse, besaßen sie doch selbst abgabepflichtige Höfe. Wohl auf den Rat der Meier hin akzeptierten es die Hofleute, selbst auf der Burg Vianden zu erscheinen und ihren Besitz offenzulegen. Dies erschien vorteilhafter, als sich einem Besuch des Steuereinnehmers zu unterziehen. Doch auch der Steuereinnehmer Gilles Bouvet äußerte sich zufrieden. Selbst wenn die Untertanen einige Zahlungspflichten unterschlagen haben sollten, stellte die Befragung die Besteuerung der Untertanen doch auf eine neue und – da im Konsens mit den Zahlungspflichtigen entstanden – juristisch gesicherte Basis. Der Steuereinnehmer erzielte in Abwägung der Kosten und Nutzen für die Herrschaft quasi einen punktuellen Gehorsam der Untertanen (vgl. Foucault 2006a: 100ff.). Das Ergebnis der Erhebung von 1615 war ein ausführliches Verzeichnis in französischer Sprache, das für die Grafschaft Vianden nach den sieben Meiereien und den dazugehörigen 38 Einzelorten gegliedert sämtliche 218 abgabenpflichtigen Hofstellen mit ihren Inhabern sowie die individuelle Höhe der jährlichen Abgaben auflistete.

Neben den vier Amtesburgen nutzten die Grafen noch weitere Burgen, nämlich die ihrer Verwandten und Nebenlinien in Hamm, Klerf, Salm, Schönecken und Neuerburg (vgl. Abb. 2). Von der Burg Hamm in der Eifel stammten die Vorfahren der Viandener, die Vögte der Abtei Prüm gewesen waren. In der Mitte des 13. Jahrhunderts etablierte sich in Hamm eine eigenständige Nebenlinie der Viandener Grafenfamilie (vgl. Milmeister 2003: 39ff.; Klein 1997: 426ff.). Eine weitere Nebenlinie wurde im 12. Jahrhundert von Graf Gerhard, einem Bruder Friedrichs I. von Vianden, begründet. Ihr Sitz war die Burg Klerf (Clervaux) am gleichnamigen Fluss im Ösling (vgl. du Fays 1985: 39f.). Durch Heirat erwarben die Viandener 1163 die Burg und Grafschaft Salm in den Ardennen, heute Vielsalm in Belgien. 1248 mussten die Salm-Viandener Linie die Lehensherrschaft der Luxemburger anerkennen (vgl. du Fays 1985: 26ff., 40, 83f.; Margue 2012: 1562 und 1568). Anlässlich eines Erbstreits spaltete sich 1264 der Familienzweig von Schönecken von den Viande-

nern ab (vgl. du Fays 1985: 168ff.). Eine letzte Viandener Nebenlinie saß schließlich in Neuerburg in der Westeifel. Um 1230 wurden Burg und Herrschaft Neuerburg von der Grafschaft Vianden gelöst und zum Sitz einer Nebenlinie (vgl. ebd.: 93ff.; Margue 2012: 1567). Die Burgen der Nebenlinien, an denen den Viandener Grafen der Stammlinie noch teilweise Herrschaftsrechte verblieben waren, lagen wie ein Ring um das Kerngebiet mit den vier Amtsburgen. Nicht mehr zu diesem gehörig, markierten sie die Grenze des engeren Viandener Herrschaftsgebietes.

Eine dritte Gruppe von Burgen waren die Lehensburgen und Offenhäuser. Dabei handelte es sich um Burgen, über die die Viandener entweder die Lehenshoheit innehatten, an denen sie anteilige Besitzrechte hatten oder das so genannte Öffnungsrecht besaßen. Dieses Öffnungsrecht bestand darin, dass die Grafen diese Burgen aufgrund einer vertraglichen Vereinbarung militärisch für sich nutzen konnten, sie ihnen also >offenstanden<. Gleichzeitig durfte der Burgherr seine Burg keinem Feind der Viandener zur Verfügung stellen (vgl. Rödel 2010: 66f.). Zu dieser dritten Gruppe gehören die Brandenburg (vgl. Wampach 1949: 313, Nr. 226), die Burgen Fels (vgl. Friedhoff 2013: 130f.), Dudeldorf (vgl. Vannérus 1919: 275), Schengen (ANLux, LV, Nr. 335, 430, 457, 469), Sterpenich (vgl. Vannérus 1919: 235), Schleiden (KHA C2, Nr. 22) und Neuenstein (ANLux, LV, Nr. 348). Die sieben Lehensburgen und Offenhäuser bildeten einen zweiten, weiten Ring um den Herrschaftsbereich der Viandener Grafen.

Für das Mittelalter und teilweise bis in die Neuzeit hinein lässt sich für die Grafschaft Vianden kein eindeutig definiertes, mit linearen Grenzen umrissenes und rechtlich einheitliches Territorium fassen. Mittelalterliche Herrschaft war in erster Linie an Personen gebunden, die in unterschiedlichen Rechtsbeziehungen zum Herrscher standen. Dabei konnte es sich im Rahmen der Grundherrschaft um Frondienste und Abgabepflichten handeln, im Rahmen des Lehenswesens um militärische Dienst- und Hilfsverpflichtungen adeliger Vasallen oder um Öffnungs- und Übergabepflichten von Burgen. Die Herrschaftsrechte mehrerer Fürsten überschnitten und überlagerten sich. In einem Dorf waren häufig verschiedene Grundherren vertreten, adelige Vasallen hatten oft mehrere konkurrierende Lehensherren. So waren die Viandener in Dasburg Vasallen der Äbte von Prüm, ihre Stammburg Vianden stand seit 1269 unter Luxemburger Lehenshoheit. Konnten die Viandener zum einen also die Burgen anderer Adelsherren für sich nutzen, mussten sie ihrerseits ihre Stammburg auf Verlangen den Grafen von Luxemburg öffnen (vgl. Estgen 2009: 30ff., Nr. B. 26). Anhand der Viandener Burgen lässt sich aber dennoch verfolgen, wie die gräfliche Politik schrittweise einen herrschaftlichen Raum hervorbrachte. Die Praktiken der Souveränität zielten hier also auf die allmähliche Bildung eines Territoriums (vgl. Foucault 2006a: 27f.). Dass Burgen auch andere Funktionen hatten als die Festigung eines Territoriums wurde im ersten Teil dieses Beitrags aufgezeigt.

Bereits der Bau der Burg Vianden durch die Herren von Hamm um das Jahr 1000 markierte einen lokalen Herrschaftsanspruch am Übergang über die Our. Im Nahbereich der Burg Vianden und der drei weiteren Amtsburgen Dasburg, St. Vith

und Bütgenbach war der herrschaftliche Zugriff auf die abgabepflichtigen Dorfbewohner am größten. Er wurde durch die Amtmänner und Meier institutionalisiert und im täglichen Vollzug verstetigt. Die Erstellung schriftlicher Abgabenverzeichnisse wie im Jahr 1615 sowie deren Pflege und Durchsetzung bildeten eine effektive Herrschaftspraxis zur Konstruktion eines Raums. Dieser Herrschaftsraum konstituierte sich durch die abgabepflichtigen Hofgüter, die Dörfer, in denen diese lagen, und deren Gemarkungen. Mehrere Dörfer bildeten eine Meierei und deren Gesamtheit wiederum den Amtsbezirk, der einer Amtsburg zugeordnet war. Außerhalb dieses Nahbereichs gruppierten sich die Burgen der Viandener Nebenlinien. Sie markierten zwar keine lineare Grenze, steckten wohl aber eine Zone ab innerhalb derer die Viandener Grafen die Vormachtstellung innehatten. Der äußere Ring der Lehensburgen und Offenhäuser bildet eine nach Süden und Osten vorgeschoßene Linie von Burgen, die nicht ohne weiteres gegen die Viandener eingesetzt werden konnten. Sie konstituierten eine Art Sicherheitsbereich, den die Viandener im Konfliktfall zumindest militärisch neutralisieren konnten. Die drei verschiedenen Burgengruppen dienten in unterschiedlichem Maße der Sicherung der Viandener Herrschaft. Je weiter vom Zentrum an der Our entfernt, desto schwächer war die gräfliche Herrschaft und desto geringer ihr Durchsetzungsvermögen.

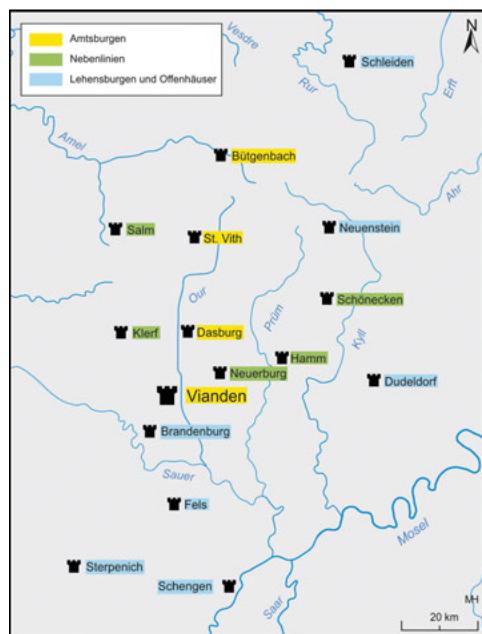


Abbildung 2: Die Burgen der Grafschaft Vianden (gelb: Amtsburgen, grün: Nebenlinien, blau: Lehensburgen und Offenhäuser) (Entwurf: Bernhard Kreutz, Umsetzung: Malte Helfer)

3.3.3 Repräsentation und adelige Identitäten

Die erste identitätsstiftende Funktion, die eine Burg für ein Adelsgeschlecht hatte, war die Namensgebung. Zahlreiche Adelsfamilien benannten sich nach ihrer Stammburg. Deren Name ging auf die Dynastie über, von dieser auf das Fürstentum und später auf die Nachfolgestaaten. Dort haben sich die Burgnamen z.T. bis heute erhalten, z.B. in Luxemburg, Limburg, Mecklenburg oder Brandenburg. Auch die Burg Vianden übernahm eine solche identitätsstiftende Funktion. Nachdem sich die Herren von Hamm, die von der gleichnamigen Burg an der Prüm stammten, in ihrer Burg Vianden niedergelassen hatten, benannten sie sich nach ihrem neuen Sitz. Zeitgleich mit dem Ausbau der Burg zur Wohnburg am Ende des 11. Jahrhunderts findet sich im Jahr 1096 in den Quellen erstmals ein Gerhard von Vianden (*Gerardus de Vienna*) (Beyer 1860: 447, Nr. 390).

Der Ausbau der Burg Vianden im 12. und 13. Jahrhundert mit der Doppelkapelle, der Galerie und dem prächtigen Palasgebäude in einer Flucht orientierte sich am Vorbild der salisch-staufischen Reichsarchitektur. Ein typisches Beispiel dieses imperialen Bautyps ist die Kaiserpfalz in Goslar. Hier finden sich ebenfalls eine doppelstöckige Kapelle mit polygonalem Grundriss, eine offene Galerie und ein Palas in einer Linie (vgl. Knapp 2008: 55ff.). Ob die Goslarer Pfalz das direkte Vorbild für die Burg Vianden war, lässt sich nicht beweisen. Aber die Parallelen lagen für die Zeitgenossen auf der Hand. Mit diesem architektonischen Zitat positionierten sich die Grafen von Vianden als staufische Parteigänger und als Reichsfürsten ersten Ranges (vgl. Margue 2012: 1572f.).

Der repräsentative Ausbau der Burg schuf auch die Bühne für eine höfische Kultur, die fester Bestandteil adeliger Identität im Mittelalter war. Welche Feste sich auf Burg Vianden abspielten, erfahren wir in der Lebensbeschreibung der Yolanda von Vianden aus dem späten 13. Jahrhundert (vgl. Moulin 2009). Die junge Tochter von Graf Heinrich I. und Margarethe von Vianden schlug eine standesgemäß arrangierte Heirat aus, entsagte dem höfischen Leben und trat 1248 gegen den Willen ihrer Eltern in das Dominikanerinnenkloster Marienthal ein. Um die Verzichtsleistung Yolandas zu unterstreichen, schildert ihr Biograf Hermann von Veldenz die höfischen Feste auf Burg Vianden in prächtigen Farben, so z.B. die Hochzeit von Yolandas Bruder Friedrich mit Mathilde von Salm im Jahr 1247 (vgl. Moulin 2009: 267ff., v. 5277-5324). Die Weigerung Yolandas, sich an dieser Feier zu beteiligen und wie alle anderen ausgelassen zu tanzen, markiert den Bruch mit ihrer bisherigen adeligen Lebenswelt zugunsten eines Daseins in klösterlicher Armut und Demut. Stellvertretend für diese beiden mittelalterlichen Lebensentwürfe stellt der Autor des Yolanda-Epos die prächtige Adelsburg Vianden und das bescheidene Kloster Marienthal einander gegenüber (vgl. Margue 2001: 106ff.).

Bis zum Ende der Grafschaft behielten die Viandener Burgen ihre Funktion als symbolische Mittelpunkte von Herrschaft im Sinne Foucaults bei. Sie waren nicht nur politische und wirtschaftliche Zentren, in ihnen vollzogen sich symbo-

lische Rechtshandlungen, die für die adelige Herrschaft des *Ancien Régime* von zentraler legitimierender Bedeutung waren (vgl. Foucault 2006a: 31f.). Deutlich wird dies im Jahr 1683 beim Amtsantritt Prinz Johanns von Isenghien¹⁴, den Ludwig XIV. im Kampf gegen Wilhelm III. von Oranien vorübergehend als Graf von Vianden installieren konnte (vgl. Milmeister 2003: 21off.). Von der Übergabe der Grafschaft Vianden an den Prinzen von Isenghien am 9. August 1683 ist ein ausführliches Protokoll überliefert (vgl. Bassing 1913: 1ff.). An diesem Tag versammelte der Gesandte Ludwigs XIV. den Bürgermeister, die Richter und Schöffen der Stadt Vianden sowie die Vertreter sämtlicher Meiereien und alle weiteren Amtsträger der Grafschaft auf der Burg Vianden. Dort verbot er ihnen, in Zukunft Weisungen des abgesetzten Grafen Wilhelm III. von Oranien entgegenzunehmen, und gebot ihnen, ab sofort nur ihrem neuen Herrn, dem Prinzen Johann von Isenghien, zu gehorchen. Dann übertrug er dem Junker Gabriel Lefebvre von Bierbais, der den abwesenden Prinzen von Isenghien vertrat, die Grafschaft Vianden mit den Herrschaften Dasburg und St. Vith. Der Vertreter des französischen Königs händigte ihm die Schlüssel von Burg, Vorstadt und Stadt Vianden aus, zündete in einem Kamin der Burg ein neues Feuer an und übergab Lefebvre vor den Toren der Stadt symbolisch ein Stück Erde stellvertretend für die gesamte Grafschaft. Anschließend entnahm er im Rathaus von Vianden sämtliche Richter, Schöffen und Bürgermeister der Stadt und der sieben Meiereien ihrer Ämter, um sie gleich darauf im Namen des Prinzen von Isenghien wieder einzusetzen. Zum Abschluss begab sich die Versammlung in die Pfarrkirche von Vianden, wo Gabriel Lefebvre stellvertretend für den Prinzen einen Eid darauf schwor, die Grafschaft gottgefällig zu regieren und die Rechte der Untertanen zu wahren. Drei Tage später wurde für die Herrschaften St. Vith und Bürgenbach nochmals eine analoge Übergabezeremonie vollzogen (KHA C2, Nr. 123).

Die Burg Vianden fungierte bei der Amtsübergabe als *pars pro toto* für die gesamte Grafschaft. Auf der Burg wurden die gräflichen Amtsträger versammelt und auf ihren neuen Herrscher eingeschworen. Hier wurde für den neuen Hausherrn ein Feuer im Kamin angezündet, hier nahm dieser bzw. sein Stellvertreter die Schlüssel der Stadt entgegen. Prinz Johann von Isenghien konnte sich allerdings nur knapp 14 Jahre als Graf von Vianden halten. Nach dem Frieden von Rijswijk von 1697 musste Ludwig XIV. die besetzten Gebiete in den Niederlanden räumen. Im Februar 1698 nahm Wilhelm III. von Oranien, inzwischen auch König von England, die Grafschaft Vianden mit den Herrschaften Dasburg, St. Vith und Bürgenbach wieder in Besitz (vgl. Milmeister 2003: 219f.).

3.3.4 Fazit

Michel Foucault hat seinen Souveränitätsbegriff zwar anhand des absolutistischen Territorialstaats im 17. und 18. Jahrhundert entwickelt (Foucault 2006a: 27ff.),

seine Überlegungen zu Herrschaftstechniken, Sicherung des Territoriums, juridisch erzieltem punktuellen Gehorsam und Machtsymbolik lassen sich aber auch gewinnbringend auf die Burgengeschichte des Mittelalters anwenden.

Ausgehend von ihren Burgen konnten die Viandener Grafen im Laufe der Jahrhunderte durch Souveränitätspraktiken einen herrschaftlichen Raum schaffen. Der Kernbereich bildete sich entlang der Süd/Nord-Achse mit dem Stammsitz Vianden und den drei weiteren Amtsburgen Dasburg, St. Vith und Bütgenbach. Hier waren der herrschaftliche Zugriff auf die Bewohner durch die Einziehung und Kontrolle der grundherrlichen Abgaben am stärksten. Durch die Amtmänner und Meier wurde dieser Zugriff institutionell verfestigt. Umschlossen wurde dieser Kernraum von den vorgelagerten Burgen der Viandener Nebenlinien Schönecken, Hamm, Neuerburg, Klerf und Salm. Den äußeren Ring bildeten die Lehensburgen und Offenhäuser Schleiden, Neuenstein, Dudeldorf, Brandenburg, Fels, Schengen und Sterpenich. Sie markierten einen Bereich des gräflichen Einflusses, in dem benachbarte konkurrierende Herrschaften nicht uneingeschränkt gegen die Viandener Interessen agieren konnten.

Ein disziplinarischer Zugriff auf die Bewohner erfolgte an Gerichtstagen auf der Burg, bei Frondiensten, welche die Untertanen dort verrichten mussten, und bei den Vorladungen zur Feststellung der Abgabenhöhe. Jedoch erzielten die Grafen dabei oft nur einen punktuellen Gehorsam. Dies zeigt etwa die Doppelrolle der Meier, die zwar Amtswalter der Grafen waren, in der Praxis aber auch die Interessen der Untertanen und nicht zuletzt ihre eigenen vertraten.

Schließlich waren die Viandener Burgen und besonders der Stammsitz Quelle und Bestandteil adeliger Identitätsentwürfe. Von der Burg Vianden ging der Name auf die Dynastie und auf die Grafschaft über. Auch die Nassauer und Oranier führten ihn nach 1417 unter ihren zahlreichen Herrschertiteln. Die Architektur der Burg verkörperte ein reichspolitisches Programm und wies die Viandener als Anhänger des staufischen Kaiserhauses aus. Die Viandener Burg wurde von der zeitgenössischen Literatur als Inbegriff höfischer Adelskultur und als Gegenpol zum klösterlichen Lebensideal beschrieben. Auf der Burg manifestierte und legitimierte sich bis in die Neuzeit adelige Herrschaft durch symbolische Rechts-handlungen.

Quellenbedingt standen bei dieser Analyse das Akteurshandeln und die Perspektive der adeligen Herrscher und ihrer Funktionsträger im Vordergrund. Die Erstellung des Abgabenverzeichnisses von 1615 zeigt aber, dass auch in vordemokratischen Herrschaftssystemen die Untertanen keineswegs nur passive Befehlsempfänger waren. Herrschaft war im *Ancien Régime* häufig ein Aushandlungsprozess zwischen Herrschern und Beherrschten, der nicht selten auf Augenhöhe erfolgte.

Quellen

- Archives Nationales du Luxembourg (ANLux), fonds LV: comté de Vianden, Nr. 114, 192, 335, 348, 430, 457, 469.
- Bassing, Theodor (1913): Quelques documents relatifs à la prise de possession de la ville, du château, de la terre et du comté de Viandan, ainsi que des seigneuries en dépendantes, de St. Vith, Dasbourg et Butgenbach, par la Maison d'Isenghien, Luxembourg: Fr. Burg-Bourger.
- Beyer, Heinrich (1974 [1860]): Urkundenbuch zur Geschichte der mittelrheinischen Territorien, Band 1: Von den ältesten Zeiten bis 1169, Aalen: Scientia-Verlag.
- Estgen, Aloyse/Pauly, Michel/Pettiau, Hérold/Schroeder, Jean (2009): Die Urkunden Graf Johanns des Blinden (1310-1346), Teil 2: Die Urkunden aus den Archives générales du Royaume, Brüssel (= Urkunden- und Quellenbuch zur Geschichte der altluxemburgischen Territorien bis zur burgundischen Zeit, Band 11; Publications du Cludem 22) Luxemburg: Cludem.
- Koninklijk Huisarchief Den Haag (KHA), C2: Graafschap Vianden, Nr. 22, 66, 72, 123.
- Milmeister, Jean (1993): »Inventaire de documents concernant la ville et le comté de Vianden«, in: Ous der Veiner Geschicht 11, S. 91-101.
- Moulin, Claudine (2009): Bruder Hermann von Veldenz: Leben der Gräfin Yolanda von Vianden. Textgetreue Edition des Codex Mariendalensis (= Beiträge zur luxemburgischen Sprach und Volkskunde, Band 36). Luxemburg: Imprimerie Centrale S.A.
- Vannérus, Jules (1919): »Le premier livre de fiefs du comté de Vianden«, in: Publications de la Section Historique de l'Institut Grand-Ducal de Luxembourg 59, S. 219-338.
- Vannérus, Jules (1928): »Les biens et revenus domaniaux du comté de Vianden au XVIIe siècle«, in: Publications de la Section Historique de l'Institut Grand-Ducal de Luxembourg 62, S. 33-158.
- Wampach, Camille (1940): Urkunden- und Quellenbuch zur Geschichte der altluxemburgischen Territorien bis zur burgundischen Zeit, Band 4 (Die letzte Regierungszeit des Grafen Heinrich des Blondes bis zu seinem Tode am 24. Dezember 1281 umfassend), Luxemburg: Editions Saint-Paul.

3.4 BIOGAS – MACHT – RAUM. ZUR KONSTRUKTION VON ENERGIEREGIONEN IN GRENZRÄUMEN

Fabian Faller

Die Nutzung erneuerbarer Energien ist mittlerweile allgemein anerkannt als ein vielversprechender Weg, um einige der großen gesellschaftlichen Herausforderungen unserer Zeit anzugehen, wie den Klimawandel, Fragen der Ressourceneffizienz oder Aspekte sozialer Gerechtigkeit. Der effektivste und effizienteste Ansatz, um erneuerbare Energien zu nutzen, sind dezentrale Erzeugungssysteme. Diese können flexibel an regionale Bedarfe und damit an den jeweiligen Kontext angepasst werden und regionalwirtschaftliche Impulse setzen. Zudem sind Anlagen der erneuerbaren Energieerzeugung vom Investitions- sowie vom Planungs- und Unterhaltsaufwand her weniger komplex als Großinfrastrukturen wie bspw. Kohlekraftwerke. Dadurch können weniger professionalisierte und damit auch zivilgesellschaftliche lokale und regionale Akteursgruppen im Energiesektor aktiv werden. Unmittelbar mit diesen Aspekten verbunden ist die Frage nach den räumlichen Auswirkungen solcher Prozesse: Was sind Gewinner- und Verlierer-Regionen? Wo profitiert wer und auf welche Weise von der Nutzung ›grüner Energie‹?

Diese Fallstudie beschäftigt sich mit einer Dimension der Energiedebatte, die hinter solchen Fragen liegt: den Prozessen der Regionalisierungen, die mit jedem ›Wer‹ und ›Wo‹ verbunden sind. Sie behandelt die Energiegewinnung aus Biomasse, insbesondere die Biogaserzeugung in kleinen und mittelgroßen Anlagen, wie sie häufig in landwirtschaftlichen Betrieben praktiziert wird. Die Untersuchung stützt sich dabei auf 17 Interviews mit Anlagenbetreibern¹⁵, die im Großherzogtum Luxemburg und im westlichen Rheinland-Pfalz tätig sind.

Unter Regionalisierungen werden dabei in Anlehnung an Benno Werlen (1999; 2007; 2010a; 2010b) und Anssi Paasi (2004 und 2011) Konstitutionsprozesse von Gesellschaften und ihren Geographien¹⁶ verstanden. Diese Prozesse umfassen diverse Praktiken der (Re-)Produktionen und Transformationen der ›Situation‹ (Ereignisse, Verhaltensmuster, historische Begebenheiten)¹⁷, neue Grenz(be)ziehungen und damit Prozesse des kontinuierlichen und performativen *Borderings* (vgl. Abschnitt 2.1). Die Situation des Energiesektors resultiert aus jenen sozialen Praktiken, die in direktem Zusammenhang stehen mit der Pro-

15 | Alle Interviewten waren Männer und für den operativen Betrieb der Biogasanlage zuständig. In allen Interviews sprachen diese explizit von »meiner Frau«, die für die betriebswirtschaftlichen und buchhalterischen Angelegenheiten verantwortlich war.

16 | Diese Geographien sind Ergebnis und Bedingung individueller wie kollektiver Handlungen und Interpretationen, Aushandlungsprozesse und Praktiken.

17 | Zum Begriff ›Situation‹ vgl. Abschnitt 2.1, der auf Goffman (1974) Bezug nimmt.

duktion und Nutzung von Energie. Das Augenmerk der Fallstudie richtet sich daher auf Praktiken der Energiewende und wie diese ein wie auch immer geartetes »Soziales« (re-)produzieren. Auf diese Weise gelangen Machtfragen in den Blick: Welche Normierungen und Raumpolitiken sind in Regionalisierungsprozessen der Energiewende eingebettet und wie werden diese wirksam? Mit einer machtanalytischen Perspektive auf Regionalisierungen wird diese Frage über das Verhältnis der Dimensionen Souveränität und Disziplin zur Gouvernementalität (vgl. Abschnitt 3.1) beantwortet.

Die folgende Analyse des empirischen Materials zielt darauf ab, die Erzeugung von sogenannten »Energieregionen« als Konstrukt gesellschaftlicher Aushandlung zu verstehen. Es werden juridische Machtformen und Normationen verschiedener Akteure beleuchtet und wie sich diese auf die Praktiken der Betreiber von Biogasanlagen auswirken; wie sich Souveränität und Disziplin in den Praktiken der Biogasbranche widerspiegeln, sich gouvernemental rückbinden, wie Energieregionen strukturell affirmativ (re-)produziert werden. Daneben sollen Energieregionen als individuelle Wahrnehmungen und Handlungsgrundlagen begriffen werden, die von ökonomischen und politischen Akteuren artikuliert und in den alltäglichen Praktiken wirksam werden. So sollen normalisierende Muster der Energiewende im Sinne von Sicherheitsdispositiven aufgedeckt und untersucht werden, wie sich diese als Phänomen der »Zirkulation« innerhalb der Biogasbranche konstituieren und reproduzieren.

3.4.1 Raumpolitiken und Normierungen der Energiewende im Grenzgebiet von Luxemburg und Rheinland-Pfalz

Territorialer Ausgangspunkt des Forschungszusammenhangs, in den diese Fallstudie eingebettet ist, ist die sogenannte Großregion¹⁸. In diesem Gebiet befinden sich im September 2013¹⁹ 266 Biogasanlagen mit einer Erzeugungskapazität von etwa 420 MW²⁰. Ca. je ein Drittel der Energie wird von Anlagen in Wallonien und Lothringen erzeugt, etwa 20 % kommen aus Rheinland-Pfalz, 6 % aus Luxemburg und 1 % aus dem Saarland, wobei dies in keiner Weise dem Bestand an ins-

18 | Die Großregion besteht seit 1998 und zielt auf die Zusammenarbeit von institutionellen Akteur/-innen aus dem Saarland, Rheinland-Pfalz, Luxemburg, Lothringen und Wallonien (vgl. www.granderegion.net, eingesehen am 19.09.2013; Wille 2012: 106ff.).

19 | Stand: 19. September 2013, Daten: Länderarbeitskreis Energiebilanzen RLP (2013); Statistisches Landesamt Rheinland-Pfalz (2013); Institut national de la statistique et des études économiques du Grand-Duché du Luxembourg (STATEC) (2013); Institut wallon de l'évaluation, de la prospective et de la statistique (IWEPS) (2013); Institut national de la statistique et des études économiques (INSEE) (2013).

20 | Zum Vergleich: das Kernkraftwerk in Cattenom (drittgrößtes in Frankreich): 5.448 MW; das Pumpspeicherkraftwerk in Vianden (drittgrößtes in der EU): 1.096 MW; der Windpark Wörstadt (größter in Rheinland-Pfalz): 55,5 MW.

tallierten Anlagen entspricht. Über zwei Drittel der Anlagen stehen in Rheinland-Pfalz, knapp über 10 % je in Luxemburg und Wallonien, 6 % im Saarland und 2 % in Lothringen. Diese Diskrepanz von Erzeugungskapazität und installierten Anlagen ist vorrangig mit der Kleinteiligkeit der Erzeugung in Rheinland-Pfalz und Luxemburg zu erklären, wo ein Großteil der Anlagen eine Leistung bis zu 500 kW erbringt. Die Betrachtung der Anlagenstandorte zeigt darüber hinaus, dass eine Konzentration im westlichen Rheinland-Pfalz und in Luxemburg festzustellen ist, wohingegen in Lothringen, aber auch in Wallonien, die Anlagen weit verstreut stehen (vgl. Abb. 1). Ziel der nachfolgenden Analyse ist es, zu klären, welche Prozesse zu dieser Konzentration in Luxemburg und im westlichen Rheinland-Pfalz geführt haben. Dafür werden mit besonderem Augenmerk auf die Betreiberseite verschiedene Raumpolitiken und Normierungen im Verhältnis zur Gouvernementalität beleuchtet.

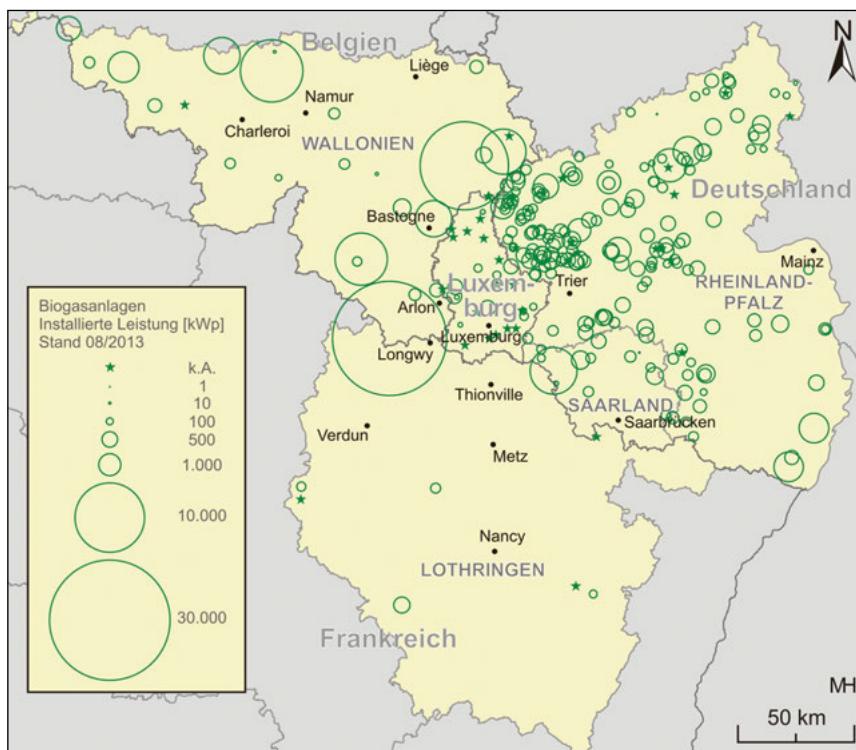


Abbildung 1: Standorte von Biogasanlagen in der Großregion (Entwurf: Fabian Faller, Umsetzung: Malte Helfer)

Normsetzung und Normierung durch staatliche Politiken mit Biogasbezug

»Dass Macht die Kontrolle der Energie voraussetzt, kann nicht oft genug wiederholt werden. [...] Jeder Bereich der Energiewirtschaft steht in intensiver Wechselbeziehung mit der Politik« (Brücher 2009: 33).

Der Energiesektor ist stark von politischer Steuerung geprägt. In Folge der Liberalisierung des europäischen Energiemarktes seit 1996 haben sowohl die *Europäische Union* als auch die einzelnen Mitgliedstaaten kontinuierlich an dessen politischer Steuerung gearbeitet. So gibt es heute alleine für den Biogasbereich in der EU und in Luxemburg zehn, in der Bundesrepublik Deutschland sogar 31 verschiedene Verordnungen, Richtlinien und Gesetze. Hinzu kommen weitere staatliche Rahmenwerke, wie bspw. Bau- oder Steuergesetze, Nutzungsverpflichtungen oder Investitionsbeihilfen. Die Nationalstaaten sowie die EU sind offensichtlich ›Souveräne der Energie‹, was auch in den geführten Interviews durchgängig angesprochen wird:

»Die ganze Biogasgeschichte ist ein Politikum. Wenn das der Politik nicht mehr passt, dann werden die Rahmenbedingungen so verändert, dass es uninteressant wird oder dass es irgendwo entweder gefördert wird oder dass es bestraft wird« (männlich, Deutscher, Rheinland-Pfalz).

Hier wird die juridische Machtausübung und Normation (supra-)staatlicher Akteure deutlich, die durch Gesetze eine ordnende Struktur aufbauen, die der binären Codierung Erlaubt/Verboten folgt und Sanktionen an unerlaubte Praktiken koppelt. Solche Normsetzungen sind Praktiken, mit denen Akteure Energieregionen gezielt einrichten, unterscheiden, kategorisieren, hierarchisieren und zu einander in Beziehung setzen. Allerdings kann nicht davon ausgegangen werden, dass diese Normen *per se* befolgt werden bzw. dass die Biogaserzeuger die normierte Energieregion im Sinne der Selbsttechnologien zwangsläufig aufgreifen. Vielmehr scheint interessant zu betrachten, wie die Normierungen in Praktiken durchschlagen bzw. gubernemental rückgebunden werden und damit alltägliche Regionalisierungen angestoßen werden. Denn da sich die angesprochenen Politiken vorrangig auf Nationalstaaten beziehen, erscheinen diese für die Erklärung von lokalen Prozessen in Grenzräumen wenig aufschlussreich. Daher werden im Folgenden diese mehr oder weniger offensichtlichen Formen der Machtausübung durch Normierung den gubernementalen Prozessen gegenübergestellt, die im lokalen, grenzüberschreitenden Kontext Energieregionen konstituieren.

Zum Verhältnis von Souveränität und Gouvernementalität im Kontext der Biogaserzeugung

Das Verhältnis von Souveränität und Gouvernementalität im Kontext der Biogaserzeugung spiegelt sich insbesondere in den strukturell affirmativen Praktiken der Biogaserzeuger wider: Wie gehen sie mit >dem Gesetz< um und wie konstituiert sich dadurch eine Energieregion? Dieser Prozess der Aushandlung zwischen juridischer Macht und Selbststeuerung wird entlang folgender Fragen untersucht:

- Welche Gesetze und Vorschriften werden von den Biogaserzeugern als entscheidend benannt/wahrgenommen?
- Wie wird das, was erlaubt und nicht erlaubt ist, wahrgenommen und wie wird danach entschieden/gehandelt?
- Welche Gesetze und Vorschriften werden als unumgehbar dargestellt?

Erste Einblicke in das Verhältnis von Souveränität und Gouvernementalität können über Aussagen der Befragten gewonnen werden, die auf die Bedeutung von Normsetzungen eingehen. In Rheinland-Pfalz wird von ihnen besonders die Bedeutung des Gesetzes für den Vorrang Erneuerbarer Energien (Erneuerbare-Energien-Gesetz, EEG) hervorgehoben. Einige Interviewte stellen den unterstützenden Charakter des EEG bezüglich der Entscheidung zum Betrieb der Anlage dar:

»Die Pläne waren schon soweit geschaffen. Als dann 2004 das neue EEG kam, haben wir uns direkt entschieden, doch in die Biogasbranche einzusteigen, weil es sich da für uns einfach wirtschaftlich dargestellt hat« (männlich, Deutscher, Rheinland-Pfalz).

»Das hat uns gut gefallen mit dieser festen Einspeisevergütung über 20 Jahre hinweg. Und der Arbeitsaufwand, den die Anlage macht, ist auch übersichtlich gewesen und dadurch kam der Entschluss« (männlich, Deutscher, Rheinland-Pfalz).

Für andere war oder ist das EEG samt seiner Nebenregelungen sogar eine notwendige Bedingung für den wirtschaftlich darstellbaren Betrieb der Biogasanlage.

»Ohne diese Förderung durch das EEG wäre ja Biogas nicht wirtschaftlich, sagen wir mal so. Das gilt ja nun für alle Erneuerbaren, das gilt für Photovoltaik und für Wind ja genauso« (männlich, Deutscher, Rheinland-Pfalz).

»Ohne Güllebonus muss ich sagen, das wäre schon sehr eng. Wir verlieren dann gleich mal so um die 60.000 Euro. Und die ganze Betriebskalkulation auch mit dem Kuhstall, alles basiert letztendlich auf den Auszahlungspreisen, wie wir sie momentan haben. Meine Einnahme ist ja fest« (männlich, Deutscher, Rheinland-Pfalz).

Mit dem EEG wurden Anreize zum Bau von Anlagen gesetzt, die die sozio-materielle Situation im Untersuchungsgebiet veränderten: Anlagen entstehen, Netz-

werke zwischen Betreibern bilden sich, es gibt ›Raum‹ für Erfahrungsaustausch und Diskussion (siehe unten). Neben der Diskussion von Marktanreizprogrammen werden von den Befragten häufig Genehmigungsverfahren thematisiert. Diese werden betreiberseitig als restriktiv und obligatorisch aufgefasst, was die Machtlogik der Souveränität über jene der Selbstregulierung stellt:

»Wenn du für eine Gastankstelle hier eine Genehmigung willst, das ist schlimmer, als wenn du Cattenom [Kernkraftwerk im nahegelegenen Frankreich] errichten willst« (männlich, Luxemburger, Luxemburg).

»Die Genehmigungsverfahren sind halt unmöglich. Dann reicht man das ein und dann kommt nichts. Dann ruft man an und irgendwann kommt dann Papier, da steht drauf: ›Das musst du noch nachreichen, das musst du erklären und so.‹ [...] Bis das wieder zusammengestellt ist: wieder so viel Wochen weg. Dann geht das rein, dann wieder nichts. [...] Und die Auflagen sind so hoch, es wird immer mehr, es kommt immer hinzu. [...] Wenn ich nicht einfach irgendwann sage zu dem Bauunternehmer: ›So, jetzt legen wir los!‹ dann mache ich nichts. Da kommen immer wieder Leute, die stehen auf und sagen: ›Bei mir musst du auch noch! Und dann musst du noch hier und was machst du da?‹ Aber wenn man dann einen Antrag einreicht ... Stille. Das ist das größte Problem, das ist größer, als dass ich das Invest nicht zurückbezahlen kann. Das ist wirklich ganz schlimm« (männlich, Luxemburger, Luxemburg).

»Aber was sich in der Zeit entwickelt hat, mittlerweile an Auflagen für Gewässerschutz, an Auflagen für die eingesetzten Materialien, an Auflagen, was den TÜV [Technischer Überwachungsverein] anbelangt. Wir waren am Bauen und dann ging die erste Biogasanlage mal hoch und schon ging das los: ganz andere Anforderungen an Brandschutz, an bauliche Gegebenheiten, dann Berufsgenossenschaft, Explosionsschutz. Jede Woche ging ja irgendwas irgendwo in der Republik schief und jedes Mal kamen dann neue Dinger. Vieles ist sinnvoll, muss man einfach sagen, aber manches ist dann auch vollkommen überzogen. Da muss jedes Baumaterial irgendwie 'ne Zulassung von dieser Berliner Prüfstelle für Materialien haben, die es nicht gibt für alles, sonst kriegt man keine Genehmigungen« (männlich, Deutscher, Rheinland-Pfalz).

Was hier angesprochen wird, ist das Verhältnis von Souveränität und Gouvernementalität: die Differenzierung von Erlaubtem und Nicht-Erlaubtem und daraus abgeleitete Praktiken und resultierende Regionalisierungsprozesse. Einerseits liegt dieses Verhältnis in den eben erläuterten staatlichen Rahmenwerken. Andererseits spiegelt es sich auch in nicht-staatlich-regulativen Normierungen oder politischen Willensbekundungen wider.

»Wir machen hier Milch. Wir werden auch weiterhin Milch erzeugen. Und ich bin froh, dass ich über den Weg Biogas eine Alternative gefunden habe. So wie jetzt der Stand der Din-

ge ist, wie es politisch gewollt ist, werden wir dieses zweite Standbein weiter ausbauen« (männlich, Deutscher, Rheinland-Pfalz).

Hier wird deutlich, dass der Interviewte seine individuelle Unternehmenspolitik als Normalzustand empfindet, die aber zugleich von staatlicher Politik abhängt; Souveränität und Selbststeuerung werden wie selbstverständlich nebeneinander gestellt. Dies ist auch in Projektkontexten festzustellen, wenn eine einzelne Anlage in ein größeres Verbundprojekt eingebettet und damit einem größeren strategischen Konzept zugeordnet ist. Dieses konstituiert eine spezifische Situation und führt Begrenzungen ein, die der Betreiber selbst aber als unproblematisch betrachtet:

»Wir müssen jetzt momentan nicht, wir können auch durch das Projekt nichts Großes ändern. Jetzt müssen wir erstmals den Ablauf abwarten, bis es abgeschlossen ist, aber dann können wir noch mal tätig werden« (männlich, Deutscher, Rheinland-Pfalz).

Vergleichbare Argumentationsmuster sind in diversen Interviews auch bezüglich anderer Aspekte festzustellen. So wird bspw. beim Rohstofftransport das Argument regionaler Erzeugung nahezu durchgängig genutzt, um einen Normalzustand darzustellen, der auch befolgt sowie praxislogisch gerechtfertigt wird:

»Allein von der Flächenabhängigkeit ist es ja eine regionale Sache. Ich kann keine Biogasanlage machen, die 100 Kilometer im Umkreis Flächen bewirtschaftet. Das geht nicht, weil es einfach zu teuer wird und das ist auch nicht Sinn der Sache.«

»Aber das gibt es dann trotzdem, wenn Sie hier irgendwie nichts finden?«

»Ich meine dann muss man eben Alternativen suchen, ich kann nicht die Biogasanlage leerlaufen lassen. Das geht nicht. Weil, ich sehe leider das Problem, wenn ich die nicht genug füttere, dann falle ich erst mit der Leistung runter und dann brauche ich auch nochmal, nehmen wir mal an ich bekomme dann nach zwei bis drei Wochen, bekomme ich dann mal genug Substrat, dann brauche ich auch nochmal vier Wochen, bevor ich sie wieder da hab'. Das bringt nichts. Das eine Mal Substrate von weiter weg, das war ein Notfall, das war wirklich ein Notfall« (männlich, Luxemburger, Luxemburg).

Was hier bereits anklingt, ist die Bedeutung sozialer Normen für die Praktiken der Anlagenbetreiber (»Sinn der Sache« als Gemeinschaftskonstrukt). Die folgende Interviewpassage zeigt, wie soziale Normen und nachbarschaftliche Erwartungshaltungen dazu führen, dass der Anlagenbetreiber einen anderen als den ursprünglich bevorzugten Standort wählt:

»Wir hatten hier auch keine Bürgerinitiative, die protestiert hat. Wir hätten Fläche genug gehabt um die Anlage direkt am Hof zu realisieren. Nur aus mehreren Gründen wollte ich das nicht haben. Alles, was wir für die Anlage brauchen, muss dann hier durch das Dorf durch und zu der Anlage geschleppt werden. Die gesamte Gülle denselben Weg hoch. Das wäre

für die Dorfstraße eine enorme Verkehrsbelastung geworden. Auch eventuelle Geruchsbelästigungen sind da oben zu fast 100 % ausgeschlossen, schon allein von der Windrichtung her. So, das war auch jedem hier im Dorf ganz klar von Anfang an und deswegen war das gar kein Problem« (männlich, Deutscher, Rheinland-Pfalz).

Der letzte hier zu behandelnde Aspekt des Verhältnisses von Souveränität und Gouvernementalität geht auf die affirmative Akzeptanz von Normierung ein. Diverse Gesetze, Vorschriften oder Standards werden als unumgänglich bezeichnet, die Energieregion wird somit reproduziert. Besonders im Hinblick auf den Güllebonus und die bundesdeutsche Anforderung, eine Gasfackel zu besitzen, spiegelt sich dieses Verhältnis in den Interviews häufig wider:

»Mit diesen 30 % Gülle beim Substrat. Also da hatten wir auch schon mit dem Umweltgutachter gesprochen: ›Wie sieht das denn aus, wenn da irgendmal ein technisches Problem ist und ich kann dann heute nichts da rein tun?‹ ›Das darf einfach nicht sein‹, sagte er. [Ich kann nicht sagen:] ›Tust du halt am nächsten Tag das Doppelte rein und dann ist das auch okay‹. Ne. Nein, das muss jeden Tag über 30 %. Diese Gesetze bestehen und die müssen dann eingehalten werden« (männlich, Deutscher, Rheinland-Pfalz).

»Wir müssen jetzt, das haben wir jetzt gekauft, eine Gasfackel nachbauen. Das halte ich zwar nicht unbedingt für die sinnvollste Sache, weil wir sie nicht brauchen, wir müssen sie vom Gesetzgeber her ab 1.1.2014 haben« (männlich, Deutscher, Rheinland-Pfalz).

»Und wir hatten ja den Druck. Zum 31.12. mussten wir den Motor am Laufen haben, weil nach dem 1.1.2007 durften wir kein Heizöl mehr einsetzen, da hätten wir den Status verloren« (männlich, Deutscher, Rheinland-Pfalz).

Es zeigt sich, dass die eingangs diskutierten Normierungen in der Praxis effektiv zirkulieren und punktuellen Gehorsam befördern. Sie werden eingehalten, »weil es eben so ist«, oder da sonst mit Sanktionen gerechnet wird. Die wie selbstverständliche Akzeptanz der Normierung in den Selbsttechniken kann als optimierte Beherrschung eines Territoriums interpretiert werden. Dies gilt gleichermaßen für politische wie soziale Rahmenbedingungen. Investitionsentscheidungen und die Standortwahl für Biogasanlagen reflektieren somit diverse Aushandlungsprozesse der Akteure. Insbesondere die letztzitierten Interviewsequenzen deuten aber auch auf einen weiteren Aspekt hin: die Frage nach Disziplin und deren Verhältnis zur Gouvernementalität.

Zum Verhältnis von Disziplin und Gouvernementalität im Kontext der Biogaserzeugung

Disziplin zielt auf Kontrolle und Überwachung, Moralisierungs- und Besse rungsmaßnahmen; sie konzentriert, zentriert und schließt ein. Sie strebt nach der Regelung jeder Kleinigkeit (vgl. Foucault 2006: 74). Gouvernementalität (Selbsttechniken oder Sicherheitsdispositive) hingegen ist auf Mittelwerte oder Normalverteilungen gesellschaftlichen Regierens ausgerichtet, auf Normalisierung oder *laissez faire*, um Erwünschtes zu fördern und Unerwünschtes zu begrenzen (Phänomen der Zirkulation, vgl. ebd.). Wie kommen diese scheinbar gegensätzlichen Dimensionen zusammen?

Das Verhältnis von Disziplin und Gouvernementalität im Kontext der Biogaserzeugung spiegelt sich insbesondere in den subversiven Konstitutionsleistungen der Biogaserzeuger wider: Statt die Energieregion affirmativ zu (re-)produzieren, geht es hierbei um Transformationen der Situation, um die Aushandlungen zwischen Disziplin und *Gouvernementalität*. Deren Analyse zielt auf die Beantwortung folgender Fragen:

- Wie nehmen Biogaserzeuger Kontrolle wahr, wie urteilen sie über diese?
- Welche Handlungsoptionen werden als ›normal‹ aufgefasst?
- Welche ›Umgehungen‹ finden statt?

Transitionen können, wie in Abschnitt 2.1 dargelegt, auch als Ambiguitäten, Verwischungen oder Nivellierungen von Unterschieden begriffen werden. Das daraus resultierende Niemandsland der Unbestimmtheit ermöglicht den Akteuren kreativ zu werden: bspw. für alternative Selbsttechniken im Verhältnis zur Disziplin oder für individuelle Interpretationen rechtlicher Rahmenbedingungen. Solche Bereiche des Dazwischen sind notwendig, um zwischen den einander angrenzenden Kategorien ›Disziplin‹ und ›Gouvernementalität‹ zu vermitteln. Kontrolle wird von den Interviewten in diversen Dimensionen thematisiert:

»Und die Überwachung, noch viel schlimmer wie in der Landwirtschaft!« (männlich, Deutscher, Rheinland-Pfalz)

»Ich habe letztens zu meiner Frau gesagt: ›Wir müssen unbedingt noch mal einen zweiten Aktenschrank kaufen, in den einen passt einfach nicht mehr alles rein.‹ Ohne Papierkram läuft nichts mehr. Und ich sage, der Papierkram ist ja nur dafür gut, dass man kontrolliert werden kann, sage ich dann immer, nicht?« (männlich, Deutscher, Rheinland-Pfalz)

Die Kontrolle wird als einschränkend aufgefasst, womit sie ihr Ziel der Normierung erfüllt. Damit stimuliert sie aber ebenso spezifische Reaktionen und Selbsttechniken des Regiertwerdens, die in privatwirtschaftlichen Beziehungen eine Rolle spielen. Die Interviewpartner schildern ausnahmslos, dass in der Zusam-

menarbeit mit großen Unternehmen v.a. vertragliche Sicherheit notwendig sei, wobei dies für Landwirte oftmals eine ungewohnte Erfahrung ist:

»Wir haben auch festgestellt, wenn wir mit den Firmen, die da von oben runterkommen... Bei uns war es immer noch so, wir brauchten nicht alles aufzuschreiben: Gesagt, getan. Ein Mann, ein Wort. Bei denen stimmt das alles nicht. Generell nicht. ›Wo steht das? Wo steht das geschrieben? Wenn das nirgends steht, brauchen wir nichts zu machen« (männlich, Deutscher, Rheinland-Pfalz).

Das Zitat spiegelt Formen der Kontrolle in der Selbst- und Fremdsteuerung der Betreiber wider. Verträge werden von Firmen genutzt, um Sicherheit herzustellen und eigene Handlungen ein- oder auszuschließen; sie dienen Unternehmen, die nicht lokal verankert sind (»von da oben«), als Mediationsinstrumente zwischen Disziplin und Gouvernementalität. Außerdem ermöglichen sie eine effektive Zirkulation der Praktiken und damit der Ausbreitung von Technologien und Wissen (sozio-technische Regionalisierung). Die Abgrenzung gegenüber »denen da oben« trägt zu einer Identitätsbildung bei. Das im Zitat hervorgehobene »Wir« kann im vorliegenden Fall als ein wichtiges Kriterium für die Dichte an Biogasanlagen im Gebiet gewertet werden: Die sozialen Netzwerke in Luxemburg bzw. im westlichen Rheinland-Pfalz sind so ausgeprägt, dass eine gemeinsame Identität sprachlich dargestellt wird – wie auch nachfolgende Argumente zeigen werden. So kann eine professionelle, regional verankerte Identität zur Entwicklung und Stabilisierung der Branche »vor Ort« beitragen. In einer solchen Situation sind Verträge als Kontrollinstrumente allerdings ungeeignet:

»Schriftliche Verträge unter Landwirten ist immer schwierig. Ich meine, wenn das nicht auf Vertrauensbasis geht, dann kann man das sowieso vergessen. Wir hatten hier schon Verträge, wir hatten Lieferverträge gehabt, da haben wir auch nie darauf bestanden, dass wir die erfüllen können. Das bringt auch nichts. Also wenn man hier im Dorf versucht, Verträge durchzusetzen, dann hat man ein Problem, das geht nicht« (männlich, Luxemburger, Luxemburg).

Vielmehr treffen Disziplinierungsinstrumente und *laissez faire* in einer Weise aufeinander, dass für gemeinsames Wirtschaften spezifische Praktiken und Formen der Kontrolle und Sicherheit nötig werden.

»Die Bauern, die anderen, müssen wissen, du bist nicht von denen abhängig. Wenn man sich abhängig macht, und schon ist man in einer gewissen Weise erpressbar. Also, wenn Sie immer auf Rille fahren, es gibt welche, die fangen dann irgendwann an im Mai schon zu gucken: ›Wo ist noch Mais zu verkaufen?!‹ Und wenn die anderen das mitbekommen, dann ist der Mais im Herbst schon von vorneherein 100 Euro im Hektar teurer« (männlich, Deutscher, Rheinland-Pfalz).

Das Wissen über die Situation ermöglicht es den Akteuren die Kontrollmechanismen in den eigenen Praktiken entsprechend zu berücksichtigen. In diesem Prozess der Verhandlung der eigenen Situation liegt ein Moment der Transformation, das auf die wahrgenommenen individuellen Handlungsmöglichkeiten abzielt. So werden eigene Erfahrungen und Handlungsmöglichkeiten wichtig für das Verhältnis von Disziplin und Gouvernementalität. Vergleichbares wird in folgender Sequenz deutlich, die sich auf die Finanzierung der Anlage bezieht. Hier wird klar, dass das Selbstbild des Betreibers mit der Zuschreibung des Refinanzierungsinstituts nicht übereinstimmt, folglich die Hausbank die Anlage nicht finanzieren kann und so ein anderes Institut die Rolle übernimmt:

»Die Hausbank wollte unbedingt, also wollte unbedingt. Nur die sind dann wieder über ihren Rückfinanzierer gestolpert. Die hatten Bedenken: ›Anlagen in dieser Größe nur bei Landwirten ... Mmh ... bist du sicher Landwirt XY? Kannst du die auch wirklich betreiben, bist du dir sicher, was du da machst?‹ Ich hatte diesen guten Mann von dem Rückfinanzierer zwei Stunden am Telefon und musste mir tatsächlich als Landwirt sagen lassen, ob ich weiß, was ich da betreiben muss auf meinem Acker. Irgendwann habe ich zu dem gesagt: ›Ist gut, Leute. Ihr wisst, was Ihr in Eurer Bank macht, wir wissen, was wir auf unserem Acker machen. Wir lassen es dann sein.‹ Es hat keinen Sinn, es macht keinen Sinn so was« (männlich, Deutscher, Rheinland-Pfalz).

Das hier stattfindende soziale *Bordering* ist zugleich ein Rückzug aus dem vertrauten Umfeld und deutet auf eine Umgehung hin, durch welche der Anlagenbetreiber seine Sicherheitsdispositive konstituiert. Die vermeintlichen Kontrollmechanismen des Finanzsektors werden mit Wissensbeständen und Selbstbild kontrastiert und somit ein Normalbild der eigenen Profession produziert. So transformiert sich für den Betreiber die Rolle des Rückversicherers als Instanz hin zu einer Randfigur – die Finanzierung wurde letztlich von einer anderen Bank gesichert. Zugleich ist dieser Fall auch ein Beispiel für die unterschiedlichen Auslegungen von Sicherheitsansprüchen von Banken. Die Finanzierung wird schlussendlich doch ermöglicht. Durch diese Erfahrung und deren Verbreitung in sozialen Netzwerken werden Kontrollmechanismen in der Wahrnehmung aufgelockert. Auch im Hinblick auf gesetzliche Bestimmungen ist dieses Verhalten festzustellen. Ein regulativer Rahmen wird eindeutig identifiziert, dessen Legitimität aber in Frage gestellt. In anderen Fällen wird dessen Nicht-Einhaltung als völlig selbstverständlich aufgefasst und sogar ausdrücklich herausgestellt. Mögliche Konsequenzen werden dabei nicht benannt, vermutlich auch nicht gefürchtet:

»Und dann haben wir auch manipuliert, das können Sie auch ruhig drin lassen [im Interviewprotokoll], mit der Fläche, weil sie kriegen ja sonst keine Genehmigung. Aber das war dann auch noch halb illegal: die Genehmigung war für 180 kW. Aber wir sind dann ab dem Jahr, ab November 2005 sind wir halt eben offiziell mit 180, aber von der Leistung her konnten wir bis 250 kW hochgehen« (männlich, Deutscher, Rheinland-Pfalz).

»Wir haben das, ich sag mal, die Genehmigung liegt mit 400 kW vor. Diese 400 kW werden bautechnisch auch umgesetzt. Der Hintergedanke ist aber der: Weil wir zweimal 400 kW an Blockheizkraftwerken haben, die Genehmigung von RWE [Energieversorgungskonzern] auch auf die zwei Mal 400 haben. Wenn wir fertig mit der Bauphase sind, werden wir eine BlmSch [Genehmigung nach Bundesimmissionsschutzgesetz] nachreichen und können dann halt eben auch ohne illegalen Betrieb die 800 kW fahren« (männlich, Deutscher, Rheinland-Pfalz).

Dieses Nicht-Einhalten spiegelt sich in den Interviews auch bezüglich gesellschaftlicher Aspekte wider. Der Interviewte sieht sich zwar selbst noch als Landwirt und nicht als Energiewirt (er hat z.B. eine hohe Funktion innerhalb des Bauernverbandes inne), dennoch ist die Biogasanlage ein Instrument, um sich gegenüber sozialen Veränderungen abzusichern. Dabei verändert sich sein Umgang mit den eigenen Produkten:

»Wenn die Menschen hier nicht bereit sind, zumindest einen einigermaßen anständigen Preis für unsere Waren zu zahlen, wenn die nicht bereit sind, uns dann auch das dafür zu bezahlen, dass wir gut davon leben können, oder vernünftig davon leben können, dann geht es bei uns in die Biogasanlage« (männlich, Deutscher, Rheinland-Pfalz).

Diese fast als Drohung zu verstehende Rechtfertigung zeigt zugleich, wie soziale Normen durch (Selbst-)Technologien umgangen werden können, wie vermeintliche Konfliktpotenziale – je nach Betrachtungswinkel – verschärft oder abgemildert und eigene Praktiken optimiert werden können. Das nachfolgende Zitat zeigt insbesondere die positiven Aspekte dieser Selbststeuerungsmöglichkeiten auf, wobei der Interviewte keine Belege für die These der Verbesserung liefert.

»Damals war das schon die Idee, dass die [Gülle] vergärt wird. Wenn die [Substrate] richtig vergoren sind, da kannst du die normalerweise an die Häuserwand fahren, also da hast du kein Problem [mit Geruchsbelästigung der Anrainer]« (männlich, Deutscher, Rheinland-Pfalz).

Zusammenfassend ist festzuhalten, dass das Verhältnis von Disziplin und Gouvernementalität auf unterschiedlichen Ebenen gelagert ist und meist in subtilen bis impliziten Wahrnehmungen liegt (Kontrolle und Disziplinierungsinstrumente; Selbsttechniken des (1) Regiertwerdens, der (2) Verhandlung der eigenen Situation sowie Sicherstellen und Darstellen der eigenen Handlungsfähigkeit, der (3) Konstitution der Sicherheitsdispositive, des (4) Nicht-Einhaltens von Normen und der (5) Selbststeuerung). Das transformative Potenzial liegt dabei in der Alltäglichkeit der Selbsttechniken (Gouvernementalität) im Umgang mit der Situation, während in Bezug auf die Disziplinierungsinstrumente Spannungen deutlich werden.

3.4.2 Fazit

Die energetische Nutzung von Biomasse ist mit verschiedenen Raumpolitiken und Normierungen verbunden. Akteure versuchen, ihre Ziele durchzusetzen und andere Akteure zu steuern. Der Beitrag ging auf Biogaserzeuger in Luxemburg und im westlichen Rheinland-Pfalz ein und hat untersucht, wie sie ihre Praktiken in dem Geflecht von Politik, Zivilgesellschaft, Wirtschaft und Umwelt entwickeln, wie sie mit ihrer Situation umgehen und zur Erreichung ihrer Ziele Selbsttechniken hervorbringen und auf diese Weise den Energiesektor ›vor Ort‹ konstituieren. Deutlich wird, dass Spannungen, Konflikte und Abwägungen wichtige Aspekt dieser Regionalisierungen sind. Sie spiegeln zugleich das Verhältnis von Gouvernementalität und Souveränität wieder, das, wie gezeigt, zur Stabilisierung von Energieregionen und der (Re-)Produktion der Situation beiträgt. Dem entgegen verläuft die Beziehung von Gouvernementalität und Disziplin anscheinend harmonisch, was die Unterlaufung der Situation befördert.

Für die Konzentration der Anlagen im Untersuchungsgebiet scheint das dem Dreiecksverhältnis von Gouvernementalität, Disziplin und Souveränität zugrundeliegende kontinuierliche *Bordering* eine entscheidende Rolle zu spielen. Die Abgrenzung von sozialen Gruppen, von Erlaubtem und Nicht-Erlaubtem, von Möglichen und Unmöglichem oder von Unterstützendem und Unterbindendem zieht sich als Logik durch die Selbsttechniken der Anlagenerzeuger im Umgang mit der Situation. Das fortwährende Alternieren von affirmativen und subversiven Überschreitungen der Grenzen zeigt deutlich, dass sich die vielschichtigen Praktiken der Grenzsetzung und -überschreitung gegenseitig bedingen und daher situationsabhängige Regionalisierungen ablaufen. Dabei spielen nationale Gesetze zwar erwartungsgemäß eine Rolle, doch andere Aspekte sind von mindestens ebenso großer Bedeutung, wie

- soziale Netzwerke und der damit verbundene Wissens- und Erfahrungsaustausch,
- das Selbstverständnis von Anlagenbetreibern und damit verbundene Interpretationsmuster, und
- die jeweiligen Auffassungen und Bewertungen von verschiedenen Praktiken im Biogassektor und damit verbundene Handlungsoptionen.

Insbesondere der erste und dritte Punkt scheinen im Grenzraum spezifisch und gleichermaßen von größerer Bedeutung zu sein, da hier unterschiedliche Situationen aufeinandertreffen. Diese produzieren vielfältige Netzwerke und Praktiken, welche die Situationen selbst wieder reproduzieren oder transformieren können. Damit zählen Grenzsetzungen und Grenzüberschreitungen genauso zu den alltäglichen Praktiken der Biogaserzeuger im Grenzraum, wie auch das kontinuierliche und performative *Bordering*. Dabei wird deutlich, dass Regionali-

sierungen maßgeblich von den beteiligten Akteuren und deren Beziehungen in sozialen wie räumlichen Kontexten abhängig sind.

3.5 >SOUVERÄNITÄT< UND >DISZIPLIN< IN MEDIEN. ZUM NUTZEN VON FOCAULTS GOUVERNEMENTALITÄTSTHEORIE AM BEISPIEL EINER INTERDISKURSANALYSE ZUM MIGRATIONSDISKURS IN LUXEMBURG

Elena Kreutzer

»Massenmedien sind Regierungstechnologien. Sie erheben bestimmte Gegenstandsbereiche in den Status systematischen Wissens und verschränken regulierende Praktiken mit Praktiken der Selbstführung. Regierungstechnologien sind sie in doppelter Weise: Sie sind Subjekt und Objekt gouvernementaler Rationalitäten. Sie sind somit zugleich gouvernementalisierte und gouvernementalisierende Praktiken« (Wedl 2008: 1).

Anknüpfend an die einleitend zitierte These von Juliette Wedl ist die Leitfrage dieser Fallstudie, wie das Gouvernementalitätskonzept Foucaults für Medien in Theorie und Praxis nutzbar gemacht werden kann. Ziel des Beitrags ist es demnach, den insbesondere noch wenig diskutierten praktischen Nutzen von Foucaults umfassendem Konzept der Gouvernementalität für Medien und Medienanalysen zu eruieren. Dieser Nutzen ist für Medienanalysen dahingehend herauszustellen, dass ein Schwerpunkt auf die Gouvernementalitätstheoretischen Pole »Souveränität« und »Disziplin« zu legen ist.

Anhand einer Interdiskursanalyse des medialen Migrationsdiskurses in Luxemburg für den Betrachtungszeitraum 1990 bis 2010 erfolgt eine praktische Anwendung der zunächst theoretischen Ausführungen des Nutzens von Foucaults Gouvernementalitätskonzept. Die Interdiskursanalyse versteht sich als »eine Weiterentwicklung und Modifikation der von Michel Foucault entwickelten Diskursanalyse und ist als eine angewandte Diskursanalyse um den Bezug zur Praxis und Empirie bemüht« (Amann/Bourg et al. 2010: 165). Demnach bildet die vorliegende Fallstudie eine Schnittstelle zwischen zwei weitgehend getrennten Foucault-Rezeptionen in der sozialwissenschaftlichen Forschung: Der politik- und sozialwissenschaftlichen Gouvernementalitätsdebatte und der Diskursanalyse von Medientexten (vgl. Wedl 2008: 1).

Der Beitrag stellt zunächst die Bedeutung des Forschungsgegenstandes »Migration in Luxemburg« für Politik, Medien und Forschung heraus. Anschließend wird der theoretische und praktische Nutzen von Foucaults Gouvernementalitätstheorie im Rahmen einer interdiskursanalytischen Medienanalyse des luxemburgischen Migrationsdiskurses dargelegt. Schließlich folgen die Ergebnisse der

empirischen Untersuchung, die mit Foucaults Gouvernementalitätstheorie zusammengeführt werden.

3.5.1 Die Bedeutung von ›Migration in Luxemburg‹ für Politik, Medien und Forschung

Migration ist ein in Europa öffentlich und medial kontrovers diskutiertes Thema. Demnach stehen Wanderungsbewegungen und mit ihnen Fragen der Integration in vielen europäischen Ländern regelmäßig auf der Politik- und Medienagenda.

Auch in Luxemburg, das meist als traditionelles Immigrationsland beschrieben wird (vgl. Scuto 2008; Kmec/Lentz 2012), stellt Migration eine aktuelle Thematik der politischen sowie öffentlichen Realität dar. Dies lässt sich nicht zuletzt dadurch erklären, dass 61,2 % der luxemburgischen Bevölkerung einen Migrationshintergrund aufweisen (vgl. STATEC 2013). Da sozio-politische Themen und Debatten je nach Brisanz und Nachrichtenwert im Sinne der Informationsfunktion von Medien zumeist als berichtenswert angesehen werden (vgl. Jarren/Meier 2002: 101), findet eine verstärkte Berichterstattung in den luxemburgischen Medien statt. Dennoch wurde die Darstellung von Migrant/-innen in den Medien Luxemburgs bislang nur marginal erforscht.

Während das öffentliche Bild von Migrant/-innen für die Bundesrepublik Deutschland seit den 1970er Jahren (vgl. Delgado 1972) und für die Vereinigten Staaten bereits seit den 1930er Jahren medienanalytisch untersucht wurde (vgl. Inglis 1938), liegen für Luxemburg nur vereinzelte, nicht veröffentlichte und nur eine Migrant/-innengruppe (z.B. Muslime oder Flüchtlinge) betreffende akademische Qualifikationsarbeiten vor (vgl. Bailey 2012; Skrijelj 2012; Cirikovic 2013). Vielmehr konzentrieren sich luxemburgische Migrationsstudien bisher auf die historische Migration (vgl. Scuto 2008; STATEC 2008: 573ff.; STATEC 2013: 159ff.), wobei z.T. auch grenzüberschreitende Vergleiche zur Migration in Luxemburg und der SaarLorLux-Region gezogen werden (vgl. Leiner 1994; Trinkaus i.E.). Untersuchungsgegenstand der Fallstudie ist die auflagenstärkste (ca. 70.000 Exemplare im Jahr 2012, vgl. Hilgert 2004: 67), trilingua (Deutsch, Französisch, Luxemburgisch²¹) ausgerichtete Tageszeitung Luxemburgs: das seit 1848 erscheinende *Luxemburger Wort*.²²

21 | Bei den auf Luxemburgisch verfassten Artikeln handelt es sich größtenteils um Veranstaltungshinweise sowie Lokal- und private Anzeigen, die aus forschungspragmatischen Gründen ausgespart wurden. Dementsprechend berücksichtigt das Sample nur deutsche und französische Artikel.

22 | Die Presselandschaft Luxemburgs besteht aus den beiden auflagenstärksten Tageszeitungen *Luxemburger Wort* und *Tageblatt*, ihren französischsprachigen Pendant *La Voix du Luxembourg* (bis Ende September 2011) und *Le Quotidien* sowie der liberalen Tageszeitung *Lëtzbeuerger Journal* und der kommunistischen Zeitung *vum Lëtzbeuerger Vollek*. Als Wochenpresse gelten die drei Wochenzeitungen *Woxx*, *Le Jeudi* sowie *d'Lëtzbeuerger*

Die Untersuchung beschränkt sich zudem auf den Betrachtungszeitraum von 1990 bis 2010²³ und konzentriert sich nicht – wie die bisherige Forschungsliteratur – auf bestimmte Nationalitäten oder Generationen. Vielmehr liegt dem Beitrag eine Migrationstypologisierung auf Basis von Statusgruppen zu Grunde²⁴: ›Ausländer/-innen‹ (*étrangers*), ›Flüchtlinge‹ (*réfugiés*), ›Asylbewerber/-innen‹, ›Asylant/-innen‹ (*demandeurs d'asile*) und ›(Im-)Migrant/-innen‹ (*migrants/immigrés*) ›Aussiedler/-innen²⁵ und schließlich *Sans Papiers*²⁶. Wie ist nun dieser mediale Gegenstand mit der Gouvernementalitätstheorie Foucaults zu fassen?

Land, die Familien- und Fernsehzeitschriften *Télécran* und *Revue*, die auf Portugiesisch veröffentlichten Publikationen *Contacto* und *Correio* sowie die Satirezeitschrift *Den neie Feierkrop*.

23 | Da Anfang der 1990er Jahre das luxemburgische Ausländerrecht überarbeitet wurde und der Themenkomplex ›Migration‹ damit auf der politischen Themenagenda stand, ist auch von einem massenmedialen Interesse auszugehen (vgl. Willemse/Milmeister 2008: 75). Zudem konnten aus forschungspraktischen Gründen nicht alle relevanten Ausgaben des *Luxemburger Wort* im Sinne einer Vollerhebung berücksichtigt werden. Stattdessen wurde das systematische Auswahlverfahren der ›künstlichen Woche‹ gewählt, bei dem von einem bestimmten Startpunkt aus – nach einem festgelegten Intervall – jedes n-te Element berücksichtigt wird. Für die Analyse wurde über den Untersuchungszeitraum hinweg der erste Montag im Januar des ersten, zweiten usw. Jahres, der Dienstag in der nächsten Woche und stets einen Wochentag weiter für jede darauffolgende Woche ausgewählt.

24 | Je nach ausländerrechtlicher Spezifizierung der Aufenthaltsdauer oder des -zwecks, der bzw. dem zumeist eine öffentliche Diskussion der nationalen Migrationspolitik vor ausgeht, wird zwischen unterschiedlichen juristischen Statusgruppen unterschieden. Die Bezeichnungen der Statusgruppen hängen somit zum einen mit juristischen Kategorisierungen, zum anderen mit migrationspolitischen bzw. durch öffentliche Diskussionen in Erscheinung tretende Bezeichnungen zusammen.

25 | Eine Person deutscher Staats- oder Volkszugehörigkeit gilt nach Abs. 2 Nr. 3 Bundesvertriebenengesetz (BVFG) als Aussiedler/-in, wenn er/sie »nach Abschluss der allgemeinen Vertreibungsmaßnahmen vor dem 1. Juli 1990 oder danach im Wege des Aufnahmeverfahrens vor dem 1. Januar 1993 die ehemals unter fremder Verwaltung stehenden deutschen Ostgebiete, Danzig, Estland, Lettland, Litauen, die ehemalige Sowjetunion, Polen, die Tschechoslowakei, Ungarn, Rumänien, Bulgarien, Jugoslawien, Albanien oder China verlassen hat oder verlässt, es sei denn, dass er [bzw. sie], ohne aus diesen Gebieten vertrieben und bis zum 31. März 1952 dorthin zurückgekehrt zu sein, nach dem 8. Mai 1945 einen Wohnsitz in diesen Gebieten begründet hat« (Bundesvertriebenengesetz 2007).

26 | Das um 1980 entstandene Phänomen der *Sans-Papiers* geht zurück auf die französische Einwanderungsgesellschaft und auf die koloniale Vergangenheit Frankreichs (vgl. Schwenken 2003: 129). In seiner deutschen Entsprechung – illegalisierte Migrant/-innen – kommt der Begriff im luxemburgischen Mediendiskurs nicht vor und ist daher auch nicht in deutscher Sprache aufgeführt.

3.5.2 Zum Nutzen Foucaults Gouvernementalitätstheorie für eine interdiskursanalytische Medienanalyse

Foucault selbst hat keine medienwissenschaftlichen Arbeiten verfasst und das Gouvernementalitätskonzept auch nicht explizit für Medientexte vorgesehen. Zwar sind wiederkehrende Anknüpfungen an seine Begriffe und methodischen Ansätze in den Sozial- und Medienwissenschaften feststellbar (vgl. Parr/Thiele 2007: 85); durch Foucaults Gouvernementalitätstheorie inspirierte Medienkonzeptionen liegen jedoch nur vereinzelt und in Ansätzen anwendungsbezogen vor (vgl. Stauff 2005; Schneider 2006; Wedl 2008). Das Foucaultsche Konzept der Gouvernementalität mittels der Analyse von Interdiskursen auf den Gegenstand der Medien zu übertragen, bietet nach Ansicht der Verfasserin einen kaum beachteten Ansatzpunkt.

Ausgehend von Foucault sind jeder Wissensordnung bestimmte Darstellungsoptionen inhärent. Diese Optionen bestimmen ihre Gegenstände, d.h. ihre Möglichkeit, Zusammensetzung, Wechselbeziehung und Sichtbarkeit (vgl. Wedl 2008: 5). In diesen Wissensordnungen wird das Sagbare sichtbar, ebenso wie das Unsagbare ausgeschlossen bleibt. Ein Diskurs im Sinne Foucaults ist also auch durch seine Beschränkungen ausgezeichnet, d.h. durch Verbote, Ausgrenzungen des Sagbaren oder Sichtbaren. Zugleich zeigen sich stets Verbindungen zu anderen Diskursen. Als Verbindungsglieder zwischen den Diskursen gelten Kollektivsymbole. Darunter sind interdiskursive Elemente zu fassen, die zu einer bestimmten Zeit in mehreren Diskursen vorkommen, sie dienen als Quelle von Evidenz und Deutbarkeit.

Im Rahmen der Interdiskursanalyse werden diese wiederkehrenden interdiskursiven Elemente im Sinne von Kollektivsymbolen und Metaphern analysiert. Jürgen Link definiert – ausgehend von Foucault – Diskurse wie folgt:

»Diskurse sind im Unterschied zu natürlichen Sprachen historisch-kulturell sehr viel stärker variabel und legen [sprachübergreifend] jeweils spezifische Sagbarkeits- und Wissensräume sowie deren Grenzen fest. Es sind institutionalisierte geregelte Redeweisen als Räume möglicher Aussagen, die an Handlungen gekoppelt sind« (Link 2006: 410).

Foucaults Diskurse sind als Spezialdiskurse zu verstehen, da sie in den eng begrenzten Sagbarkeits- und Wissbarkeitsräumen spezielles Wissen transferieren. Diese Spezialdiskurse gilt es jedoch mittels Mechanismen der Integration in re integrierende, interdiskursive Verfahren zu transformieren und allgemein verständlich zu gestalten (vgl. Parr 2009: 100). Anders ausgedrückt:

»Während es bei den von Foucault analysierten Diskursen weitgehend um Formationen positiven Wissens und institutionalisierte Wissenschaften (Recht, Medizin, Humanwissenschaften etc.) ging, interessiert sich die Interdiskursanalyse für Diskurskomplexe, die gerade nicht durch Spezialisierung begrenzt sind, sondern übergreifend wirken und deshalb als ‚interdiskursiv‘ bezeichnet werden können« (Amann/Bourg et al. 2010: 165).

Links Konzept des Interdiskurses geht somit im Gegensatz zum Foucaultschen Diskursbegriff von einer systematischen und ›freien‹ Definition des Begriffs Diskurs aus, schließt jedoch auch die machtanalytische Begriffskomponente Foucaults ein (vgl. Link 2006: 410).

Diese machtanalytische Begriffskomponente bildet auch die Grundlage für das Gouvernementalitätskonzept Foucaults mit seinen polarisierten und gleichzeitig überlappenden machtanalytischen Zugängen ›Gouvernementalität‹, ›Disziplin‹ und ›Souveränität‹. Ursprünglich zielt Foucault mit den Machtdimensionen ›Souveränität‹, ›Disziplin‹ und ›Gouvernementalität‹ in seiner Gouvernementalitätstheorie auf Steuerungstechniken der Bevölkerung ab. Diese Techniken ergeben sich aus der im 16. Jahrhundert neu aufkommenden Frage, wie die Untertanen eines Staates richtig zu ›regieren‹ seien (vgl. Wedl 2008). In diesem Sinne untersucht Foucault gouvernementale Regierungstechniken, die die Herrschaft über ein Territorium (Souveränität), Kontroll- und Disziplinierungsmechanismen von Körpern (Disziplin) sowie gesellschaftlich erwünschte Entwicklungen (Gouvernementalität) betreffen (vgl. Abschnitt 2.2, 2.3 und 3.1). Die Aspekte ›Souveränität‹ und ›Disziplin‹ können für die vorliegende Medienanalyse, die keine anderen Methoden der Datenerhebung (z.B. Befragung) oder die Zuhilfenahme externer Daten (Intra-Extra-Media-Vergleich) vorsieht (vgl. Maurer/Reinemann 2006: 38), aus Gründen des Sichtbarmachens von (medialen) Macht-, Kontroll- und Disziplinierungsmechanismen Anwendung finden.

Der Pol ›Gouvernementalität‹ ist aus forschungsmethodischen Gründen für diese Studie nachrangig. Bei der vorliegenden Studie handelt es sich nicht um eine Rezeptionsstudie. Daher ist kein (qualitatives) empirisches Material vorhanden, um gouvernementale Selbstverhältnisse, die in der Interaktion zwischen Medien und Rezipient/-innen durchaus und massiv stattfinden, abzuleiten. Bei Berücksichtigung der Rezeption von Medien würde dieses Konzept jedoch sowohl theoretisch als auch empirisch und methodisch zum Tragen kommen.

Die Machtlogik der ›Souveränität‹ mit ihrer ursprünglichen Frage nach den Möglichkeiten der Ausübung von Herrschaft über ein Territorium lässt sich für Medien demnach wie folgt fassen: Zum einen als virtuelle publikative Macht im Sinne der vierten Gewalt über politische oder wirtschaftliche Akteur/-innen, indem etwa durch investigativen Journalismus Skandale aufgedeckt und damit politische oder wirtschaftliche Machtausübung auf ihre Legitimität geprüft wird (vgl. Kunczik/Zipfel 2005: 73). Zum anderen können Medien über die Art und Weise der Berichterstattung Rezipient/-innen beeinflussen. Die Machtwirkungen der Medien entfalten sich damit im Moment der Rezeption und werden durch gezielte journalistische Steuerungsmechanismen verstärkt.

Der analytische Zugang ›Disziplin‹ erlaubt ebenfalls eine Untersuchung dieser zuletzt genannten massenmedialen Machtausübung. Die Ausübung dieser Macht manifestiert sich ebenfalls in journalistischen Steuerungsmechanismen, die insbesondere Zuschreibungen hinsichtlich der verwendeten Statusgruppen im *Lu-*

xemburger Wort betreffen. Zuschreibungen gelten als eine der Komponenten des im vorliegenden Band verwendeten Identitätskonzepts. (vgl. Abschnitt 2.3).

Die Art der Berichterstattung zum Themenkomplex Migration kann – wie im Folgenden aufgezeigt – medienanalytisch untersucht werden, wobei hier keine expliziten Medienwirkungen erfasst werden können, sondern mögliche journalistische Steuerungsmechanismen.

3.5.3 Diskursanalytische Untersuchungsergebnisse

Die Analyse der Themenhäufigkeit (*Agenda-Setting*) hat ergeben, dass das Jahr 2001 einen Höhepunkt der Migrationsberichterstattung im *Luxemburger Wort* bildet (vgl. Abb. 1).

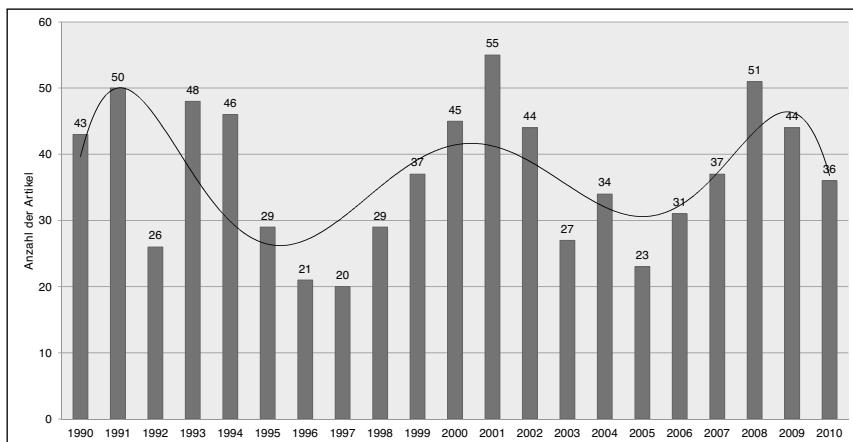


Abbildung 1: Artikelverteilung im *Luxemburger Wort* im Untersuchungszeitraum 1990 bis 2010

Da der Themenkomplex Migration unterschiedlich gegliedert werden kann, wurde eine thematische Haupt- und Nebenkategorisierung eingeführt. Die Hauptkategorisierung ordnet den Artikel in die nationale, regionale, grenzüberschreitende oder globale Migrationspolitik ein. Unter die Nebenkategorisierung werden zum einen Zuwanderungsfragen (z.B. Familiennachzug, Asylverfahren, Arbeitsmigration, grenzsichernde Maßnahmen), zum anderen jene Bereiche subsumiert, welche die bereits in der EU lebenden Migrant/-innen betreffen, etwa Integration, Diskriminierung, Rassismus, (doppelte) Staatsbürgerschaft oder Partizipation (vgl. Schwenken 2003: 123).²⁷

27 | Zwar sind Mehrfachkodierungen möglich, je nach Artikel ist aber auch nur eine Einteilung in die unterschiedlichen Migrationspolitiken denkbar, ohne dass weitere Themen angesprochen werden, die eine Nebenkategorisierung erfordern.

Daraus ergibt sich für das Spitzenjahr 2001 folgende Themenverteilung: Von den 55 Artikeln thematisieren 52 % die luxemburgische, 20 % die europäische Migrationspolitik. Der Themenfokus des nationalen Migrationsdiskurses für das Jahr 2001 liegt auf den Regularisierungsproblemen der *Sans-papiers*, der ›Illegalen‹. Der verstärkte Fokus auf die Zuschreibung der ›Illegalen‹ könnte zum einen mit dem 1996 in Luxemburg verabschiedeten Gesetz zur Asylprozedur zusammenhängen, welches das Aufenthalts- wie auch Arbeitsrecht für neu eingewanderte Migrant/-innen beschränken sollte und somit, Willems/Milmeister (2008: 76) zufolge, zu einem Anstieg der illegalen Einwanderung führte. Zum anderen stand 2001 die illegale Immigration auf der Politikagenda der Europäischen Kommission und damit auch Luxemburgs, was auch diesen nationalen Themenfokus erklären mag.

Anlehnend an Benjamin Bühler (2012: 34), der drei Grenzmomente – das »Einsetzen der Grenze«, das »Überschreiten der Grenze« und die »Ausdehnung der Grenze« – unterscheidet (vgl. Abschnitt 2.1), kann festgehalten werden, dass beim 2001 im *Luxemburger Wort* gehäuft auftretenden Thema ›illegaler Immigration‹ das Überschreiten der Grenze im Vordergrund steht. Die *Sans Papiers* gelten als illegitime Grenzverletzer/-innen, indem sie die EU-Außengrenzen im Sinne eines unerlaubten Grenzübertritts passieren. Nicht selten führt dies zu einer verschärften Regulierung der Grenze, wie etwa durch die 2001 von der EU explizit priorisierte Grenzsicherung.

Während in anderen Studien zur Migrationsberichterstattung in Printmedien der ermittelte prozentuale Anteil von Migrant/-innen als an der Gesellschaft partizipierende Subjekte mehrheitlich unter 10 % liegt (vgl. Kreutzer 2009: 336), richtet das *Luxemburger Wort* mit einem errechneten Prozentsatz von 13 % für den Untersuchungszeitraum seinen Themenfokus vergleichsweise häufig auf die Partizipation von Migrant/-innen. Dabei handelt es sich überwiegend um Betroffenenberichte. Hier zeigt sich, dass nicht nur ›über‹ Migrant/-innen, sondern auch ›mit‹ ihnen gesprochen wird; über Darstellungen von Einzelschicksalen kommen Migrant/-innen selbst zu Wort. Dass Migrant/-innen in der Berichterstattung nicht überwiegend als Objekte, sondern als Subjekte auftreten, mag auf das ideologische Selbstverständnis des *Luxemburger Wort* als christlich-humanistische Tageszeitung zurückgeführt werden (vgl. Hellinghausen 1998: 233).

Über die inhaltlichen Zusammenhänge sind Diskurselemente zu ermitteln, die durch die Interdiskursanalyse erfasst werden. Interdiskursive Elemente wie Kollektivsymbole gelten als »komplexe, ikonisch motivierte, paradigmatisch expandierte Zeichen« (Parr 2008: 204), die eine Bildseite (*Pictura*) und eine Seite des eigentlich Gemeinten, des sich dahinter verborgenden Sinns (*Subscriptio*), vereinen. Für die vorliegende Interdiskurs- bzw. Kollektivsymbolanalyse ist eine Bestandsaufnahme zu leisten, indem zunächst die *Pictura*-Elemente ermittelt und anschließend die dazugehörigen *Subscriptio*-Elemente zugewiesen werden.

67 % der deutschsprachigen Artikel enthalten keine interdiskursiven Elemente. 33 % der Artikel hingegen weisen Interdiskuselemente auf. Den überwiegen- den Teil dieser Interdiskuselemente stellen Kollektivsymbole, v.a. Flutmetaphori-

ken dar. Kollektivsymbole bilden den »Gesamtbereich der Symbolik, Bildlichkeit, Metaphorik, der anschaulichen Stereotypen und Klischees« (Keller 2011: 33). Als weitere im *Sample* ermittelte Kollektivsymbole gelten ›(Zu-)Strom‹, ›Schleuser‹, ›Belagerung‹, ›Boot‹ und ›Deich‹.

Die deutschen Kollektivsymbole sind in organeigenen Berichten (14 %) sowie Agenturmeldungen der *Deutschen Presseagentur* (dpa) (11 %) vorzufinden. Demnach sind bei der Ergebnisinterpretation nicht nur die luxemburgischen, sondern auch die deutschen sozio-politischen Symbolbedingungen relevant. Auch im französischsprachigen *Sample* des *Luxemburger Wort* (30 %) treten Kollektivsymbole, wiederum überwiegend Flutmetaphoriken, auf, wenngleich deutlich weniger als im deutschsprachigen *Sample*.

Auffällig ist, dass sich im *Luxemburger Wort* ermittelte deutsche Bootmetaphern nur in den dpa-Berichten und hier auch nur auf Deutschland bezogen festmachen lassen, weswegen eine entsprechende Zuschreibung des *Subscriptio*-Elementes erfolgte. Daraus ergibt sich die in Tab. 1 aufgeführte allgemeine Zuordnung von *Pictura*- und *Subscriptio*-Elementen zum medialen Migrationsdiskurs im *Luxemburger Wort*.

Pictura (›Bild‹)		Subscriptio (›Sinn‹)	
p1	Flut/flux	s1	Summe der Statusgruppen
p2	(Zu-)Strom bzw. Welle/ <i>vague</i>	s2	Summe der Statusgruppen
p3	Schleuser/Schlepper	s3	Kriminelle Banden, die illegale Einwanderung ermöglichen
p4	Belagerung	s4	Erfolgreiche (illegale) (Massen-)Einwanderung nach Luxemburg
p5	Boot	s5	Deutschland (da das <i>Pictura</i> -Element nur in <i>dpa</i> -Berichten und mit explizitem Bezug zu Deutschland festzumachen ist)
p6	Deich	s6	Nationale Grenze von Luxemburg

Tabelle 1: Benennung der Pictura- und Subscriptio-Elemente
(eigene Zusammenstellung)

Freilich treten diese Kollektivsymbole in den Artikeln nicht gemeinsam auf.

In folgendem von einem Lokalredakteur des *Luxemburger Wort* verfassten und damit in einem organeigenen Artikel treten zwei *Pictura*- und *Subscriptio*-Elemente auf:

»Wenn die Flut der ausländischen Spieler nach Luxemburg nicht gestoppt wird, dann kann es gut sein, dass in einigen Jahren fast kein luxemburgischer Spieler mehr auf einem Schiedsrichterbogen zu finden ist. Nicht weniger als 102 Ausländer wurden am vergangenen Mittwoch am ersten Spieltag bei den verschiedenen Nationaldivisionsvereinen aufgestellt. Von den insgesamt 165 eingesetzten Spielern waren also nur 63 Fußballer im Besitz der luxemburgischen Nationalität. Am ersten Spieltag kamen gerade mal zwei luxemburgische Spieler beim Aufsteiger aus Schiffingen zum Einsatz. Die beiden Akteure Duarte und Del Bon wurden sogar nur eingewechselt, dies bedeutet, dass Schiffingen die Begegnung mit elf Ausländern begonnen hat. Bei Hobscheid und Mertzig kamen drei luxemburgische Spieler zum Einsatz. Beim F91 Düdelingen, Wiltz und Rümelingen standen immerhin vier Eigengewächse auf dem Spielfeld. Die Vereine investieren also immer mehr Geld in ausländische Spieler, anstatt die eigene Jugend zu fördern« (*Luxemburger Wort* 1999).

Während das erste *Pictura*-Element ›Flut‹ dem *Subscriptio*-Element ›Summe der ausländischen Sportler‹ entspricht, steht das zweite Bildelement ›Eigengewächs‹ für die luxemburgischen Fußballspieler. »[Ü]ber den metaphorischen Gebrauch von Wörtern aus einem bestimmten Herkunftsbereich [wird der Themenkomplex Migration] für den Adressaten kognitiv vorstrukturiert und interpretiert« (Niehr/Böke 2010: 331). So kann das interdiskursive Element ›Flut‹ dem Metapherntyp ›Wasser‹ zugeordnet werden, der unter den Zielbereich ›Arbeitsmigration‹ subsumiert werden kann. Elemente aus dem Bereich der Seefahrt werden in Relation zur Diskussion um die Einwanderung im Allgemeinen und die ausländische Bevölkerungsentwicklung im Besonderen gesetzt. Auf den zivilgesellschaftlichen Diskurs übertragen, wird dadurch ausgedrückt, dass Migrant/-innen den Arbeitsmarkt stark belasten und – im Fall des zitierten Artikels – in eine Konkurrenzsituation mit einheimischen Fußballspielern treten.

In der Regel gelten ausländische Sportler/-innen als ›erwünschte‹ Migrant/-innen, wie zahlreiche deutsche Studien zur Medien-Migrationsforschung feststellen (vgl. Bonfadelli 2007: 99). Das Textbeispiel »Akzente in der Nationaldivision« zeigt, dass dies für Luxemburg der Fall ist, wenn sich die Anzahl der ausländischen Sportler/-innen in Grenzen hält. Dass die beiden Fußballer Duarte und Del Bon, ihrem portugiesischen bzw. französischen Namen nach, ausländischer Abstammung sind, findet keine Erwähnung.

Was bedeuten nun diese interdiskuranalytischen Befunde mit Blick auf die Gouvernementalitätstheorie Foucaults? Über die Interdiskursanalyse können Machteffekte in (Medien-)Diskursen im Sinne Foucaults nachgewiesen werden, da mittels Kollektivsymbolen auf das Alltagswissen von Rezipient/-innen aus allen sozialen Schichten zurückgegriffen wird. Massenmedien tragen durch schichtenübergreifende Interdiskurselemente demnach zur Konstruktion des

Sagbaren bei. Sie sind damit zentraler Ort zur Wahrheitsproduktion, organisieren jedoch nicht nur Wissen, sondern erzeugen es auch, indem sie durch visuelle oder textuelle Aussagen die soziale Wirklichkeit darstellen und darüber hinaus ordnen. Sie »bearbeiten demnach Problemfelder, die gleichzeitig durch die mediale Problematisierung erst konstruiert werden« (Wedl 2008: 6). Mit Rückgriff auf die Gouvernementalitätstheorie beschreibt Wedl diese Wissensgenese als Verschränkung von Techniken der Selbst- und Fremdführung: Da Massenmedien nicht von politischen, ökonomischen und staatlichen Bedingungen sowie von den Diskursen losgelöst und damit bis zu einem gewissen Grad »fremd geführt« sind, sind sie in sozio-politische Herrschaftszustände eingebunden. Gleichzeitig unterliegen sie keinem direkten Zwang und sind demnach in gewisser Weise frei, sie »regieren« sich demnach selbst. Als kritische Öffentlichkeit üben sie gegenüber anderen gesellschaftlichen Institutionen wie Wirtschaft, Staat und Politik eine Kontrollfunktion im Sinne des gubernementalitätstheoretischen Zugangs »Souveränität« aus (vgl. ebd.).

3.5.4 Fazit

Medien als Regierungstechnologien zu betrachten, bedeutet zu fragen, »wie Medien zur Problematisierung, zur Wissensproduktion, zur Steuerung von Gegenstandsbereichen beitragen« (Stauff 2005: 92). Mit der vorliegenden Fallstudie sollte in Theorie und Praxis problematisiert werden, wie über die journalistischen Steuerungsmechanismen der im Migrationsdiskurs verwendeten Interdiskurse im *Luxemburger Wort* Medien als Regierungstechnologien im Sinne des Gouvernementalitätskonzepts in Erscheinung treten. Wie das Beispiel zur Kollektivsymbolik »Flut« gezeigt hat, »wandern« bestimmte Diskuselemente aus einem speziellen Alltagsdiskurs als Metaphern heraus und *durch* eine Vielzahl von Diskursen hindurch (z.B. durch den politischen und medialen), wodurch sie zu fundamentalen ideologischen Konzepten der Zivilgesellschaft werden (vgl. Keller 2011: 33). Auch bei diesem zivilgesellschaftlichen Diskurs handelt es sich um einen Diskurs im Sinne Foucaults, indem ritualisierte Redeformen, Handlungsweisen und Machteffekte sichtbar werden. Im Sinne des Gouvernementalitätskonzepts Foucaults und seines analytischen Zugangs »Souveränität«, entfalten sich diese medialen Machtwirkungen im Moment der Rezeption solcher Interdiskurse. Die machtorientierten Kontroll- und Disziplinierungsmaßnahmen des analytischen Zugangs »Disziplin« werden in der vorliegenden Fallstudie von Seiten der Medien durch Zuschreibungen des/der »Migrant/-in« ersichtlich. Als eine zeitweilig bestimmende Zuschreibung im medialen Migrationsdiskurs des *Luxemburger Wort* wurden im Rahmen der *Agenda-Setting*-Analyse die »Illegalen« ermittelt. Zudem schreibt das *Luxemburger Wort* Migrant/-innen durch eine vermehrte Darstellung von Einzelschicksalen – in denen diese auch selbst zu Wort kommen – überraschend häufig den Status von »Subjekten« zu. Obwohl exemplarisch aufgezeigt werden konnte, dass Medien durchaus »als Prozessoren von Ordnung, als Re-

gierungstechnik, zugleich als ein Machtfaktor, eine Ordnungsmacht« (Schneider 2006: 86) gelten können, bedürfte es einer Analyse der gesamten Meinungs- und Presselandschaft Luxemburgs zur Migrationsberichterstattung sowie weiterer Längs-, Querschnitts- und Rezeptionsstudien zu anderen (Medien-)Diskursen, um die eingangs aufgestellte These, Medien seien Regierungstechnologien im Sinne des Gouvernementalitätskonzepts, abschließend verifizieren bzw. falsifizieren zu können.

Quellen

Luxemburger Wort (1999), o.A.: »Akzente in der Nationaldivision. Nur zwei luxemburgische Spieler bei Schifflingen aufgeboten«, Ausgabe 191 vom 20.8., S. 21.

Bundesvertriebenengesetz in der Fassung der Bekanntmachung vom 10. August 2007 (BGBI. I S. 1902), das zuletzt durch Artikel 1 des Gesetzes vom 6. September 2013 (BGBI. I S. 3554) geändert worden ist, www.gesetze-im-internet.de/bundesrecht/bvfg/gesamt.pdf (eingesehen am 14.1.2014.)

3.6 SCHLUSSFOLGERUNGEN

Die in diesem Kapitel vorgestellten Fallstudien verbinden äußerst heterogene Untersuchungsgegenstände unter der Perspektive der Foucaultschen Erörterung einer besonderen Machtlogik, die ihre effektive Wirksamkeit sowie ihren weit gespannten Geltungsbereich v.a. durch eine variable Kombinatorik der verschiedenen Machtlogiken von Souveränität, Disziplin und Gouvernementalität erlangt. Man kann das Verhältnis dieser Machtlogiken zum einen als eine tendenziell historische Abfolge von Machttechniken begreifen, die vom Pol ›extrinsisch‹ (Souveränität) zusehends zum Pol ›intrinsisch‹ (Gouvernementalität) verläuft. Zum anderen greifen die drei Logiken nach wie vor beständig ineinander.

So wurde erörtert, dass die wechselvolle Baugeschichte der Burg Vianden im Mittelalter eng mit der Etablierung eines Herrschaftssystems verbunden war, das seine Souveränität in hohem Maße in Form symbolischer Repräsentationen durchzusetzen vermochte. Wie die Fallstudie zu Räumen der Un-/Sittlichkeit gezeigt hat, wurde das Problem der Prostitution in Luxemburg um 1900 als disziplinarisch-rechtliches Problem akut. Zugleich operierten die Behörden auch mit gubernementalen Sicherheitsmechanismen und es entwickelten sich Techniken eines selbstregulatorischen, gubernementalen Verhaltens, das deutlich geschlechtsspezifische Züge trägt. Die völlig anders gelagerte Thematik der Biogaserzeugung in der Großregion stellte die Akteur/-innen im Spannungsfeld zwischen Souveränität und Gouvernementalität, zwischen einem System staatlich-rechtlicher Vorgaben und Normierungen und individueller Betreiberpraktiken vor. Die Analyse eines Ausschnittes des rezenten Migrationsdiskurses in

den Luxemburger Medien galt insbesondere dem Aspekt der Durchsetzung von Souveränitätsinteressen über den Gebrauch spezifischer journalistischer Symboliken. Dabei werden in den Medien sowohl disziplinäre als auch gouvernementale Effekte produziert, insofern im medialen Migrationsdiskurs die ihm zugrundeliegenden Normalitätsannahmen – auch und zumal von Seiten der journalistischen Akteure – kaum mehr hinterfragt werden.

Die vier Fallstudien konzentrierten sich auf historische wie thematisch stark differierende soziale Praktiken, die gleichwohl ihre Gemeinsamkeit in der Konstruktion eines politischen Raumes haben. Sie verstehen sich von daher als Facetten, die auf den nationalen Raum Luxemburg wie auch auf den gesamten Grenzraum gerichtet sind. Die Fallstudien plädieren außerdem dafür, politische Raumeinheiten wie ›Luxemburg‹ oder ›Großregion‹ nicht in ihrer statischen Begrenzung und als definitive Orte zu betrachten, sondern die darunter subsumentiären vielfältigen Praktiken der Raumpolitik deutlich mehr in den Blick zu nehmen. Historisch gesehen, so wurde klargestellt, gibt es keine territorialen Gegebenheiten. Im Laufe der Zeit variierten nicht nur die Grenzen der Herrschaftsräume, sondern der herrschaftliche Machtbereich selbst wurde ständig neu definiert und zwar durch vielschichtige Praktiken der Machtausübung, wobei der Burgenbau eine zentrale Rolle spielte. Im 19. und 20. Jahrhundert verfestigten sich die Grenzen der Nationalstaaten, wie die Problematisierung der Prostitution aufzeigt. Unerwünschtes Verhalten wurde mit dem ›Fremden‹ und dem ›Kranken‹ assoziiert, das vom ›Volkskörper‹ ferngehalten werden sollte – ganz konkret durch die Ausweisung von Nicht-Luxemburger/-innen, deren Lebenswandel moralisch und/oder politisch suspekt erschien. Die Grenzen des Nationalstaats wurden von Polizei, Justizapparat und Parlament mit jenen der bürgerlichen Ordnung gleichgesetzt und festgezurrt. Hundert Jahre später scheinen die Staatsgrenzen innerhalb des Schengen-Raums aufgeweicht, spielen aber weiterhin eine wichtige Rolle sowohl diskursiv als auch in der Praxis. So zeigt die Presseanalyse rezenter Migrationsdarstellungen, dass das Kollektivsymbol des ›Volkskörpers‹ zwar aufgegeben wurde, aber andere Metaphern – wie jene der ›Flut‹ – weiterhin die Unterscheidung zwischen Innen und Außen als naturgegeben festlegen und implizit eine Warnung vor ›Überflutung‹ kolportieren. Die Medien reflektieren dabei Parlamentsdebatten und Gesetzgebung und beeinflussen sie gleichzeitig. Auf der legislativen Ebene sind staatliche Grenzen auch innerhalb des EU-Raums noch wirkmächtig, wie es die Analyse der Biogaserzeugung im deutsch-luxemburgischen Grenzraum zeigt: Während manche Produzenten diese Grenzen kreativ umschiffen, haben andere die Richtlinien verinnerlicht. Grenzen werden zudem nicht nur zwischen Staaten erkannt und benannt, sondern auch zwischen den Land- und Energiewirten, zwischen Konzernen und individuellen Biogaserzeugern sowie zwischen Nationalstaaten und dem übergeordneten Rahmen der EU.

Aus dieser Perspektive und mit dem spezifischen Instrumentarium des Foucaultschen Machtkonzepts sind hier Anschlüsse für weitere Untersuchungen ge-

geben. Die Hypothese der sukzessiven Verlagerung von Machttechniken von der Seite der Souveränität auf die Seite der Gouvernementalität könnte durchaus für die machtpolitische Klärung des Problems des Übergangs eines begrenzten nationalen Raums in grenzüberschreitende Räume fruchtbar gemacht werden. Mehr als nationale Identitätskonstruktionen setzen solche transnationalen Raumkonstruktionen und Entwürfe des alltäglichen Lebens in grenzüberschreitenden Bezügen ein flexibles und vielschichtiges gubernementales Regieren voraus, das allen Akteur/-innen im hohen Maße selbstregulierende Verhaltensformen abverlangt.

3.7 LITERATUR

- Amann, Wilhelm/Bourg, Viviane/Dell, Paul/Lentz, Fabienne/di Felice, Paul/Redeker, Sebastian (2010): »Bilder und Identitäten«, in: IPSE – Identités, Politiques, Sociétés, Espaces (Hg.), Doing Identity in Luxemburg. Subjektive Aneignungen – institutionelle Zuschreibungen – sozio-kulturelle Milieus, Bielefeld: transcript, S. 165-234.
- Bailey, Brian (2012): La représentation des réfugiés dans la presse luxembourgeoise, unveröffentlichte Bachelorarbeit, Luxemburg.
- Bonfadelli, Heinz (2007): »Die Darstellung ethnischer Minderheiten in den Massenmedien«, in: Heinz Bonfadelli/Heinz Moser (Hg.), Medien und Migration. Europa als multikultureller Raum?, Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, S. 95-118.
- Brücher, Wolfgang (2009): Energiegeographie, Berlin/Stuttgart: Gebrüder Borntraeger Verlagsbuchhandlung.
- Burger, Daniel (2010): »Burgen als Orte der Justiz und Verwaltung – Zum Funktionstypus der spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Amtsburg«, in: G. Ulrich Großmann/Hans Ottomeyer (Hg.), Die Burg, Dresden: Sandstein Verlag, S. 72-85.
- Cirikovic, Damir (2013): Darstellung der Migranten aus dem ehemaligen Jugoslawien in der luxemburgischen Berichterstattung (1990-2000). Die Rolle der Presse als Integrationsmedium, unveröffentlichte Bachelorarbeit, Luxemburg.
- Delgado, Manuel (1972): Die ›Gastarbeiter‹ in der Presse. Eine inhaltsanalytische Studie, Opladen: Leske + Budrich Verlag.
- Ebhardt, Bodo (1939-1958): Der Wehrbau Europas im Mittelalter. Versuch einer Gesamtdarstellung der europäischen Burgen, 2 Bände, Berlin: Deutsche Verlagsgesellschaft.
- Ehlert, Trude (2010): »Die Burgküche des Hoch- und Spätmittelalters im Spiegel literarischer Quellen«, in: G. Ulrich Großmann/Hans Ottomeyer (Hg.), Die Burg, Dresden: Sandstein Verlag, S. 144-157.
- du Fays, Dominique (1985): La maison de Vianden. Des origines à 1337. Mémoire de Maîtrise, Lüttich: Université de Liège.
- Fayot, Ben (1979): Sozialismus in Luxemburg, Band 1, Luxemburg: C.R.E.S.

- Foucault, Michel (1992): *Was ist Kritik?*, Berlin: Merve.
- Foucault, Michel (2001): *In Verteidigung der Gesellschaft. Vorlesungen am Collège de France (1975/76)*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Foucault, Michel (2005a [franz. Original 1980]): »Gespräch mit Ducio Trombadori«, in: Michel Foucault, *Schriften in vier Bänden. Dits et Ecrits. Band IV: 1980-1988*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 51-119.
- Foucault, Michel (2005b [franz. Original 1981]): »Omnès et singulatim«: zu einer Kritik der politischen Vernunft, in: Michel Foucault, *Schriften in vier Bänden. Dits et Ecrits. Band IV: 1980-1988*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 165-198.
- Foucault, Michel (2005c [franz. Original 1982]): »Subjekt und Macht«, in: Michel Foucault, *Schriften in vier Bänden. Dits et Ecrits. Band IV: 1980-1988*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 269-294.
- Foucault, Michel (2005d [franz. Original 1984a]): »Die politische Technologie der Individuen«, in: Michel Foucault, *Schriften in vier Bänden. Dits et Ecrits. Band IV: 1980-1988*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 999-1015.
- Foucault, Michel 2005e [franz. Original 1984b]): »Polemik, Politik und Problematisierungen«, in: Michel Foucault, *Schriften in vier Bänden. Dits et Ecrits. Band IV: 1980-1988*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 724-734.
- Foucault, Michel (2006a): *Geschichte der Gouvernementalität, Band 1: Sicherheit, Territorium, Bevölkerung. Vorlesungen am Collège de France (1977/78)*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Foucault, Michel (2006b): *Geschichte der Gouvernementalität, Band 2: Die Geburt der Biopolitik. Vorlesungen am Collège de France (1978/79)*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Friedhoff, Jens (2013): »Die Ganerbschaft zu Fels (Larochette). Ein Fallbeispiel gemeinschaftlichen Burgenbesitzes im Luxemburgischen«, in: Olaf Wagener (Hg.), *Burgen und Befestigungen in der Eifel. Von der Antike bis ins 20. Jahrhundert*, Petersberg: Michael Imhof Verlag, S. 124-137.
- Füller, Henning/Marquardt, Nadine (2009): »Gouvernementalität in der humangeographischen Diskursforschung«, in: Georg Glasze/Annika Mattissek (Hg.), *Handbuch Diskurs und Raum*, Bielefeld: transcript, S. 83-106.
- Gertenbach, Lars (2012): »Governmentality Studies. Die Regierung der Gesellschaft im Spannungsfeld von Ökonomie, Staat und Subjekt«, in: Stephan Moebius (Hg.), *Kultur. Von den Cultural Studies bis zu den Visual Studies*, Bielefeld: transcript, S. 108-127.
- Goetzinger, Germaine (1997): »Der ›Verein für die Interessen der Frau‹ oder Bürgerliche Frauenbewegung in Luxemburg«, in: Germaine Goetzinger/Antoinette Lorang/Renée Wagener (Hg.), »Wenn nun wir Frauen auch das Wort ergreifen...«, *Frauen in Luxemburg 1880-1950*, Luxemburg: Ministère de la culture, S. 63-79.
- Goffmann, Erving (1974): *Rahmen-Analyse. Ein Versuch über die Organisation von Alltagserfahrung*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

- Großmann, G. Ulrich/Ottomeyer, Hans (Hg.) (2010): Die Burg. Wissenschaftlicher Begleitband zu den Ausstellungen »Burg und Herrschaft« und »Mythos Burg«. Publikation der Beiträge des Symposiums »Die Burg« auf der Wartburg, 19.-22. März 2009, Dresden: Sandstein Verlag.
- Hausen, Karin (1992): »Öffentlichkeit und Privatheit. Gesellschaftspolitische Konstruktionen und die Geschichte der Geschlechterbeziehungen«, in: Karin Hausen/Heide Wunder (Hg.), *Frauengeschichte – Geschlechtergeschichte*, Frankfurt a.M.: Campus, S. 81-88.
- Hellinghausen, Georges (1998): 150 Jahre Luxemburger Wort. Selbstverständnis und Identität einer Zeitung 1973-1998, Luxemburg: Editions Saint-Paul.
- Herzog, Dagmar (2011): *Sexuality in Europe. A Twentieth-Century History*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Hilgert, Romain (2004): *Zeutinen in Luxemburg 1704 bis 2004*, Luxemburg: Service information et presse du gouvernement luxembourgeois.
- Hoppe, Stephan (2010): »Hofstube und Tafelstube – Funktionale Raumdifferenzierungen auf mitteleuropäischen Adelssitzen seit dem Hochmittelalter«, in: G. Ulrich Großmann/Hans Ottomeyer (Hg.), *Die Burg*, Dresden: Sandstein Verlag, S. 196-207.
- Hunold, Angelika (2011): Die Befestigung auf dem Katzenberg bei Mayen und die spätromischen Höhenbefestigungen in Nordgallien (= Monographien des Römischi-Germanischen Zentralmuseums, Band 88; Vulkanpark-Forschungen, Band 8), Mainz/Regensburg: Schnell und Steiner.
- Huyghebaert, Nicolas (1984): »Pourquoi l'église a-t-elle besoin d'avoués?«, in: Publications de la Section historique de l'Institut grand-ducal de Luxembourg 98 (Avouerie en Lotharingie. Actes des 2^e Journées Lotharingiennes 22-23 octobre 1982), S. 33-42.
- Inglis, Ruth (1938): »An Objective Approach to the Relation between Fiction and Society«, in: *American Sociological Review* 3, S. 526-533.
- Keller, Reiner (2011): *Diskursforschung. Eine Einführung für SozialwissenschaftlerInnen*, 4. Aufl., Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- Klein, René (1997): »Genealogie und Ursprung der ersten Herren von Hamm in der Eifel (1239-1357)«, in: *Hémecht* 49, S. 423-430.
- Knapp, Ulrich (2008): *Stätten deutscher Kaiser und Könige im Mittelalter*, Darmstadt: Wissenschaftlichen Buchgesellschaft.
- Kmec, Sonja/Lentz, Fabienne (2012): »Immigration«, in: Sonja Kmec/Pit Péporté (Hg.), *Lieux de mémoire au Luxembourg/Erinnerungsorte in Luxemburg*, Band 2: Jeux d'échelles/Perspektivenwechsel, Luxemburg: Editions Saint-Paul, S. 109-114.
- Kontos, Silvia (2009): *Öffnung der Sperrbezirke. Zum Wandel von Theorien und Politik der Prostitution*, Sulzbach: Ulrike Helmer.
- Krause, Ellen (2003): *Einführung in die politikwissenschaftliche Geschlechterforschung*, Opladen: Leske + Budrich Verlag.

- Kreutzer, Elena (2009): »Die Einwanderer in der Wahrnehmung der regionalen Presse des Saarlandes 1990-2005«, in: Clemens Zimmermann/Rainer Hudemann/Michael Kuderna (Hg.), *Medienlandschaft Saar. Von 1945 bis in die Gegenwart, Band 3: Mediale Inhalte, Programme und Region (1955-2005)*, München: Oldenbourg Wissenschaftsverlag, S. 325-344.
- Kunczik, Michael/Zipfel, Astrid (2005): *Publizistik. Ein Studienhandbuch*, 2. Aufl., Köln: UTB.
- Lang, Sabine (1995): »Öffentlichkeit und Geschlechterverhältnis. Überlegungen zu einer Politologie der öffentlichen Sphäre«, in: Eva Kreisky/Birgit Sauer (Hg.), *Feministische Standpunkte in der Politikwissenschaft*, Frankfurt a.M.: Campus, S. 83-121.
- Leiner, Stefan (1994): *Migration und Urbanisierung. Binnenwanderungsbewegungen; räumlicher und sozialer Wandel in den Industriestädten des Saar-Lor-Lux-Raumes 1856-1910*, Saarbrücken: Fischer Verlag.
- Lemke, Thomas (2011): Eine Kritik der politischen Vernunft: Foucaults Analyse der modernen Gouvernementalität, 2. Aufl., Hamburg: Argument.
- Lemke, Thomas (2008): »Gouvernementalität«, in: Clemens Kammler/Rolf Parr/ Ulrich Johannes Schneider (Hg.), *Foucault Handbuch*, Stuttgart: Metzler, S. 260-263.
- Link, Jürgen (2006): »Diskursanalyse unter besonderer Berücksichtigung von Interdiskurs und Kollektivsymbolik«, in: Reiner Keller/Andreas Hirseland/ Werner Schneider/Willy Viehöver (Hg.), *Handbuch Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse, Band 1: Theorien und Methoden*, 2. Aufl., Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, S. 407-430.
- Margue, Michel (2001): «wy ritterliche sy dâ streit!« Kloster und Burg. Der historische Rahmen zur und in der Yolanda-Dichtung, in: Guy Berg (Hg.), »Man mohte schriven wal ein büch.« Ergebnisse des Yolanda-Kolloquiums 26.-27. November 1999. Luxemburg, Vianden und Ansemburg (= Beiträge zur luxemburgischen Sprach- und Volkskunde, Band 31), Luxemburg: Imprimérie Centrale S. A., S. 105-125.
- Margue, Michel (2012): »Vianden«, in: Werner Paravicini (Hg.), Höfe und Residenzen im spätmittelalterlichen Reich. Grafen und Herren (= Residenzenforschung, Band 15, IV), Ostfildern: Jan Thorbecke Verlag, S. 1560-1574.
- Majerus, Benoît (2003): »La prostitution à Bruxelles pendant la Grande Guerre: contrôle et pratique«, in: Crime, Histoire & Sociétés 7/1, S. 5-42.
- Maurer, Marcus/Reinemann, Carsten (2006): *Medieninhalte. Eine Einführung*, Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- Mersiowsky, Mark (2010): »Burg und Herrschaft – Ein Blick in die spätmittelalterliche Praxis«, in: G. Ulrich Großmann/Hans Ottomeyer (Hg.), *Die Burg*, Dresden: Sandstein Verlag, S. 126-133.
- Meyer, Werner (2010): »Burg und Herrschaft – Beherrschter Raum und Herrschaftsanspruch«, in: G. Ulrich Großmann/Hans Ottomeyer (Hg.), *Die Burg*, Dresden: Sandstein Verlag, S. 16-25.

- Milmeister, Jean (2003): Geschichte der Grafen von Vianden. 1090-1795, Vianden: Edition des Amis de l'Histoire de Vianden.
- Mötsch, Johannes (1993): »Der Erwerb der Herrschaften St. Vith und Bürgenbach durch die Grafen von Sponheim«, in: Jahrbuch für westdeutsche Landesgeschichte 19, S. 255-270.
- Niehr, Thomas/Böke, Karin (2010): »Diskursanalyse unter linguistischer Perspektive – am Beispiel des Migrationsdiskurses«, in: Reiner Keller/Andreas Hirseland/Werner Schneider/Willy Viehöver, Handbuch Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse, Band 2: Forschungspraxis, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 359-385.
- Paasi, Anssi (2004): »Place and Region: Looking Through the Prism of Scale«, in: Progress in Human Geography 28/4, S. 536-546.
- Paasi, Anssi (2011): »Geography, Space and the Re-Emergence of Topological Thinking«, in: Dialogues in Human Geography 1/3, S. 299-303.
- Parr, Rolf/Thiele, Matthias (2007): »Foucault in den Medienwissenschaften«, in: Clemens Kammler/Rolf Parr (Hg.), Foucault in den Kulturwissenschaften. Eine Bestandsaufnahme, Heidelberg: Synchron Wissenschaftsverlag der Autoren, S. 83-112.
- Parr, Rolf (2009): »Diskursanalyse«, in: Schneider Jost (Hg.), Methodengeschichte der Germanistik, Berlin: de Gruyter, S. 90-107.
- Reckinger, Rachel (2013): Der Gouvernementalitätsbegriff. Eine Perspektive zur Untersuchung von Raum- und Identitätskonstruktionen. IDENT2-Working Papers 4.
- Rödel, Volker (2010): »Burg und Recht – Ein Bereich vielfältiger Gestaltungs- und Wirkungsmöglichkeiten«, in: G. Ulrich Großmann/Hans Ottomeyer (Hg.), Die Burg, Dresden: Sandstein Verlag, S. 64-71.
- Schneider, Irmela (2006): »Zur Archäologie der Mediennutzung. Zum Zusammenhang von Wissen, Macht und Medien«, in: Barbara Becker/Josef Wehner (Hg.): Kulturindustrie reviewed. Ansätze zur kritischen Reflexion der Mediengesellschaft, Bielefeld: transcript, S. 83-100.
- Schulte, Regina (1979): Sperrbezirke: Tugendhaftigkeit und Prostitution in der bürgerlichen Welt, Frankfurt a.M.: Syndikat.
- Schwenken, Helen (2003): »Papiere für alle. Selbstorganisationen und Protestmobilisierung in der EU im Bereich der illegalen Migration«, in: Ansgar Klein/Ruud Koopmans/Hans-Jörg Trenz/Ludger Klein/Christian Lahusen/Dieter Rucht (Hg.), Bürgerschaft, Öffentlichkeit und Demokratie in Europa, Opladen: Leske + Budrich Verlag, S. 117-140.
- Scuto, Denis (2008): »Historiographie de l'immigration au Luxembourg«, in: Hémecht 60/3-4, Actes des Deuxièmes Assises de l'historiographie luxembourgeoise, S. 391-413.
- Scuto, Denis (2012): La nationalité luxembourgeoise (XIXe-XXIe siècles), Bruxelles: Édition de l'Université de Bruxelles.

- Skrijelj, Arnela (2012): Der Islam in den luxemburgischen Printmedien 2000-2011, unveröffentlichte Masterarbeit, Luxemburg.
- Soiland, Tove (2005): »Kritische Anmerkungen zum Machtbegriff in der Gender-Theorie auf dem Hintergrund von Michel Foucaults Gouvernementalitätsanalyse«, in: *Widersprüche* 25, S. 7-25.
- STATEC, Bibliographie zur wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung in Luxemburg ab Beginn des 20. Jahrhunderts, www.statistiques.public.lu/fr/publications/series/bibliographie/bibliocomplete-2008.pdf, eingesehen am 14.01.2014.
- STATEC, Bibliographie zur wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung in Luxemburg, www.statistiques.public.lu/fr/publications/series/bibliographie/bibliocomplete-2013.pdf, eingesehen am 14.01.2014.
- STATEC, Statistics Portal Grand-Duchy of Luxembourg, Migration background of the population of Luxembourg, www.statistiques.public.lu/en/news/population/population/2013/04/20130409/index.html, eingesehen am 02.01.2014.
- Stauff, Markus (2005): »Das neue Fernsehen«: Machtanalyse, Gouvernementalität und Digitale Medien, Münster: Lit Verlag.
- Trausch, Gilbert (2002): »Les deux occupations allemandes (1914-1918 et 1940-1944) en comparaison. Mémoire collective et précédent«, in: Musée d'histoire de la ville de Luxembourg (Hg.), ... et wor alles net esou einfach. Questions sur le Luxembourg et la Deuxième Guerre mondiale, Luxemburg, S. 346-361.
- Trinkaus, Fabian (i.E.): Arbeiterexistenzen und Arbeiterbewegung in der Eisen- und Stahlindustrie. Die Hüttenstädte Neunkirchen/Saar und Düdelingen/Luxemburg im historischen Vergleich (1880-1935/40), Saarbrücken: Eigenverlag der Kommission für Saarländische Landesgeschichte und Volksforschung e. V.
- Wedl, Juliette, Medien in der Triade von Wissen, Macht und Subjektivierung. Der Nutzen Foucaults Gouvernementalitätstheorie für eine diskursanalytische Medienanalyse. 6./7. März 2008, Vortrag auf der Tagung »Theorien und Methoden der sprach- und diskursbezogenen Produktforschung«, unveröffentlichtes Manuskript, Trier, www.strategiespielen.de/wordpress/wp-content/j_wedl_medien_als_regierungstechnologien.pdf, eingesehen am 02.01.2014.
- Werlen, Benno (1999): Sozialgeographie alltäglicher Regionalisierungen. Band 1: Zur Ontologie von Gesellschaft und Raum, 2. Aufl., Stuttgart: Franz Steiner Verlag.
- Werlen, Benno (2007): Sozialgeographie alltäglicher Regionalisierungen. Band 2: Globalisierung, Region und Regionalisierung, 2. Aufl., Stuttgart: Franz Steiner Verlag.
- Werlen, Benno (2010a): Gesellschaftliche Räumlichkeit. Band 1: Orte der Geographie, Stuttgart: Franz Steiner Verlag.
- Werlen, Benno (2010b): Gesellschaftliche Räumlichkeit. Band 2: Konstruktion geographischer Wirklichkeiten, Stuttgart: Franz Steiner Verlag.

- Wille, Christian (2012): Grenzgänger und Räume der Grenze. Raumkonstruktionen in der Großregion SaarLorLux (= Luxemburg-Studien/Etudes luxembourgeoises, Band 1), Frankfurt a.M.: Peter Lang.
- Willems, Helmut/Milmeister, Paul (2008): »Migration und Integration«, in: Wolfgang Lorig/Mario Hirsch (Hg.), Das politische System Luxemburgs. Eine Einführung, Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, S. 62-92.
- Zeune, Joachim (1995): Burgen. Symbole der Macht. Ein neues Bild der mittelalterlichen Burg, Regensburg: Pustet.
- Zimmer, John (1996): Befort, Bourscheid, Fels, Luxemburg und Vianden (= Die Burgen des Luxemburger Landes, Band 1), Luxemburg: Editions Saint-Paul.
- Zimmer, John (2010): Brandenburg, Dudelange, Koerich, Larochette, Septfontaines, Stolzembourg, Vianden (= Die Burgen des Luxemburger Landes, Band 3), Luxemburg: Editions Saint-Paul.

4. Raum- und Identitätskonstruktionen durch mediale Praktiken

Luc Belling, Julia de Bres, Claudio Cicotti, Till Dembeck, Paul di Felice, Jeanne Glesener, Sonja Kmec, Anne-Marie Millim, Hérold Pettiau, Agnès Prüm, Céline Schall, Mónika Varga

4.1 REPRÄSENTATIONEN UND PROJEKTIONEN

Die Erforschung der Beziehung zwischen Medien und Identität erhielt neue Impulse in den 1990er Jahren durch die Arbeiten von radikalen Konstruktivisten wie Jean Baudrillard (1991) und Siegfried J. Schmidt (1994). U.a. an Letztgenannten anknüpfend führte die *Bochumer Arbeitsgruppe für Sozialen Konstruktivismus und Wirklichkeitsprüfung* (BOAG) den Neologismus ›Medienidentität‹ ein. Nach Einschätzung der Autoren

»geht es um die globale Allgegenwart elektronischer Massenmedien. Sind sie es doch, die uns seit nahezu 50 Jahren flächendeckend mit genau dem ›impliziten Wissen‹ versorgen, das wir anderen unterstellen können und auch unterstellen können, daß diese anderen es uns unterstellen. Aus den Massenmedien wissen wir, wie wir uns in bestimmten Kontexten und Situationen verhalten sollen und was in ihnen sagbar ist. Die Wirklichkeiten lokaler Kontexte werden durch die akuten Medienwirklichkeiten infiltriert. Dies in einem Ausmaß, das kommunales Wissen eher zur Sekundärwirklichkeit werden läßt« (BOAG 1997: 7).

Zwar beeinflussen Medien persönliche Identität nicht in linearer, kausaler oder umfassender Weise (vgl. ebd.: 19) und bleibt die Frage offen, wie Medien persönliche und kollektive Identitätskonstruktionen im Einzelnen prägen (und umgekehrt), doch scheint es unter Medientheoretikern einen allgemeinen Konsens darüber zu geben, dass Medien und Identität untrennbar miteinander verknüpft sind. So vertreten Hepp et al. (2003: 18, zitiert in Kneidinger 2013: 44) die Auffassung, dass heutzutage Identitäten – ob die Betroffenen sich dessen bewusst sind oder nicht – ›Medienidentitäten‹ sind, da viele Muster, Strukturen, Diskurse und Themen, die unsere Identität prägen und berühren, ausschließlich über Medien internalisiert worden sind. Bernadette Kneidinger (vgl. ebd.) fügt hinzu,

dass Benedict Andersons »imaginerte Gemeinschaften« (*imagined communities*) nur durch Medien Gestalt annehmen, da Medien bestimmen, wie geopolitische Räume dargestellt werden, indem sie bestimmte Vorstellungen über ein Land und seine Einwohner transportieren. Häufig werden ein Territorium, ›seine‹ Menschen und ›seine‹ Kultur als eine homogene, eigenständige Einheit konstruiert. Trotzdem sind Medien nicht bloße ›Beschaffer‹ von kollektiven Bildern und Stereotypen, mit denen sich Nutzer/-innen identifizieren oder von denen sie sich distanzieren. Sie haben nur dann Einfluss auf Wirklichkeitswahrnehmungen und Verhaltensweisen, wenn sie von einzelnen Nutzer/-innen aktiv angeeignet werden. Einige Medien bieten sogar eine »Plattform für aktive Selbstvertretung« (ebd.: 45) an, wie etwa *Web 2.0*, aber ebenso traditionelle Leserbriefe oder Briefe an die Produzent/-innen von Fernsehprogrammen, die über diese Kanäle (teilweise) reproduziert und verbreitet werden.

Medien: Es gibt die unterschiedlichsten Definitionen davon, was als ›Medium‹ gelten kann. Folgt man Herbert Marshall McLuhans Deutung, so kann alles, was sich als Verlängerung des menschlichen Körpers qualifizieren lässt und die menschliche Sinneswahrnehmung modifiziert, als Medium gelten, einschließlich Sprache, Schrift, Zahlen, Geld, Licht, Straßen, jedes Verkehrsmittel, Waffen usw. (vgl. McLuhan 1995; Mein 2011: 14; Tore 2011: 19f.). Am anderen Extrem angesiedelte Definitionen beschränken Medien auf technologiebasierte Kommunikationshilfen oder -mittel. Erstere Definition erscheint uns zu weitgefasst, letztere zu restriktiv für unsere Untersuchung, die sich auf den relationalen Charakter der Medien richtet. Letztere werden nicht als Maschinen gesehen, die vorgefertigte Identitäten ›übertragen‹, sondern als soziale Dispositive, deren Besonderheit darin besteht, soziale Akteure mit sozialen Situationen zu verbinden sowie soziale Akteure untereinander. So können Medien als ›Kontaktzonen‹ betrachtet werden, in denen Beziehungen zwischen verschiedenen Teilnehmer/-innen verhandelt werden (vgl. Clifford 1997: 188ff.). In ähnlicher Weise definiert Jean Da-vallon (1992: 103) Medien als einen »Ort der Interaktion«¹, wie auch als einen »Ort der Produktion und Reflexion des gesellschaftlichen Diskurses«², der Bedeutung produziert und zur Organisation des gesellschaftlichen Ortes beiträgt, auf dem sie aufbaut. Zudem sind Medien gleichzeitig Produkte und Produzenten von Sprache und sozialen Bindungen und somit immer mit Machtfragen verknüpft (vgl. ebd.). Das ›implizite Wissen‹, mit dem die Medien uns versorgen, ist instabil und erzeugt das Reale einzig durch Rezitationen, wie Michel de Certeau (1988: 329) es ausgedrückt hat:

»Das gesellschaftliche Leben übernimmt die Gebärden und Verhaltensweisen, die von den narrativen Modellen geprägt worden sind; es reproduziert und akkumuliert unablässig die ›Kopien‹ von Berichten. Unsere Gesellschaft ist in dreifachem Sinne zu einer *rezipierten Ge-*

1 | Eigene Übersetzung von: »Lieu d'interaction.«

2 | Eigene Übersetzung von: »Lieu de production et de réflexion de discours social.«

sellschaft geworden: sie wird gleichzeitig durch Berichte (*récits*) (die Fabeln unserer Werbung und unserer Informationsmedien), durch deren *Zitierung* und durch deren unendliche *Rezitierung* definiert.«

Die statistische Erhebung wie auch die qualitativen Interviews bzw. Expert/-inneninterviews in einigen Fallstudien spiegeln die Rezeption von Medienbildern wider und ihre Übernahme in die Alltagssprache und Sinndeutungen. Da sich die Befragten bewusst waren, dass ihre Äußerungen (in transkribierter und anonymisierter Form) von anderen gelesen und in diesem Band diskutiert werden würden, ließe sich sogar argumentieren, dass ihre Aussagen selber als Medien gelten könnten. Jedenfalls helfen sie uns zu verstehen, wie Medien funktionieren.

Mit Blick auf Medien, die in Luxemburg und seinen Grenzräumen produziert oder konsumiert werden, wird in diesem Kapitel folgenden Fragen nachgegangen: Welche Rolle haben Staatsgrenzen im 20. Jahrhundert gespielt? Sind sie nach dem Schengener Abkommen verschwunden oder wurden sie durch Grenzen anderer Art ersetzt? Welche anderen materiellen und immateriellen Grenzen zeichnen sich bei der Untersuchung folgender Themenfelder ab: mehrsprachige Werbung; grenzüberschreitender *Kunstpreis Robert Schuman* (der von *Quattropole*³ ins Leben gerufen wurde); Museen als Mittel der Vermittlung zwischen Besuchern und Ausstellungsinhalten; Paratexte, die von einem mehrsprachigen Verlag erzeugt werden; *facebook*-Pinnwände von Jugendlichen; und Filme, in denen Tankstellen als Symbol für verschiedene Arten von Grenzräumen und Identitätskonstruktionen vorkommen.

Räume: Die Medienanalyse in diesem Kapitel führte zur Identifizierung unterschiedlicher Räume, die oft eher immateriell als materiell waren: Zwei oder mehr Sphären koexistieren oder stoßen zusammen, wobei sie eine bestimmte Spannung und Vermischung erzeugen. Je nach Fallstudie handelt es sich dabei um linguistische Räume (Werbung); sie betreffen die Interaktion zwischen Kunst und Kommerzialisierung (Kunstpreise); Alltagsräume und die Welt der Kunst, Kultur oder Wissenschaft (Museen); oder das subtile Wechselspiel zwischen literarischen und nicht-literarischen Interessen (Paratexte). Die Inhaltsanalyse erlaubt uns, binäre Konstruktionen zu hinterfragen, wie das Öffentliche und Private (*facebook*) oder Realität und Fiktion (Film). Um zu verstehen, wie sich diese Räume in den Medien überschneiden, lassen sich verschiedene Metaphern verwenden. Sie ermöglichen uns zu untersuchen, wie diese Binariäten in gesellschaftlichen und kulturellen Räumen, in denen Identitäten ständig der (Neu-)Verhandlung unterliegen, konstruiert und dekonstruiert werden.

Koräumlichkeit: Räume können auf verschiedene Weise miteinander verbunden werden, entsprechend der Kategorisierung von Jacques Lévy und Michel Lussault (2003: 523f.) als drei Typen von »Zwischenräumlichkeit« (*interspatialité*):

³ | *Quattropole* ist ein grenzüberschreitendes Städtenetz zwischen Metz, Luxemburg, Trier und Saarbrücken.

›Schnittstelle‹ (*interface*), ›räumliche Kammerung‹ (*emboîtement*) und ›Koräumlichkeit‹ (*cospatialité*). Die erste Kategorie, ›Schnittstelle‹, betrifft Praktiken, die eine benachbarte, Räume trennende Grenze schaffen, verschieben oder in Frage stellen, z.B. eine religiöse, politische oder linguistische Abgrenzung (vgl. ebd.: 522). Die zweite Kategorie, ›räumliche Kammerung‹, geht von einem multiskalaren Ansatz aus und kombiniert verschiedene Analyseebenen, wie die lokale, regionale, nationale, kontinentale oder globale Ebene (vgl. ebd.: 306). ›Koräumlichkeit‹, schließlich, besagt, dass ein Raum für verschiedene Menschen verschiedene Bedeutungen haben kann. Das Konzept der Koräumlichkeit setzt an den Erkenntnissen der *Chicago School* in den 1920er Jahren an, welche die verschiedenen Städte innerhalb einer Stadt untersuchte, und berücksichtigt die subjektive Wahrnehmung individueller Akteure und die Koexistenz unterschiedlicher räumlicher Dispositive. Lévy und Lussault verknüpfen das Konzept der Koräumlichkeit mit dem Bild von Deleuze und Guattaris ›tausend Plateaus‹ (*mille plateaux*) und den Rissen als unmerkliche Brüche, die die Kommunikation zwischen ihnen erlauben (vgl. ebd.: 213f.). Diese Durchgänge oder »Kommutatoren« (*commutateurs*) (vgl. ebd.: 186) können physische Orte wie Häfen, Bahnhöfe oder Flughäfen sein, die günstige Bedingungen dafür bieten, dass verschiedene Raumtypen miteinander interagieren und Menschen mit unterschiedlichem sozialen Hintergrund sich vermischen. Das Fehlen von Durchgängen stellt Koräumlichkeit nicht prinzipiell infrage, da sie auch aus einer Reihe hierarchisch strukturierter, undurchlässiger Räume bestehen kann.

Betrachtet man die Darstellung von (materiellen wie immateriellen) Räumen in verschiedenen Medien, erscheint das Konzept der Koräumlichkeit am brauchbarsten, da die Räume, die wir untersuchen werden, weder territorial benachbart, durch eine klare Grenze getrennt sind, noch ineinander liegen, doch sich eher als überlagernde, mit Durchgängen verbundene Ebenen begreifen lassen. Wir möchten uns auf diese Zwischenräume konzentrieren, die Transformationen und kreative Aneignungen ermöglichen, und dabei auch die Weigerung oder die Unmöglichkeit, sie zu durchqueren, im Auge behalten.

Hybridität und Dritter Raum: Die Beschäftigung mit Zwischenräumlichkeit hat seit den 1990er Jahren unter dem Impetus der *Postcolonial Studies* neue Impulse erfahren, in denen ›Hybridität‹ zu einem der geläufigsten und umstrittensten Begriffe wurde. Das Konzept der Hybridität, das auf Mary Louise Pratts »Kontaktzone« (*contact zone*), auf das Konzept der »Ko-Präsenz« (*co-presence*) (2007: 39off.) und auf Homi Bhabhas »Dritter Raum« (*third space*) (1994: 37ff.) rekurriert, bezieht sich in der Regel auf das Hervorbringen neuer ›transkultureller‹ Formen. Ausgehend von Michail Bachtins Beschreibung der disruptiven Ko-Existenz unterschiedlicher und manchmal sich widersprechender Stimmen und Diskurse innerhalb einer Sprachäußerung oder Sprache steht ›Hybridität‹ für einen Paradigmenwechsel: »[Sprache] wird von dem absoluten Dogma, das sie innerhalb des engen Rahmens einer versiegelten und undurchlässigen Monoglossia gewesen ist, in eine Arbeitshypothese umgewandelt, mit der versucht

wird, Realität zu verstehen und auszudrücken«⁴ (Bakhtin 1981: 1039f.). Im Gefolge der *Postcolonial Studies* wurde dieser Paradigmenwechsel von »versiegelten und undurchlässigen« Mono-Entitäten hin zu sich überschneidenden und sich gegenseitig befriedigenden Diversitäten auch auf Kulturen angewendet. Im Verlauf der letzten zwanzig Jahre ist ›dritter Raum‹ zu einem ›Talisman der aktuellen akademischen Bemühungen [geworden], Verschiedenheit mittels räumlichen Denkens neu zu konzeptionalisieren«⁵, trotz der inhärenten Logik jeder räumlichen Sprache, die »nicht nur Verschiedenheit erlaubt, sondern auch die Fixierung von Verschiedenheit durch die Verortung von Identitäten«⁶ (Lossau 2009: 63). Die positive normative Konnotation hybrider Formen und ›dritter Räume‹ entspringt einem kritischen Ansatz, der darauf abzielt, die Hegemonie dominierender Kulturen und Diskurse zu unterminieren und zu zersetzen. Doch dieser optimistische Subtext wird von den empirischen *Transnational Studies* nicht immer bestätigt (vgl. Mitchell 2002: 81f.). Diese Skepsis liegt vielleicht in einer traditionelleren Deutung von Zwischenräumlichkeit begründet, die diese eher als problematisch ansieht.

Die transformatorische Kraft der Zwischenräumlichkeit/interstitiality/interstitiatilité: In einer Ende der 1920er Jahre verfassten Studie verortete Frederick Thrasher »zwischenräumliche« (*interstitial*) Stadtbereiche – entsprechend dem damals vorherrschenden Erklärungsmodell – an der Schwelle zweier konzentrischer Kreise – durch »Niedergang und Verfall, wechselnde Bevölkerung und kulturelle Isolation«⁷ (zitiert in Cordasco/Galatioto 1971: 56). Ein halbes Jahrhundert später wird konstatiert, dass »zwischenräumliche Gemeinschaften« immer noch durch wechselnde Bevölkerung »geplagt« werden (vgl. ebd.). Nachdem man beobachtet hatte, dass ethnische Selbstbestätigung sich weder auf »Elendsviertel« noch auf eine Übergangsphase beschränkt, wurden die Erkenntnisse der Chicagoer Schule in der Folge revidiert. In seiner Arbeit aus dem Jahr 1990 untersuchte Albert Piette verschiedene Typen zwischenräumlicher Pariser Viertel. Sein Schwerpunkt lag auf den Interaktionen, die in der Kontaktzone stattfanden: Entweder gab es viel Kontakt doch keine nachhaltige Interaktion; keinerlei Kontakt, oder intensiven Austausch. Trotzdem ist darin das Erbe der Chicagoer Schule immer noch spürbar, da *interstice*⁸ als ein Begegnungsort verschiedener Populationen definiert

4 | Eigene Übersetzung von: »[Language] is transformed from the absolute dogma it had been within the narrow framework of a sealed-off and impermeable monoglossia into a working hypothesis for comprehending and expressing reality.«

5 | Eigene Übersetzung von: »[Third space has become] a talisman of the current academic endeavours to reconceptualise difference by means of spatial thinking.«

6 | Eigene Übersetzung von: »[Which] does not only allow for difference but also for the fixation of difference by locating identities.«

7 | Eigene Übersetzung von: »Deterioration, shifting population and cultural isolation.«

8 | Der Begriff *interstice* bezeichnet im Englischen und Französischen einen v.a. kleinen und schmalen Raum zwischen zwei Einheiten und leitet seine Etymologie vom Lateinischen

wird, als wäre er von kulturell homogenen Stadtvierteln umgeben. Zwar erscheint dieser Ansatz äußerst problematisch, wenn soziale Wirklichkeiten betrachtet werden, jedoch lässt er sich viel adäquater auf imaginierte Räume anwenden.

In unseren Fallstudien werden imaginierte Räume tatsächlich als Binaritäten konstruiert (unterschiedliche Sprachen oder Kulturen, Kunst/Kommerzialisierung, Nicht-Ort/Ort usw.), deren Konstruiertheit aber entlarvt wird, indem wir die Orte untersuchen, an denen sie aufeinander treffen. Diese ›Kontaktzone‹ bzw. dieser ›Zwischenraum/interstice‹ – oder eher die Prozesse, die diesen unstabilen Raum ausmachen, also ›Zwischenräumlichkeit/interstitiality/interstitialité‹ – ist/ sind der Gegenstand unserer Analyse. In der Biologie wird mit dem Fachbegriff *Interstitium* das die Organe durchziehende und untergliedernde Zwischengewebe bezeichnet. Im *Interstitium* verlaufen die Versorgungsbahnen des Organs. Und die sogenannte ›Interstitialflüssigkeit‹ füllt die Zellenzwischenräume aus. Ohne die organische Metapher allzu sehr zu strapazieren, möchten wir gerne den dynamischen und fließenden Aspekt von Zwischenräumlichkeit/interstitiality/interstitialité betonen, die eine Verbindung, einen Übergang (*passage*) zwischen zwei (oder mehr) eindeutig definierten Regimen bezeichnet.

Das Konzept des ›Übergangs‹ (*passage*) ist eine besonders beliebte räumliche Metapher in der Literatur und der Literaturwissenschaft (vgl. Parr 2008). Es wird auch verwendet, um den Prozess der ›Mediation‹ (vgl. Caillet/Lehalle 1995; Davallon 2004: 42ff.) zu beschreiben. Zudem impliziert *passage* die Vorstellung der Transformation der eigenen Wahrnehmung, d.h. die Transfiguration des Gewöhnlichen (*The Transfiguration of the Commonplace*, vgl. Danto 1974): Wenn man etwas überschreitet, stellt man implizit den strikten Dualismus und die Trennung unterschiedlicher (linguistischer, literarischer oder symbolischer) Regime in Frage. Selbst wenn man sich weigert, die Schwelle zu überschreiten, kann man ihre Existenz und die Herausforderung, die sie darstellt, nicht leugnen. Die Schwelle akzeptieren, d.h. ständig zwischen Räumen zu pendeln und sich zu weigern, sich für den einen oder anderen zu entscheiden, ist die radikalste Art, die Ko-Präsenz von beiden und die transformierende Kraft der Mitte zu erleben. Deleuze und Guattari (1997: 42) formulieren es so:

»Zwischen den Dingen bezeichnet keine lokalisierbare Beziehung, die vom einem zum anderen geht und umgekehrt, sondern eine Pendelbewegung, eine transversale Bewegung, die in die eine und in die andere Richtung geht, ein Strom ohne Anfang und Ende, der seine beiden Ufer umspült und in der Mitte immer schneller fließt.«

In den folgenden Fallstudien wird die Darstellung dieses Zwischenraumes oder *Interstitium* in verschiedenen Medien untersucht und gezeigt werden, ob die ›Ufer‹, also die strikte Abgrenzung binärer Regime, untergraben werden, oder

interstitium ab, das wiederum auf *intersistere* ›dazwischen stehen‹ zurückgeht, eine Zusammensetzung aus *inter* (zwischen) und *sistere* (stehen).

ob sie verstärkt werden, oder beides. Konkreter formuliert werden wir zunächst untersuchen, ob Mehrsprachigkeit und Hinweise auf den Grenzgänger-Kontext in der Luxemburger Werbung zur Konstruktion transnationaler Räume beitragen oder ob sie lediglich nationale Grenzziehungen verstärken. Anschließend wenden wir uns dem grenzübergreifenden *Kunstpreis Robert Schuman* zu und dem Zwischenraum, der über Ausstellungen und ihre Darstellungen in Katalogen geöffnet wird. Der dritte Abschnitt wird sich mit Museen beschäftigen und analysieren, in welchem Maße ihre Schwellen einen Durchgang bzw. Übergang zwischen öffentlichem Raum und dem Raum der Hochkultur ermöglichen. Mit Blick auf die Selbstinszenierung des mehrsprachigen Verlages *ultimomondo* wird in einer weiteren Fallstudie untersucht, wie sich die Literatur der Zuordnung zu klar begrenzten Sprachräumen (mit ihrer jeweiligen territorialen Verankerung) entziehen und gewissermaßen im sprachlichen Zwischenräumen einrichten kann. Ein weiterer Ansatz zur Beleuchtung räumlicher Identitäten bieten die Selbstinszenierungstechniken junger Menschen im *Cyberspace*. In diesem Abschnitt wird untersucht, wie Online-Profile auf *facebook* Identitätsprojektionen ergänzen und wie sie Offline-Freundschaften beeinflussen. Abschließend werden wir uns mit Tankstellen als zwischenräumliche Orte befassen, sowohl hinsichtlich ihrer physischen Verortung als auch ihrer symbolischen Ambivalenz (zwischen stumpfer Routine und kreativer Aneignung), und werden untersuchen, wie diese Oszillation praktiziert und erzählt wird, von den Befragten ebenso wie in Filmen.

4.2 MEHRSPRACHIGE WERBUNG UND REGIONALISIERUNG IN LUXEMBURG

Julia de Bres

Dieser Beitrag analysiert die Verbindungen zwischen mehrsprachiger Werbung und Regionalisierung in Luxemburg aus soziolinguistischer Perspektive. Werbung ist ein ergiebiges Sujet für die Untersuchung von Identitätskonstruktionen. Werbetreibende versuchen Konsument/-innen mit unterschiedlichen Methoden anzusprechen. Eine besteht darin, sich an Merkmalen angeeigneter Identitäten zu orientieren. Dies schließt linguistische Identitäten ein. Selbst wenn Konsument/-innen sich gegen derlei Identitätskonstruktionen sträuben mögen, so ist anzunehmen, dass ihre beharrliche Wiederholung nicht ohne Auswirkung auf angeeignete Identitäten bleibt. Werbetreibende spielen auch eine Rolle bei der Verstärkung bzw. Rekonstruktion räumlicher Grenzen, sowohl durch sprachliche als auch außersprachliche Mittel. In diesem Zusammenhang kann man sich dem Konzept der *Zwischenräumlichkeit/interstitiality/interstitialité* aus zwei Blickwinkeln nähern. Zunächst einmal lässt sich sprachliche Zwischenräumlichkeit durch die Verwendung von mehr als einer Sprache in einer Werbung herstellen, indem innerhalb eines Werbetextes ein sprachlicher Kodewechsel vorgenommen

wird. Derartige zwischenräumliche Sprachpraktiken verstören die Norm der Einsprachigkeit und stellen ein relativ häufiges Phänomen in der Werbung dar, einem Genre, das oft kreative und regelwidrige Formen des Sprachgebrauchs aufweist. Zweitens lässt sich Zwischenräumlichkeit durch die Abbildung von Praktiken der Grenzüberschreitung in Werbeanzeigen herstellen, etwa durch Darstellungen der gelebten Realität von Grenzgänger/-innen oder Bezüge zu einer länderübergreifenden Region. Zudem kann die Verwendung von Sprachen, die mit bestimmten geographischen Räumen assoziiert werden, für sich genommen schon als eine Form der räumlichen Darstellung begriffen werden, die entweder mehr zum Nationalen tendiert (wobei der vorherrschende Sprachgebrauch eines Staates zum Ausdruck kommt) oder aber zum Transnationalen (in dem sich ein hybrider, d.h. zwischenräumlicher Sprachgebrauch widerspiegelt). Diese beiden sprachlichen und räumlichen Formen von Zwischenräumlichkeit stehen im Gegensatz zu anderen, dominanteren Sprach- und Raumkonstruktionen, in denen die jeweiligen Sprachen grundsätzlich getrennt und die Grenzen zwischen den staatlichen Räumen deutlich definiert sind. Unter Verwendung von Datenmaterial, das aus einem umfanglichen Korpus von Druckwerbung in der Gratis-Tageszeitung *L'essentiel* ausgewählt wurde, sowie zusätzlichen Werbeanzeigen aus dem öffentlichen Raum Luxemburgs, beschäftigt sich dieser Beitrag mit zwei Themenbereichen, die mit Zwischenräumlichkeit in Zusammenhang stehen. Im ersten geht es um die Frage, wie mehrsprachige Praktiken in der Werbung indirekt auf nationale bzw. transnationale Räume Bezug nehmen. Der zweite beschäftigt sich mit Werbeprodukten, die den Grenzgängerkontext direkt thematisieren. Im Wesentlichen wird in diesem Beitrag die Position vertreten, dass mehrsprachige Praktiken und Bezüge zu Grenzen in der Werbung auf den ersten Blick zwar Merkmale von Zwischenräumlichkeit aufweisen, doch im Grunde wenig dazu beitragen, transnationale Identitäten zu schaffen, und eher dazu neigen, bestehende nationale Staatsgrenzen zu verstärken.

Die Untersuchung wurde innerhalb des theoretischen Rahmens soziolinguistischer Forschung über Mehrsprachigkeit in der Werbung durchgeführt. Die von dieser Forschung thematisierte Werbung wird oft in Kontexten produziert, wo es eine klare Standard- oder Mehrheitssprache gibt, wie etwa in Japan (vgl. Haarman 1989), Deutschland (vgl. Piller 2001) und Irland (vgl. Kelly-Holmes 2005). Forscher/-innen haben die (Stereotypen) Assoziationen von Sprachvarietäten untersucht, auf die Werbetreibende rekurrieren, um diese Konnotationen auf die beworbenen Produkte zu übertragen (vgl. Cook 2001; Myers 1999). So finden wir z.B. Französisch als die Sprache der Romantik, Italienisch als die Sprache des Essens, Deutsch als die Sprache technischer Expertise und Englisch als die Sprache der Geschäftswelt (vgl. Haarman 1989; Piller 2001; Kelly-Holmes 2005). In solchen Fällen sprechen Wissenschaftler/-innen von >sprachlichem Fetisch⁹,

⁹ | Eigene Übersetzung von: »Linguistic fetish«.

›vorgetäuschter Mehrsprachigkeit¹⁰ (vgl. Kelly-Holmes 2005) oder von ›Pseudosprache¹¹ (vgl. Piller 2003) angesichts dessen, dass die Mehrsprachigkeit der Werbung eher symbolische (und kommerzielle) Zwecke erfüllt, als dass sie die sprachlichen Realitäten des Zielpublikums widerspiegelt, das u.U. größtenteils die verwendeten Sprachen überhaupt nicht versteht. Die Situation ist eine ganz andere in Gesellschaften mit einer ausgeprägten Tradition der Mehrsprachigkeit, wo eine Reihe von Sprachen für alltägliche Kommunikationszwecke verwendet wird und die Mitglieder der Gesellschaft ein vielfältiges Sprachenrepertoire aufweisen. Luxemburg, mit seiner offiziellen Dreisprachigkeit mit Luxemburgisch, Deutsch und Französisch, und stets komplexeren Formen der Mehrsprachigkeit als Folge jüngerer Migrations- und Globalisierungsdynamiken, bietet ein solches Szenarium *par excellence*. Während auch hier Werbetreibende immer noch die symbolischen Assoziationen von Sprachen beim Entwerfen ihrer Werbung verwenden mögen, können die verwendeten Sprachen doch tatsächliche mehrsprachige Praktiken (und Identitäten) in der Gesellschaft widerspiegeln. Für Forscher/-innen können die in solchen Szenarien verwendeten Werbesprachen Erkenntnisse über Sprachbeziehungen in mehrsprachigen Zusammenhängen liefern.

In dieser Fallstudie geht es um die Analyse von Mehrsprachigkeit in der Werbung auf der Grundlage aktueller soziolinguistischer Ansätze. Dabei werden, Bezug nehmend auf das gemeinsame Erkenntnisinteresse dieses Kapitels, nicht nur Aspekte der Mehrsprachigkeit berücksichtigt, sondern auch die Beziehung zwischen Werbung und v.a. zwischenräumlicher Raumkonstruktion. Folgende Fragen sollen dafür untersucht werden:

- Wie trägt Mehrsprachigkeit in der Werbung zur Konstruktion nationaler bzw. transnationaler Räume bei?
- Wie tragen Bezüge zum Grenzgängerkontext in der Werbung zur Konstruktion nationaler bzw. transnationaler Räume bei?
- Wie interagieren Mehrsprachigkeit und Grenzbezüge in der Werbung miteinander bei der Konstruktion nationaler bzw. transnationaler Räume?

Bei dem hier analysierten Material handelt es sich um eine Auswahl von Werbungen in der französischsprachigen Gratis-Tageszeitung *L'essentiel* von 2009 bis 2011. Traditionell war Deutsch die hauptsächliche (wenn auch nicht ausschließliche) Sprache der Printmedien in Luxemburg. Das hat sich in jüngster Zeit geändert. Eine Reihe von Publikationen ist inzwischen auch in anderen Sprachen erhältlich, u.a. auf Portugiesisch, Französisch und Englisch, um dem Informationsbedürfnis einer zunehmend heterogenen Bevölkerung gerecht zu werden. Die Zeitung *L'essentiel*, die der Gegenstand dieser Untersuchung ist,

¹⁰ | Eigene Übersetzung von: »Fake multilingualism«.

¹¹ | Eigene Übersetzung von: »Mock language«.

wird von einem relativ jungen, ethnisch gemischten, französischsprachigen und weniger wohlhabenden Publikum gelesen (vgl. Lamour/Langers 2012). Ihre Einführung in den Luxemburger Kontext stellt eine Reaktion auf die zunehmende französischsprachige Leserschaft dar und spiegelt gleichzeitig einen allgemeinen Aufschwung von Gratiszeitungen in Europa (vgl. ebd.) wider.

Dass *L'essentiel* als Korpus für die Analyse von Mehrsprachigkeit und Grenzkonstruktion gewählt wurde, hat mit ihrer engen Verknüpfung mit den wirtschaftlichen und demographischen Entwicklungen zu tun, die sich gegenwärtig in Luxemburg vollziehen und die zu einem deutlichen Anstieg von Migrant/-innen und Grenzgänger/-innen geführt haben. Die Zeitung, die in Luxemburger Transitbereichen verteilt wird (z.B. in Bahnhöfen, an Bushaltestellen, an Tankstellen sowie in zahlreichen Unternehmen), versucht sowohl die Luxemburger Wohnbevölkerung als auch Grenzgänger/-innen anzusprechen, die zur Arbeit nach Luxemburg pendeln. Im Jahr 2012 hatte *L'essentiel* 192.000 tägliche Leser/-innen, mehr als die meistgelesene konventionelle Zeitung *Luxemburger Wort* (172.100 Leser/-innen). Zu den Leser/-innen von *L'essentiel* zählen 124.800 Bewohner/-innen Luxemburgs, deren Nationalitäten die Vielfalt der im Land wohnhaften Bevölkerung widerspiegeln (46.900 Luxemburger, 34.800 Portugiesen und 43.100 andere Nationalitäten). Die übrige Leserschaft bestand aus 67.200 Grenzgänger/-innen (49.500 Franzosen und 17.700 Belgier).¹² Grenzgänger/-innen machten somit etwas über ein Drittel der Leserschaft von *L'essentiel* aus (35 %), und insbesondere der Anteil der französischen Grenzgänger/-innen war größer als jener der Bewohner/-innen mit luxemburgischer Nationalität (24,4 %). Der enge Bezug zwischen *L'essentiel* und der heterogenen Bevölkerung Luxemburgs einerseits und den gegenwärtigen wirtschaftlichen Entwicklungen andererseits wird sehr treffend von Lamour und Langers (2012: 18) beschrieben, die feststellen, dass »die Lebensfähigkeit [von Gratiszeitungen] auf dem Vorhandensein einer dichten und mobilen Bevölkerung gründet, die während ihrer täglichen Durchquerung von Transiträumen gewonnen werden kann«, und dass sie »eine sehr eklektische Leserschaft gewinnen, bestehend aus Einheimischen und Ausländern, die von der städtischen Wirtschaft des Großherzogtums angezogen werden«.¹³ Das macht

12 | Daten erhalten durch persönliche Korrespondenz mit *L'essentiel* am 4. Oktober 2012. Diese Zahlen stammen aus einer im Jahr 2012 durchgeföhrten landesweiten Untersuchung zum Medienkonsum der Luxemburger Wohnbevölkerung, zusätzlich zu einer ergänzenden Untersuchung, die sich ausschließlich an Grenzgänger/-innen richtet. In Antwort auf meine Frage, ob deutsche Grenzgänger/-innen auch *L'essentiel* lesen, wies mein Gesprächspartner darauf hin, dass ihre Anzahl nicht groß genug sei, um sie in die Untersuchung einzubeziehen. Dies wurde darauf zurückgeführt, dass die Zeitung französischsprachig ist.

13 | Eigene Übersetzung von: »La viabilité de [la presse quotidienne gratuite] repose sur la présence d'une population dense et mobile pouvant être captée lors du déplacement quotidien dans les espaces de transit.« ; »Elle capte un lectorat très éclectique fait de

L'essentiel zu einem nützlichen Korpus zur Erhebung von Daten über Mehrsprachigkeit in Luxemburg im Kontext ausgeprägter Grenzmigration.

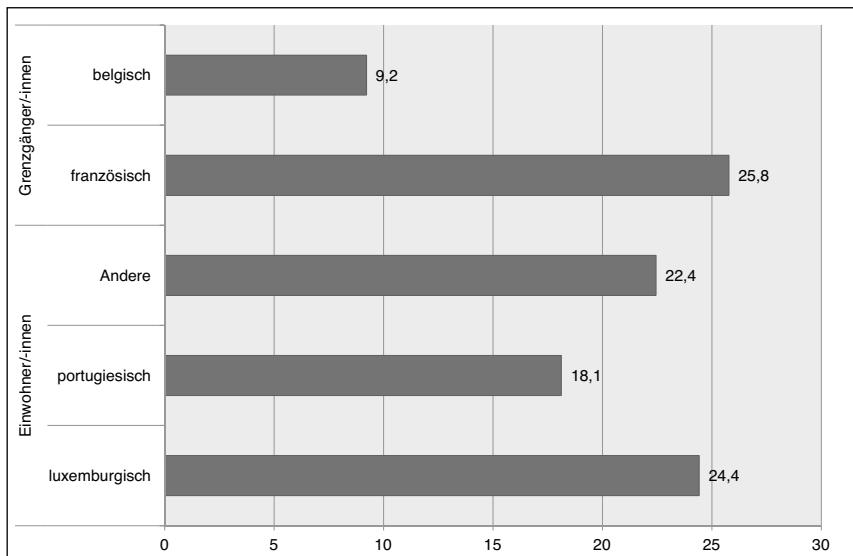


Abbildung 1: Leserschaft von *L'essentiel* nach Nationalität in Prozent im Jahr 2012
(Quelle: *L'essentiel*)

Der für die Analyse gewählte Zeitraum umfasst die Jahre 2009 bis 2011 (drei Jahre vor Beginn der Untersuchung). Angesichts des großen Werbungsvolumens jeder Ausgabe haben wir uns dafür entschieden, auf eine lückenlose Erfassung sämtlicher Werbung in dem Zeitraum zu verzichten und stattdessen eine detaillierte Analyse der in den verfügbaren Ausgaben dreier bestimmter Monate veröffentlichten Werbung vorzunehmen: Januar 2009, Juni 2010 und Dezember 2011 (jeweils Anfang, Mitte und Ende der Monate). Insgesamt wurden 55 Ausgaben analysiert (von den insgesamt 63 Ausgaben, die in den drei Monaten verlegt wurden)¹⁴, und die Anzahl der Werbungen im finalen Datensatz betrug 1.038. Sämtliche in jeder Ausgabe enthaltenen Werbungen wurden fotografiert, nach Datum, Seite, Firma, Sektor und verwendeten Sprachen kodiert und quantitativ analysiert, um zu ermitteln, ob sich im Verlauf des Untersuchungszeitraumes

nationaux et d'étrangers attirés par l'économie urbaine grand-ducale« (Lamour/Langers 2012: 18).

14 | Es konnten nur jene Ausgaben eingesehen werden, die zu dem Zeitpunkt von einer Kontaktperson gesammelt worden waren. Einige Ausgaben fehlten. Es handelt sich um vier fehlende Ausgaben im Januar 2009 (16 von 21 Ausgaben waren verfügbar), eine fehlende Ausgabe im Juni 2010 (20 von 21 Ausgaben waren verfügbar) und zwei fehlende Ausgaben im Dezember 2011 (19 von 21 Ausgaben waren verfügbar).

spezifische Muster erkennen lassen. Werbungen, die sich in Bezug auf Mehrsprachigkeit bzw. Grenzgänger-Situation als besonders aussagekräftig erwiesen, wurden anschließend auf Aspekte des Sprachgebrauchs entsprechend anerkannter Analysemethoden des Werbediskurses (z.B. Cook 2001) einer qualitativen Analyse unterzogen. Schwerpunkt dieses Beitrags ist die qualitative Analyse. In den folgenden Untersuchungsergebnissen wurden auch Werbeprodukte aus anderen Datenquellen einbezogen, um die getroffenen Aussagen zu stützen.

4.2.1 Mehrsprachigkeit und Raumkonstruktion

Das erste Thema, das es zu diskutieren gilt, ist die Beziehung zwischen Mehrsprachigkeit und der Konstruktion nationaler bzw. transnationaler Räume in der Werbung. In diesem Abschnitt wird im Wesentlichen auf zwei Fragen eingegangen: Die Verwendung von Sprachen in Bezug zur nationalen Herkunft des Werbetreibenden und das Ausmaß der Mehrsprachigkeit in Werbungen.

Die in dem analysierten Zeitraum platzierten Werbungen stammten von unterschiedlichen luxemburgischen, französischen und belgischen Organisationen¹⁵. Als Hauptsprache der jeweiligen Werbung verwendeten die französischen und belgischen Organisationen nahezu durchgängig Französisch, und die luxemburgischen meistens Französisch oder (sehr selten) Deutsch, die traditionellen Schriftsprachen Luxemburgs. Dieses allgemeine Muster spiegelt den vorherrschenden Sprachgebrauch wider, der mit dem jeweiligen Staat (Frankreich, Luxemburg) assoziiert wird, oder im Falle Belgiens, mit der frankophonen Region des Staates.

Von dieser Tendenz, den Schriftsprachengebrauch zu reproduzieren, der mit bestimmten nationalen Räumen assoziiert wird, weicht die Verwendung von Luxemburgisch in den Werbungen ab. Horner und Weber (2008) vertreten die Auffassung, dass die zunehmende Bedeutung des Luxemburgischen in Luxemburg besonders in seinem zunehmenden Gebrauch als Schriftsprache zum Ausdruck kommt. Diese Entwicklung wurde durch anhaltende Standardisierungsprozesse befördert. Während das Luxemburgische bislang meist als ein gesprochener Dialekt des Deutschen betrachtet wurde, wurde es im Verlauf des 19. und 20. Jahrhunderts zunehmend standardisiert, so dass heute eine Standard-Schriftvariante mit offizieller Rechtschreibung, Wörterbüchern und Grammatik existiert.¹⁶ Diese

15 | Mit dem Oberbegriff ›Organisation‹ werden im Folgenden so unterschiedliche Akteur/-innen wie Unternehmen, politische Parteien, Regierungsstellen, Radiosender u.a. zusammengefasst.

16 | Abgesehen von einer oberflächlichen Reform im Jahr 1999 (vgl. Mémorial 1999) orientiert sich die gegenwärtige Rechtsschreibung an den Regeln des *Luxemburger Wörterbuch* (1975). 2009 bildete das Kultusministerium eine Arbeitsgruppe, um das bestehende Regelwerk zu modifizieren und zu vereinfachen. Ein umfassendes officielles Wörterbuch, das sich an diesen neuen Regeln orientiert – das *Lëtzebuerger Online Dictionnaire* (LOD 2007ff.) – entsteht derzeit (vgl. Gilles i.E.).

geschriebene Standardsprache wird zwar im Sprachunterricht für Migrant/-innen (z.B. in Abendkursen) unterrichtet, doch kaum an Schulen und sie ist nur wenig bekannt. Luxemburgisch wird jedoch zunehmend in schriftlichen Bereichen verwendet, v.a. in den neuen Medien (vgl. z.B. de Bres/Franziskus i.E.), mit großer orthographischer Variation. Luxemburgisch war in 11,5 % der Werbungen vertreten und war somit keine Hauptsprache der Werbung in *L'essentiel*. Dass es überhaupt vertreten war, ist jedoch an sich bereits bemerkenswert angesichts dessen, dass es erst seit kurzer Zeit als Schriftsprache benutzt wird. Wenn es in den Werbungen verwendet wurde, dann zumeist in Minimalformen (z.B. in Slogans, die ansonsten auf Französisch waren), doch gelegentlich wurde es auch weitergehend eingesetzt (z.B. einige Textpassagen auf Französisch, andere auf Luxemburgisch) und hin und wieder war der gesamte Text der Werbung auf Luxemburgisch verfasst. Besonders interessant für die Fragestellung dieses Beitrags ist, wer Luxemburgisch verwendete. Die häufigsten Nutzer des Luxemburgischen waren luxemburgische Organisationen. Etwa die Bank *Spuerkeess*, die den Slogan *Äert Liewen. Är Bank*¹⁷ verwendete, und die Versicherungsgesellschaft *Foyer*, mit *Äert Vertrauen a sécheren Hänn*¹⁸. Luxemburgische Organisationen waren die einzigen, die vollständig auf Luxemburgisch verfasste Werbungen produzierten. Zu ihnen gehören z.B. das luxemburgische Verkehrsministerium, der Kultursender *Radio 100,7*, Promoter des Films über Luxemburg *Mir wëllen net bleiwen* und politische Parteien, die Anzeigen zu Landeswahlen schalteten. In diesen Fällen scheint die Strategie darin zu bestehen, an die luxemburgische Nationalidentität zu appellieren, um bei der Bewerbung von Produkten von nationalem oder lokalem Charakter deren Authentizität zu betonen (vgl. Reddeker 2011). Luxemburgisch wurde jedoch auch von einigen Firmen benutzt, die sich in ausländischer Hand befinden. In manchen Fällen schien sich dies innerhalb des Untersuchungszeitraums zu verändern. Der multinationale Optiker *Pearle* und der belgische Supermarkt *Delhaize* z.B. brachten französische Slogans im Januar 2009, doch luxemburgische Slogans im Juni 2010 (*Är Aen a gudden Hänn*¹⁹ und *Einfach méi fir äert Geld*²⁰). Ein ausführlicheres Beispiel war eine Anzeige von *Brico Plan-It*, einem belgischen Baumarkt. Diese Anzeige enthielt auch einen Slogan auf Luxemburgisch (*Alles fir d'Haus*²¹), so dass Leser/-innen Luxemburgisch verstehen mussten, um die Botschaft zum Angebot dekodieren zu können (in großer Schrift: *Du muss déch awer entscheiden, well den 23. Juni – 20 % op 1 Artikel vun Ärer Wiel*²²). Der größere Teil des Textes, einschließlich der technischen De-

17 | Eigene Übersetzung: »Ihr Leben. Ihre Bank.«

18 | Eigene Übersetzung: »Ihr Vertrauen in sicheren Händen.«

19 | Eigene Übersetzung: »Ihre Augen in guten Händen.«

20 | Eigene Übersetzung: »Einfach mehr für Ihr Geld.«

21 | Eigene Übersetzung: »Alles für das Haus.«

22 | Eigene Übersetzung: »Du musst dich aber entscheiden, weil am 23. Juni – 20 % auf 1 Artikel Ihrer Wahl.« Der Text ist ungewöhnlich in seiner Verwendung von *awer* (aber), das

tails zu dem Angebot, war dennoch nach wie vor auf Französisch verfasst. Diese Anzeige ist ein gutes Beispiel für polyphone Werbung (vgl. Backhaus 2007), in dem Sinne dass Leser/-innen sowohl Französisch als auch Luxemburgisch verstehen müssen, um sich den vollständigen Informationsgehalt erschließen zu können, womit sich die Anzeige an ein mehrsprachiges Publikum richtet. Was können wir aus der Nutzung des Luxemburgischen durch ausländische Firmen schließen? Eine Erklärung wäre, dass die Sprache benutzt wird, um sich einen lokalen Anstrich zu geben. Dies erinnert an das von Kelly-Holmes (2005) angeführte Beispiel des Gebrauchs einer Minderheitensprache: Der britische Supermarkt *Tesco* verwendete in Irland zweisprachige irisch-englische Beschilderung und imitierte den lokalen Supermarkt *Superquinn*, »vielleicht, um irischer zu wirken, oder vielleicht um guten Willen und eine Offenheit gegenüber der lokalen Kultur zu demonstrieren«²³ (Kelly-Holmes 2005: 134). Werbetreibende könnten Luxemburgisch auch verwenden, um ein spezifisch luxemburgisches Publikum anzusprechen. Z. B. veröffentlichte eine Einzelhandelsgesellschaft jenseits der Grenze in Frankreich im Juni 2010 eine Anzeige, in der sie den Leser/-innen einen gelungenen luxemburgischen Nationalfeiertag wünschte und sie einlud, in die Stadt Thionville zu fahren, wo die Geschäfte an diesem Feiertag geöffnet sein würden.²⁴ Luxemburgisch wurde hier benutzt, um *Hierzlech Wéllkomm zu Diendenuewen*²⁵ zu sagen, wobei sogar die luxemburgische Version des Ortsnamens verwendet wurde, *Didden(h)uewen*, wenn auch in einer auffallend nichtstandardsprachlichen Rechtschreibung.²⁶ Einwohner mit luxemburgischer Staatsangehörigkeit stellen einen bedeutenden Teil der *L'essentiel*-Leserschaft dar und werden als relativ wohlhabend wahrgenommen, was bedeutet, dass sie besonders vom Einzelhandel in Frankreich, Belgien und Deutschland als Zielgruppe angesprochen werden. Die Verwendung von Luxemburgisch ist Teil dieser Werbestrategie. Die im Datenkorpus vertretenen Werbetreibenden, die außerhalb Luxemburgs angesiedelt sind, vollzogen jedoch nicht den weiteren Schritt, Anzeigen ausschließlich auf Luxemburgisch zu entwickeln. Die Verwendung von Luxemburgisch ist ein wirkungsvolles Mittel, um in den oben beschriebenen Anzeigen Raum über Sprache zu konstruieren. Im Falle luxemburgischer Organisationen bietet es sich als ein Mittel an, um eine nationale oder lokale Identität zu betonen, sich von nicht-luxemburgischen Organisationen abzusetzen und indirekt nationale Grenzen zu verstärken. Für ausländische Fir-

in diesem Zusammenhang nicht zu passen scheint, durch das Fehlen eines Verbs in der zweiten Satzhälfte und die widersprüchliche Verwendung von *du* gefolgt von *Ärer* (Ihrer).

23 | Eigene Übersetzung von: »Perhaps to make it look more Irish, or perhaps to show goodwill and an openness to the local culture«.

24 | Das obige Beispiel mit *Brico Plan-It* ist ein vergleichbarer Fall aus Belgien.

25 | Eigene Übersetzung: »Herzlich willkommen in Thionville.«

26 | *Hierzlech* ist ebenfalls eine nicht-standardsprachliche Schreibung, möglicherweise soll sie die in Luxemburg-Stadt übliche Aussprache *häerzlech* wiedergeben.

men hat die Verwendung des Luxemburgischen eine andere Funktion. Sie trägt dazu bei, die Vorstellungen der luxemburgischen Sprache als eine nur für nationale Akteure relevante Sprache zu dekonstruieren und sie stattdessen für den Gebrauch durch Akteure zu vereinnahmen, die in einem weiter gefassten regionalen Raum verortet sind. Werbetreibende aus unterschiedlichen Ländern lassen sich im Datenkorpus nicht nur anhand der Verwendung von Luxemburgisch unterscheiden, sondern auch danach, in welchem Ausmaß sie ihre Anzeigen mehrsprachig gestaltet haben. Bei mehrsprachiger Werbung ging es zumeist um ein Werbeprodukt in hauptsächlich einer Sprache, die über ein untergeordnetes Element, wie einem Slogan, mit einer anderen kombiniert war. Es gab sehr wenige hochgradig mehrsprachige Anzeigen, bei denen sich nicht mehr feststellen ließ, welche die eigentliche Hauptsprache der Anzeige war. Dieser Befund bestätigt die weitverbreitete Norm der Einsprachigkeit in Schrifttexten (vgl. Sebba et al. 2012). Wenn solche Werbungen dennoch auftraten, konnte das Ausmaß der Mehrsprachigkeit durchaus verblüffend sein. Z. B. enthielt eine Werbung des Luxemburger Flughafens 2010 folgenden Text:

junior-kulturlaf | yuppi-mini-kulturlaf | team-run | walking
sport et musique – une combination unique

Hier lassen sich durchgängig Elemente von (manchmal nicht-standardsprachlichem) Französisch, Luxemburgisch und Englisch finden. In ähnlicher Weise enthielt eine Anzeige aus dem Jahr 2010 für ein Pferdesportereignis folgenden Text:

CSI Luxembourg
Reiser Päerdsdeeg 2010
10-13 Juin
Jeudi :
Youngsters Tour
Vendredi :
International Qualifyings
Polo Night
Samedi :
Toyota Lexis Masters
Star Chef Cooking
Dimanche :
Grand Prix de Roeser
Prix P&T Luxembourg
Aire De Jeux Pour Enfants/Shopping Village
Et Specialités Culinaires

Wieder vermischen sich Französisch, Luxemburgisch und Englisch, wobei es schwierig ist, eine Hauptsprache der Werbung zu bestimmen.

Andere Fälle von Mehrsprachigkeit im Datenkorpus waren subtiler; einige Werbungen zeigten den Einfluss anderer Sprachen in der Verwendung nicht-standardsprachlicher Formen in einer bestimmten Sprache. Beispiele von Englisch in Anzeigen beinhalten nicht-standardsprachliche grammatischen Strukturen oder Morphologien, wie die Verwendung des ›deutschen‹ Bindestrichs, um zusammengesetzte Substantive zu verbinden, die Bildung von zusammengesetzten Substantiven als Einzelwörter oder die übermäßige Verwendung der Großschreibung, die den Einfluss des Deutschen oder Luxemburgischen auf das Englische und Französische anzeigt. Ein zweisprachiges Beispiel, das mehrere dieser Merkmale aufweist, ist die Werbung eines Reiseveranstalters aus dem Jahr 2009: *Events & Sightseeing, Parcs d'attractions, Day Spa, Minitrips, Citytrips, Comédies musicales, Foires et expositions.*²⁷ Vordergründig liegt hier eine Kombination von Französisch und Englisch vor, aber es zeigen sich auch Einflüsse des Deutschen in der Verwendung der Großschreibung und zusammengesetzter Substantive.

Man kann sich fragen, warum relativ wenige hochgradig mehrsprachige Anzeigen in dem Datenkorpus auffindbar sind. Dies könnte die Orientierung an der einsprachigen Norm für Schrifttexte widerspiegeln, selbst im äußerst mehrsprachigen Luxemburg. Doch alle oben genannten Fälle von Mehrsprachigkeit stammten aus den Werbungen luxemburgischer Organisationen und im Datenkorpus insgesamt lassen sich Werbetreibende aus unterschiedlichen Ländern wiederum danach differenzieren, wie geschickt sie mit dem Einsatz von Mehrsprachigkeit umgehen.

Ein gutes Beispiel dafür sind die im Datenkorpus vertretenen Werbungen von Supermärkten verschiedener nationaler Provenienz. Der luxemburgische Supermarkt *Cactus* schaltete hauptsächlich Werbungen auf Französisch, oft mit kleinen Elementen auf Luxemburgisch (z.B. *pickeg Präisser* 2009). Ein subtileres Merkmal dieser Werbungen war, Worte auf Abbildungen von ausländischen Produkten nicht zu übersetzen, wenn auf sie im Textkorpus der Werbung Bezug genommen wurde. Ein Beispiel aus dem Jahr 2009 war eine Werbung, die Abbildungen von Produkten mit den Worten »Blattspinat« und »Schinkenwurst« auf der Verpackung enthielt. Obwohl die Werbung ansonsten auf Französisch war, gaben die diesen Produkten zugeordneten Bildunterschriften die Bezeichnungen in der auf den Verpackungen benutzten Sprache, nämlich Deutsch, wieder, anstatt die französischen Übersetzungen *épinards* und *saucisson au jambon* zu verwenden. Dies war auch der Fall bei einer *Cactus*-Anzeige von 2010, in der eine Bildunterschrift die auf der Verpackung im entsprechenden Bild abgedruckte englische Bezeichnung *tealight* wiedergab, anstatt die französische Bezeichnung *bougie chauffe-plat* zu benutzen. Demgegenüber waren Werbungen des französischen Supermarkts

27 | Eigene Übersetzung: »Events & Sightseeing, Freizeitparks, Schönheitsfarmen, Mini-Reisen, Städtereisen, Musicals, Messen und Ausstellungen.«

Auchan stets zur Gänze auf Französisch, wobei in den Bildunterschriften alle Produkte mit nicht-französischen Namen sorgfältig ins Französische übersetzt waren. Der belgische Supermarkt *Delhaize* neigte auch eher dazu, Produktnamen ins Französische zu übersetzen, obwohl er 2010 eine flämische Bildunterschrift brachte (*harengs-matjes*). Dieser Sprachgebrauch reproduziert gefühlte nationale Tendenzen des Sprachgebrauchs (mehrsprachig in Luxemburg, einsprachig in Frankreich, zweisprachig in Belgien).

Insgesamt lassen die im Datenkorpus erfassten luxemburgischen Organisationen eine größere Vielfalt an mehrsprachigen Elementen in ihre Werbung einfließen (und teilweise in recht subtiler Weise) als Organisationen aus den Nachbarländern, ungeachtet der Tatsache, dass diese ebenfalls in Luxemburg Werbung betreiben. Während im Allgemeinen Werbetreibende aus allen vertretenen Ländern sich in ihren Werbungen an eine Hauptsprache hielten (was die Wirkmächtigkeit der einsprachigen Norm bestätigt), war bei luxemburgischen Werbetreibenden gelegentlich ein viel höheres Maß an mehrsprachigen Praktiken zu beobachten, worin sich vermutlich die Mehrsprachigkeit des nationalen Raumes widerspiegelt.

4.2.2 Grenzen und Raumkonstruktion

Wenn die im vorigen Abschnitt behandelten mehrsprachigen Praktiken indirekt zur Konstruktion weitgehend nationaler Räume beitragen, so enthält der Datenkorpus auch direktere Bezüge zu nationalen und transnationalen Räumen. In diesem Abschnitt geht es nun um den Bezug zwischen Werbungen und Grenzgänger-Kontext. Werbungen von Unternehmen, die jenseits der Grenze angesiedelt sind bzw. für Veranstaltungen auf der anderen Seite der Grenze werben, sind in Luxemburg alltäglich. Diese Werbungen setzen die Zeitungswerbungen implizit in einen regionalen und supranationalen Kontext. Hier liegt der Schwerpunkt aber auf Fällen, bei denen der Grenzgänger-Kontext in den Werbungen ausdrücklich angesprochen wurde und somit zur Konstruktion von nationalen bzw. transnationalen Räumen beigetragen wird.

Im Datenkorpus waren nur sehr wenige explizite Bezüge zur Großregion aufzufinden. 2009 führte eine luxemburgische Sprachschule, die Unterricht in Englisch, Französisch, Deutsch und Luxemburgisch anbot, die Bezeichnung *Grande Région* als Teil ihres Namens (*in lingua Grande Région*), und 2010 warb die Gemeinde Sanem für eine Gartenschau, die sie als *une manifestation unique dans sont [sic!] genre dans la grande région²⁸* bezeichnete. Die Bezeichnung kam in keiner anderen Werbung vor.

Mehrere Werbungen, die speziell Grenzgänger/-innen als Zielgruppe avisierten, bezogen sich direkt auf den Grenzgänger-Kontext. 2009 warb das luxem-

28 | Eigene Übersetzung: »Ein einzigartiges Ereignis seiner Art in der Großregion.«

burgische Sportzentrum *Fitness Zone* für ein *Pack Frontaliers*²⁹. 2010 bot sich die Gewerkschaft LCGB als *le syndicat luxembourgeois pour frontaliers*³⁰ an, und die französische Bank *Banque Populaire Lorraine-Champagne* gab an, sie würde ihre Kunden *accompagne[r] au-delà de nos frontières*³¹ und dass sie *la banque des frontaliers*³² sei. Viele derartige Werbungen neigten eher dazu, die Grenze zu verstärken anstatt ihre Bedeutung zu relativieren. Z. B. brachte die luxemburgische Bank BGL im Jahr 2010 eine Werbung, die zeigte, wie Grenzgänger/-innen bei ihrer Ankunft im Luxemburger Bahnhof befragt wurden – eine für die Grenze sehr symbolische Situation – und eine Werbung aus 2010 des Mobilfunkanbieters LUXGSM konstruierte eine komplexe Metapher von Grenzgänger/-innen, die zwei Brillen besitzen: eine Brille für die Woche und eine Sonnenbrille fürs Wochenende. LUXGSM fragte in der Werbung *frontaliers, vous en avez marre de choisir?*³³ und schlug ihnen vor, ein Mobiltelefon zu kaufen, das sie sowohl in Luxemburg als auch in ihrer Heimat benutzen konnten. Derartige Werbungen streichen die Grenze als einen Störfaktor heraus, anstatt eine grenzenlose Region zu konstruieren.

Implizitere Bezüge zu Grenzen zeigten sich in der Art und Weise, wie Werbetreibende in Werbungen ihren geographischen Standort angaben. Im gesamten Datenkorpus finden sich Werbungen, die lediglich den Ortsnamen erwähnen (z.B. Messancy), während andere auch das Land aufführen (z.B. Messancy (Belgique)). Eine Werbung für den Konzertveranstaltungsort *Rockhal* von 2009 informierte darüber, dass der Standort Esch-sur-Alzette sich in Luxemburg befindet, bevor auf die in Kilometern angegebene Entfernung von Nancy (Frankreich), Metz (Frankreich) und Saarbrücken (Deutschland) hingewiesen wurde. 2010 gab es zwei interessante Werbungen, in denen ein Hinweis auf das Land auffallend fehlte. Im ersten Fall verwendet das Vertriebsunternehmen *McArthur Glen Luxembourg* die Bezeichnung ›Luxemburg‹ in seinem Firmennamen, obwohl es sich eigentlich in Belgien befindet (direkt hinter der Grenze, in Messancy). Zwar ließe sich der Name auch als ein Hinweis auf die belgische Region Luxemburg deuten, in der sich das Unternehmen befindet, doch ist wahrscheinlicher, dass man innerhalb des Großherzogtums den Namen im nationalen Sinne begreift. Beim zweiten Fall handelt es sich um die *Chocolaterie du Luxembourg*, die sich, wie nähere Nachforschung ergab, tatsächlich gleich hinter der Grenze in Frankreich befindet. Sowohl deutliche Hinweise auf Standorte und weitaus weniger deutliche Hinweise auf Standorte deuten darauf hin, dass nationale Unterschiede von Werbetreibenden als wichtig wahrgenommen werden. Wäre das nicht der Fall, gäbe es keinen Anlass, sie mit solchem Aufwand zu verschleiern. Ich möchte behaupten, dass in die-

29 | Eigene Übersetzung: »Grenzgängerpaket.«

30 | Eigene Übersetzung: »Die luxemburgische Gewerkschaft für Grenzgänger/-innen.«

31 | Eigene Übersetzung: »Jenseits unserer Grenzen begleiten.«

32 | Eigene Übersetzung: »Die Bank der Grenzgänger/-innen.«

33 | Eigene Übersetzung: »Grenzgänger/-innen, seid ihr es satt zu wählen?«

sen Werbungen die Grenzen eher wieder verstärkt anstatt dekonstruiert werden. Bislang wurden in diesem Beitrag in Bezug auf den Datenkorpus zwei Themen getrennt behandelt, und zwar Mehrsprachigkeit und Raumkonstruktion einerseits, und Grenzbezüge und Raumkonstruktion andererseits. Tatsächlich können diese beiden Themen auch innerhalb ein und derselben Werbung zusammenfallen. So startete z.B. der Mobilfunkanbieter *Tango* im September 2012 eine Werbekampagne auf dem Vorplatz des Bahnhofs der Stadt Luxemburg. Dabei ging es um vier an einem Metallrahmen befestigte Reklametafeln und sie richtete sich an Grenzgänger/-innen – vermutlich jene, die auf ihrem Weg vom Bahnhof zur Arbeit daran vorbeikämen. Auf der Haupttafel stand, Grenzgänger/-innen – wie die drei Abgebildeten – sollten *[choisir] Tango FreeBorders pour appeler, surfer et envoyer des SMS depuis [leur] pays d'origine*³⁴. Der Text unter dem Hauptbild bezog sich auf das Produkt als *la solution que tous les frontaliers attendaient*³⁵. Auf den anderen drei Tafeln war jeweils ein Grenzgänger abgebildet, präsentiert als *Marc le frontalier, Lisa die Grenzgängerin* und *Amélie la frontalière*³⁶. Unter dem Bild der drei Grenzgänger/-innen stand, dass sie *Tango FreeBorders* gewählt hatten, um alle ihre Freunde anzurufen, wo auch immer sie sich befinden. Auf den ersten Blick scheint es sich bei der Botschaft dieser Werbekampagne um das Überschreiten von Grenzen zu drehen, deutet doch der Produktnamen *FreeBorders* und der Inhalt des Werbetextes an, dass die Grenze kein Hindernis darstellt, um das Produkt in Luxemburg, Frankreich, Belgien oder Deutschland zu nutzen. Die sprachlichen und optischen Merkmale der Werbung legen allerdings etwas anderes nahe. Zunächst einmal ist die Wahl der Sprache bezeichnend. Während die Haupttafel komplett auf Französisch war, folgte die Sprache bei den anderen jener des Herkunftslandes der jeweils abgebildeten Grenzgänger/-innen: So finden wir Französisch für Marc, Deutsch für Lisa und Französisch für Amélie. Dies reproduziert den nationalen (oder im Falle Belgiens, regionalen) Standard-Sprachgebrauch jedes Landes und spiegelt die weitverbreitete Ideologie von ›eine Nation, eine Sprache‹ (vgl. Woolard 1998) wider, die postuliert, dass jeder Nationalstaat (oder im Falle Belgiens jede Region) nur eine legitime Sprache besitzt, die mit ihm bzw. mit ihr assoziiert wird. Dieser Sprachengebrauch wurde durch die Verwendung der Nationalflaggen in zwei Kreisen zu beiden Seiten des Kopfes des/der Grenzgänger/-in verstärkt (wodurch er/sie im Niemandsland dazwischen platziert wird), wobei der Text durch die verbale Gegenüberstellung *il vit en France*³⁷ (im Kreis links) und *il travaille au Luxembourg*³⁸ (im Kreis rechts) die Trennlinie zwischen

34 | Eigene Übersetzung: »[Sollten] *Tango FreeBorders* benutzen, um von ihrem Herkunftsland aus anzurufen, zu surfen und SMS zu schicken.«

35 | Eigene Übersetzung: »Die Lösung, auf die alle Grenzgänger/-innen gewartet haben.«

36 | Eigene Übersetzung: »Der Grenzgänger Marc, die Grenzgängerin Lisa und die Grenzgängerin Amélie.«

37 | Eigene Übersetzung: »Er lebt in Frankreich.«

38 | Eigene Übersetzung: »Er arbeitet in Luxemburg.«

den Nationalstaaten untermauert. Trotz des Versuchs, sich an den ›grenzenlosen‹ Praktiken der Grenzgänger/-innen zu orientieren, bewirkt die Werbekampagne insgesamt durch sprachliche wie durch nicht-sprachliche Mittel eine Reproduktion von Grenzen.

4.2.3 Fazit

Dieser Beitrag hat sich auf einen umfänglichen Korpus von Zeitungswerbungen und zusätzlich auf eine Werbekampagne außerhalb von Zeitungen gestützt, um die Verbindungen zwischen mehrsprachiger Werbung und Regionalisierung in Luxemburg zu untersuchen. Dabei lag der Schwerpunkt darauf, im Datenkorpus zwischenräumliche Praktiken auf sprachlicher und räumlicher Ebene ausfindig zu machen. So lässt sich feststellen, dass zwischenräumliche sprachliche Praktiken durchaus vorkommen. Beachtenswert z.B. ist die (zugegebenermaßen seltene) Verwendung von Luxemburgisch durch ausländische Unternehmens und der zumindest teilweise herausgearbeitete Einsatz mehrsprachiger Praktiken durch Werbetreibende aller vertretenen Länder. Diese Werbungen weichen von der einsprachigen Norm ab, die gewöhnlich bei Schrifttexten gilt, und deuten auf die Möglichkeit von fließenderen sprachlichen und räumlichen Beziehungen hin. Trotzdem zeichnet sich als Grundmuster ab, dass der Sprachgebrauch ein ziemlich exaktes Spiegelbild des vorherrschenden Sprachgebrauchs innerhalb des jeweiligen Staatsgebiets darstellt, aus dem der Werbetreibende kommt. Ausgesprochen mehrsprachige Praktiken beschränken sich auf Werbetreibende, die aus dem mehrsprachigen Luxemburg stammen; und selbst die Verwendung des Luxemburgischen durch ausländische Werbetreibende lässt sich eher als ein Hinweis auf den nationalen Raum Luxemburg deuten statt als Konstruktion eines gemeinsamen regionalen Raumes. Diese sprachliche Untermauerung des Nationalen zeigt sich auch in direkteren Bezügen zum Grenzgänger-Kontext innerhalb der Werbungen, die dazu neigen, räumliche Grenzen zu verstärken, auch wenn sie sich auf die Personen richten, die sie überschreiten. Letztendlich kann man hieraus den Schluss ziehen, dass mehrsprachige Praktiken ebenso wie Bezüge zu Grenzen im Datenkorpus zwar auf den ersten Blick zwischenräumliche Merkmale zeigen, doch im Grunde wenig dazu beitragen, eine transnationale Region zu konstruieren, sondern im Gegenteil eher dazu neigen, bestehende nationale Staatsgrenzen zu verstärken. In Bezug auf die hier erfassten und näher untersuchten Werbungen scheinen Identitätskonstruktionen, für die wahrfahrt zwischenräumliche sprachliche und räumliche Praktiken von Bedeutung sind, eher selten vorzuliegen.

4.3 DIE KÜNSTLERISCHEN UND KULTURELLEN EINSÄTZE DER FÜR DEN *KUNSTPREIS ROBERT SCHUMAN* AUSGEWÄHLTEN WERKE: AUSSTELLUNGS- UND PUBLIKATIONSRÄUME – ORTE DER VERWANDLUNG UND DES KÜNSTLERISCHEN UND KULTURELLEN ZWISCHENRAUMES?

Paul di Felice

»Bei einer Kunstaustellung kommen komplexe Beziehungen zum Tragen zwischen dem, was gezeigt wird, und dem, was gesagt wird; zwischen den verschiedenen Autoren dessen, was gesagt wird, und dem Kontext, in dem sie es sagen; zwischen den Besuchern und dem, was ihnen möglich ist zu lesen oder zu verstehen. Ebenfalls zum Tragen kommen hier die gesellschaftlichen Vorstellungen von dem, was eine Ausstellung (zeitgenössischer Kunst), ein Vermittlungstext oder ein Besuch zu sein hat«³⁹ (Glicenstein 2013: 166).

Der Preis⁴⁰, benannt nach Robert Schuman, einem der Gründungsväter der europäischen Gemeinschaft, wurde im Jahr 1991 als Kunstbiennale ins Leben gerufen, um die Entwicklung des Kultur- und Kunstaustausches zu fördern und die gemeinsamen ›Identitäten‹ zwischen den vier Städten Luxemburg, Metz, Saarbrücken und Trier zu stärken. Dieses alle zwei Jahre abwechselnd in einer der vier Städte stattfindende Ereignis⁴¹ vollzieht sich seit 1995 in der Weise, dass die ausrichtende Stadt die Kurator/-innen (eine/n für jede Stadt) bestimmt, die ihrerseits die mit je fünf Arbeiten vertretenen Künstler/-innen auswählen. Diese Werke werden in einer Ausstellung präsentiert, die von einem zweisprachigen (deutsch-französisch) Katalog begleitet wird, und von einer achtköpfigen Jury beurteilt.

Durch den steten Wechsel von künstlerischen und kulturellen Akteuren (Künstler/-innen und Kurator/-innen bzw. Jury und Kulturverantwortliche) wird gewährleistet, dass die zwar komplizierte doch gut strukturierte Wettbewerbsarchitektur sehr organisch und dynamisch bleibt.

39 | Eigene Übersetzung von: »Dans des expositions se jouent des relations complexes entre ce qui est montré et ce qui est dit ; entre les différents auteurs de ce qui est dit et le contexte où ils le disent ; entre les visiteurs et ce qu'il leur est possible de lire ou de comprendre. Ici se jouent aussi des représentations sociales de ce que doit être une exposition (d'art contemporain), un texte de médiation, une visite.«

40 | Der mit 10.000 Euro dotierte Preis wird einem/r oder mehreren der ausgewählten Künstler/-innen verliehen. Neben diesem Geldbetrag verschafft die Zuerkennung des *Kunstpreis Robert Schuman* dem/r Künstler/-in und seinem/ihrem Werk auch größere öffentliche Sichtbarkeit und Anerkennung.

41 | Mit Ausnahme des Jahres 1993, in dem kein Preis verliehen wurde, weil nach Meinung der Juror/-innen die eingereichten Beiträge den internationalen Qualitätskriterien nicht genügten.

Die künstlerischen und kulturellen Einsätze für die ausrichtende Stadt sind beträchtlich, weil sie es ist, die die Ausstellungsorte bestimmt und die Auswahl der Kurator/-innen koordiniert. Sie muss sich über Fragen der Vermittlung und Rezeption der Werke Gedanken machen, die Arbeiten in den Kontext ihrer eigenen lokalen Kulturpolitik setzen und es ihnen gleichzeitig ermöglichen, in Kreisen der zeitgenössischen Kunst jenseits der Grenzen Anerkennung zu erlangen. Doch wie verhalten sich nun Ausstellungsdispositiv und Katalogkonzept zu der Dynamik, die sich aus der Gegenüberstellung zwischen lokaler bzw. regionaler Kunst- und Kulturdiskurse und der internationalen zeitgenössischen Kunst ergeben?

Wenn man den Katalog, als einziger offizieller und dauerhafter Verweis zur Ausstellung, als einen anderen Raum der Ausstellungspräsentation auffasst, so kann man sich die Frage stellen, wie dieser Raum den Übergang des im Entstehen begriffenen Werkes vom Atelier zur Ausstellung begünstigen kann. Erlauben es Ausstellung und Katalog, die Arbeiten in einem Raum der Gegenüberstellung und des Austausches miteinander in Beziehung zu setzen?

Im Rahmen dieses Beitrages werden wir uns auch mit der Frage der künstlerischen Anerkennung beschäftigen, ausgehend von Themen, die mit dem Ereignis *Kunstpreis Robert Schuman* untrennbar verbunden sind, nämlich der Gegensatz zwischen Regionalismus und Internationalismus, wie auch der Kontrast zwischen lokaler und internationaler zeitgenössischer Kunst.

Gleichzeitig wollen wir in dieser Fallstudie auch der Frage der künstlerischen und kulturellen Darstellung nachgehen, indem wir auf die präsentierten Werke und die sie begleitenden Texte Bezug nehmen. Wir werden die Vermittlung und die Rezeption der Werke untersuchen, indem wir überprüfen, inwieweit der Katalog das Potential hat, ein anderer Ausstellungsraum zu sein, sogar zu einem Zwischenraum zu werden, wo die Verwandlung der ›lokalen/regionalen‹ künstlerischen Arbeit stattfinden kann, gerichtet auf internationale Anerkennung über kulturelle und künstlerische Identitätskonstruktionen und -dekonstruktionen.

Methodisch werden wir so vorgehen, dass wir anhand von Beispielen aus dem Katalog der ausrichtenden Stadt vier Themen analysieren, die den Preis als »Interaktionsort« und als »Ort der Produktion und Reflexion des gesellschaftlichen Diskurses«⁴² zeigen (Davallon 1992: 103). Genauer gesagt werden wir zeigen, wie in dem Kunstpreis eine Zwischenräumlichkeit und eine produktive Spannung zwischen zwei Diskurs- und Praxistypen zum Ausdruck kommt, zwischen der internationalen Ausrichtung von zeitgenössischer Kunst einerseits und der regionalen Verankerung andererseits. Die ausgewählten Kunstwerke spielen häufig mit und entziehen sich dieser lokalen Verwurzelung, indem sie sich den grenzüberschreitenden Charakter der entsprechenden Region zu Nutze machen, eben gerade um einen internationalen künstlerischen und kulturellen Diskurs anzustreben.

42 | Eigene Übersetzung von: »Lieu d'interaction«, »Lieu de production et de réflexion du discours social«.

Dieses Oszillieren zwischen dem Lokalen und dem Globalen vollzieht sich auf verschiedene Weise. Wir haben vier Schwerpunkte ausgemacht, die sich bei den folgenden Ausgaben des Preises recht deutlich beobachten ließen:

- Luxemburg 1995: Kann man von einer europäischen Ausrichtung und von der Einschreibung der grenzüberschreitenden regionalen Kunst in die internationale zeitgenössische Kunst sprechen?
- Metz 2001: Kunst als Beseitigung der Grenzen?
- Saarbrücken 2005: Politische Diskurse, engagierte, ästhetische Arbeiten?
- Trier 2007: Der Katalog als Raum des ästhetischen Austausches und als Zugang zu neuen künstlerischen Tendenzen?

Nach dem Fiasko von 1993 versuchte man 1995, als die Verleihung im Rahmen des Ereignisses *Luxemburg, Kulturhauptstadt Europas* stattfand, dem Preis neues Leben einzuhuchen, indem man ihm eine europäische Ausrichtung gab und die regionale grenzüberschreitende Kunst in die internationale zeitgenössische Kunst einordnete. Metz 2001, wo das Konzept von Kunst als Beseitigung von Grenzen zentral stand, war ein weiterer wichtiger Schritt.

Bei Saarbrücken 2005 versuchte man über den regionalen Rahmen hinauszugehen, indem man sich, ohne erkennbare Beziehung zum Ausstellungsstandort, politischen, ethischen und ästhetischen Diskursen zuwandte. Hierbei handelt es sich allerdings nicht um eine lineare Entwicklung: Die Ausgabe von 2007 in Trier, die im Rahmen von *Luxemburg und Großregion – Kulturhauptstadt Europas* stattfand, kehrte zur Kunst als Bindeglied zwischen Region und der Welt der zeitgenössischen Kunst zurück. Doch fällt hier mehr als bei anderen Ausgaben auf, dass die von den im Jahr 2007 ausgewählten Künstler/-innen betriebenen radikalen Auseinandersetzungen in den regionalen und globalen künstlerischen Produktionen von einem wenig versierten regionalen Publikum nicht immer verstanden wurden. Die Kommunikation der Ausstellung und des Kataloges lässt dennoch das Anliegen der Akteure des Preises erkennen, beim Publikum die Akzeptanz zeitgenössischer Kunst zu fördern. Wir werden sehen, wie es über den Katalog gelungen ist, zu einem besseren Verständnis der neuen internationalen künstlerischen Strömungen in einem regionalen Kontext beizutragen.

4.3.1 Luxemburg 1995: Kann man von einer europäischen Ausrichtung und von der Einordnung der grenzüberschreitenden regionalen Kunst in die internationale zeitgenössische Kunst sprechen?

Nach einem ersten Versuch im Jahr 1991 (gewissermaßen ein Testlauf) und nach dem Misserfolg von 1993, wurde der *Kunstpreis Robert Schuman* im Jahr 1995 in Luxemburg neu aufgelegt.

Im Rahmen des Kulturjahres *Luxemburg, Kulturhauptstadt Europas 1995* gab sich der Preis – um ein höheres Maß an künstlerischer Qualität sicherzustellen – eine im Vergleich zu 1991 neue Struktur: Vier renommierte Kurator/-innen wurden eingeladen, jeweils vier Künstler/-innen aus einer Stadt vorzuschlagen.

Luxemburgs Entscheidung, den Schweizer Urs Raussmüller, 1982/83 Gründungsmitglied der *Hallen für Neue Kunst* in Schaffhausen⁴³, mit der Projektkoordination zu beauftragen, war einschneidend. Als Verantwortlicher für die Umgestaltung des *Casino Luxembourg – Forum d'art contemporain* zu einem Ausstellungsort während des Kulturjahres wurde Raussmüller von der Stadt Luxemburg auch beauftragt, die luxemburgischen Bewerber für den *Kunstpreis Robert Schuman* auszuwählen. Mit seinen Aktivitäten als Leiter der *Hallen für Neue Kunst* hatte er sich im Bereich der Museographie der zeitgenössischen Kunst einen Namen gemacht. Das *Casino Luxembourg* richtete 1995 mit sogenannten *White Cubes* ein Ausstellungskonzept ein, bei dem die klassische Gebäudesubstanz unversehrt blieb und eine neutrale Atmosphäre geschaffen wurde, in der die zeitgenössischen Werke besonders gut zur Geltung kamen. Als Kurator des *Kunstpreis Robert Schuman* war er auch für die Museographie des Ausstellungsortes, die Halle Victor Hugo, verantwortlich. Wie die Bürgermeisterin Lydie Würth-Polfer im Vorwort des Kataloges unterstrich: »Urs Raussmüller gelang in der Victor-Hugo-Halle eine Ausstellungsarchitektur, die zurückhaltend und den Objekten gemäß ist«⁴⁴ (Katalog 1995: 4).

Der *Kunstpreis Robert Schuman*, eines von vielen Kunstereignissen im Programm des Kulturjahres, wurde für Raussmüller zur Herausforderung, eine künstlerische Herangehensweise aus der Taufe zu heben, die originell ist und überzeugt. Diese hebt eher auf einen Prozess ab, der sich in die Logiken der zeitgenössischen Kunst einreihlt als auf ein qualitativ hochstehendes Einzelwerk.

So ist ihm die Gegenüberstellung der Werke und der Künstler/-innen in einem Raum wichtig und er favorisiert die Rezeption durch Dokumentierung und Verbreitung:

43 | Mit einer Fläche von mehr als 5.000 m² war dieses Museum, das über eine große Sammlung von Konzeptkunst, *arte povera*, *minimal art* und *land art* verfügt, lange Zeit ein Vorbild für Museen zeitgenössischer Kunst.

44 | Französisches Original: »réunit seize créateurs retenus dans une présentation architecturale très sobre et très adaptée.«

»Die Verleihung eines Kunstreis es hat nur dann einen Sinn, wenn das Ziel nicht in der Auszeichnung eines einzelnen, sondern in der Beschäftigung mit vielen gesehen wird. Der Preis liefert den Vorwand, einen Arbeits- und Orientierungsprozess auszulösen, in den weit mehr als die betroffenen Künstler einbezogen sind, und darin liegt seine primäre Bedeutung«⁴⁵ (ebd.: 7).

Lydie Würth-Polfer spricht, als politisch Verantwortliche, auch von der Bedeutung der Veranstaltung in Bezug auf die grenzüberschreitende Vermischung von Ideen und Anliegen. Für sie zeigt der Kunstreis die Qualität des zeitgenössischen Kunstschaffens, das selbst über die Großregion hinausreicht:

»Schon seit geraumer Zeit inspirieren die kulturellen Gemeinsamkeiten der Bewohner der Grenzregion um die Städte Luxemburg, Metz, Saarbrücken und Trier die kulturpolitisch Verantwortlichen zu immer wieder neuen Projekten. Im Robert-Schuman-Preis, der nach seiner Neugestaltung einen Überblick über die besten zeitgenössischen Kunstwerke in unserem grenz- und regionenübergreifenden Raum gibt, findet – mehr als in jeder anderen Veranstaltung – der europäische Geist seinen Ausdruck« (ebd.: 5).

Diese europäische und internationale Dimension wird auch durch die Wahl der nominierten Künstler/-innen unterstrichen. Es ist vor allem der Kurator von Saarbrücken, Jo Enzweiler, der, während er das zu niedrige Niveau der Bewerbungen von 1993 beklagt, den politischen und künstlerischen Einsatz des Kunstreises erhöht, indem er seine Künstlerauswahl folgendermaßen rechtfertigt:

»Damit von Anfang an dieses angestrebte Niveau auch erreicht werden kann, habe ich mich darauf festgelegt, bei meinem Vorschlag Künstler zu berücksichtigen, die über ein anschauliches, umfangreiches und öffentlich wirksames Œuvre verfügen«⁴⁶ (ebd.: 18).

Er war es, der den Künstler Wolfgang Nestler nominierte – der dann Preisträger von Luxemburg 1995 wurde. Die vier Koordinatoren haben allesamt den Akzent auf eine starke Persönlichkeit und Ausdrucksfreiheit der nominierten Künstler/-innen gelegt. Raussmüller erinnert im Katalog daran:

»Das erlernbare Geschick im Umgang mit Materialien und Formen auf der Fläche oder im Raum oder die visuell geglückte Umsetzung einer bestimmten Thematik sind darum als solche keine ausreichende Vorgabe für eine Bewertung künstlerischer Qualität. Was in der Kunst zählt ist einzig uneingeschränkte Individualität – die subjektive Haltung des Künst-

45 | Die Originalzitate von Urs Raussmüller, Bazon Brock, Jo Einzweiler und René Kockelkorn sind auf Deutsch.

46 | Französische Übersetzung im Katalog: »Afin de parvenir à ce niveau, je me suis engagé à choisir, en soumettant ma proposition, des artistes dont l'œuvre est expressive, riche et visuellement convaincante.«

lers, die in der Verdichtung im Kunstwerk (welche Erscheinungsform es auch immer annimmt) im Verlauf der Zeit Allgemeingültigkeit erlangt«⁴⁷ (ebd.: 6).

Die Sinnverschiebung zwischen der deutschen und der französischen Textfassung unterstreicht die Bedeutung der »einzigartigen Persönlichkeit« der Künstler/-innen und ihrer »Ausdrucksfreiheit« (ebd.: 9).

Wolfgang Nestler, der zuvor an der bedeutenden, alle fünf Jahre in Kassel stattfindenden Kunstausstellung *Documenta* teilgenommen hatte (1977 und 1987), legte ein Werk vor, das dieses längere Engagement durch ein neues, von der *minimal art* inspiriertes bildnerisches Konzept bestätigt. Seine internationale Anerkennung – die Kunstkritik vergleicht ihn mit dem großen amerikanischen Künstler Richard Serra, in Luxemburg bekannt durch seine Skulptur *Exchange*, die 1996 auf dem Kirchberg aufgestellt wurde – macht ihn zum idealen Repräsentanten dieser europäischen und internationalen Entwicklung einer Kunst, die sich vom Regionalismus emanzipiert hat: »Wolfgang Nestler war, parallel zu dem Amerikaner Richard Serra, der maßgebliche europäische Protagonist des neuen Paradigmas – denn es handelte sich um ein Paradigma, nicht um eine rasch erschöpfte Stilvariante« (Schneckenburger 2013).

Luxemburg 1995 richtete sich somit eher auf ein Œuvre, das zeitlich Bestand hat, auf die bildnerischen und formalen Qualitäten des künstlerischen Zugangs und seine internationale Anerkennung, also auf das Gesamtwerk einer Persönlichkeit, anstatt auf die ästhetische Qualität eines Einzelwerkes.

Das im Rahmen dieses Kulturjahres stattfindende Ereignis stellte somit die bildnerische Qualität der Künstler/-innen der Region heraus, indem der Preis einem Künstler verliehen wurde, dessen Werke bereits den Status europäischer und internationaler Kunst erlangt hatten. Anstatt einem/r jungen Künstler/-in als Sprungbrett für eine internationale Karriere zu dienen, hat der Preis hier das Renommee eines Künstlers genutzt, um seine eigene Anerkennung und sein eigenes Ansehen zu stärken, indem er eine Persönlichkeit vorstellte, die bereits internationale künstlerische Anerkennung erlangt hatte.

47 | Französische Übersetzung im Katalog: »La maîtrise acquise des matériaux et des formes, à plat ou dans l'espace, ou la transposition réussie d'un sujet donné ne suffisent pas, en soi, à évaluer la qualité artistique. Ce qui importe dans l'art, c'est la personnalité unique et libre de s'exprimer, le comportement subjectif de l'artiste qui, en se concentrant sur son œuvre (quelle que soit son apparence) parvient, avec le temps, à la reconnaissance universelle.« Eine inhaltliche Verschiebung zwischen dem französischem und dem deutschen Text von »uneingeschränkte Individualität« auf »personnalité unique et libre de s'exprimer« schreibt der Persönlichkeit der Künstler/-innen einen höheren Stellenwert zu.

4.3.2 Metz 2001: Kunst als Beseitigung der Grenzen?

Die Besonderheit der Ausgabe von 2001 in Metz lag darin, ein Ereignis zu organisieren, das drei Ausstellungen an drei renommierten städtischen Standorten umfasste.⁴⁸ »Das Kunstwerk lädt uns ein«, wie Jean-Marie Rausch, Bürgermeister der Stadt Metz in seinem Vorwort schreibt, »noch einmal neue Wege zu entdecken und über die Gräben der Geschichte zu gehen. In diesem europäischen Raum kann jeder wachsen und ein Teil von sich selbst aufbringen« (Katalog 2001: 7).

Die Koordinatoren unterstrichen auch die Originalität und das partizipative Format der Veranstaltung. Die Vervielfältigung der Ausstellungsorte und die Fragmentierung der Arbeiten – präsentiert in so unterschiedlichen Ausdrucksformen wie Video, Installation, Fotografie, Text und Malerei – verliehen Metz 2001 einen ausgeprägten Eventcharakter.

Der *Kunstpreis Robert Schuman* in seiner neuen Ausrichtung hatte nun den Anspruch, das Dispositiv der Ausstellung ebenso wie die Kommunikation mit der Öffentlichkeit zu erneuern, indem Räume geschaffen wurden, die sich eher zur Darstellung von Prozessen als von fertigen Werken eignen. Die Abschaffung aller Arten von Grenzen sollte auch in der Art und Weise der Präsentation deutlich werden. Die Ausstellung sollte als ein flüssiges und durchlässiges Dispositiv gedacht werden, wie es Reesa Greenberg beschreibt:

»Ein Modell, das die Ausstellung weniger als eine Einheit begreift und eher als ein Ereignis, weniger als abgeschlossen und fix und eher wie ein zeitweilig flüssiges Phänomen, weniger als insulare Konstruktion und eher als eine Beziehungsstruktur in ihren internen und externen Verbindungen, weniger als Ansprache und eher als Gespräch« (Greenberg 1995, zitiert von Eliza Duguerova in Caillet/Perret 2002: 73).

In dieser Metzer Ausgabe lag der Schwerpunkt auf der Fluidität und Flexibilität der Künstler/-innen, die durch ihre kreative Arbeit Öffnungen, Übergänge und Räume des Austausches evozieren, die über ideologische und geographische Grenzen hinausgehen. Laure Faber und Bettina Heldenstein, die Koordinatoren für die Stadt Luxemburg, unterstreichen:

»Künstlerische Arbeit macht nicht an Grenzen halt. Künstler brauchen Grenzen noch nicht einmal zu ignorieren oder zu tilgen, da diese für sie, genau genommen, nicht existieren. Es sind nur fiktive Linien, die ein Wirkungsfeld begrenzen, innerhalb dessen einige Menschen Macht ausüben. Das Wirkungsfeld der Künstler ist jedoch die ganze Welt so wie sie sie erleben und wahrnehmen. Sie ist gleichzeitig Materie und Subjekt« (Katalog 2001: 13).

48 | Die Ausstellungsstandorte in Metz waren das Musée de la Cour d'Or, das Arsenal und die Ecole des Beaux-Arts.

Ihre Künstlerwahl, vor allem mit Su Mei Tse (Preisträgerin), eine junge Künstlerin, die einem multikulturellen Milieu entstammt (in Luxemburg geboren, englische Mutter, chinesischer Vater), und Yvan Klein, der seine Serie in Japan präsentierte, trägt zu diesem Gedanken der Öffnung bei, den zeitgenössische Kunst zu vermitteln vermag, indem sie die auferlegten Rahmen sprengt. In ihrem Vorstellungstext sagen es die beiden Luxemburger Koordinatoren ganz deutlich:

»Weder ihre Herkunft, noch ihre Ausbildung oder ihre Interessen beschränken sich auf Europa. Die Auswahl dieser Künstler, deren Arbeiten Zeugnisse einer offenen Sichtweise sowie eines wirklichen Engagements in der Gegenwart sind, erscheint uns gerechtfertigt für einen Preis auf regionaler Ebene, der gleichzeitig international Geltung beansprucht« (ebd.: 13).

Es ist, als wäre dieser Jahrgang ausdrücklich auf eine ferne Welt gerichtet, eine künstlerische Reise, die die Besucher weit über die regionalen Grenzen und die mit dem Städtenetzwerk *Quattropole* verbundenen Themen führen soll. Als hätten die Koordinatoren die Künstler/-innen eingeladen, um »im Jenseits zu irren, weit entfernt von geografischen Grenzen und ideologischen Einschränkungen, die ihnen aufgezwungen wären, um sie zu einem kulturellen Produkt, das wie Ware behandelt würde, zu reduzieren«, wie es Bernard Copeaux, Koordinator von Metz, im Katalog ausdrückt (ebd.: 23).

Die Dyptichen der Serie *Nippon Inside/out* des Luxemburgers Yvan Klein illustrieren diesen Wechsel in eine andere Kultur, wo statische Innenansichten mit dynamischen Außenansichten kontrastieren, in einer Gegenüberstellung von Tradition und Moderne. Die Assoziation aleatorischer Bilder, oft durch die formalen Komponenten der Fotografie bestimmt, provoziert beim Betrachter eine kulturelle Verschiebung der Auseinandersetzung.

In der Installation *Si lo desea, cante!* von Dieter Kunz, einem von Saarbrücken nominierten Künstler, ist ebenfalls kein regionales Thema zu erkennen. Weit weg von zu Hause, bei der Busstation und der Metrostation *Bellas Artes* im Zentrum von Caracas, Venezuela, richtete er eine zweiteilige Installation (Video und Audio) ein, die die Umgebung in verzögerter Wirklichkeit und Zeit nachzeichnet, während die in geheimnisvolles und magisches Licht getauchten Ansichten von Großstadtlandschaften der Trierer Künstlerin Rut Blees Luxemburg uns in die fotografischen Nicht-Orte zwischen Realität und Fiktion zu versetzen scheinen.

Indem er sich auf die Beseitigung von Grenzen richtete, präsentierte der Preis von Metz im Jahr 2001 nicht nur Kunstwerke, die den Kulturtransfer von einer Region zur anderen thematisieren, sondern er erzeugte eine Plattform der Reflexion und des politischen, gesellschaftlichen und künstlerischen Diskurses. Die Kunstwerke, häufig inspiriert von persönlichen, lokalen, regionalen und nationalen Themen, nahmen in ihrer Gegenüberstellung eine globale Dimension an.



Abbildung 1: Titelseite des Katalogs Kunstpreis Robert Schuman 2005

4.3.3 Saarbrücken 2005: Politische Diskurse, engagierte ästhetische Werke?

»Die Bildende Kunst ist wie keine andere dazu geeignet, Botschaften eines lebendigen Austausches zu sein«, schreibt Charlotte Britz, Bürgermeisterin von Saarbrücken, im Vorwort des Saarbrücker Katalogs des *Kunstpreis Robert Schuman* (Katalog 2005: 6). An späterer Stelle, in seiner Vorstellung der Luxemburger Nominierten, bedauert der Kunsthistoriker und -kritiker sowie Koordinator für die Stadt Luxemburg, René Kockelkorn, »dass gerade das Politische, das Ideologische, in den Annalen des so genannten Schuman-Kunstpreises, außer in den üblichen Sonntagsreden zur Eröffnung der jeweiligen Ausstellungen, keine Rolle spielt«, und er erläutert seine Wahl der Künstler/-innen, um »dies zu ändern«, indem er Werke vorschlägt, »[die] auf verschiedenen Ebenen die Gesellschaft und die menschliche Existenz aus[loten]«⁴⁹ (ebd.: 10).

So zeichnet sich der luxemburgische Beitrag durch eine Installation von Jerry Frantz mit dem Titel *Schandmaul* aus, bestehend aus einer Videoprojektion und einer Eisenmaske aus dem 17. Jahrhundert, einer Leihgabe des Kriminalmuseums in Rothenburg ob der Tauber.

In der Saarbrücker Projektion sehen wir einen Film, der ohne Ton die Gesichtsmimik von Personen aufzeichnet, die auf ein Interview durch eine Journa-

49 | In der französischen Version ist die Formulierung etwas schärfer, statt »ausloten« heißt es dort »in Frage stellen«: »Des œuvres qui mettent en question la société et l'existence humaines« (Katalog 2005: 11).

listin reagieren. Die in Luxemburg interviewten Personen bekamen provokante Fragen gestellt, z.B.: »Würden Sie Ihre Frau umbringen, wenn Sie sicher wären, straffrei auszugehen?« »Denken Sie, dass Hitler gute Dinge getan hat?« Die mit einer Videokamera gefilmten Personen und ihre unterschiedlichen Gesichtsausdrücke werden in der Installation in Zeitlupe gezeigt.

In dieser Installation, in der die eiserne Schandmaske – in Form eines Schweinekopfes – in Beziehung gesetzt wird mit den in Nahaufnahme gezeigten, stummen Gesichtsausdrücken, lädt uns der Künstler ein, über Meinungsfreiheit und Selbstzensur in einer liberalen Demokratie zu reflektieren. Die Aktualität der Arbeit mit ihren Bezügen zu Geschichte und Politik, der geographische Transfer von einer Stadt zur anderen, die ästhetische und künstlerische Voreingenommenheit werden hier, wie immer bei Frantz, mit einem Schuss Ironie behandelt, wobei dem Betrachter immer noch viel Interpretationsspielraum bleibt.

Die von der Stadt Saarbrücken nominierte Preisträgerin Margit Schäfer wiederum bezieht ihre Inspiration eher aus ihrer Familie als aus der Gesellschaft im Allgemeinen, doch mit ihren Serien *Zehn Leben* und *Vermächtnis* hinterfragt sie mittels Albumfotos die Repräsentation der Frau aus dem Blickwinkel des kleinstadtlichen Mannes. Die Künstlerin spielt in diesen Serien mit der Synchronisierung der Selbstidentifizierung und der Identifizierung durch andere, indem sie sich als ihre eigene Mutter auf einem alten, von ihrem Vater aufgenommenen Albumfamilienfoto inszeniert.

Diese Werke von Frantz und Schäfer *in situ* zeugen von einem politischen Engagement, das von bestimmten Ausstellungskurator/-innen angekündigt worden war, selbst wenn in diesem Jahrgang insgesamt nicht nur gesellschaftliche Fragen, sondern auch rein bildnerische und ästhetische Aspekte eine Rolle spielen.



Abbildung 2: Video-stills Ausschnitte aus dem Katalog
Kunstpreis Robert Schuman 2005 (Jerry Frantz)

4.3.4 Trier 2007: Der Katalog als Raum des ästhetischen Austausches und als Zugang zu neuen künstlerischen Tendenzen?

Nimmt man den Katalog von 2007 zur Hand, so fällt auf den ersten Blick auf, dass sich die grafische Gestaltung zwischen 2005 und 2007 nicht verändert hat, vom Orange ist man zur Komplementärfarbe Blau übergegangen, aber Format und Typografie sind gleich geblieben. Wie schon 2005 wurde dem Katalog eine DVD beigelegt, um die Arbeiten, die sich als videografische Werke präsentieren, bestmöglich wiederzugeben.

Zwar hat sich auf formaler Ebene nichts Wesentliches verändert, dafür auf inhaltlicher Ebene umso mehr. In der Tat stellt der Einführungstext des Katalogs eine Besonderheit dar, da es sich hier um den Auszug aus einem Text des Kunsthistorikers Bazon Brock über Ästhetik handelt: *Der Barbar als Kulturheld* (2007). Warum kommt dem Text, der im Katalog als Einführung steht, eine solche Bedeutung zu? Die Bekanntheit des Autors spielt hier sicher eine Rolle. Doch ist es vor allem das Thema seines Beitrages, mit der These »Die Forderung nach Schönheit ist revolutionär, weil sie das Hässliche gleichermaßen zu würdigen zwingt« (Katalog 2007: 8).

Bazon Brock entwickelt in dem Text seine Theorie der Konzeption und der Rezeption des zeitgenössischen Kunstwerks, indem er – ausgehend von Duchamps *Kunst des ready made*, die er mit der selbstdeklarierten Fälschung in der Kunst in Bezug setzt – die Schwierigkeiten, ja die Nutzlosigkeit des Urteilens unterstreicht:

»Der Übergang von der normativen zur nicht-normativen Ästhetik, von der der schönen ‚zu der der nicht mehr schönen Künste‘, bedeutet dem zufolge, Fälschung nicht mehr als kriminellen Akt sondern als schöpferische Leistung zu bewerten. Das Werk kann nur noch als deklarierte Fälschung zum Kunstwerk werden« (ebd.: 13).

Mussten die Organisatoren die neuen künstlerischen Tendenzen rechtfertigen, indem sie sich auf einen renommierten Theoretiker stützen? Die Luxemburger Koordinatoren Kevin Muhlen und Anne Kayser sprechen bei der Begründung ihrer Wahl von der Vielfalt der zeitgenössischen Kunstproduktion in Luxemburg, unter der sie die verschiedenen Techniken wie Installation, Videokunst, Fotografie und Malerei zusammenfassen. Das Dispositiv der Installation und die Vielfalt der Ausdrucksmittel werden in den Vordergrund gestellt, ebenso wie die Selbstdifferenziertheit der zeitgenössischen Kunstproduktion. Einige künstlerische Arbeiten von Trier 2007 veranschaulichen diese Themenwahl sehr gut. Vom Metzer Koordinator Jean-Jacques Dumont unter dem Titel *Travelling* ausgewählt, stellt Samuel François den Begriff des/der Künstler/-in als Nomaden in den Vordergrund, der/die durch Ausstellungen, Austausche und Aufenthalte überregional agiert.

Der geographische Standort des Künstlers sagt viel über seine Inspirationen aus. Wohnhaft in Lothringen, in der kleinen Gemeinde Hettange-Grande (etwa

30 Kilometer von Metz, aber auch von den Grenzen zu Luxemburg, Belgien und Deutschland entfernt), verwirklicht er seine ersten künstlerischen Projekte in der Natur und im städtischen Raum. Dabei handelt es sich um temporäre Aktionen, die in der Ausstellung und im Katalog in verschiedenen Formen Gestalt annehmen. Konstitutiv für diese flüchtige und entheiligte Kunst ist das Dispositiv der Präsentation, das ihr über die internationale Ausstellung und den Katalog die Legitimierung verleiht, in der Welt der Kunst zu existieren. Hier erschließt sich der ganze Sinn von Bazon Brocks Einführung, die an das Denken des amerikanischen Philosophen Arthur Danto, und an sein Konzept der Verwandlung des banalen Objekts in Kunst anknüpft. Angesichts eines Objekts, das sich in Kunst verwandelt, werden wir mit der Intentionalität des Künstlers und der »Inkarnation seiner Bedeutung«⁵⁰ (Thériault 2010: 60) konfrontiert. Die Ausstellung wie der Katalog werden somit, in gewisser Weise, zu diesem Zwischenraum, wo das Objekt sich in Kunst verwandelt, die Idee in Materie, und wo die Reflexion ihren Raum des ästhetischen Austausches findet.

Trier 2007, organisiert im Rahmen des als *Kulturhauptstadt Europas* bezeichneten Jahres, präsentierte sich auch als ein Ereignis, das zum überregionalen und nationalen Dialog beitrug und zum Anliegen hatte, die Einstellungen des Publikums und das Image der Region zu verändern (vgl. Sonntag 2013). Wie Monika Sonntag in ihrer Studie über grenzüberschreitende Kooperation feststellt, hatte das Kulturjahr zum Ziel, Grenzen zu überschreiten und Unerwartetes zu wagen.

»Das Ziel, die grenzüberschreitende Mobilität des Publikums und dessen Offenheit gegenüber neuen Kunstformen zu fördern, stellt sich im Kern als soziale Problematik heraus. Die kulturpolitische Herausforderung scheint angesichts dieser Problematik in erster Linie darin zu bestehen, soziale Grenzen der kulturellen Bildung zu überwinden« (Sonntag 2012: 95f.).

Der *Kunstpreis Robert Schuman* von 2007 konnte über die Ausstellung und den Katalog zur Überwindung kultureller Grenzen beitragen, indem er die zeitgenössische Kunst einem größeren Publikum zugänglich machte.

50 | Eigene Übersetzung von: »L'incarnation de sa signification.«



Abbildung 3: Titelseite des Katalogs Kunstpreis Robert Schuman 2005

4.3.5 Fazit

Die in den verschiedenen Ausstellungen und Katalogen des *Kunstpreis Robert Schuman* versammelten Werke, präsentiert über unterschiedliche Dispositive und begleitet von Texten und Diskursen, zeugen gleichermaßen von einer spezifischen Kultur durch die Beteiligung regionaler Kunstschulen wie auch von einer gemeinsamen Kultur, die sich in einer Gegenwartsbezogenheit der Arbeiten widerspiegelt. Allerdings erschließt sich diese dem wenig geschulten Publikum manchmal nur mit zeitlicher Verzögerung. Wenn die (Groß-)Region in den Kunstwerken kaum thematisiert wurde, so deswegen, weil man durch die Bevorzugung allgemeiner Themen künstlerischen Regionalismus vermeiden wollte und der Preis sich einer europäischen Kultur von hohem Niveau verpflichtet fühlte. Hinsichtlich der Präsentation wird alles getan, um die zwischen den vier Städten tatsächlich bestehenden Unterschiede und Diskrepanzen – es gibt kein gemeinsames Produktionsbudget – zu verwischen.

Der Akzent wird, vor allem in den Katalogen, auf zeitgenössische Kunst gelegt, die mehr Fragen stellt als dass sie Antworten gibt. So ist es möglich, Arbeiten mit der internationalen Kunstszene in Verbindung zu bringen, während man gleichzeitig eine neue Plattform für den Austausch zwischen Künstler/-innen und regionaler Öffentlichkeit bespielt.

Lässt sich damit nun behaupten, dass der Preis in seiner Funktion als Zwischenraum tatsächlich zur Entwicklung der zeitgenössischen Kunst in der Region beitragen konnte? Genießt er nach elf Ausgaben die internationale Anerkennung in der Kunstwelt, die er anstrebt?

In den Jahren 2007 und 2008 fand im Rahmen von *Luxemburg und Großregion, Kulturhauptstadt Europas* die Preisträgerausstellung *The Best of* zeitgleich mit der regulären Veranstaltung des Preises statt, zunächst in Trier und dann in Luxemburg, an verschiedenen bedeutenden Ausstellungsorten. Als Zeichen einer Öffnung nach Osten war Dumitru Gorzo, ein Künstler aus dem rumänischen Sibiu, ebenfalls Teil der Auswahl des *Kunstpreis Robert Schuman 2007*, als Guest außerhalb des regulären Wettbewerbs.

Betrachtet man die Liste der jungen Künstler/-innen, die sich am Preis beteiligt haben, stellt man fest, dass die Veranstaltung zur künstlerischen Entwicklung einiger Teilnehmer/-innen beigetragen hat. Persönlichkeiten wie Su-Mei Tse, die 2003 in Venedig für den Luxemburger Pavillon den Goldenen Löwen erhielt (zwei Jahre nach ihrer Teilnahme am *Kunstpreis Robert Schuman*), oder wie Martine Feipel, die 2011 zusammen mit Jean Bechameil Luxemburg bei der 54. Biennale in Venedig vertrat, erhielten ihre erste Sichtbarkeit und Anerkennung durch die Ausstellung und den Katalog des Preises.

Es gab aber auch kritische Kommentare seitens der Künstler/-innen und der Kurator/-innen, die sich an dem Preis beteiligt haben. Für den Luxemburger Künstler Marco Godinho⁵¹, der als Kurator (2009 für Metz) und als Künstler (2011 für Luxemburg) eingeladen wurde, erlaubt der Preis – den er als interessante und wichtige Initiative beschreibt – »die lokalen Vorstellungen zu dekonstruieren, die Vorstellungen von Territorium, von Zwischenraum und Multikulturalität zu thematisieren, doch sollte er hinsichtlich des künstlerischen Konzepts und der Vermittlung konsequenter weiterentwickelt werden«,⁵² damit der/die teilnehmende Künstler/-in und vor allem der/die junge Preisträger/-in in seiner/ihrer beruflichen Laufbahn von dem Preis profitieren kann. Gleichwohl schafft der Preis ein Dispositiv, das es erlaubt, die Werke einander gegenüberzustellen und sie in ihrem Bezug zur Multikulturalität und zur zeitgenössischen Kunst zu reflektieren.

Schließlich wird dieser vergängliche Raum, der einen Übergang zwischen lokaler Produktion und internationalem Kunstschaaffen und eine Verbindung zwischen Künstler/-in und Betrachter/-in herstellt, sich nur dann tatsächlich verwirklichen lassen, wenn seine Aneignung und Anerkennung durch die Öffentlichkeit stattfinden.

Diese vier Beispiele der Ausgaben 1995, 2001, 2005 und 2007 haben gezeigt, wie sowohl der Ausstellungsort als auch der Raum des Katalogs die Auseinandersetzung mit lokaler, regionaler und nationaler Kultur mit Blick auf die Globalisierung der Kunst mitgestaltet hat. Indem er einen ›Übergangsraum‹ schuf, gelingt es dem Preis teilweise, die verschiedenen künstlerischen Positionen in

51 | Marco Godinho ist ein in internationalen Kreisen aufstrebender Luxemburger Künstler und Ausstellungskoordinator. Der Autor dieses Beitrages hat mehrere Interviews mit ihm geführt.

52 | Marco Godinho, Interview auf der Buchmesse von Walferdange, November 2013.

komplexe und hybride Angebote zu überführen, die sich, unter Berücksichtigung der unterschiedlichen Identitäten und Räume, ergänzen können anstatt einander entgegenzustehen. Selbst wenn dieser Raum nur vereinzelt aufscheint, wird er das Zusammenspiel von Produktions- und Rezeptionskulturen in der Kunst legitimieren und dazu beitragen, neue transkulturelle Brücken zu bauen.

Quellen

- Katalog Prix d'art/Kunstpreis Robert Schuman, Luxemburg (1995): Musées de la Ville de Luxembourg.
- Katalog Prix d'art/Kunstpreis Robert Schuman, Metz (2001): Ville de Metz, Musée de la Cour d'Or.
- Katalog Prix d'art/Kunstpreis Robert Schuman, Saarbrücken (2005): Landeshauptstadt Saarbrücken.
- Katalog Prix d'art/Kunstpreis Robert Schuman, Trier (2007): Stadtmuseum Simeonstift Trier.

4.4 DIE SCHWELLE VON AUSSTELLUNGSORTEN: ZUGANG ZUR WELT DER KULTUR

Céline Schall

Eine Museumsausstellung ist kein Medium wie jedes andere: Sie ist von ihrem Wesen her räumlich und beteiligt den/die Besucher/-in körperlich am Geschehen (vgl. Davallon 1999). Ein Besuch setzt somit voraus, dass man seine eigenen vier Wände verlässt, sich am Museum einfindet und es betritt. Außerdem erfordert ein Museumsbesuch eine intellektuelle Anstrengung – die darauf abzielt, den Sinn der Ausstellung zu begreifen – und eine symbolische Anstrengung: Er setzt den Eintritt in einen stark aufgewerteten Kulturort voraus, einen Ort der Erfahrung und des Wissens, der noch nicht für alle Bürger zugänglich ist (vgl. Donnat 2008). Der Besuch einer Museumsausstellung impliziert also einen physischen, intellektuellen und symbolischen Übergang aus dem Raum des Alltags zu dem des Museums, zur Welt der Kunst, der Wissenschaft, der Vergangenheit, kurz, der ›Kultur‹. In Luxemburg hat im Übrigen ein Drittel der Wohnbevölkerung erklärt, noch nie ein Museum betreten zu haben (Universität Luxemburg, IDENT2 2012/2013 – quantitative Erhebung).

Es ist eben diese ›Schwelle‹ von Museen und Ausstellungsorten, die den Gegenstand dieser Fallstudie bildet, verstanden als der mehr oder weniger ausgedehnte Raum, der den Alltagsraum und den Ausstellungsraum der Kulturgegenstände und Wissensinhalte gleichzeitig trennt und verbindet. Es wird darum gehen, anhand verschiedener Beispiele das symbolische Funktionieren der Schwelle zu verstehen und zu untersuchen, unter welchen Bedingungen sie den

Übergang zwischen den beiden Räumen begünstigen und bei jenem/jener, der/die sie überschreitet, eine positive ›Besucherhaltung‹ schaffen kann.

Nachdem wir ermittelt haben, wie das Konzept der Schwelle in verschiedenen Zusammenhängen verwendet wird, stellen wir eine kommunikationsorientierte Methode zur Analyse von Museumsschwellen vor und anschließend eine Typologie derselben. Abschließend werden wir auf die Ergebnisse und Perspektiven dieser Analyse eingehen.

4.4.1 Die Schwelle des Museums: Zwischenraum, Paratext, Grenzraum

Eine räumliche, symbolische und vertragliche Gegebenheit

Zunächst verweist der Begriff der Schwelle auf eine räumliche Gegebenheit: Sie ist ein Raum des ›Dazwischen‹, ein ›Zwischenraum‹, dessen Funktion es v.a. ist, den Durchgang von einem Ort zu einem anderen zu ermöglichen (vgl. Starwiarski 2010). Doch wohingegen der Zwischenraum oft auf einen Raum verweist, der sich zwischen funktionell klar abgegrenzten Konstruktionen oder Orten befindet, der brachliegend ist (vgl. Dumont 2006), von provisorischem und ungewissem Status, ohne bestimmte Zuordnung, oft mit der Vorstellung des Nicht-Ortes assoziiert (vgl. Guillaud 2009), ist die Schwelle eher ein Raum, der eine potentiell strategische Rolle des Empfangs und des Durchgangs (*passage*) einnimmt. Die Schwelle ist somit *a priori* ein spezifischer Zwischenraum, der sich aus einer mehr oder weniger ausgefeilten Strategie ergibt. Tatsächlich hat das Seminar *Zones du seuil* gezeigt, dass die Schwelle eines Gebäudes von den Architekten zunehmend vernachlässigt, lediglich als eine Öffnung begriffen wird, während sie es ist, die empfängt oder abweist, je nach dem, wer sich identifiziert (vgl. Coll. 2012). Die Schwelle in den Blick nehmen heißt demnach auch ihre Überschreitung ins Auge fassen: Die Schwelle aktualisiert sich in der Überschreitung, sie ist Schranke *und* Überschreitung, Schließung *und* Öffnung (vgl. Starwiarski 2010).

Ferner enthält die Schwelle symbolische Werte: Sie nimmt einen schemenhaften Wert an, der mit der Vorstellung von Übergang, von Ritus und von Metamorphose (vgl. Bonnin 2000) verknüpft ist, was gleichzeitig die Schwelle in die Nähe der Vorstellung der *liminalité* rückt, die ihren Ursprung in der von Arnold Van Gennep (1909) entwickelten Analyse der Übergangsriten hat und die »den Augenblick [bezeichnet], in dem ein Individuum einen ersten Status verloren und einen zweiten noch nicht errungen hat; es befindet sich in einem Zwischenstadium und schwebt zwischen zwei Befindlichkeiten«⁵³ (Calvez 2000: 83).

Schließlich verweist die Vorstellung der Schwelle auf jene des Paratextes, v.a. in der Literatur verwendet (vgl. Abschnitt 4.5), der mehr ist als eine Grenze oder

53 | Eigene Übersetzung von: »Le moment où un individu a perdu un premier statut et n'a pas encore accédé à un second statut ; il est dans une situation intermédiaire et flotte entre deux états.«

eine Begrenzung, nämlich »ein ›Vestibül‹, das jedem die Möglichkeit bietet, einzutreten oder umzukehren«⁵⁴ (Genette 1987: 7). Der Paratext hat dann die Rolle, einen Text zugänglich zu machen, seinen Konsum, seine Rezeption zu erleichtern. Dieser Erklärungsrahmen trägt so dazu bei, einen Kommunikationsvertrag zwischen Leser/-in und Werk zu etablieren und erlaubt »eine relevantere Lektüre«⁵⁵ des Textes (ebd.: 8), indem er angibt, wie er zu lesen ist (er liefert Leseschlüssel) und wer spricht.

Die Funktionen der Museumsschwelle

In einer der wenigen bekannten Arbeiten über Museumsschwellen richtet Monique Renault ihre Aufmerksamkeit auf den Übergang zwischen dem städtischen Raum und dem Museumsraum und definiert dessen Schwelle als »das, was die Spannungen zwischen den beiden Welten kristallisiert«⁵⁶ (Renault 2000: 15). Tatsächlich ist die Schwelle des Museums – verstanden als der Raum, der den Alltagsraum und den Ausstellungsraum trennt und miteinander verbindet – zunächst ein physischer Raum, ein ›Zwischenraum‹ zwischen zwei unterschiedlichen Räumen: Der *öffentliche Alltagsraum*, potenziell Ort des Wohnens, des Durchgangs, des Spazierens, des Handels, der Arbeit, der Unruhe, der Aktion usw. und das *Museum*, Ort der Kultur, des Wissens, aber auch der ästhetischen Freude, der Stille, der Ruhe usw.⁵⁷

Etymologisch gesehen, verweist das Wort ›Museum‹ übrigens auf den heiligen Hain der Musen, Beschützerinnen der Künste (vgl. Gob/Drouquet 2006) und somit auf einen ›getrennten‹ Raum, wie etwa den Wald. Die Trennung der Objekte von der Alltagswelt ist im Übrigen die eigentliche Existenzbedingung des ›Museumsobjekts‹ – im Sinne des musealen Objekts (*objet muséal*) (vgl. Davallon 1999): Diese Trennung ist in der Tat die »erste Etappe der Operation der Musealisierung, mittels derer die wirklichen Dinge von ihrem ursprünglichen Umfeld getrennt werden und den Status von Museumsobjekten oder Musealien erwerben«⁵⁸ (Desvallées/Mairesse 2011: 661). Der ›geschlossene‹ Raum des Museums gewährleistet auch das Funktionieren der Ausstellung als Text (vgl. weiterführend

54 | Eigene Übersetzung von: »Un ›vestibule‹ qui offre la possibilité à tout un chacun d'entrer ou de rebrousser chemin.«

55 | Eigene Übersetzung von: »Une lecture plus pertinente.«

56 | Eigene Übersetzung von: »Ce qui cristallise les tensions entre ces deux mondes.«

57 | Nichtsdestotrotz ist der Außenbereich niemals vollständig ohne Reflexion, Beobachtung oder Kunst, und der Museumsbereich ist nie frei von Einflüssen der Außenwelt. Es wäre demnach richtiger zu sagen, dass die Schwelle des Museums einen Durchgang bzw. Übergang zwischen zwei Räumen bietet, die von vornherein unterschiedlich sind, sich aber annähern können.

58 | Eigene Übersetzung von: »La première étape de l'opération de muséalisation par laquelle les vraies choses sont séparées de leur milieu d'origine et acquièrent le statut d'objets de musée ou de muséaliés.«

Davallon 1999): Die Objekte sind dekontextualisiert und neu verortet, neu ausgedrückt innerhalb eines Rundganges, der Sinnträger ist.

Das Museum verpflichtet sich jedoch, »im Dienste der Gesellschaft« zu stehen, laut Definition des *International Council of Museums* (Mairesse/Desvalles 2011: 14). Es muss sich somit zunehmend der Gesellschaft öffnen und eine wirkliche gesellschaftliche Rolle übernehmen (vgl. Fourès/Grisot/Lochot 2011). Doch gerade dieser Übergang war für das Museum immer ein Problem: Es bleibt die Tatsache bestehen, dass es hier eine kultivierte Klasse gibt, ein abgeschirmtes Medium, einen ›gesonderten‹ Ort, dessen Türen sich manchmal schwer durchschreiten lassen. Diese Türen können manchmal nicht nur abschreckend wirken (und bestimmte soziale Gruppen ausschließen), sondern auch auf gewisse Weise ›unsichtbar‹ sein, und wiederum bestimmte soziale Gruppen ausschließen, für die sie nicht zum Universum des Begreifbaren, des Denkbaren und des Machbaren gehören (vgl. Bourdieu/Darbel 1966).

Die Schwelle des Museums weist auch verschiedene praktische Funktionen auf: Sie muss das Bedürfnis erzeugen, in das Museum hineinzugehen, muss es ermöglichen, sich über den Besuch, die Öffnungszeiten oder die Eintrittspreise zu informieren (und somit möglicherweise auch umzukehren oder zu bleiben, um sich auszuruhen oder sich mit jemandem zu treffen), eventuelle Eintrittsgebühren zu bezahlen oder Dokumente zu erwerben, um sich räumlich und inhaltlich in der Ausstellung zu orientieren. Oft gibt es eine Garderobe, wo man es sich für den Besuch bequem machen (oder sich manchmal umziehen oder ausrüsten) kann. In den meisten Museen liegen Eingang und Ausgang nebeneinander und es gibt einen Museumsladen, wo man etwas als Andenken an den Museumsbesuch kaufen kann. Die Schwelle ist somit der Raum, der auf den Besuch und den Weggang vorbereitet und den Austausch zwischen den beiden Räumen ermöglicht.

Als Grenzraum muss die Schwelle dem/der Besucher/-in gestatten, sich aus seinem/ihrem Alltag herauszunehmen, um eine andere Zeit und eine andere Welt zu betreten. Sie markiert also den Unterschied zwischen diesen Räumen, und der Museumsbesuch kann einer Reise in einen anderen Zeit-Raum ähneln: Die Schwelle ist

»mentale Vorbereitung, das Vergessen des Ichs, des zuvor Erlebten, sie ist die Konditionierung für die anspruchsvolle und solitäre Spannung dieser Orte ohne Stimme, Einladung zu einer ästhetischen Begegnung, zu einem Dialog der Augen, der Sinne und des Intellekts«⁵⁹ (Renault 2000: 16).

59 | Eigene Übersetzung von: »Préparation mentale, oubli de soi, de son vécu précédent, il est conditionnement à la tension exigeante et solitaire de ces lieux sans voix, invitation à une rencontre esthétique, à un dialogue des yeux, des sens et de l'intelligence.«

Das Museum muss somit dafür sorgen, dass der/die Besucher/-in seiner/ihrer gewohnten räumlich-zeitlichen Orientierung entzogen wird, um ihn/sie auf die ästhetische oder kognitive Wahrnehmung vorzubereiten, und so wird es zu einem Zugang zu einer anderen Welt. Wie bei einer Reise »wird der Besucher vom Alltag ›abgekoppelt‹ und für die Dauer seines Besuchs in ein neues Universum getaucht«⁶⁰ (Davallon 1999: 174f.). Für den Besucher handelt es sich nicht nur um einen Übergang von einem Raum zu einem anderen, sondern von einer ›Haltung‹ zu einer anderen: Der/die Passant/-in, Spaziergänger/-in, Tourist/-in, Konsument/-in wird aufgerufen, ein/e interessierte/-r und aufmerksame/-r Besucher/-in und Ästhet/-in zu werden. Doch Renault (2000) und unserer Meinung zufolge erfordert dieser Wechsel notwendigerweise einen Raum und eine Zeit, die dem/der Besucher/-in erlauben, eine für den Besuch adäquate Haltung einzunehmen.

Überdies setzt das Übertreten der Schwelle des Museums, wie der Paratext von Büchern, einen stillschweigenden Vertrag zwischen Besucher/-in und Museum voraus. Ist die Schwelle erst einmal überschritten, werden vom/von der Besucher/-in bestimmte Verhaltensweisen erwartet: Die Ausstellung besucht man in der Regel schweigend, mit einer bestimmten Langsamkeit und Aufmerksamkeit, ohne die Werke zu berühren usw. Der Museumsbesuch ist somit eine soziale Regulierung des ›guten Geschmacks‹ und des ›guten‹ Benehmens (vgl. Jacobi/ Meunier 2000). Und es ist die Schwelle des Museums, die dem/der Besucher/-in eine Entschleunigung auferlegt, eine bestimmte Zeit der Beobachtung, des Austausches mit dem Museumspersonal oder mit der Gruppe, mit der er/sie gekommen ist (Familie, Freunde), eine Vorbereitung auf eine Begegnung mit der Welt der Kultur. Es ist diese Vorbereitung auf die Begegnung, die es erlaubt, eine spezifische Besucherhaltung einzunehmen, die der zu besuchenden Ausstellung angemessen ist (der/die Besucher/-in wird vielleicht dazu aufgefordert, mehr oder weniger aufmerksam zu sein, mehr oder weniger still, mehr oder weniger nostalgisch oder offen gegenüber dem Neuen usw., je nach Ausstellung).

Und umgekehrt verpflichtet dieser Vertrag auch das Museum, und dies ab der Schwelle: Es muss eine besondere Beziehung zu den Objekten und Wissensinhalten (vgl. Renault 2000) vorschlagen, und dieser Vertrag muss durch den Besuch erfüllt werden – z.B. eine Ausstellung, deren Schwerpunkt auf Ästhetik oder auf Emotionalität oder auf Wissensvermittlung ausgerichtet ist, muss ab ihrer Schwelle als solche angekündigt werden.

Schließlich zeigt Monique Renault (2000), dass historisch gesehen, vergleicht man das neoklassische Kunstmuseum mit aktuellen Bauten, die Museumsarchitektur in zunehmenden Maße dazu neigt, den durch die Schwelle erzeugten Bruch zu ›deaktivieren‹. Der Museumsbesuch verwandele sich so in ein Durchgangsereignis, das zwei städtische Momente verknüpft, was ihn in die Nähe an-

60 | Eigene Übersetzung von: »Le visiteur est ›déprogrammé‹ du quotidien et plongé, pour le temps de sa visite, dans un univers nouveau.«

derer Transitorte bringe, wie Bahnhöfe oder Metrostationen. Sie plädiert somit für ein Museum, das dem öffentlichen Raum entzogen ist, die Bedingung, »die erforderlich ist, um den Sinn der Werke hervorzu bringen«⁶¹ (ebd.: 20). Wie wir sehen werden, kann diese Position diskutiert werden. Wie dem auch sei, die Rolle der Schwelle erscheint wichtig: Ist sie (zu) offen, banalisiert sie; ist sie (zu) geschlossen, sakralisiert sie, mit dem Risiko, dass der Durchgang verhindert wird. Es spielt sich also vieles auf der Ebene der Schwelle ab: Sie ist kein neutraler Ort.

Schwellen von Ausstellungsorten: eine kommunikative und semiotische Studie

Um der Frage nachzugehen, wie Schwellen von Ausstellungsorten funktionieren, wie sie sich hinsichtlich des Kommunikationsvertrages und der Haltung des/der Besucher/-in verhalten, und wie ihre aktuelle Entwicklung aussieht, haben wir eine kommunikative Analyse der Schwellen von 77 Museen bzw. Ausstellungsorten im Großherzogtum Luxemburg durchgeführt. Gegenstand der Studie ist also eine heterogene Stichprobe von Ausstellungen bezüglich Größe (kleines, mittelgroßes, großes Museum), Form (Liebhaberprojekt, professionell), geographische Lage (Stadt, Land) oder Typus (Kunst, Geschichte, Ethnologie, Industrie usw.).

Durch diesen relativ großen Korpus konnten wir einen sowohl quantitativen als auch qualitativen Ansatz verfolgen. Wir haben die Schwellen der 77 Ausstellungsorte nach einem festgelegten Aufnahmeprotokoll fotografiert, nach dem der Museumsraum segmentiert wurde, entsprechend dem Prinzip der räumlichen und semantischen Kammerung (*emboîtement*), »das heißt entsprechend einem regressiven Verlauf vom Allgemeinen zum Besonderen«⁶² (Gharsallah 2008: 48f.). Zur Herstellung der Fotos beginnt man also zunächst mit Gesamtansichten, es folgen Ansichten der einzelnen Ausstellungselemente, vom größten bis zum kleinsten. Diese werden so gegliedert, dass man ausgehend von den Bildern den Raum rekonstruieren kann.

Ausgehend von diesen Aufnahmen haben wir jede Schwelle beschrieben: Den Kontext jedes Ausstellungsortes – Stadt-, Stadtteiltyp usw.; die architektonischen Elemente der Schwelle – vor und hinter dem Eingang – und der äußeren Umgebung bis zur Tür und von der Tür zur Ausstellung; aber auch wie die Schwelle über die vorhandenen Kommunikationselemente ausgedrückt wird – Name des Museums, Empfangsschilder, Inhalte, Sprachen usw.; den Augenblick, in dem man die Exponate des Museums erblickt – um das Museum herum, ab dem Foyer, hinter dem Foyer usw.; desgleichen die Funktionen der Empfangsorte – Information, Verkauf, Ruheplatz usw.

Dieser quantitative Ansatz erlaubt es, den Stellenwert bestimmter Tendenzen der Schwellengestaltung einzuschätzen und eine Typologie dieser Schwellen zu

61 | Eigene Übersetzung von: »Nécessaire pour faire surgir le sens des œuvres.«

62 | Eigene Übersetzung von: »C'est-à-dire selon un procédé régressif allant du général au particulier.«

formulieren. Der qualitative Ansatz bei bestimmten ›repräsentativen‹ Schwellen gründet sich im Wesentlichen auf eine semiotische Analyse, die zum Ziel hat, Bedingungen der Möglichkeit (und des Zwangs) bestimmter Sinnwirkungen deutlich zu machen (vgl. Davallon 1999; Gharsallah 2008). Mit anderen Worten: Die semiotische Analyse hilft uns zu verstehen, wie die Schwelle als Signifikant wirkt, indem man in dem expographischen Dispositiv sucht, was sie aussagt, unabhängig von den Intentionen derjeniger, die sie konzipiert haben (die *intentio auctoris* nach Umberto Eco 1992). Die Analyse kommt somit wieder darauf zurück, im expographischen Dispositiv nach dem zu suchen, was Eco die Intention des Werkes oder *intentio operis* nennt (vgl. ebd.). Die Schwellen werden also so analysiert, wie sie dem Besucher erscheinen, wobei Hypothesen bezüglich ihrer Sinnwirkung aufgestellt werden. Diese Hypothesen betreffen die symbolische Wirkung der Schwelle, den Kommunikationsvertrag, der von jedem Schwellentyp etabliert wird, und die Art und Weise, wie die Schwelle sich auf die Haltung des/ der Besucher/-in auswirken könnte. Halten wir fest, dass die Schwelle eines Museums zunächst einmal das Resultat architektonischer Zwänge ist (umso mehr als dass in Luxemburg die Gebäude, die Museen beherbergen, in ihrer Mehrheit nicht für diese Nutzung entworfen wurden), doch kann sie auch durch eine Reihe strategischer Maßnahmen (durch die Platzierung von Gegenständen, Texten, Bildern usw.) gegliedert, gestaltet, verstärkt oder verwischt werden.

4.4.2 Die Schwelle: ein typologischer Ansatz

Zur Definition der Schwelle bedienen wir uns im Prinzip dreier Kriterien: 1) der Bruch zwischen der (äußereren) Umgebung und dem Inhalt der Ausstellung (zwischen dem äußeren Kontext, in dem sich das Museum und die Ausstellung befinden, und zwischen dem Gebäude und der Ausstellung); 2) der ›Augenblick‹, in dem man die Exponate oder Werke zum ersten Mal erblickt (bevor man das Museum betritt, in oder hinter der Empfangshalle); und 3) die Elemente, die auf das Betreten der Ausstellung vorbereiten (die Anzahl und die Art der Elemente, die dieses Betreten vorbereiten oder nicht). Zwar reduziert die folgende Typologie die Besonderheiten der jeweiligen Schwelle, doch eignet sie sich dazu, eine allgemeine Reflexion über die wichtigen Elemente der Schwelle zu formulieren.

Ausstellungen ›ohne Ort‹

Zunächst gibt es Museen ›ohne Ort‹ und demnach auch ohne Schwelle (8 % der Stichprobe). Es handelt sich um sehr kleine Museen, die sich ohne Abtrennung im öffentlichen Raum befinden: z.B. das *Musée Sybodo de la médecine*, das sich in einem Flügel des *Krankenhauses Kirchberg* befindet, mitten in einem Patientenwarterraum, oder das *Musée des instruments de musique*, das sich in dem Gang und dem Treppenhaus des *Conservatoire de Luxembourg* befindet. Diese Museen gestalten sich als Ensembles von Vitrinen, die Exponate und Texte (Etikette und Schilder) präsentieren. Sie ähneln den Ausstellungen, die in Mediatheken oder

Bibliotheken stattfinden, haben aber das Merkmal, sich nicht von ihrer Umgebung abzuheben, d.h. es gibt keinen Bruch zwischen Ausstellungsfläche und Umgebung: Das *Musée de la physique* befindet sich z.B. im Gang eines Gymnasiums neben den Physikräumen. Das *Musée du relais postal et des écritoirs et salle de classe d'autrefois* in Asselborn befindet sich im ersten Stock eines alten Postamtes, im Erdgeschoss ein Restaurant, von dem aus man bereits einige Exponate sehen kann.

Hier ist das Museum untrennbar mit dem alltäglichen öffentlichen Raum verbunden. Diese Ausstellungen bieten keinen Eingang oder Ausgang und daher auch keinen zu folgenden Rundgang. Es lässt sich schwer sagen, wo sie anfangen und wo sie enden. Einzig die Vitrinen erlauben es, die Exponate von der Wirklichkeit zu trennen, aber das Ensemble der Vitrinen ist nicht sakralisiert oder >getrennt<. Die Banalität des Alltagsraumes neigt dazu, auch die Exponate zu erfassen, die sich mitten in einem Raum befinden, der für andere Funktionen bestimmt ist, und zum Gegenstand eines Blickes im Vorübergehen werden, doch selten eines planvollen Rundganges. Symbolisch betrachtet gestattet die fehlende Trennung zwischen äußerem öffentlichem Raum und Ausstellung dem/der Besucher/-in im Übrigen nicht, diese als einen kohärenten Text zu betrachten, einem Sinn tragenden Rundgang zu folgen, noch sich in einem anderen Zeit-Raum zu bewegen. Da das Museum ganz und gar mit seiner unmittelbaren Umgebung verschmolzen ist, ist der Bruch zwischen den beiden Welten verwischt, und man wird nicht veranlasst, sich zu dezentrieren, um sich den Exponaten zu nähern. Derlei Ausstellungen haben also vieles gemein mit Nicht-Orten oder Zwischenräumen: Orte des Durchgangs und nicht der Beobachtung, die den Exponaten ihre Aura nehmen. Nur Fachleute (von Museen oder des Ausstellungsthemas) können unserer Meinung nach in diesen Vitrinen einen Ausstellungsort sehen, ein >Mini-Museum<, und werden eine >Besucher-<haltung einnehmen können, indem sie sich die Zeit nehmen, die Ausstellung zu erkunden und sich Wissensinhalte anzueignen. Doch in den allermeisten Fällen werden die Besucher/-innen nichts als >Passant/-innen< sein (oder >Patient/-innen< oder >Schüler/-innen< usw.), die sich Informationen herauspicken oder einige Stücke bewundern, während sie darauf warten, zu einer anderen Aktivität, die mit dem Ort in Zusammenhang steht, übergehen zu können (mit dem Arzt sprechen, in den Unterricht gehen, eine Mahlzeit einnehmen usw.).

Ausstellungen, in denen die Schwelle keine Funktion hat

53 % der Ausstellungen der Stichprobe (41 Ausstellungen) befinden sich in einem geschlossenen Gebäude, das zwar speziell für Ausstellungen bestimmt ist, doch ist erst einmal die Eingangstür durchschritten, ist der Zugang zu den Werken und Exponaten unmittelbar. Sie haben also keine Schwelle im eigentlichen Sinne, oder genauer gesagt, ihre Schwelle beschränkt sich auf die Eingangstür. Es sind v.a. die kleinen und mittelgroßen Museen, die diesen Typus von Schwelle aufweisen. Dieses plötzliche Eintauchen in die Welt der Ausstellung lässt sich mit

Platzmangel erklären oder mit dem fehlenden Bewusstsein für die symbolische Rolle der Schwelle.

Es lassen sich zwei Untertypen dieser Schwellen unterscheiden. Der erste Typus ist mit 34 % der Ausstellungen vertreten. Sie sind durch einen ›harten‹ Eingang und einen eindeutigen Bruch mit ihrer Umgebung gekennzeichnet: Das Bienenmuseum (*Musée de l'abeille*) beschwört die Natur herauf, obwohl es sich im Zentrum von Diekirch befindet, oder das *Musée de la Poste* evoziert die postalische Vergangenheit Luxemburgs in dem sehr städtischen Geschäftsviertel am Bahnhof von Luxemburg-Stadt. Der zweite, mit 19 % vertretene Ausstellungstypus weist einen abrupten Eingang auf, ist aber gleichzeitig sehr mit seiner unmittelbaren Umgebung verbunden: Das *Musée A Schieweck* in Binsfeld präsentiert Sammlungen über die ländliche Welt in einem ländlichen Universum. Bei diesem Ausstellungs-Untertypus scheint die Schwelle schon weit vor der Tür zu beginnen: Der das Museum umgebende geographische Raum wäre dann schon eine Vorbereitung auf den Inhalt dieses Museums. Das gilt auch für die Ausstellung der *Massenoire*, die sich in dem Viertel Esch-Belval (ein alter Industriestandort) befindet, die *Site industriel du Fonds-de-Gras* oder das *Musée de la mine Cockerill*: Die industrielle Umgebung der Ausstellungen hat einen Einfluss darauf, wie man diese interpretiert, und bereitet den Besucher auf das vor, was ihm in der Ausstellung geboten wird. Bei solchen Ausstellungen beginnt die Schwelle also schon weit vor ihren Türen.

In beiden Fällen, fordern diese ›immersiven‹ Ausstellungen von dem/der Besucher/-in Vorkenntnisse über die Welt, in die er/sie sich begeben wird, und laufen Gefahr, den Laien oder Nicht-Kenner abzuschrecken. Sie etablieren einen speziellen Kommunikationsvertrag mit den Besucher/-innen, der den Eindruck erwecken könnte, als genüge allein schon der Kontakt mit den Exponaten, um sie zu begreifen: Nicht vollständig aus der ›Wirklichkeit‹ herausgehoben, werden sie auf eine Ebene mit dem alltäglichen Äußeren gesetzt und verlieren damit ihre Aura für eine/n Besucher/-in, der/die nicht über das Wissen verfügt, um selber jene Exponate ausfindig zu machen, die wichtig sind. Das ist besonders augenfällig in den ländlichen Museen: Es ist so, als würde die Vertrautheit, die man beim Anblick dieser alten Gegenstände verspürt (die wir alle bei unseren Großeltern gesehen haben) ausreichen, um sie auch zu verstehen. Man geht somit aus einem alltäglichen Außenraum hinüber in einen ›vertrauten‹ Raum, als würde man in jemandes ›gute Stube‹ treten. Zudem erlegen diese Ausstellungen ohne Schwelle dem/der Besucher/-in keine Entschleunigung und die Annahme einer Besucherhaltung auf. Je nach Status, den er/sie außerhalb des Museums hatte, ist es möglich, dass er/sie diesen drinnen beibehält. Z. B. wird der/die Tourist/-in, der/die das ländliche Luxemburg erkundet und in eines der Museen ohne Schwelle eintritt, sehr wahrscheinlich eher ›Tourist/-in‹ bleiben als ›Besucher/-in‹ werden. Der/die Besucher/-in, der/die einen ›vertrauten‹ Raum betritt, könnte sich auch von den Einschränkungen befreit fühlen, die gewöhnlich von einem Museum auferlegt werden (Ruhe und Verbot, Gegenstände zu berühren).

Ausstellungen, deren Schwellen auf eine Begegnung vorbereiten

Schließlich weisen etwas über ein Drittel (39 % bzw. 30 Fälle) der Ausstellungen eine Schwelle auf, die aus einem für den Empfang vorgesehenen Raum besteht, ebenso getrennt vom alltäglichen Außenraum wie von der Ausstellung. Der Zugang zum Werk ist somit progressiv. Doch besitzen diese Schwellen nicht alle die gleiche Konfiguration: Wir unterscheiden drei Untertypen.

1) *Klassische Schwellen*: 14 % (bzw. 8 Fälle) der Ausstellungen verfügen über eine sowohl von außen als auch von der Sammlung getrennte Empfangshalle, die aber auch noch einer anderen Funktion dient, wie z.B. der Touristeninformation (*Musée de l'Europe* in Schengen, *Musée et maison du vin* in Ehnen) oder dem Verkauf von Objekten (z.B. *Musée national des mines de fer* in Rumelange). In einem gewissen Maße schafft dieser gestaltete Raum die Möglichkeit, zu entschleunigen und sich einen Augenblick Zeit zu nehmen, um sich der äußeren Wirklichkeit zu entziehen, bevor man sich den Werken oder Exponaten des Museums nähert. Dieser Raum trennt also das Exponat von der Wirklichkeit und ermöglicht ihm, einen besonderen Status und eine besondere Aura zu erlangen. Wer dort eintritt, kann sich ebenfalls die Zeit nehmen, eine dem Besuch und dem Verständnis der Ausstellung angemessene Besucherhaltung anzunehmen. Aber damit verbunden ist eine Entscheidung: Der/die Besucher/-in kann sich auch dafür entscheiden, sich anderen in dem Raum angebotenen Aktivitäten zuzuwenden – er/sie kann im Museumsladen stöbern oder sich über die Region informieren und so im Innern des Museums seinen/ihren Status als Konsument/-in, Tourist/-in oder Spaziergänger/-in beibehalten. Wir meinen daher, dass es für ein Museum, das wirklich auf eine Begegnung vorbereiten will, nicht ausreicht, wenn es lediglich eine physisch vom Ausstellungsräumen getrennte Schwelle vorsieht: Es muss die Symbole vervielfachen, die den/die Passant/-in darauf vorbereiten, ein/e Besucher/-in zu werden.

2) *Sichtbare Schwellen*: Bestimmte Ausstellungen (16 %) haben eine Schwelle, die sich sowohl außerhalb als auch innerhalb des Museums in mehrere Abschnitte gliedert, die auf die Begegnung mit der Welt der Kultur vorbereitet. D.h., hier findet weniger ein Empfangsmoment als ein Empfangsprozess statt. Das ist etwa der Fall beim *Musée Dräi Eechelen* oder der *Villa Vauban – Musée d'art de Luxembourg*, für deren Besuch es erforderlich ist, zunächst einen Park und anschließend einen sehr ruhigen und nüchternen Empfangsraum zu durchqueren. Alles auf der Wegstrecke, die zu den Ausstellungen führt, lädt zur Ruhe und zur Betrachtung der Werke ein. Und in der Empfangshalle, dem einzigen Ort in der *Villa Vauban*, wo man die äußere Welt wahrnimmt, befinden sich bequeme, dem Park zugewandte Sessel, die zur Kontemplation einladen. Andere Beispiele: Die neue Ausstellung *The Bitter Years* im *Pomhouse de Dudelange* und die neue Ausstellung *The Family of Man* im *Schloss von Clervaux* bieten eine Vervielfachung der architektonischen Schwellen und einen sehr präsenten Paratext. Bei *The Family of Man* ist der/die Besucher/-in aufgefordert, ab dem Stadtzentrum den Schildern zu folgen und dann einen Aufstieg zu einem Schloss zu benutzen. Steht man dann vor

dem Eingang des Schlosses, sieht man ein großes Schild mit der Aufschrift »Die größte Foto-Ausstellung aller Zeiten«⁶³, gefolgt von einem Text, in dem in wesentlichen Punkten zusammengefasst wird, wie die Ausstellung entstanden ist. Unmittelbar nach Betreten des Schlosses verweisen zwei große Banderolen auf den Titel der Ausstellung und weisen sie als Teil des UNESCO-Weltkulturerbes aus. Im Schlosshof lädt ein Schild ein, die Stufen zu erklimmen. Im Schlossinnen bemerkt man eine große Inschrift auf der Mauer »The Family of Man Unesco Memory of the World« und »Ein fotografisches Kulturerbe, das Edward Steichen 1955 für das MoMA in New York schuf«⁶⁴. Ein Pfeil gibt an, dass man den Aufzug nehmen soll. Erreicht der/die Besucher/-in das entsprechende Stockwerk, wird er/sie von zwei Fotos der Ausstellung ›empfangen‹ (ein Gesicht und der Kopf einer Statue, die ihn/sie ›ansehen‹), wie auch von demselben großen Schild wie auf der vorangegangenen Etage, doch mit folgender Information: »503 Bilder, 273 Fotografen, 68 Länder«.⁶⁵ Der/die Besucher/-in geht durch den Gang und erreicht die Empfangshalle. Im hinteren Teil findet man die Eintrittspreise und Informationen über den Multimediasbesuch. Daneben greift ein Text die Geschichte der Ausstellung auf – eine Ausstellung, die durch die Welt gewandert ist und in Zukunft ›legendär‹ sein wird. Man erfährt ebenfalls, dass die ausgestellten Abzüge Originale sind und der/die Besucher/-in somit aufgefordert ist, ihnen gegenüber die entsprechende Rücksichtnahme zu zeigen. Schließlich kann sich der/die Besucher/-in umdrehen, eine Tür öffnen und die Ausstellung betreten. Die Vervielfachung der Schwellenelemente ist hier stark ausgeprägt: Sie bereitet den/die Besucher/-in auf eine sich als ›außergewöhnlich‹ und einzigartig ankündigende Begegnung mit einem ebenso einzigartigen Kulturerbe vor – wobei das Siegel der UNESCO als Bürge für Qualität dient. Außerdem werden verschiedene Interpretationen der Ausstellung vorgeschlagen, lange bevor man die Werke sieht: Die Bedeutung der Fotografien als Objekte des Kulturerbes, der in den Fotografien dargestellten Thematik, der Ausstellung usw. Demgegenüber ist die Vermittlung im Innern der Ausstellung auf ein Minimum reduziert: Der/die Besucher/-in verfügt über zusätzliche Informationen in einem tragbaren Vermittlungsdispositiv, aber es sind keine schriftlichen Texte in der Ausstellung zu finden außer denen, die in der ursprünglichen Ausstellung im *Museum of Modern Art* (MoMA) von 1955 verwendet wurden. Somit liefert diese sehr elaborierte Schwelle bereits die wesentlichen Informationen, um Projekt und Ausstellung in groben Zügen zu begreifen, und erfüllt die Funktion von paratextueller Information – es ist eine

63 | Eigene Übersetzung von: »La plus grande exposition photographique de tous les temps.«

64 | Eigene Übersetzung von: »Un patrimoine photographique créé par Edward Steichen pour le MoMA de New York 1955.«

65 | Eigene Übersetzung von: »503 images, 273 photographes, 68 pays.«

Vermittlung im eigentlichen Sinne.⁶⁶ Man erkennt auch sehr gut, dass es nicht nur die Architektur ist, die die Schwelle ›macht‹: Hier sind es tatsächlich alle Elemente des Paratextes des Museums, die die Schwelle bekleiden und ihre Abschnitte und Wirkungen vervielfachen.

Das *Musée national de la résistance* in Esch-sur-Alzette besitzt ebenfalls eine deutlich sichtbare Schwelle. Sie verlangt von dem/der Besucher/-in, dass er/sie einen großen freien Platz überquert, ein Dutzend Stufen erklimmt, sich zu einem sehr beeindruckenden neoklassischen Gebäude mit hohen Säulen begibt, an einem Denkmal vorbeigeht, das in goldenen Buchstaben die Inschrift »Für das Vaterland gestorben«⁶⁷ trägt, und eine schwere Tür aufstößt. Der/die Besucher/-in betritt anschließend einen düsteren Raum, die ›heilige Halle‹ mit großen Gemälden, davor eine Säule mit einer Urne, die etwas Erde aus verschiedenen Konzentrationslagern enthält. Hier lädt die Schwelle den/die Besucher/-in eindeutig zum Gedenken und zur inneren Sammlung ein und legt eine demütige Haltung nahe. Es geht hier nicht nur um ein auf die ausgestellten Werke bezogenes Versprechen, sondern um eine wahrhaftig psychologische Vorbereitung des/der Besucher/-in auf die Ausstellung.

Man sieht in diesem Fall, dass die Schwelle sich auch über die Tür des Museums hinaus ausdehnen kann. Das ist auch der Fall im *Musée national d'histoire naturelle*, in dem der Rundgang bei einem Raum der *concernation*⁶⁸ beginnt: ein Raum, der sich ganz am Anfang des Rundgangs befindet, gleich hinter der Eingangshalle, und der bei den Besucher/-innen die Lust auf ihre Begegnung mit den wissenschaftlichen Inhalten, die sie im Begriff sind zu ›betreten‹, wecken soll. Man sieht hier gut, dass die Schwelle der Ausstellung sich nicht nur in der Empfangshalle des Museums befinden kann, sondern auch etwas weiter hinten, am Anfang der Ausstellung. Ebenso das *Musée d'histoire de la ville de Luxembourg* und das *Musée national d'histoire et d'art*, die beide gleich hinter dem Empfang einen gläsernen Aufzug haben, der den/die Besucher/-in zum Beginn der Dauerausstellung bringt. Die Aufzüge verlängern die Schwelle dieser Ausstellungen, indem sie eine physische Reise und einen symbolischen Aufstieg in die Zeit anbieten. Sie dekontextualisieren den/die Besucher/-in, reißen ihn/sie aus seinem/ihrem Alltag und rekontextualisieren ihn/sie in einem anderen Zeit-Raum (einem düsteren Raum, der von Felsen umgeben ist und lang vergangene Zeiten heraufbeschwört). Im *Musée Tudor* in Rosport ist die Reise im Aufzug noch symbolischer,

66 | Die Vermittlung wird hier verstanden als »die Produktion und die Materialisierung von sozialen Beziehungen, die den Austausch ermöglichen« (eigene Übersetzung von: »La production et la matérialisation de relations sociales qui rendent possible l'échange« (Davalion 2007: 10)).

67 | Eigene Übersetzung von: »Morts pour la patrie.«

68 | Dieser Begriff ist eine Schöpfung des Museologen André Giordan. Er bezieht sich auf einen Raum, der die Besucher/-innen ›betreffen‹ (*concerner*), ihr Interesse an dem Thema wecken soll (vgl. Giordan 2013).

da der/die Besucher/-in in einem sehr düsteren, beinahe schwarzen Raum ankommt, der die Zeit vor der Erfindung des Elektrogenerators durch Henri Tudor heraufbeschwört. Das Licht erscheint auf dem Rundgang in dem Moment, in dem Tudor den Generator erfindet.

Hier wird der Übergang zwischen dem Äußeren und dem Inneren des Museums durch eine Schwelle vollzogen, die symbolische und paratextuelle Funktionen erfüllt. Dank der Architektur, aber auch und v.a. durch den Einsatz von schriftlich-visueller, szenographischer oder bildnerischer Zeichen zeigt sich die Schwelle als etwas, das den/die Besucher/-in kontinuierlich begleitet. Sie ermöglicht es, dass die Exponate einen bestimmten Wert annehmen: Als Konstante eines (mehr oder weniger) langen Rundgangs, richtet die Schwelle die Aufmerksamkeit des/der Besucher/-in auf die Exponate und hebt deren außergewöhnliche Seite hervor. Die Schwelle ermöglicht auch eine Umwandlung des/der Passant/-in in eine/-n Besucher/-in, bereitet ihn/sie vor und versetzt ihn/sie in einen mentalen Zustand, der der folgenden Ausstellungen angepasst ist, bevor die Exponate überhaupt wahrgenommen werden. Der/die Besucher/-in wird in seiner/ihrer Verwandlung begleitet und er/sie wird ab und zu sogar aufgefordert, mehr zu werden als ein/-e Besucher/-in: »aufmerksame/r Beobachter/-in« in der *Villa Vau-ban* oder dem *Musée Dräi Eechelen*; »Zeug/-in« in *The Family of Man, The Bitter Years* oder dem *Musée national de la résistance*; »wissenschaftlicher Lehrling«, der sich Fragen stellt, im *Musée national d'histoire naturelle* oder im *Musée Tudor*; »Zeitforscher/-in« im *Musée d'histoire de la ville de Luxembourg* und dem *Musée national d'histoire et d'art* usw. Hier ist gut zu erkennen, wie durch die Schwelle der Museen identitäre Mikro-Anpassungen vorgenommen werden.

3) »Transparente« Schwellen: Schließlich haben die modernsten Museen ebenfalls Schwellen, die den/die Besucher/-in begleiten, aber ohne dass diese/-r sie deutlich wahrnehmen kann: Diese Museen zeigen sich nicht als Begleiter (5 % des Korpus bzw. vier Fälle). Sie bieten somit eine progressive Schwelle, die den Zugang zu den Werken über Transparenzspiele erleichtert, indem sie die Ausstellung mit der Umgebung kommunizieren lassen. Zu diesem Typus gehören etwa das MUDAM, das *Casino – Forum d'art contemporain*, in dessen Eingangshalle und Pavillon – das »Aquarium« – Künstlerbegegnungen und Foren aller Art stattfinden (von der Straße aus sichtbar), das *Musée d'histoire de la ville de Luxembourg* mit seiner großen Glaswand, die mit Farben, Logos und Symbolen der Wechselausstellungen geschmückt ist, oder das *Musée d'histoire(s) de Diekirch*, bei dem ein Teil der Dauerausstellung von außen und v.a. von der Schwelle der Kirche gegenüber sichtbar ist. Doch bei dem *Musée d'histoire(s) de Diekirch* und dem *Casino* vollzieht sich der Eintritt nicht über diese transparenten Räume, was die Wirkung der Transparenz wieder abschwächt.⁶⁹

69 | Man könnte sagen, diese Museen haben in gewisser Weise eine »hybride« Schwelle.

Das MUDAM ist am repräsentativsten für diese Museen, die eine Verbindung zwischen Innen und Außen herstellen.⁷⁰ Es bietet in der Tat eine Architektur (ein Werk von Ieoh Ming Pei), die ganz darauf ausgerichtet ist, Verbindungen zwischen dem städtischen und dem künstlerischen Raum herzustellen. Die Verwendung von Glas, von Übergängen, von Glasdächern erlaubt einen visuellen Austausch zwischen Innen und Außen: Von Außen lassen sich Werke entdecken, die sich draußen, in dem um das MUDAM herum verlaufenden Graben befinden, und auch Werke, die sich im Innern des Museums befinden. Die Nordfassade enthält kleine Maueröffnungen, die auf den Platz weisen, über den der/die Besucher/-in das Gebäude betritt, doch die Südfassade, ganz aus Glas, ist den Vierteln Clausen und Pfaffenthal zugewandt. Durch die großen, der Stadt zugewandten Glasfassaden wird diese zum integrierten Bestandteil des Museums.

Diese zuletzt angesprochenen Schwellen eröffnen einen Dialog zwischen Umwelt, Stadt, Museum, Kunst und Kulturerbe, der hier v.a. von der Architektur und nicht so sehr durch schriftlich-visuelle oder bildnerische Elemente umgesetzt wird. Der Zugang zur Welt der Kultur vollzieht sich hier vielleicht einfacher, weniger beeindruckend als bei den Museen, die sich als Begleiter des Besuchers zeigen: Der Weg führt auf ›ganz natürliche‹ Weise zum Museum. Monique Renault (2000) wertet diese Schwellen als ›verborgene Schwellen‹⁷¹, die den Bruch mit dem städtischen Raum deaktivieren. Ihrer Einschätzung nach werden Museen mit verborgenen Schwellen zunehmend zur Kulisse für einen Spaziergang, etwa wie ein nachmittäglicher Schaufensterbummel, und führen die Besucher/-innen bewusst in die Irre, indem sie ihnen suggerieren, dass sie nach Entrichtung des Eintrittsgeldes Zugang zur Kunst haben, dass es ausreicht, umherzuschlendern und ein Souvenir zu kaufen, um sich mit der Aura des Kulturerbes zu versehen. Wir hingegen vertreten die Auffassung, dass die Verwandlung von Passant/-in zu Besucher/-in progressiv verläuft (da er/sie die Werke von außen sieht, sich auf ihre Begegnung vorbereitet und über eine Schwelle geht, die dem Empfang gewidmet ist). Der Übergang vollzieht sich auf subtile Weise, wie eine ›unbewusste Transition bei dem/der Besucher/-in, der/die so zum Werk herangeführt wird, während in Wirklichkeit eine regelrechte Vorbereitungsarbeit der Besucher/-innen geleistet wird. Fern von jeder Demagogie erweist sich unserer Meinung nach dieser Typus von Schwelle im Gegenteil als sehr wirkungsvoll, um Passant/-innen in Besucher/-innen zu verwandeln. Er führt schließlich zur Begegnung mit dem Werk im Innern des Museums, dort wo sich die Vermittlungen je nach Art des Publikums, fachkundig oder nicht, vervielfachen können.

70 | Es ist auch eines der nur sechs Museen des Korpus, die ausdrücklich für diese Funktion entworfen und gebaut wurden.

71 | Eigene Übersetzung von: »Seuils occultés.«

4.4.3 Fazit

Die Schwelle des Museums kann gleichzeitig ein Übergang und eine Barriere sein, innen wie außen. Sie kann verbergen oder zeigen, empfangen oder ausschließen, ermutigen oder verbieten, sich verbergen oder sich zeigen. Sie kann sich räumlich in den Außenbereich und in den Innenbereich des Museums erstrecken. Sie kann Leseschlüssel zum Verständnis der Ausstellung liefern, und v.a. stellt sie in Aussicht, eine bestimmte Verbindung zur Welt der Kultur herzustellen. Dieser aus vielfachen Dimensionen bestehende Raum, von der Museologie und von bestimmten Museen vernachlässigt, ist dennoch ein wichtiger Ort, an dem sich ein wesentliches Stück der Vermittlung des Museums vollziehen kann.

Natürlich müsste unsere Typologie noch weiter verfeinert werden und es müsste geprüft werden, wie sich die verschiedenen Schwellenformen auf die Besucher/-innen konkret auswirken, indem man beobachtet, wie sie sich diese aneignen. Andere Dimensionen ließen sich auch herausarbeiten, v.a. die linguistischen oder symbolischen Grenzen, die der Schwelle beigefügt werden.⁷² Doch zum gegenwärtigen Stand zeigt unsere Studie, dass die Schwellen sich quantitativ gesehen eher als eine Grenze denn als ein Durchgang darstellen, und eher als ein Zwischenraum (ein ›Dazwischen‹, das ohne eine bestimmte Strategie verwirklicht wird) denn als ein Paratext (der zwei Räume verbindet und bestimmt, wie der zweite zu lesen ist) oder ein Grenzraum (der es erlaubt, bei dem/der Besucher/-in identitäre Mikro-Anpassungen vorzunehmen und ihm/sie dadurch optimal auf den Besuch der Ausstellung vorzubereiten).

Unseres Erachtens erfüllen somit unter den verschiedenen ermittelten Schwellentypen nur jene, die einen progressiven Zugang zum Werk gestatten, eine wirkliche Vermittlungsfunktion und eine symbolische Rolle. Nur sie schaffen einen Rahmen, in dem eine Besucherhaltung eingenommen und dieser Prozess identitärer Mikro-Anpassung begleitet werden kann, dessen Grenzen jedoch stets fließend sind. Auch wenn sich diese elaborierten Schwellen oft in jenen Museen finden, die hinsichtlich Finanzmittel und Standort am besten ausgestattet sind, lässt sich die Problematik sicher nicht auf diese (gewiss wichtigen) Elemente reduzieren: Es ist v.a. der strategische Aspekt der Vermittlungsarbeit des Museums, der durchdacht werden muss – wobei die Schwelle zweifellos nur ein Indiz dafür ist.

72 | In den meisten Museen wird das schriftlich-visuelle Register bemüht, um das Museum zu identifizieren aber auch um Grenzen aufzuerlegen: Öffnungszeiten (manchmal beschränkt), Eintrittspreise, alle möglichen Verbote (*don't touch*, Rauch- und Fotografierverbot usw.) – und es ist eher selten, dass ein Text zum Eintritt in das Museum auffordert. Zudem ist die zur Informierung der Besucher/-innen verwendete Sprache in den meisten Fällen Französisch – nur acht Orte bieten die Gesamtheit dieser Informationen auf Französisch, Deutsch und Englisch an – so dass die Wahl der Empfangssprache eine bedeutende symbolische Grenze für den/die Besucher/-in darstellen kann.

4.5 LITERATUR DES ZWISCHENRAUMS. DIE MEHRSPRACHIGEN INSZENIERUNGEN DES VERLAGS *ULTIMOMONDO*

Till Dembeck

Diese Fallstudie hinterfragt die sprachliche und räumliche Gebundenheit literarischer Kommunikation. Sie greift damit eine in den letzten Jahren erstarkte Forschungsrichtung auf, die versucht, Literatur jenseits der Eingrenzung auf Einsprachigkeit in den Blick zu nehmen – also jenseits der segmentären Differenzierung nach territorial verortbaren Sprachen. Ausgangspunkt dieser Forschungsarbeiten ist die Feststellung, dass Einsprachigkeit eine historisch spät entstandene und nur mit massivem kulturpolitischem Druck aufrechterhaltene Norm ist. Diese Norm – die Forschung spricht auch von einem »Einsprachigkeitsparadigma«⁷³ (Yildiz 2012: 6) – besteht in der Vorstellung, dass einzelne Sprecher/-innen »von Natur aus« eine (standardisierte) Muttersprache haben und nur in dieser Sprache angemessen Literatur produzieren können (vgl. Martyn 2014). Insofern sie diesem Paradigma unterworfen ist, passt sich Literatur der nationalsprachlichen Segmentierung einerseits und den Mechanismen zur Transformation zwischen den nationalen Einsprachigkeiten andererseits an (vgl. Gramling 2014). In diesem Prozess spielen eine Vielzahl von Institutionen eine Rolle, nicht zuletzt und v.a. die Verlage als diejenigen, die neben den Autor/-innen das größte Interesse an der Marktfähigkeit literarischer Werke haben (vgl. Lennon 2010).

Nun ist es aber keinesfalls so, dass das Einsprachigkeitsparadigma jemals eine wirklich durchgängige Wirkung entfaltet hätte. Beispiele für Literatur jenseits der Einsprachigkeit sind zahlreich, nicht nur, aber insbesondere in einem mehrsprachigen Staat wie Luxemburg. Diese Literatur nutzt gewissermaßen die Zwischenräume, die jeder Versuch einer Ab- und Begrenzung von Sprachen und Sprachräumen zwangsläufig lässt. Dabei stützt sie sich auf die Tatsache, dass Sprachen historisch wie systematisch betrachtet immer hybrid sind, also aus Prozessen der Kreolisierung hervorgehen – und daher immer für neue Mischungen offen stehen. Und sie nutzt Sprachdifferenzen, um literarisch kreativ zu sein. Die so entstehenden neuen literarischen Formen erschließen einen sprachlichen Zwischenraum, wenn sie Strukturen erzeugen, die nicht eindeutig einer Sprache zuzuordnen, also jenseits der Grenzen aller Einzelsprachen zu verorten sind.

Im Folgenden nähere ich mich einer Literatur der Zwischenräumlichkeit, indem ich die Inszenierungspolitik des Luxemburger *ultimomondo*-Verlags und seines Teilhabers und maßgeblichen Autors Guy Rewenig in den Blick nehme. Genauer geht es um ein Beispiel für dasjenige, was Gérard Genette in seiner Studie zum Paratext als verlegerischen »Epitext« (Genette 1992: 9) bezeichnet hat. Damit wende ich mich den Grenzregionen der literarischen Werke selbst zu: Als Paratext fasst Genettes Studie all jene Elemente von Text und Buch zusammen,

73 | Eigene Übersetzung von: »Monolingual paradigm.«

die zum einen den Schwellenraum von Text und Nichttext ausmachen und die zum anderen der Rezeptionssteuerung dienen. Durch den Paratext wird ein Text überhaupt erst identifizierbar, denn der Paratext begrenzt den Text ›örtlich‹ von mehreren Seiten (z.B. als Titel, Vorwort, Fußnote) und referentiell, also indem er auf ihn als Einheit hinweist (auch das eine herausregende Funktion des Titels). Zugleich ist er der privilegierter Ort, an dem der »Autor und seine [...] Verbündeten« (Genette 1992: 10), insbesondere also der Verlag, für eine aus ihrer Sicht angemessene Rezeption des Textes sorgen können. Er ist also Grenzregion sowohl in dem Sinne, dass er die Grenze zwischen Text und Nicht-Text markiert, also auch in dem Sinne, dass er den Zugang der Rezipient/-innen zum Buch regelt. Epitext umfasst dabei dasjenige, was nicht unmittelbar am Text bzw. am Buch hatte, sondern unabhängig zirkuliert. Epitexte, insbesondere, wenn sie vom Verlag produziert werden (Programmhefte, Ankündigungen, Reklame aller Art), sind ein primäres Medium zur Vermittlung von Literatur in die je unterschiedlich gestalteten (Sprach-)Räume der Öffentlichkeit – ja mehr als das: Sie gestalten diesen Raum sogar mit oder versuchen dies zumindest.

Im Falle des *ultimomondo*-Verlags geschieht dies unter der Voraussetzung, dass der Rezeptionsraum gerade nicht einsprachig ist. Insofern ist die Leitfrage der Fallstudie weniger, wie die epitextuelle Vermittlung literarischer Texte in mehrsprachige Kommunikationsräume funktioniert, sondern eher, wie sie selbst Sprache und Raum in ein Verhältnis zueinander zu setzen versucht. Die epitextuell vermittelte Sprachpolitik des *ultimomondo*-Verlags wird so einerseits als zentrales Moment der verlegerischen Identitätsbildung untersucht und andererseits als Versuch betrachtet, auf die räumliche Verortung der Literatur Einfluss zu nehmen.

4.5.1 Ein Verlagsbuch als Familienalbum und Bibel

Am 25. Oktober 2010 wurde im luxemburgischen *Centre national de littérature* ein Buch vorgestellt, das sich schon mit seinem Einband von dem Großteil der Bücher absetzt, die in Europa gegenwärtig auf den Markt kommen (vgl. Abb. 1). Der Titel des Buchs ist viersprachig: *Bicherbuch. Livre des livres. Bücherbuch. Book of Books* (o.A. 2010); der Name des Verlags, *ultimomondo*, stammt aus einer fünften Sprache; und auf der Rückseite des Einbands findet sich zumindest ein Wort aus einer sechsten Sprache (*aficionados*). Es liegt auf der Hand, dass ein solches Buch den Mechanismen eines Markts nicht entspricht, der überwiegend auf Einsprachigkeit und Übersetzung setzt. Konsequent also, dass kein einziges der Bücher in den Verkauf gegeben wurde. Sämtliche tausend Exemplare wurden verschenkt, und die meisten Seiten sind überdies jeweils als Geschenk je eines Sponsoren ausgewiesen.

Das *Bicherbuch* gehört einem nicht allzu umfänglichen Genre an, das man als ›Verlagsbuch‹ bezeichnen könnte. Dieses Genre umfasst Bücher, in denen Verlage sich selbst und ihre Geschichte vorstellen, d.h. v.a. die Bücher, die sie heraus-

gebracht haben, und die Autor/-innen, die ihnen verbunden sind. Ein ähnliches Buch hat der *Suhrkamp-Verlag* ebenfalls 2010 zu seinem 60-jährigen Jubiläum herausgebracht (vgl. Fellinger 2010). Ein Jahr später erschien ein Buch über den damals 32 Jahre alten MÄRZ-Verlag (vgl. Bandel/Kalender/Schröder 2011). Und in Luxemburg feierte bereits 2001 der, wenn man so will, »Vorgängerverlag« des *ultimomondo*-Verlags, der *PHI-Verlag*, sein 20-jähriges Bestehen mit einem Verlagsbuch, das zugleich Katalog zu einer dem Verlag gewidmeten Ausstellung im *Centre national de littérature* war (vgl. Delvaux/Janus/Marson 2001).

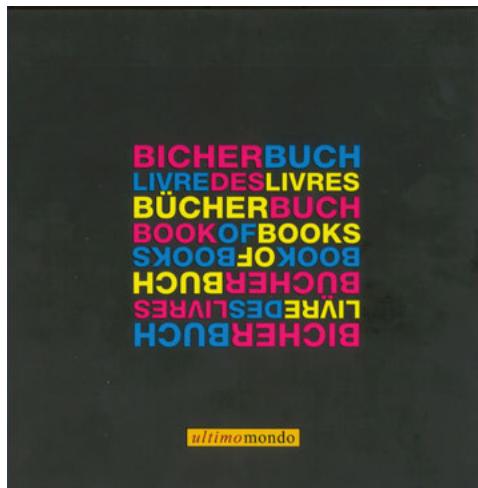


Abbildung 1: *Bicherbuch*, Vorderseite des
Einbands

Was ist interessant an diesem Genre? Man könnte versucht sein, Verlagsbüchern – als Werkzeuge der Eigenwerbung und Selbstdarstellung – die Tauglichkeit zum Gegenstand philologischer Bemühungen abzusprechen. Literatur, so müsste man dann sagen, mag zwar pragmatisch von Verleger/-innen und vom Markt abhängen, aber sie kann in ihrem Wesen nur unabhängig von diesen Rahmenbedingungen erfasst werden. Diese Haltung ist verbreitet und ein Stück weit auch berechtigt. Denn in der Tat sieht man sich als Leser/-in sogenannter ›autonomer‹ Literatur dazu aufgerufen, Texte nur nach ›literarischen‹ Kriterien zu bewerten, ja stärker noch: nach Kriterien, die die jeweiligen Texte *selbst* zur Verfügung stellen. Dennoch muss man zugleich von der Annahme ausgehen, dass ihr institutioneller Rahmen literarischen Texten keinesfalls äußerlich bleibt, sondern vielmehr als ›Parergon‹ ihren Kern nie unberührt lässt (vgl. Derrida 1992: 80). Insbesondere dem Verlag als einem ›Verbündeten‹ des/der Autor/-in kommt dabei eine zentrale Rolle zu, denn er ist als Institution bereits Teil jener Öffentlichkeit, auf die der Text einwirken will. Er vertritt Autor/-in und Text, verfolgt aber zugleich eigene Interessen. Am Zusammenspiel von Text, Paratext

und verlegerischem Epitext lassen sich so all jene Strategien und Spannungen ablesen, die das kulturpolitische Feld ausmachen, in dem sich Literatur bewegt. Verlagsbücher stellen dieses Zusammenspiel dar – wenn auch verkürzt und wiederum strategisch inszeniert – und bieten insofern Gelegenheit, Literatur als Teil von Kulturpolitik zu untersuchen. Im Falle des *Bicherbuchs* ist zusätzlich interessant, dass sich der Verlag – oder zumindest Guy Rewenig als maßgeblicher Autor und Teilhaber –, wie wir noch sehen werden, in bestimmter Hinsicht für einen ›reinen‹ Begriff von Literatur und Kultur ausspricht und gerade damit gezielt Kulturpolitik betreibt.

Aber zurück zum *Bicherbuch* selbst und zu seinem äußeren Erscheinungsbild, das hier, weil es ja gerade um das Verlegerische am Buch geht, wichtig ist. Es handelt sich, wie bei allen Büchern des Verlags, um ein hochwertig produziertes Buch, *hardcover*, von über 250 Seiten, mit aufwändiger Text-Bild-Gestaltung. Auffällig ist im Kontrast dazu, dass sehr viele der Fotos in dem Buch gerade keinen professionellen Anstrich haben, sondern eindeutig – und offenbar auch gewollt – als private Schnappschüsse erkennbar sind. Einen Hang ins Persönliche dokumentieren auch die Widmung des Bandes für den kurz zuvor verstorbenen Roger Manderscheid (›Fir de Rosch‹⁷⁴ [o.A. 2010: 5], mit einer persönlichen Mitteilung von Frank Wilhelm an Guy Rewenig) und die Hinweise auf den Wohnort der im Hauptteil des Buchs vorgestellten Autor/-innen. Selbst die bereits erwähnten Sponsorenhinweise und der Dank an eine Reihe von Organisationen und Personen im Impressum, in der verlagshistorischen Einleitung von Guy Rewenig sowie in der ausführlich bebilderten Sektion *Partnership* wirken als Ausweis eher persönlicher denn geschäftlicher Verbindlichkeit. Der Verlag präsentiert sich so – »amitié oblige«⁷⁵ (o.A. 2010: 16) – als Teil eines Netzwerks luxemburgischer Institutionen und Persönlichkeiten, in dem selbst die Institutionen personalisiert auftreten: Man kennt sich schon lange und blickt gemeinsam zurück.

Trotz des familiären Ambientes geht es aber um mehr als ›nur‹ persönliches Erinnern. Das signalisieren die Namen sowohl des Buchs als auch des Verlags: Die französische und englische Fassung des Begriffs *Bicherbuch* signalisieren biblisches Format, und der Verlag selbst gibt sich, fast schon ein wenig apokalyptisch, als Zeuge einer ›letzten Welt‹ zu erkennen. Beide Bezeichnungen dürften angesichts eines Verlegers, der die katholische Kirche als »folkloristische[n] Verein« (Rewenig 2013: 9) bezeichnet, in einem strikten Sinne als ironisch verstanden werden – sie verkörpern, mit Friedrich Schlegel gesprochen, eine Redeweise, in der »alles Scherz und alles Ernst« ist (Schlegel 1967: 160).

⁷⁴ | Eigene Übersetzung: »Für Roger.«

⁷⁵ | Eigene Übersetzung: »Freundschaft verpflichtet.«

4.5.2 Texte aus der letzten Welt

Zum Verlagsnamen finden sich Selbstauskünfte Rewenigs, etwa die Erklärung, »die letzte Welt« sei »die Welt der Bücher und der Literatur, die für mich der ultime Zufluchtsort ist. Also die Welt der freien Imagination, der Träume und Sehnsüchte, wenn man möchte« (Rewenig 2010: 19). Dazu passt, dass der Verlag tatsächlich als eine Art Zufluchtsort gegründet wurde, nämlich in dem Moment, in dem Francis de Maele sich vom PHI-Verlag – bis dahin der Hausverlag Rewenigs und des zweiten prominenten *ultimomondo*-Autors und Teilhabers Roger Manderscheid – trennte und der Verlag in die Hände der *editpress* geriet, mit deren ideologischer und politischer Konnotation man sich nicht identifizieren möchte (vgl. o.A. 2010: 9). Offenbar hatte de Maele demgegenüber erfolgreich zwischen diesen Autor/-innen und einem Markt vermitteln können, den es in den 1970er und 1980er Jahren überhaupt erst zu erschließen galt. In diesem Sinne lobt Manderscheid seinen ehemaligen Verleger im Jubiläumsbuch des PHI-Verlags: de Maele habe wie kein anderer Literatur ›von hier‹ an eine ›hiesiges‹ Publikum vermittelt (vgl. Manderscheid 2001: 72) – und das offenbar, ohne sich je kommerzieller Einseitigkeit verdächtig zu machen.

Damit ist schon der Anspruch benannt, den der neue Verlag erhebt: Explizit will er sich kommerziellem Kalkül verschließen – das Impressum des *Bicherbuchs* spricht davon, der Verlag sei »toujours dans une situation précaire«⁷⁶ (o.A. 2010: 2). Man sieht sich »inscrit dans la mouvance de gauche«⁷⁷ (o.A. 2010: 15) und verweigert sich, und zwar mit viel Getöse, dem Beitritt zum Verband der *Lëtzebuerger Bichereditoreen*. Seit 2010 reklamiert der Verlag wegen eines dadurch ausgelösten Streits mit dem Kulturministerium für sich den ›Ehrentitel‹ »Editeur discriminé par l'Etat luxembourgeois«⁷⁸ (Dimmer/Rewenig/Scheuren/Thiltges 2010: 17). Aus einer aktuellen Einlassung Rewenigs, in der er die »radikale Weltoffenheit« der »Kulturschaffende[n]« gegen die »salbungsvollen, elektoral nützlichen Zwecklügen« der kulturpolitischen »Repräsentanten« Luxemburgs strikt abhebt (Rewenig 2012a: 12), lässt sich schließen, dass es dem Verleger und Autor Rewenig – aber eigentlich doch auch dem Verlag *ultimomondo* – darum geht, einen Raum zu schaffen, innerhalb dessen jenseits ökonomischer und nationalpolitischer Strategie alternative Zugänge zur ›Welt‹ ausprobiert werden können. Dabei entstehen im Idealfall »[h]eiße Texte« (o.A. 2010: 210), wie der erste Teil des Titel zur Aufaktveranstaltung der »Tour de lüx« (o.A. 2010: 209) lautete, mit der der Verlag sein zehnjähriges Bestehen feierte. Ob damit bewusst oder unbewusst die Bezeichnung des DDR-Zensur-Jargons für ›gefährliche‹ Texte gewählt wurde, spielt letztlich keine Rolle. Denn klar ist, dass man es beim Verlag der letzten Welt mit einer Form inszeniert-subversiven Außenseitertums zu tun hat.

76 | Eigene Übersetzung: »Immer (noch) in einer prekären Situation.«

77 | Eigene Übersetzung: »Den linken Bewegungen verbunden.«

78 | Eigene Übersetzung: »Vom luxemburgischen Staat diskriminierter Verlag.«

Diese Inszenierung nimmt eine pragmatische Herausforderung auf, der sich im Grunde genommen alle luxemburgischen Verlage ausgesetzt sehen, und steigert sie noch. Denn das Betätigungsfeld luxemburgischer Verlage unterscheidet sich ohnedies grundsätzlich von demjenigen der Verlage in den meisten anderen europäischen Staaten. Sie bedienen zum einen ein mehrsprachiges Publikum und müssen zum anderen nahezu vollständig auf das Verlegen übersetzter Literatur verzichten, da dieses Geschäft fest in der Hand deutscher und französischer Verlage liegt.⁷⁹ Das impliziert eine weitgehende Beschränkung auf den luxemburgischen Markt und auf Literatur ›von hier‹ – und dies gilt es bei der Einschätzung der Verlagspolitik von *ultimomondo* zu bedenken: Denn der *Gestus* des ›Netzbeschmutzers‹, den Rewenig als Autor kultiviert, ist auch von Bedeutung für den Verlag – und für die Lektüre des *Bicherbuchs*. Im Jubiläumsbuch für den PHI-Verlag definiert Rewenig in einem Glossar »zum Innenleben des Editörs« das ›Großherzogtum‹ als ›kleinkulturtum‹ (Rewenig 2001b: 84). Als Satiriker lässt Rewenig an seinem ›Heimatland‹ (›einziger Sportplatz, wo die Unbeweglichkeit eine athletische Disziplin ist‹; Rewenig 2001b: 73) wenig Gutes, ebenso wenig wie an der Sprachpolitik für das Luxemburgische – man denke an seine Denunziation der ›Aktioune Lëtzebuergesch‹ als ›eine quasi-rassistische Spielart der Heimattümelei‹ (Rewenig 1983: 35). Rewenig spricht von einem aktuell vorherrschenden ›Identitätsgestammel‹ in Luxemburg, das nur der eigenen Abschottung dienlich sei. Dagegen setzt er die Maßgabe: ›Über Identität hat keine nationale Instanz zu verfügen, sie ist das Ureigene, über das allein jedes Individuum entscheidet‹ (Rewenig 2012a: 12).

Worum kann es Rewenig also mit seinem Verlag gehen? Wenn man bedenkt, dass sein Name immerhin mit dem ›ersten‹ modernen Roman auf Luxemburgisch, *Hannert dem Atlantik*⁸⁰ (1985), verbunden wird und dass es vom *ultimomondo*-Verlag anfangs hieß, er werde ausschließlich Werke Luxemburger Autor/-innen veröffentlichen (vgl. o.A. 2001), offenbar geht es nicht um eine Abwendung von allem ›Luxemburgischen‹. Das liegt aber nicht nur daran, dass der Nestbeschmutzer das Nest braucht. Vielmehr zeigt sich, dass die Art von Literatur, um die es Rewenig und dem Verlag geht, wenn nicht nur, so doch v.a. gerade in Luxemburg gemacht werden kann, was wiederum mit Sprache, auch mit der luxemburgischen, zu tun hat. Über sein Buch *Ein unwiderstehliches Land* schreibt Rewenig: ›[E]s geht mir [...] um die Weltläufigkeit in der Provinzialität‹ (Rewenig 1986). Der Verlag *ultimomondo* will in einem mehrfach ostentativ eingeschränkten Raum – es geht um Literatur ›von hier‹, um nicht-kommerzielle und um politisch nicht zu vereinnahmende Texte – dennoch Weltläufigkeit erzeugen. Das

79 | Das gilt natürlich nicht für Übersetzungen ins Luxemburgische, die allerdings selten sind. In jüngster Zeit hat sich der Verlag *Capybara Books* auf dieses Feld gewagt – wie erfolgreich das Projekt sein wird, bleibt abzuwarten.

80 | Eigene Übersetzung: ›Jenseits des Atlantiks.‹

zeigt die inszenierte Überblendung der Formate ›Familienalbum‹ und ›Bibel‹, wie sie im *Bicherbuch* stattfindet, sehr deutlich.

Wie das im Einzelnen geht? Hier eine Kostprobe: »Leef Landsleit! Mir mussen hei am Pay alleguer Lëtschtebeudjesch reden. Dat ist jo awer parfaitement klar. Wie sech weigert, eis Nationalsprache quotidennement ze parléieren, deen ass weiter nichts wéi e Landesverräter«⁸¹ (Rewenig 2012b: 12). Diese Sätze aus einer satirischen Einlassung Rewenigs zum Thema ›Nationalsprache‹ verweisen auf eine Strategie, die uns zurückführt zum Einsatzpunkt dieser Fallstudie, der extremen Mehrsprachigkeit des Einbands vom *Bicherbuch*. Rewenig versucht hier, einen identitätspolitischen Sprachpurismus des Luxemburgischen *ad absurdum* zu führen, indem er die gegebenen Möglichkeiten der Aufnahme französischer und deutscher Wörter ins Luxemburgische gewissermaßen überreizt. Man *muss* nicht ›quotidennement‹ statt ›alldéeglech‹ sagen, aber es ist eben auch nicht ganz ausgeschlossen. Um diese Möglichkeit scheint es Rewenig zu gehen – oder umgekehrt eben um die Unmöglichkeit, Sprache als feste Einheit reinzuhalten. Für Rewenig konzentriert sich im Luxemburgischen – und auch darin könnte seine Arbeit mit Formaten wie Wörterbuch und Glossar begründet sein – die (eigentlich in allen Sprachen gegebene) Möglichkeit, die ›Unreinheit‹ von Sprache zu nutzen, um nicht nur ästhetisch innovativ, sondern eben auch weltoffen zu sein – weltoffener jedenfalls als nicht nur eine patriotisch-lokale Literatur, sondern auch als die Nationalliteraturen ›großer‹ Nachbarländer.

Man könnte die Maßgabe, nach der der *ultimomondo*-Verlag sich und ›seine‹ Literatur präsentiert, als einen alternativen, ebenso ironischen wie subversiven Kosmopolitismus bezeichnen. Während die Nationalliteraturen bspw. Deutschlands und Frankreichs spätestens seit dem Ende des 18. Jahrhunderts gerne die Standardisierung der muttersprachlichen Fähigkeiten auf Seiten der Rezipient/-innen wie Produzent/-innen voraussetzen, darin gar die Bedingung der Möglichkeit jeder künstlerisch anspruchsvollen Literatur sehen und die darin liegende Einkapselung durch die Institutionalisierung von Übersetzung kompensieren; während also die deutsche und französische literarische Öffentlichkeit gewissermaßen einen Kosmopolitismus der Einsprachigkeiten inszenieren, kehrt die Selbstpräsentation des Verlags *ultimomondo* diese Strategie präzise um. Die Mehrsprachigkeit des Verlagsprogramms kontrastiert mit der ostentativen Einschränkung des Vertriebsgebiets. Und die ›Skandale‹, die in jüngster Zeit insbesondere Rewenig angezettelt hat,⁸² inszenieren selbstironisch ›Stürme im Wasserglas‹, die nicht zuletzt darauf hinweisen, dass Literatur sich auch ganz selbstverständlich als Subversion sprachlicher und kultureller Grenzziehungen machen lässt.

81 | Eigene Übersetzung: »Liebe Landsleute! Wir müssen hier im Land überall Luxemburgisch sprechen. Das ist doch völlig klar. Wer sich weigert, unsere Nationalsprache im Alltag zu sprechen, der ist nichts weiter als ein Landesverräter.«

82 | Zu der Aufregung, die Rewenigs erste Publikationen unter dem Namen Tania Naskandy im Jahre 2010 hervorgerufen hat, vgl. Conter 2012.

4.5.3 Verlagspolitik im Zeichen von Babel

Allerdings ist das Unternehmen des *ultimomondo*-Verlags nicht nur subversiv, sondern durchaus konstruktiv in dem Sinne, dass es einen Alternativvorschlag zur räumlichen Strukturierung von Sprache und Literatur impliziert. Das wird deutlich, wenn man auf den Urtext aller westlichen Theorien der Sprachvielfalt zurückgeht, die Babelerzählung im Alten Testament. Diese Parallelstelle wird man, angesichts des biblischen Formats, das der Verlag seinem Jubiläumsbuch zuschreibt, getrost zurate ziehen dürfen.

Am Anfang der Babelerzählung steht der Wunsch der Menschen, die Einheit ihrer Sprache zu erhalten – sie wollen sich »einen Namen machen« und verhindern, dass sie sich in alle Richtungen »zerstreuen« (Genesis 11; vgl. im Folgenden Dembeck 2014). Sie erbauen den weithin sichtbaren Turm als Orientierungspunkt, der den Zusammenhalt sicherstellen soll. Die Einheit der Sprache garantiert hier die schiere Existenz eines Zentrums – und nur in der allzu weiten Entfernung vom Zentrum liegt die Gefahr der Zerstreuung begründet. Die heute verbreitete Auffassung von Spracheinheit, wie sie dem Geschäftsmodell nahezu aller europäischen Verlage zugrunde liegt, funktioniert ganz anders – darauf habe ich eingangs hingewiesen: Das Einsprachigkeitsparadigma setzt voraus, dass einzelne Sprachen zum einen jeweils an mehr oder weniger genau umgrenzte Territorien gebunden sind, zum anderen aber je in sich geschlossene systematische Ordnungen darstellen.

Wenn nun der *ultimomondo*-Verlag einerseits diese Sprachgrenzen unterläuft, andererseits aber Wert darauf legt, selbst von einem genau bestimmten Ort aus zu operieren; wenn er also auf diese Weise in ostentativer Selbstgenügsamkeit dennoch kosmopolitischer sein will als alle Weltmächte, dann versucht er sich letztlich in der ironischen Etablierung eines neuen Babel, das zentraler Ausgangspunkt einer Bewegung zur Überwindung strikter Sprachdifferenzen sein will. Ironisch ist dieses Unterfangen, weil es von der Voraussetzung ausgeht, dass es nur unter Bedingungen der (Selbst-)Einschränkung Anspruch auf Universalität erheben kann. Das *Bicherbuch* ist Manifest eines ebenso leise wie ironisch vorgetragenen kulturpolitischen Anspruchs. Dieser Anspruch richtet sich aber gerade nicht auf einen Herrschaftsbereich, der auf derselben Ebene anzusiedeln wäre, wie derjenige der Einzeln- oder Nationalsprachen, sondern auf einen Raum jenseits der Begrenzungen, die den Sprachen systematisch wie auch territorial zugrunde liegen. Jenseits dieser Begrenzungen und ausgehend von einer beschränkten Örtlichkeit will der Verlag eine Literatur des Zwischenraums etablieren. Und in der Schaffung dieser Zwischenräumlichkeit selbst versucht er, seine Identität zu finden.

4.6 »MIR GESINN EIS DONO OP FACEBOOK« – MEDIALE (SELBST-)INSZENIERUNGEN LUXEMBURGISCHER JUGENDLICHER ALS VIRTUELLE IDENTITÄTSKONSTRUKTIONEN

Luc Belling

Gegenstand dieser Fallstudie sind Identitätskonstruktionen von luxemburgischen Jugendlichen im sozialen Netzwerk *facebook*. Es wird untersucht, wie und mit welchen Mitteln Jugendliche sich auf dieser virtuellen Plattform in Szene setzen. Durch digitale Medien werden Jugendliche heute stark beeinflusst, wobei weniger die Eltern als vielmehr Freund/-innen eine Rolle spielen (vgl. Boyd 2006). Dies führt dazu, dass sich auf virtuellen Plattformen, wie z.B. *facebook*, unter Jugendlichen gewisse Gruppendynamiken (*peer dynamics*) entfalten, in denen sich Selbstinszenierungen bzw. Identitätskonstruktionen abzeichnen.

Der Beitrag untersucht solche identitätsbildenden Selbstdarstellungen im Kontext von digitalen sozialen Netzwerken. Dies bedeutet, dass theoretische Konzepte der Identitätskonstruktion, die sich auf nicht-virtuelle Identitäten und *face-to-face* Situationen beziehen, in einen digitalisierten Raum mit selbstgenerierten Online-Identitäten übertragen werden. Der Begriff der Online-Identität ist gleichzusetzen mit Dörings (2000: 65) Umschreibung von virtuellen Identitäten: »Wir sprechen von virtuellen Identitäten, wenn es darum geht, wie Menschen sich selbst präsentieren, wenn sie computervermittelt [...] miteinander kommunizieren.« Die computervermittelte Kommunikation darf jedoch nicht verallgemeinert werden, da sich die Nutzer/-innen in sozialen Netzwerken, im Gegensatz zu Webforen und *Chats*, nicht hinter Pseudonymen verbergen, sondern unter richtigem Namen ein virtuelles Abbild von sich selbst repräsentieren – letztlich geht es darum, erkannt und anerkannt zu werden. Diese virtuellen Identitäten existieren nur innerhalb von digitalen sozialen Netzwerken (in diesem Fall: *facebook*), die von Boyd/Ellison (2007: 211) folgendermaßen umschrieben werden:

»Unter sozialen Netzwerken verstehen wir webgestützte Dienste, die es Einzelpersonen ermöglichen, (i) öffentliche oder halb-öffentliche Profile innerhalb eines gebundenen Systems anzulegen, (ii) eine Liste anderer Nutzer aufzubauen, mit denen sie verbunden sind, und (iii) innerhalb des Systems ihre und die von anderen erstellte Liste von Kontakten zu betrachten und daran zu partizipieren.«⁸³

83 | Eigene Übersetzung von: »We define social network sites as web-based services that allow individuals to (i) construct a public or semi-public profile within a bounded system, (ii) articulate a list of other users with whom they share a connection, and (iii) view and traverse their list of connections and those made by others within the system.« Ähnliche Überlegungen wurden auch von Smith (1976) durchgeführt, der zwischen *object* versus *acting self* unterscheidet.

Die Definition verweist u.a. auch auf zwischenräumliche Charakteristiken von sozialen Netzwerken, wie die Erstellung eines persönlichen Profils in einem ›halb-öffentlichen‹ Umfeld, wohingegen die interktionale Ausrichtung der sozialen Netzwerke in Kontext dieses Beitrags ausgeklammert wird. Die Erstellung von Profilen stellt im Grunde nur den Zutritt in ein soziales Netzwerk dar, ohne aber die Kommunikationsmöglichkeiten dieser Plattformen in den Mittelpunkt zu rücken.

Gemäß der beiden Untersuchungsbereiche dieser Fallstudie stellen sich folgende Forschungsfragen:

- Welche Selbstdarstellungstechniken werden in Onlineprofilen von Jugendlichen verwendet?
- Welche Rolle spielt die Pinnwand als Kontaktzone bei der Selbstinszenierung?

Ein theoretischer Ansatz, der sich mit Identitäten im Kontext von sozialen Netzwerken befasst, ist der symbolische Interaktionismus. So weist bereits Mead (1934) auf den entscheidenden Schritt bei der Identitätsbildung eines Individuums hin, der aus einer Selbstreflexion besteht (außenperspektivischer Blick auf die eigene Identität) und der Wahrnehmung von Reaktionen der Gesellschaft (in diesem Fall: der selbst gestalteten Netzwerkkontakte bei *facebook*, die eine Form von *Community* darstellen). Diese Objektivierung wird in sozialen Netzwerken besonders bei der Erstellung von Onlineprofilen deutlich. Überlegungen, in welcher Form man sich der eigenen *Community* präsentieren möchte (vgl. Döring 2003: 334), werden hier ersichtlich.

Um die Dimension der Selbstreflexion erfassen zu können, beziehen wir uns auf eine gegensätzliche Inszenierungsmethode, die Anthony Giddens (1988) in seinem Modell der *Anwesenheit/Abwesenheit* beschrieben hat. Er hat das Begriffs-paar der vorderseitigen und rückseitigen Regionen herausgearbeitet, wobei die vorderseitige Region eine Zurschaustellung ausdrückt und die rückseitige Region ein Verbergen (vgl. Werlen 1997: 174). Vorderseitige Aspekte der Darstellung können nicht authentisch sein, da sie eine Fassade darstellen; nur das dahinter Verborgene, die rückseitige Darstellung, ist als real anzusehen (vgl. Giddens 1988: 177). Im Kontext der virtuellen Identitäten sollen diese beiden Inszenierungstechniken beschrieben werden, um den Zusammenhang zwischen vorder- und rückseitigen Inszenierungen und den vermittelten Kommunikationsinhalten darzulegen.

Goffmans Selbstdarstellung im Alltag (*impression management*) bezieht sich z.T. auf den symbolischen Interaktionismus, der besagt, dass kommunikative Handlungen bei der Identitätsbildung entscheidend sind (vgl. Goffman 1959: 3). Die Ergänzung der Analyse von interaktionsbasierten, kommunikativen Handlungen mit jener von anderen Kontaktaufnahmen ist für diesen Beitrag unabdingbar. In den virtuellen sozialen Netzwerken sind kommunikative Handlungen auf den Pinnwänden festzustellen, wobei sowohl Profilinhaber/-innen als auch ihre

›Kontakte‹ (d.h. die Mitglieder ihres Netzwerks), Nachrichten hinterlassen und/oder diese auch für alle sichtbar kommentieren können.

Vor dem Hintergrund dieses gemeinsam konstruierten Selbstbildes auf *facebook* versucht der Beitrag zwei spezifische Analyseperspektiven auszuleuchten, da die virtuellen Identitäten sich sowohl aus selbstgenerierten Profilseiten speisen als auch aus interaktionalen Pinnwänden. Diese beiden Selbstinszenierungstechniken werden im Kontext des virtuellen Raumes untersucht, der einen Zwischenraum aus privatem und öffentlichem Umfeld darstellt. Nach Boyd (2006: o.S.) sind dies »Orte, wo sich die Jugend versammelt, um Zeit mit Freunden zu verbringen und öffentliche [...] Räume zu ihren eigenen zu machen«.⁸⁴ Obwohl die virtuellen Identitäten von vielen anderen Nutzer/-innen einsehbar sind, stellen sie für Jugendliche einen privaten Raum dar, in dem sie sich mit Freund/-innen, ohne Kontrollinstanzen wie Eltern oder Schulverantwortliche, austauschen können.

Im ersten Forschungspunkt wird die hybride Konstruktion von persönlichen Profilseiten als Zusammenspiel aus vorder- und rückseitigen Inszenierungstechniken untersucht. Beim zweiten Forschungspunkt wird die Pinnwand als Kontaktzone vorgestellt, die private Kommunikationssituationen in einem öffentlichen Raum ermöglicht.

Die Daten der Fallstudie wurden aus der Untersuchung von Online-Identitäten von sechs luxemburgischen Jugendlichen einer Schulklasse gewonnen. Das Projekt wurde in einer elften Klasse vorgestellt und unter den Freiwilligen wurden drei männliche und drei weibliche Teilnehmer/-innen⁸⁵ per Losverfahren bestimmt. Von diesen sechs Teilnehmer/-innen wurden sämtliche Pinnwandeinträge von Juli bis Dezember 2012 gesammelt und analysiert. Neben den Pinnwandaktivitäten wurden zudem die Angaben auf der Profilseite aufgezeichnet sowie die Veränderungen in den Profilen während der sechs Monate vermerkt.⁸⁶ Die Ergebnisse wurden der Schulklasse erst nach Abschluss des Projekts im Januar 2013 vorgestellt, um die Daten möglichst wenig zu beeinflussen.

Nach der Auswertung und Analyse der Pinnwände wurden semi-strukturierte Interviews durchgeführt, die sich auf die Kommunikationspraktiken der Ju-

84 | Eigene Übersetzung von: »Places where youth gather to hang out amongst friends and make public [...] spaces their own.«

85 | Insgesamt wurden jedoch keine Unterschiede zwischen den Geschlechtern bei der Analyse festgestellt. Daher wird die Betrachtung nach Geschlecht im Weiteren ausgespart.

86 | Veränderungen von Angaben im Profil werden auf der Pinnwand angezeigt und konnten dementsprechend bei der Analyse festgestellt werden. Bei den Teilnehmer/-innen bezogen sich die Veränderungen ausschließlich auf die Veröffentlichung eines neuen Profilfotos. Einzig die Gruppenzugehörigkeiten und die Anzahl der Likes wuchsen beständig während dem Untersuchungszeitraum an. Die Angaben in Tab. 2 beziehen sich auf den letzten Untersuchungstag (31.12.2013). Die weiteren Angaben variierten während der sechs Monate nicht.

gendlichen bezogen. Durch die Verknüpfung von quantitativen Auswertungen der Onlineprofile mit qualitativen Auswertungen der Interviews kann in der Fallstudie, neben der statistischen Auswertung, zudem ein Einblick in die Nutzungs motive der Jugendlichen ermittelt werden.

4.6.1 Praktiken der (Selbst-)Inszenierung in Onlineprofilen

Zur Untersuchung von Selbstdarstellungstechniken in Onlineprofilen wird sich auf ein modifiziertes Konzept von Zhao et al. (2008) zur Identitätskonstruktion in *facebook* gestützt, welches in vier Untersuchungskategorien unterteilt ist: *visual* (Profilfoto), *enumerative* (Interessen, Hobbies, Lieblingsbücher usw.), *narrative* (frei verfasster Text der Nutzer/-innen über sich selbst) und *self-labelling* (Angaben zu Geschlecht, Beziehungsstatus, Heimatort, Ausbildung usw.). Das Modell drückt ein Kontinuum an öffentlicher Darstellung aus, das zwischen implizit und explizit angeordnet ist. So ist die Praxis des *self-labelling* z.B. eine sehr explizite Selbstinszenierungsmethode,

»da Nutzer *Labels* wählen, um sich zu beschreiben, womit sie sich gerade heraus und eindeutig in Kategorien einordnen, wogegen die [...] Aufzählung von Hobbys und Interessen eine weniger explizite Form der Identitätskonstruktion ist, da zwischen Statements über die eigenen Hobbys und Interessen [...] und der Identität, die man für sich durch eine solche Behauptung konstruiert, eine weniger direkte Verbindung besteht«⁸⁷ (Bolander/Locher 2010: 166).

Die visuelle Praxis des Hochladens von Profilfotos stellt die impliziteste Form von Selbstinszenierung dar, da Inhalte lediglich gezeigt, aber nicht beschrieben oder erklärt werden (vgl. Zhao et al. 2008: 1816).

In Tab. 1 sind die Informationen, die Jugendliche in ihren Onlineprofilen veröffentlichten, aufgeführt.

87 | Eigene Übersetzung von: »Since individuals choose labels to describe themselves, thereby straightforwardly and unambiguously placing themselves in categories, [...] enumeration of hobbies and interests, on the other hand, is a less explicit form of identity construction, since there is a less straightforward connection between statements about one's hobbies and interests [...], and the type of identity one constructs for oneself through such a claim.«

Form der öffentlichen Inszenierung	Inszenierungspraktiken	Melanie	Sam	Sophie	Raoul	Manon	Marc
Implizit	Visuell	23	18	8	11	7	13
	Aufzählend	504	257	33	150	86	394
	Erzählend	Nein	Ja	Nein	Nein	Nein	Nein
Explizit	Kennzeichnend	5	8	5	8	7	7
	Netzwerkkontakte	1.506	1.352	1.107	481	738	683

Tabelle 1: Inszenierungspraktiken der untersuchten Jugendlichen auf ihrer Profilseite (quantitative Auszählung) (eigene Studie)⁸⁸

88 | Die Namen der Testpersonen wurden aus Gründen des Datenschutzes geändert. Lediglich das Geschlecht der Nutzer/-innen wird mit dem gewählten Namen ausgedrückt.

Die erste Forschungsfrage setzt sich mit den Selbstdarstellungspraktiken der Jugendlichen auf ihren Profilseiten auseinander. Die von Mead (1934) beschriebene Selbstreflexion und das inhärente Ausblenden bestimmter Informationen ist bei der Inszenierung der virtuellen Identität ein wichtiger Prozess. Die Untersuchung analysiert den zwischenräumlichen Charakter der Profilseiten, in denen die Nutzer/-innen Authentizität vermitteln durch die Wiedergabe ausgewählter privater Informationen (rückseitig), gleichzeitig aber sich bewusst inszenieren (vorderseitig), um in der Masse an Netzwerkkontakten herauszustechen.

Visuelle Selbstinszenierung: Die Kategorie der visuellen Präsentationstechniken stellt durch die regelmäßigen Aktualisierungen der Profilfotos eine konstante Identitätsbearbeitung dar. Diese immaterielle Arbeit 2.0 (vgl. Coté/Pybus 2011) lässt die Profilseiten nicht als statische Elemente erscheinen, sondern als gezielt eingesetzte Mittel, um die Aufmerksamkeit der Netzwerkkontakte anzuziehen. Profilfotos stellen eine implizite Methode dar, um sich auf Plattformen wie *facebook* ohne den Einsatz textlicher Erklärungen zu präsentieren.

Die Analyse der Fotos ergab, dass die Testpersonen tatsächlich auf jedem der 80 hochgeladenen Fotos abgebildet waren, jedoch oft nicht alleine. Auf 34 Fotos (42 %) waren die Jugendlichen jeweils mit einer anderen Person oder einer Gruppe abgebildet. Manon sagte dazu: »Meistens lade ich Fotos mit meinem Freund hoch. Ich will, dass jeder sieht, dass wir ein Paar sind.«⁸⁹ Neben teils intimen Darstellungen der Partnerschaft sind v.a. Gruppenfotos mit Freunden ein beliebtes Motiv. Die Jugendlichen bestätigten auch, dass sie Fotos mit Freund/-innen veröffentlichen, um ihre Verbundenheit mit diesen Personen zu demonstrieren.

Insgesamt sind regelmäßige Aktualisierungen von Profilfotos eine wichtige Präsentationsmethode der virtuellen Identität, wobei die Fotos einen teils sehr privaten und authentischen Eindruck der Jugendlichen vermitteln, offenbar ohne sich um die Rezeption innerhalb des weitläufigen Netzwerks zu sorgen.

Aufzählende Selbstinszenierung: Sogenannte aufzählende Profilangaben (Bücher, Filme, Musik, besuchte Orte, *facebook*-Gruppen usw.) werden in hohem Maße von den Jugendlichen genutzt (vgl. Tab. 1). Sie geben Aufschluss über ausgesuchte Interessen und Vorlieben, was wiederum auf eine dynamische Identitätsinszenierung hindeutet. Regelmäßige Angaben zu besuchten Orten oder gesehenen Filmen lassen einen stets aktualisierten Einblick in das nicht-virtuelle Leben der Jugendlichen zu. Durch die aufzählende Selbstinszenierung werden dem Publikum Informationen präsentiert, die von den üblichen, standardisierten Profilangaben abweichen. Dies bestätigt auch Melanie, die mit 504 Interessenaufzählungen die meisten Informationen vermittelt:

»Alles, was mich irgendwie interessiert oder was mir gefällt, klicke ich an. Da mittlerweile alle möglichen Dinge auf *facebook* vertreten sind, kann man unkompliziert und schnell

⁸⁹ | Eigene Übersetzung von: »Meeschtens lueden ech Fotoen, héich op deenen ech mat mengem Fréind sinn. Ech wéll, datt jidderee gesäit, datt mir eng Koppel sinn.«

liken. Ich mache mir im Grunde keine Gedanken, dass die anderen Kontakte diese Angaben sehen können. Schließlich sind es ja unwichtige Sachen, die nicht viel über mich aussagen.“⁹⁰

Die Unbekümmertheit, mit der Melanie ihre Angaben macht, bestätigt, dass implizite Präsentationsmethoden (Fotos und Aufzählungen) eher rückseitige Inszenierungen sind, die keine öffentliche Zurschaustellung anstreben. Diesen eher spontanen Selbstdarstellungstechniken steht die erzählende Inszenierung gegenüber.

Erzählende Selbstdarstellung: »Oh nein, das ist mir zu viel Arbeit, etwas über mich selbst zu schreiben. Ich weiß auch gar nicht, was ich da schreiben soll.«⁹¹ Diese Aussage von Raoul steht stellvertretend für alle Testpersonen (außer Sam). Der zeitliche Aufwand scheint eine Rolle bei der Erstellung eines Profils zu spielen. Zudem merkt Raoul an, dass es ohne die Kategorievorgaben von *facebook* schwierig sei, sich selbst zu präsentieren. Sam ist die einzige Testperson, die diese erzählende Selbstdarstellungsmethode nutzt, obwohl sein Text paradoxe Weise die Schwierigkeit des Selbstbildes betont: »Du willst was über mich wissen? Frag die anderen. Die wissen doch sowieso immer alles besser.« Darauf angesprochen konnte Sam jedoch nicht erklären, warum er gerade diesen Wortlaut in seinem Profil veröffentlicht hat.

Aufgrund der fehlenden Profilangaben kann keine Analyse dieser Selbstdarstellungsmethode vorgenommen werden, vielleicht – so könnte Sams Beispiel gedeutet werden – weil die Selbstdarstellung hier so explizit ist, dass sie lähmend wirkt. Inwieweit die Testpersonen indes sich der Präsenz eines Publikums bewusst sind, ist nicht feststellbar. Die vierte Kategorie stellt die wohl klassischste Kategorie innerhalb von Onlineprofilen dar, weist aber zugleich die größten Unterschiede zwischen den Selbstdarstellungen der Testpersonen auf.

Kennzeichnende Selbstdarstellung: Bei den expliziten Profilinformationen handelt es sich um den Namen (obligatorisch), das Geburtsdatum, den Beziehungsstatus, Familienangehörige, Sprachenkenntnisse, das Geschlecht, den Wohnort und die Ausbildung (Schule). Bereits bei der obligatorischen Kennzeichnung mit einem Namen sind verschiedene Techniken der Selbstdarstellung auszumachen, da drei Personen ihren offiziellen Geburtsnamen angegeben, die drei anderen jedoch eine leichte Abwandlung ihres Geburtsnamens oder einen Spitznamen verwenden, unter dem sie allerdings in ihrer *peer group* bekannt und so erkennbar sind. Raoul, dessen Profil seinen tatsächlichen Namen anzeigt, sagt dazu: »Die Frage stellt sich für mich überhaupt nicht. Ich will, dass andere Personen mich finden können; wie sollen

90 | Eigene Übersetzung von: »Alles, wat mech interesséiert oder mir gefällt, klicken ech un. Mëttlerweil fénnt een alles op *facebook* an et kann een et séier an ouni Problemer liken. Ech denken am Fong net driwwer no, datt déi aner Leit déi Saache kënne gesinn. Et si jo némmen onwichteg Saachen, déi näischt mat mir ze dinn hunn.«

91 | Eigene Übersetzung von: »Oh nee, dat ass mir zevill Aarbecht, fir eppes iwwert mech ze schreiwen. Ech wéisst och guer net, wat ech do schreiwe sollt.«

sie das machen, wenn ich einen falschen Namen angebe?«⁹² Raouls Aussage entspricht dem Grundgedanken von *facebook*: eine Plattform darzustellen, auf der man Bekanntschaften wiederfindet. Demgegenüber benutzten drei Jugendliche einen Kunstnamen, der im Grunde kein klassisches Pseudonym darstellt, sondern vielmehr eine typographisch-phonetische Spielerei mit ihrem eigenen Namen. Manon z.B. nutzt Buchstabenerationen bei ihrem Namen (»Maaaannnooonnn«); Melanie nutzt lediglich ihren Vornamen, den sie jedoch durch ein Leerzeichen in Vor- und Nachnamen unterteilt (»Mel Anie«) und Sam wählt neben der korrekten Angabe seines Vornamens einen imaginären Nachnamen (»Miseler«), der auf seine Herkunftsregion (Moseler Gegend) verweist. Dies bewirkt eine gewisse Kennzeichnung der Person, erschwert jedoch gleichzeitig ihr Auffinden mit Hilfe der Suchfunktion auf *facebook*. Hierauf angesprochen entgegnet Sam: »Ich will nicht, dass jeder weiß, wie ich heiße. Das ist mir zu privat. Meine Freunde kennen mein Pseudonym und finden mich auf *facebook*.«⁹³ Die Angabe des eigenen Namens kann also durchaus als Teil der Privatsphäre angesehen werden, die – in diesem für die Testpersonen öffentlichen Raum – durch einen Kunstnamen (vorderseitige Fassade) geschützt wird. Sam lässt indirekt erkennen, dass ihm die Vernetzungsmöglichkeit mit anderen Netzwerkkontakten weniger wichtig erscheint. Diese Ergebnisse stützen Boyd und Ellisons (2007: o.S.) Aussage zur Veränderung des *Networking*-Gedankens:

»Viele der großen SNS [social network sites] werden von den Teilnehmern nicht unbedingt dazu genutzt, um zu ›netzwerken‹ oder neue Bekanntschaften zu schließen. In erster Linie kommunizieren sie mit Personen, die bereits zu ihrem erweiterten sozialen Netzwerk gehören.«⁹⁴

Neben der Namensangabe ist im Besonderen die Auflistung der Familienangehörigen ein interessantes Selbstdarstellungsmerkmal der Jugendlichen. Mit Ausnahme von Sophies Profil wurden in allen Profilen die besten Freunde als Familie angegeben und per Link auf deren *facebook*-Profil hingewiesen. Hier stimmen die Testpersonen in den Interviews in ihrer Meinung überein, wie Manon erklärt: »Das ist ganz normal bei uns in der Schule. Es hat sich zu einem Trend ausgeweitet. Meine besten Freunde sind wie eine Familie für mich.«⁹⁵ Der Einsatz dieser

92 | Eigene Übersetzung von: »Dat ass jo guer net relevant fir mech. Ech wëll, datt déi aner Leit mech op Facebook fanne kënnen. Wéi solle se dat da maachen, wann ech e falsche Username hunn?«

93 | Eigene Übersetzung von: »Ech wëll net, datt jidderee weess, wéi ech heeschen. Dat ass mir ze privat. Meng Frënn kenne mäi *facebook*-Numm, mat deem se mech fanne kënnen.«

94 | Eigene Übersetzung von: »On many of the large SNSs [social network sites], participants are not necessarily ›networking‹ or looking to meet new people; instead, they are primarily communicating with people who are already a part of their extended social network.«

95 | Eigene Übersetzung von: »Dat ass ganz normal bei eis. Et ass en Trend ginn. Meng bescht Frënn si wéi eng Famill fir mech.«

Profilkategorie zeigt zum einen die große Verbundenheit der Jugendlichen untereinander (was bereits anhand der Profilfotos angedeutet wurde), kann aber auch ein Beleg dafür sein, dass die Nennung der tatsächlichen Familienangehörigen zu privat ist oder letztere kein *facebook*-Profil besitzen.⁹⁶

Die Analyse zeigt eine klare Kombination von implizit-rückseitigen und explizit-vorderseitigen Inszenierungen. Bei den impliziten Präsentationstechniken von Inhalten, die die Jugendlichen nicht als primäre Identitätsmarker wahrnehmen, werden authentische (rückseitige) Informationen veröffentlicht. Dagegen wurde bei der kennzeichnenden Profilkategorie teilweise eine vorderseitige Fassade von den Jugendlichen errichtet, da ihnen die Kommunikationsinhalte zu privat erscheinen, um sie einem breiten Publikum mitzuteilen. Dieser Selbstreflexionsprozess findet demnach bei expliziten Profilkategorien statt, in denen die öffentliche Zurschaustellung von nicht-virtuellen Realitäten vermieden wird.

4.6.2 Identitätskonstruktion auf Pinnwänden

Zur Beantwortung der zweiten Forschungsfrage, die sich auf die Pinnwandaktivitäten bezieht, wurden die in Tab. 2 aufgeführten Daten gesammelt und ausgewertet.

Bei den quantitativen Auszählungen sind bereits bedeutende Unterschiede in der Anzahl der veröffentlichten Einträge sowie in der Art dieser Einträge (textliche Statusmitteilungen *versus* Fotos) festzustellen. Diese Werte lassen auf unterschiedliche Selbstinszenierungstechniken auf der Pinnwand schließen. Zudem sind neben der aktiven Selbstinszenierung auch Diskrepanzen zwischen dem Empfang von Mitteilungen durch das eigene Netzwerk und der entstandenen Interaktion zu vermerken.

Die Einträge wurden mit Hilfe einer egozentrierten Netzwerkanalyse erhoben, die ausschließlich die Kommunikation auf der Pinnwand der Testpersonen untersucht – ohne aber deren Aktivitäten auf anderen Pinnwänden zu beleuchten –, um die Kommunikationsabläufe der Jugendlichen zu erfassen. Auf den Pinnwänden kommunizieren die Jugendlichen täglich mit ihrem Netzwerk und machen durch Aktualisierungen auf sich aufmerksam. Die Untersuchung wird zeigen, ob sich Bolander/Lochers (2010: 167) Hypothese bestätigt, dass »implizite Formen der Identitätskonstruktion sich eindeutig von der expliziten Form unterscheiden, wie sie sich in dem *Self-labelling* auf den Profilseiten zeigt«.⁹⁷ Dies würde bedeuten,

96 | Auch bei weiteren Angaben der kennzeichnenden Profilkategorie wurden vorderseitige Inszenierungen aus Gründen der Privatsphäre eingesetzt. So gab z.B. keine der Testpersonen ihr tatsächliches Geburtsdatum an und auch beim Heimatort wurden z.B. Hawaii oder Los Angeles mitgeteilt, jedoch nie ein Ort in Luxemburg. Ebenso wurde bei der Schulausbildung in keinem Profil das passende Gymnasium, sondern wiederum Schulen auf unterschiedlichen Kontinenten aufgezählt.

97 | Eigene Übersetzung von: »[...] Implicit means of identity construction is clearly different to the explicit form evident in the self-labelling on the profile pages.«

dass auf den Pinnwänden private Angaben, die in den Profilen durch nicht-authentische, vorderseitige Zurschaustellungen geschützt wurden, dem gleichen Publikum zugänglich gemacht und quasi öffentlich diskutiert werden.

	Melanie	Sam	Sophie	Raoul	Manon	Marc
Veröffentlichte Einträge	263	74	56	85	26	194
<i>davon Statusmitteilungen</i>	102	38	24	50	7	57
<i>davon Fotos</i>	77	27	14	29	17	44
Einträge anderer Nutzer/-innen	640	35	267	154	229	123
Kommentare zu den Einträgen	2.808	256	583	845	495	2.675
Anzahl an Likes	5.048	562	1.221	1.051	688	1.308

Tabelle 2: Ausgezählte Pinnwandaktivitäten der befragten Jugendlichen (eigene Studie)⁹⁸

Funktionalität von Pinnwandeinträgen

Tab. 2 gibt die Anzahl der veröffentlichten Informationen wieder, die zwischen 263 (Melanie) und 26 (Manon) Pinnwandeinträgen liegt. Diese Spannweite weist auf unterschiedliche Verwendungswisen der Pinnwand hin. Melanie sagt zu ihrer hohen Frequenz an Mitteilungen: »Ich weiß, dass ich viel veröffentliche. Ich tue das nicht bewusst. Ich habe einfach nur immer etwas zu erzählen oder ein Foto, das ich den anderen zeigen will.«⁹⁹ Melanie beschreibt ihre fortlaufende Inszenierung

98 | Die Summe der Statusmitteilungen und Fotos ergibt nicht die Gesamtanzahl an veröffentlichten Einträgen. Zusätzlich wurden auch andere Formen wie Videos, Bestwerte aus Onlinespielen usw. veröffentlicht. Diese Angaben wurden bei der Analyse jedoch nicht berücksichtigt.

99 | Eigene Übersetzung von: »Ech weess, datt ech vill online setzen. Ech maachen dat net express. Ech hunn einfach émmer eppes ze soen oder eng Foto, déi ech deenen anere weise wéll.«

somit als ein Mittel, um mit ihren Netzwerkfreunden in Kontakt zu bleiben und ihnen regelmäßig Informationen aus ihrem Leben mitzuteilen. Manon dagegen sieht das Schreiben von kurzen Nachrichten eher problematisch: »Ich schreibe praktisch nie Statusmitteilungen. Wenn ich etwas mitteilen will, dann mache ich das mit Fotos.«¹⁰⁰ Sie verweist auf den Gebrauch von Fotos als Inszenierungsmaßnahmen, auf denen sie überwiegend mit ihren Freund/-innen abgebildet ist. Insgesamt stellten die Statusmitteilungen in der Analyse 40 % der Einträge dar und die Fotos 30 %.

Bei den Inhalten der textlichen Einträge handelte es sich zumeist um persönliche Themen wie Freundschaften, Beziehungen oder Schulalltag. Die Hypothese von Bolander/Locher (2000) bestätigt sich hier, da die Jugendlichen in der Tat auf den Pinnwänden private und authentische Themen diskutieren und demnach eine rückseitige Inszenierung vor einem Publikum vornehmen. Die explizit-vorderseitige Inszenierungskombination der Profilseiten entspricht einer explizit-rückseitigen Darstellung auf den Pinnwänden.

Darauf angesprochen betont Raoul, dass er keinen Zusammenhang zwischen beiden Elementen sieht: »Das Profil kann von jedem betrachtet werden. Was auf der Pinnwand passiert, ist dagegen für meine richtigen Freunde.«¹⁰¹ Obwohl sich die virtuelle Identität aus diesen beiden Kategorien speist und beide für die Mitglieder des Netzwerks einsehbar sind, ist im Bewusstsein der Jugendlichen eine Trennung auszumachen, die das hybride Profil demnach in eine öffentliche und eine private Komponente unterteilt.

Die Netzwerkanalyse der Pinnwände zeigt, dass die Jugendlichen im Durchschnitt auf ihrer Pinnwand mit 41 unterschiedlichen Personen in Kontakt traten.¹⁰² Obwohl diese Zahl verhältnismäßig hoch erscheint, stellt sie in Bezug auf die Kontakte in den Netzwerken der Testpersonen (481 bis 1.506 Kontakte) nur einen kleinen Anteil der möglichen Gesprächspartner dar. Aus dieser vertraut erscheinenden Gesprächssituation zwischen zumeist denselben Kontakten kann der kommunikative Effekt entstehen, dass man den unsichtbaren Dritten – in Form des passiv mitlesenden Publikums – vergisst und private, meist dyadische Konversationen in einem quasi öffentlichen Raum führt.

Die Pinnwand scheint eine private Darstellungsplattform für die Jugendlichen zu sein, wobei ein direkter Bezug zwischen den Pinnwänden, den Profilseiten und dem nicht-virtuellen Leben besteht. Die Gesprächspartner auf den Pinnwänden überschneiden sich mit den Profilangaben der Jugendlichen bezüglich

100 | Eigene Übersetzung von: »Ech schreiwe bal ni Statussen. Wann ech eppes matdeele wëll, da maachen ech dat mat Fotoen.«

101 | Eigene Übersetzung von: »D'Profil gesäit jo jiddereen. Wat awer op der Pinnwand geschriwwé gëtt, dat ass just fir meng Kollegen.«

102 | Melanie hatte die meisten Kontakte (59) und Manon die wenigsten (27). Bei der Untersuchung wurden Geburtstagsglückwünsche nicht beachtet. An Geburtstagen hinterlassen viele Kontakte aus Höflichkeit eine Nachricht, obwohl sie sonst keinen Online-Kontakt mit der Person pflegen.

ihrer Familienmitglieder. Auf Nachfrage im Interview wird außerdem bestätigt, dass es sich bei den Kontakt Personen auf der Pinnwand um die engsten Freund/-innen, zumeist aus der Schule, handelt, denen sie zudem fast täglich begegnen. Die Pinnwandverbindungen werden von den Jugendlichen als Ergänzung zur Offline-Welt genutzt, wonach die Beziehungspflege eine wichtige Funktion im Zusammenhang mit virtuellen Identitäten besitzt. Bolander/Locher (2010: 165) erklären, dass »facebook-Nutzer in der Regel ›verankerte Beziehungen‹ (vgl. Zhao et al.) haben, d.h. dass ihre *facebook*-Beziehungen im Offline-Leben begründet liegen«.¹⁰³

Diese Form von kurzen Mitteilungen (von dem/der Profilinhaber/-in, aber v.a. von anderen Netzwerkkontakte) auf Pinnwänden entwickelt meines Erachtens eine gewisse wechselseitige Abhängigkeitssituation (vgl. Goffman 2010: 77). So müssen Nachrichten nicht unbedingt einen konkreten Inhalt besitzen, sondern sie fungieren als routinierte Grußrituale, die eine Besuchsspur hinterlassen, was wiederum die Erwiderung des Besuchs auf anderen Pinnwänden bewirkt. Boyd (2006) verweist gleichermaßen auf die Interrelation der gegenseitigen Pinnwandmitteilungen: »Für jene, die Aufmerksamkeit suchen, ist es sehr wichtig, auf den Pinnwänden beliebter Personen Mitteilungen zu hinterlassen und sichtbar zu sein; und dies kann eine Motivation sein, die Profile von anderen zu kommentieren« (Boyd 2006: o.S.).¹⁰⁴ Dies wird durch die Aussage von Melanie bekräftigt: »Das Spannendste ist, wenn man sich bei *facebook* einloggt. Du weißt nie, ob dir jemand auf deine Seite geschrieben hat. Es ist immer schön zu sehen, wenn andere an dich denken.«¹⁰⁵ So erklären sich auch Pinnwandaktivitäten, wie jene der Abb. 1, die einen anonymisierten *Screenshot* von Sophies (durch das S erkennbar) Pinnwand darstellt.

Ein erster Blick auf die Abb. 1 verdeutlicht die sekundäre Bedeutung des Nachrichteninhalts und stärkt die Hypothese einer beziehungspflegenden Anwendung der Pinnwandeinträge, die sich vorrangig aus *Emoticons* zusammensetzen. Nicht nur die Aufmerksamkeit, die den Jugendlichen durch diese Einträge geschenkt wird, ist bemerkenswert bei der Aufrechterhaltung und Entwicklung der virtuellen Identität; auch die Rolle, die Profilinhaber/-innen selbst ausfüllen, ist von eminenter Bedeutung.

103 | Eigene Übersetzung von: »Individuals in facebook tend to have ›anchored relationships‹ (vgl. Zhao et al.), which means their facebook relationships are grounded in offline life.«

104 | Eigene Übersetzung von: »For those seeking attention, writing comments and being visible on popular people's pages is very important and this can be a motivation to comment on others' profiles.«

105 | Eigene Übersetzung von: »Et ass spannend, wann ee sech bei Facebook aloggt. Du weess ni, ob een dir op deng Säit geschriwwen huet. Et ass émmer schéin ze gesinn, wann anerer un dech geduecht hunn.«

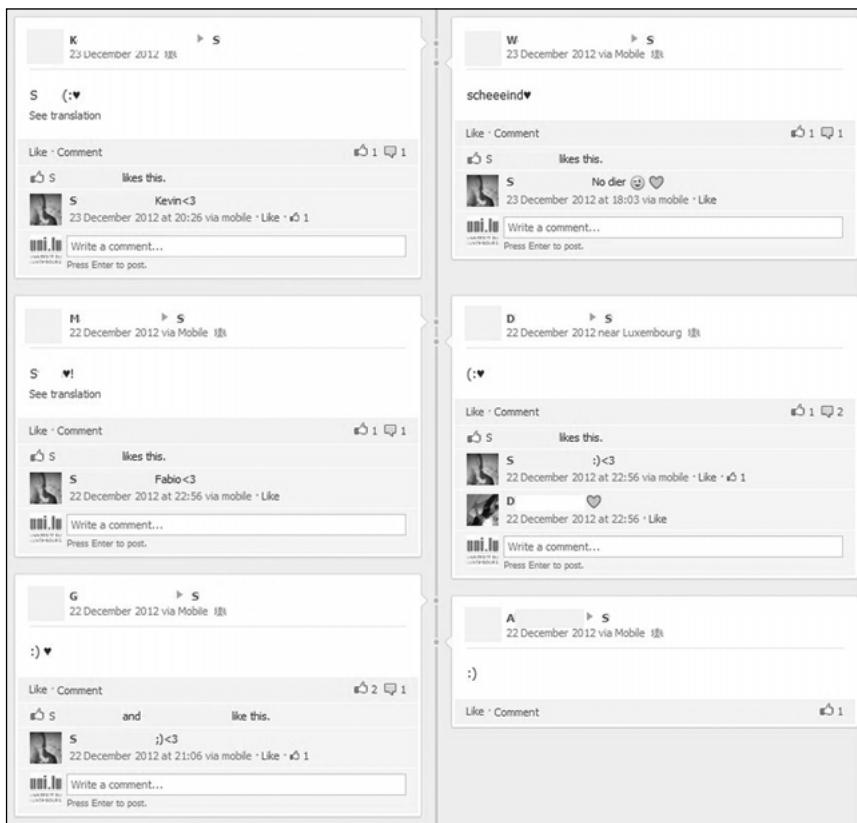


Abbildung 1: Beziehungspflege durch Pinnwandeinträge am Beispiel der facebook-Pinnwand von Sophie

Gemeinsame Identitätskonstruktionen in der Kontaktzone (Pinnwand)

Ein einzelner Beitrag auf der Pinnwand reicht zur Beziehungspflege nicht aus. Der/die Profilinhaber/-in wird durch die kurzen Besuchsspuren indirekt aufgefordert, auf die Mitteilung (auch wenn sie nur aus einem Emoticon besteht) zu reagieren, da dies sonst als Respektlosigkeit interpretiert werden könnte (vgl. Goffman 2008: 5).

Bei Theaterinszenierungen existiert eine Beziehung zwischen Darsteller/-in und Publikum, was von Goffman als »zusammenhängendes Ensemble« (2010: 75) bezeichnet wird. Die Kommunikation in sozialen Netzwerken bewirkt jedoch, dass jede/r Nutzer/-in sowohl die Rolle des/der Darsteller/-in als auch die des/der Zuschauer/-in gleichermaßen erfüllt und zu jedem Moment die passive Rolle des/der Betrachter/-in verlassen und aktiv in das Gespräch eingreifen kann. Davis und Harre (1990: 46) führen in diesem Zusammenhang den Begriff der *acts of*

positioning ein als »diskursiver Prozess, in dem das Ich in Unterhaltungen als beobachtbar und subjektiv kohärente/r Teilnehmer/-in in gemeinsam erzeugten Handlungen verortet ist«.¹⁰⁶

Sophie hat dementsprechend auch auf alle Einträge reagiert, sowohl mit einem Kommentar als auch mit der Anwendung der *Like*-Funktion (als schnelle Reaktionsoption). Bei der Aufrechterhaltung und Beziehungspflege einer virtuellen Identität kann diese phatische Funktion als Rückmeldesignal eine große Bedeutung besitzen. Gerlitz (2011: 103) weist auf die Bedeutung des *Like-Button* hin, der es »ermöglicht [...], positive Affekte mit einem Klick sowohl zu materialisieren als auch zu messen und erfassen.«

Insgesamt wurden im Korpus über 85 % (n=7.662) aller Pinnwandeinträge (sowohl textliche Mitteilungen als auch Fotos) kommentiert und sogar fast 95 % (n=9.878) aller Beiträge mit mindestens einem *Like* gekennzeichnet. So verwundert Melanies Aussage nicht, als sie im Interview erwähnte: »Ich versuche auf jede Mitteilung auf meiner Pinnwand zu antworten. Es ist spannend, wenn verschiedene Konversationen auf mehreren Pinnwänden entstehen.«¹⁰⁷ Diese zeitintensive Identitätsbearbeitung wurde von den Jugendlichen selbst auf durchschnittlich zwei bis drei Stunden täglich geschätzt, wobei einige angaben, dass dies auch durchaus mehr Zeit beanspruchen kann, je nachdem wie viele Pinnwandkonversationen sie gleichzeitig führen.

4.6.3 Fazit

Der Beitrag versuchte einen Einblick in die Konstruktion von virtuellen Identitäten bei Jugendlichen zu geben. Hierbei sollten sowohl die hybriden Selbstinszierungspraktiken von Jugendlichen als auch der interstitielle Raum von Onlineprofilen im Blickpunkt der Fallstudie stehen.

Bei der Profilseite konnte anhand von vorder- und rückseitigen Selbstdarstellungstechniken gezeigt werden, dass die Testpersonen sich der Präsenz eines öffentlichen Publikums bewusst sind und private Themen dementsprechend durch eine Fassade schützen. So wurden auch innerhalb der Profilkategorien Gewichtungen registriert, wobei die impliziten Rubriken am rückhaltlosesten beantwortet wurden. Ein auffälliges und wohl nur bei Jugendlichen festzustellendes Profilmerkmal ist die Einbindung der Freund/-innen. Dies wurde sowohl bei den ProfilOTOS als auch bei der Kennzeichnung von Freund/-innen als ›Familienangehörige‹ sichtbar. Dieser Verweis auf herausragende Kontakte im Netzwerk findet sich auch in den Pinnwänden der virtuellen Identitätsprojektionen wieder. Viel

106 | Eigene Übersetzung von: »The discursive process whereby selves are located in conversations as observably and subjectively coherent participants in jointly produced story lines.«

107 | Eigene Übersetzung von: »Ech probéieren, op all Message op der Pinnwand ze äntweren. Et ass spannend, wa verschidde Gespréicher op méi Pinnwänn entstimm.«

wichtiger als die Selbstinszenierung mittels ihres Onlineprofils scheint für die Jugendlichen die virtuelle Beziehungspflege mit ihren besten Freunden.

Mit Hilfe einer egozentrierten Netzwerkanalyse konnte dieser Hybridstatus eines unter Freunden privat erscheinenden Raums in einem letztlich öffentlichen Bereich beleuchtet werden. Trotz großer persönlicher Netzwerke ist die Anzahl der aktiven Kommunikationspartner/-innen relativ klein, was eine vertraute und vielleicht auch weniger reflektierte Selbstdarstellung in Form von teils sehr privaten Gesprächen der Jugendlichen bewirkt. Dies zeigt sich auch in der Umkehrung von vorder- und rückseitigen Inszenierungsmethoden, da authentische Informationen ohne schützende Fassade auf der Pinnwand zur Schau gestellt werden. Die aktive Beziehungspflege von Offline-Kontakten stellte sich abschließend als eine wichtige Funktion der virtuellen Identitäten heraus, die täglich eine Vielzahl an Konversationen fordert und fördert.

4.7 TANKSTELLEN ALS ZWISCHENRÄUME I: PRAKTIKEN UND NARRATIVE¹⁰⁸

Sonja Kmec

In seinem Lied *Blumme von der Tankstell* (2011) bringt der Luxemburger Liedermacher Serge Tonnar die ambivalenten Gefühle zum Ausdruck, die viele Menschen mit ›der‹ Tankstelle verbinden. Diese wird »oftmals zur Chiffre [...] ein profaner Ort und zugleich ein moderner Mythos« (Polster 1996: 11). Im Liedtext wird sonntäglicher Ehestreit wiederholt mit Blumen besänftigt, die an einer Tankstelle gekauft wurden, bis eines Tages die Frau des Erzählers nicht mehr verzeihen will und ihm ein Küchenmesser in die Brust stößt. Der Text kodiert ein diffuses, doch verbreitetes Ressentiment, dass der Kauf von Blumen an einer Tankstelle ein *faux pas* ist. Wie unten erläutert, spiegelt dies eine allgemeinere Haltung gegenüber Tankstellen wider, die einerseits konkrete materielle Bedürfnisse erfüllen, andererseits aber Unbehagen erzeugen, was möglicherweise mit der ›unpersönlichen‹ Atmosphäre und der seriellen Kundenabfertigung vor Ort verbunden ist. »[Tankstellen] sagen uns, dass wir in einer Welt zunehmender Standort-Produkt-Konfektionierung [...], verstärkter Unternehmensdominanz [...] und beschleunigten Wandels leben«¹⁰⁹ (Jakle/Sculle 1994: 233). Gleichzeitig erzeugt gerade die-

108 | Diese Fallstudie wurde mit Agnès Prüm entwickelt, deren Beitrag sich mit der Kodierung von Tankstellenerlebnissen in Filmen und anderen Medien beschäftigt (vgl. Abschnitt 4.8).

109 | Eigene Übersetzung von: »[Gasoline stations] tell us that we live in a world of increased place-product-packaging [...], of enhanced corporate dominance [...], of accelerated change.«

ses ›Standard-Layout‹ ein Gefühl von Vertrautheit: »Sie ist ein Ort ausgeprägter Verhaltenserwartung«¹¹⁰ (ebd.: 229).

In ihrem Oszillieren zwischen der Sphäre der Unpersönlichkeit und jener der Vertrautheit entsprechen Tankstellen Marc Augés Beschreibung von »wirklichen Nicht-Orten der Übermoderne« (Augé 1994: 112). In seiner Systematik ordnet Augé Tankstellen zwar nicht ausdrücklich den Nicht-Orten der (Über-)Moderne zu – außer als Teil von Autobahnraststätten (vgl. ebd.: 115). Jedoch haben diese die Eigenschaften mit anderen Orten anonymen Massentransits, wie Bahnhöfen, Flughäfen und Supermärkten gemein, denn »der Raum des Nicht-Ortes schafft keine besondere Identität und kein besonderes Verhältnis, sondern Einsamkeit und Ähnlichkeit« (ebd.: 121). »Nicht-Orte« werden nicht ontologisch definiert, d.h. nicht als Dinge an sich, sondern im Kontrast zum »relationalen« Charakter von »Orten« (Augé 2012: 0:16-1:58). Augé selbst konzidiert, dass Nicht-Orte durchaus neue Räume für (Inter-)Aktion öffnen können, womit die scheinbar eindeutige Unterscheidung zwischen ›Ort‹ und ›Nicht-Ort‹ destabilisiert wird. Diese neuen Räume bezeichnen wir als Zwischenräume.

Obwohl Nicht-Orte auf den ersten Blick jede Art von persönlicher Identifizierung ausschließen, werden sie auf vielerlei Art und Weise angeeignet – sowohl in alltäglichen Praktiken als auch in kreativen Bezugnahmen. Letztere zeigen sich in den qualitativen Interviews (vgl. Universität Luxemburg, IDENT2 2012/2013), die nicht nur von vergangenen Erfahrungen und sich wiederholenden Alltagshandlungen berichten, sondern diese in einer von Populärkultur durchdrungenen Sprache formulieren. Sie beziehen sich auf Bilder wie explodierende Tankstellen, ein relativ häufiges Ereignis in Filmen aller Genres.¹¹¹ Diese Überkreuzung von lokal eingebetteten Praktiken und globalen Bezugsrahmen bilden einen ersten Aspekt des zwischenräumlichen Charakters von Tankstellen. Zudem können Letztere aufgrund folgender Merkmale als Zwischenräume aufgefasst werden, definiert als Kontakt- und Transformationszonen unterschiedlicher Formen von Räumlichkeit.

Erstens, in ihrem hybriden Zustand – zunehmend mechanisiert, doch von organischer Materie (fossilen Brennstoffen) abhängig – stellen Tankstellen eine Kontaktzone dar, deren transformative Kraft unterschwellig den ›Menschen‹ neu definiert und die Unterscheidung zwischen Mensch und Maschine verwischt, wie es der luxemburgische Dokumentarfilm *Plein d'essence* (Mersch 2007) veranschaulicht (vgl. Kmec/Prüm i.E.).

110 | Eigene Übersetzung von: »It is a place of strong behavior expectation.«

111 | Die Synopse von 818 Filmen, die in der *Internet Movie Database* (www.imdb.com, eingesehen am 22.10.2012) aufgeführt sind, erwähnt eine ›Tankstellen-Szene. In 103 dieser 818 Filme lässt sich die entsprechende Szene als gewalttätig einordnen. Dazu zählen 59 Explosionen des Standortes, zumeist im Drama-, Thriller-, Action- und Horror-Genre, doch sie finden sich auch in Science-Fiction-Filmen und romantischen Komödien (vgl. Abschnitt 4.8).

Zweitens, ein Auto fahren und zum Tanken halten steht sinnbildlich für den Wechsel von der Adoleszenz zum Erwachsenensein. Diese symbolische Bedeutung wird von Hayley G. Hoover unterstrichen, deren *user*-generiertes Video mit dem Titel *Gas Stations* (2009) mit einer ›(Konsumenten-)Unabhängigkeitserklärung‹ beginnt: »Ich bin jetzt ein großes Mädchen und das bedeutet zwei sehr aufregende Dinge. Erstens: Ich kann Sachen übers Fernsehen bestellen. Und zweitens: Ich bezahle meinen Sprit selber.«¹¹²

Drittens, auf einer politischen Ebene sind Tankstellen zu unerwarteten Markern für Staatsgrenzen und Steuersysteme geworden. Innerhalb des Schengen-Raums wurden Grenzposten demontiert oder in Ausstellungsflächen für Kunst verwandelt, um den grenzüberschreitenden Kultauraustausch zu fördern.¹¹³ Doch sind diese Binnengrenzen nicht vollständig verschwunden. Innerhalb der EU setzen Nationalstaaten verschiedene Instrumente wie Steuersysteme, Staatsbürgerschaftsgesetze, Sprachpolitiken oder Einwanderungsbeschränkungen ein, um Einflusszonen zu schaffen und abzugrenzen. Diese Maßnahmen haben regionale Praktiken zur Folge, die offizielle Diskurse und Demarkierungen unterwandern können. V.a. an den Grenzen wird staatliche Hegemonie auf der Ebene der alltäglichen Praktiken und persönlichen Entscheidungen neu verhandelt. In unserer Fallstudie haben sich Tankstellen als Zwischenräume und Marker der sich überlappenden Steuersysteme in und um Luxemburg herausgestellt. Ihre Konzentration an den äußeren Grenzen von Luxemburgs fiskalem Einflussbereich hat interessanterweise den Effekt, dass die Linien, die das Schengener Abkommen zu ›löschend‹ versucht, versetzt nachgezeichnet werden. Auf der Karte von Daniel Ullrich (2009) ist deutlich zu erkennen, dass die letzten Tankstellen in Luxemburg und die nächstgelegene Tankstelle im Nachbarland eine neue Grenzzone markieren, die sich zwischen 10 bis 25 km erstreckt (vgl. Abb. 1).

112 | Eigene Übersetzung von: »I am a big kid now and that means two very exciting things. One: I can order things off the TV. And two: I get to pay my own gas.«

113 | 2007, als Luxemburg und die Großregion ›Kulturhauptstadt Europas‹ waren, initiierte das Saarländische Künstlerhaus das Projekt *hArt an der Grenze* (www.kuenstlerhaus-saar.de/index.php/hart-an-der-grenze.html, eingesehen am 06.01.2014). In ähnlicher Weise verwandelte das von Claudia Passeri und Michèle Walerich geleitete Projekt *Borderline* die ehemaligen Grenzen bei Esch/Grenz, Mondorf-Mondorff und Differdange-Hussigny in Orte der (künstlerischen) Begegnungen. Das Werk von Guillaume Paris ist noch bei dem französischen Zollbüro in Hussigny zu sehen, während das frühere Zollbüro bei Mondorf weiterhin vom örtlichen Touristenbüro genutzt wird.

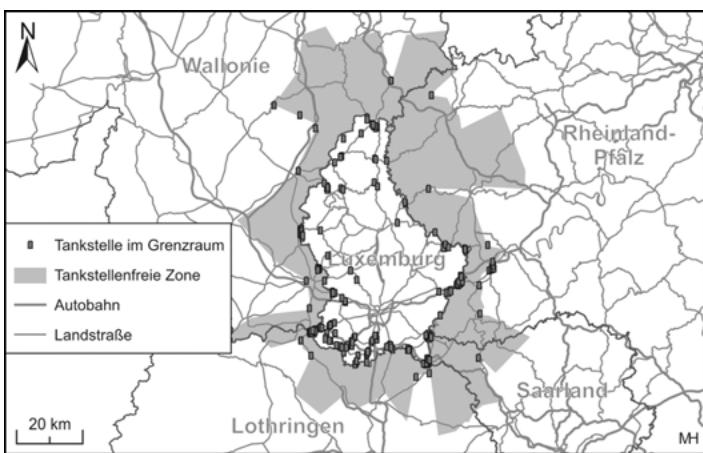


Abbildung 1: Tankstellen als Grenzmarker (Entwurf: Daniel Ullrich (2009), Umsetzung: Malte Helfer)

Der Grund für dieses Phänomen ist die niedrige Verbrauchs- und Mehrwertsteuer in Luxemburg (vgl. Europäische Kommission; VAT live). Als Folge erhöht der ›Tanktourismus‹ nicht nur das nationale Steueraufkommen, sondern hat auch einen starken Einfluss auf das *Image* des Landes. Das Fiskalsystem mag zwar streng reglementiert sein, die Verbraucher der Nachbarländer machen sich das Steuergefälle aber zunutze, indem sie in Luxemburg nicht nur Treibstoff kaufen, sondern sich mit günstigeren Zigaretten und Alkohol eindecken, um diese Waren ›daheim‹ zu verteilen oder zu verkaufen.

Viertens schließlich schwankt die Wahrnehmung von Tankstellen zwischen der eines funktionalen, unpersönlichen ›Nicht-Ortes‹ und der eines relationalen ›Ortes‹. Das Auto volltanken mag eine gänzlich mechanische Geste sein, die dem zuzurechnen ist, was Georges Perec (1990) als das »Infra-Gewöhnliche« (*l'infra-ordinaire*) bezeichnet hat. Die Tankroutine erscheint völlig unreflektiert, während die Tankstelle gleichzeitig ein Gefühl von Unruhe erzeugt, wie ein *Déjà-vu*, wenn das Unbekannte vertraut wirkt (z.B. durch erkennbare Marken) und/oder das Vertraute fremd und bedrohlich.

Diese Fallstudie richtet sich auf diesen vierten Aspekt der Zwischenräumlichkeit (*interstitiality/interstitalité*) oder Koräumlichkeit (*co-spatiality/cospatialité*). Sie erhebt keinen Anspruch auf sozialstatistische Repräsentativität, sondern untersucht die intersubjektive und intertextuelle Bedeutungskonstruktion unter Verwendung des hermeneutischen Ansatzes der Literatur- und Kulturstudien (vgl. Thompson et al. 1994). Zunächst wird in einer Analyse alltäglicher Tankstellenroutinen (Universität Luxemburg, IDENT2 2012/2013 – quantitative Erhebung) untersucht, ob das statistische Datenmaterial ähnliche Brüche und Widersprüchlichkeiten aufweist wie es die Narrative tun. In einem zweiten Schritt werden diese Narrative eingehend betrachtet und drei verschiedene Formen herausgear-

beitet, wie die Tankstelle als ›Schwelle‹ in Interviews und in verschiedenen Medien erfahren, erzählt und transfiguriert wird, also gleichzeitig »decodiert« und »kodiert, in der diskursiven Form und aus ihr heraus«¹¹⁴ (Richardson 2005).

4.7.1 Der Tankstopp: reine Routine?

Unserer Erhebung zufolge nutzt die überwiegende Mehrheit der im Grenzraum lebenden Personen Autos im Alltag (94 %) oder um damit in den Urlaub zu fahren (86 %). Angesichts dieser weit verbreiteten Nutzung war es ein Ziel der Untersuchung, etwas über die Praktiken und Vorlieben der Befragten zu erfahren, wenn sie tanken (müssen): Welche Tankstelle wählen sie und warum? Frequentieren sie Tankstellen aus anderen Gründen als zum Tanken?

Finanzielle Anreize

In der qualitativen Erhebung werden finanzielle Vorteile oft als entscheidend für die Wahl der Tankstelle angegeben, ebenso die Faktoren der Nähe und Bequemlichkeit: 42 % der Befragten begründen ihre Wahl mit der Nähe, 24 % verknüpfen sie mit dem Treuebonus der Tankstelle (*carte de fidélité*), 15 % mit der Freundlichkeit des Personals und 8 % mit dem der Tankstelle angeschlossenen Laden, oft *Franchise* eines lokalen Supermarktes. Die restlichen 40 % geben an, keine bewusste Wahl zu treffen. Dies ließe sich auch so interpretieren, dass sie nur meinen aus freiem Willen zu handeln, während ihre Wahl tatsächlich durch Bequemlichkeit (Nähe), öffentliche Politik (Verbrauchssteuer und Mehrwertsteuer) und Marketinginstrumente (*cartes de fidélité*) gesteuert wird. Trotz ihrer Bezeichnung, die die persönliche Verbindung suggeriert, erzeugen ›Treuekarten‹ kein Gemeinschaftsgefühl, sondern nur eine kommerzielle Bindung; Kunden wird die Rolle von ›Klientel – im historischen Wortgebrauch – zugewiesen, die einander fremd sind und bleiben, während sie ihrem ›Herrn‹ Treue (*fidélité*) geloben. Die Karte mag vielleicht eine Verbindung herstellen, aber sie ermöglicht keine persönliche Interaktion – im Gegensatz zur Reaktion auf die Freundlichkeit des Personals.

Standorte

Die meisten Menschen frequentieren in ihrem Alltag die in Dörfern oder Städten gelegenen Tankstellen (62 %), während nur 6 % an der Autobahn halten. Der bei weitem höchste Prozentsatz irgendeiner Gruppe, die Autobahntankstellen zum Tanken nutzt, fällt auf Grenzgänger/-innen (14 %). Demgegenüber benutzen Personen, die in Luxemburg wohnen, Autobahntankstellen am allerwenigsten im Alltag (3 %). Diese relative Zurückhaltung gegenüber Autobahntankstellen steht im auffälligen Gegensatz zum Verhalten der Befragten, wenn sie in den Urlaub fahren. In diesem Fall hält ein Drittel (33 %) an Autobahntankstellen, während

114 | Eigene Übersetzung von: »Decoded« and »encoded [...] into and out of discursive form.«

nur 27 % (im Gegensatz zu den oben erwähnten 62 %) sich für Tankstellen in einem Dorf oder einer Stadt entscheiden. Dieser Unterschied mag sich durch die langen Urlaubsfahrtstrecken erklären. Bei der untersuchten luxemburgischen Wohnbevölkerung fällt dieser Kontrast noch signifikanter aus: beinahe die Hälfte (45 %) zieht Autobahntankstellen vor, wenn sie in die Ferien fährt.

Alter und Geschlecht

Zwar sind nicht durchgängig geschlechtsspezifische Unterschiede festzustellen, aber das Alter scheint durchaus eine wichtige Rolle bei der Wahl der Tankstelle zu spielen: 59 % aller jungen Menschen (16-24 Jahre) ziehen die Autobahntankstelle auf dem Weg in den Urlaub vor und 9 % im Alltag, also ein überdurchschnittlicher Wert. Im Allgemeinen gilt, je älter die Befragten, desto größer die Neigung, in einer Stadt oder einem Dorf zu tanken. Junge Menschen nutzen Tankstellen auch eher als Treffpunkt. Dies ist auch die einzige Altersgruppe, in der ein deutlicher Geschlechterunterschied vorliegt: 21 % der Männer zwischen 16 und 34 Jahren geben an, dass sie sich manchmal an einer Tankstelle verabreden, verglichen mit dem Durchschnitt von nur 11 %. Doch ein signifikant größerer Anteil unserer Stichprobe, v.a. wieder junge Männer, gab an, dass sie eine Tankstelle ansteuern, um dort (auch) zu essen oder zu trinken.

Einem 23-jährigen Befragten zufolge sind Tankstellen ein beliebter Treffpunkt nach einer Disconacht:

»Da ist eine Tankstelle in Leudelange, wo ich oft hingehe ... nach der Disco, um was zu essen ... eine Pizza oder sowas, um mit Freunden zusammen zu sein. [...] Ich finde das toll, das ist ... die tun für uns eine Pizza in den Ofen - man kann für 2,50 oder 3 Euro eine Pizza kaufen - und dann essen wir alle zusammen was, so gegen vier oder fünf Uhr morgens, also zu einer Zeit, wo wir noch in guter Stimmung sind. Danach geht jeder nach Hause«¹¹⁵ (männlich, 23 Jahre, Luxemburger, Luxemburg).

Ob sich die Tankstelle in einer Kleinstadt wie Leudelange befindet oder an einer Autobahn (derselbe Befragte erwähnt auch die Rastplätze Aire de Berchem und Aire de Capellen als Treffpunkte), was diesen jungen Mann und seine Freund/-innen anzieht, sind die nächtlichen Öffnungszeiten und das günstige Essen. Doch gilt dies nicht für jeden. So ergibt eine Kreuztabellierung, dass Personen, die ihre Freizeit in Sporthallen oder bei Freiluftaktivitäten verbringen, sich weniger häufig an Tankstellen treffen als jene, die oft Discos und Kinos besuchen. Für die

115 | Eigene Übersetzung von: »Il y a une station de service à Leudelange, je la fréquente souvent après de sortir de discothèque pour aller manger une pizza ou quelque chose comme ça, être entre amis. [...] je trouve ça génial, c'est, ils nous mettent la pizza au four - on peut acheter une pizza à 2,50 euros ou 3 euros - et on mange tous ensemble vers quatre, cinq heures du matin, donc, où on est encore en harmonie. Après, tout le monde part à la maison.«

meisten Menschen ist die Tankstelle kein Begegnungsort (*lieu de rencontre*) sondern ein Durchgangsort (*lieu de passage*). Das wesentliche Ziel ist, Treibstoff zu kaufen, was 62 % regelmäßig, d.h. mehr als einmal im Monat, tun. Drei weitere Produkte, die die Befragten dort regelmäßig kaufen, sind Brot/Esswaren (19 %), Zigaretten (18 %) und Zeitungen/Zeitschriften (12 %), während nur 8 % angeben, dass sie Alkohol an Tankstellen kaufen. Wieder spielt das Alter eine Rolle: Zigaretten und Alkohol werden hauptsächlich von den jüngsten Altersgruppen gekauft (Zigaretten eher von jungen Frauen und Alkohol eher von jungen Männern), Zeitungen/Zeitschriften wandern am häufigsten bei Männern zwischen 24 und 35 Jahre über den Ladentisch und Esswaren werden am häufigsten von der Altersgruppe zwischen 35 und 44 Jahre gekauft.

Die Tankstelle: geliebter Feind

Entgegen unseren Erwartungen neigen Befragte, die in Bio-Läden einkaufen, eher mehr – nicht weniger – dazu, ihr Brot oder andere Lebensmittel auch in Tankstellen einzukaufen. Die Wahl scheint weniger ideologisch motiviert als davon abhängig, wie viel Geld man bereit ist für Essen auszugeben (vgl. auch Abschnitt 5.2). So hat eine weitere statistische Kreuztabellierung gezeigt, dass Personen, die Lebensmittel in Delikatessenläden kaufen, weniger zögern, auch bei Tankstellen einzukaufen, als Personen, die *Discounter* frequentieren. Luxemburger/-innen erstehen an Tankstellen eher Lebensmittel und weniger Zigaretten. Dies könnte man auf die Minimärkte zurückführen, die oft an den luxemburgischen Tankstellen angeschlossen sind, und ihrer Funktion als Notlösung (*dépannage*), um nach Ladenschlusszeit noch Lebensmittel einzukaufen, während Zigaretten auch bis ein Uhr morgens in Kneipen erhältlich sind. Einer von *Shell* in Auftrag gegebenen Marktuntersuchung zufolge ziehen Läden mit späten Öffnungszeiten eine junge städtische Kundschaft an, meistens *Singles*, die entweder lange arbeiten, im Allgemeinen unsystematisch einkaufen, nicht auf Vorrat, sondern spontan und bei Bedarf, oder sich »auf die Schnelle« ihren Appetitbefriediger verschaffen (vgl. Paragon Communications 1992, zitiert in Polster 1996: 145). Das Konsumverhalten dieser »Top-up-Gesellschaft« ist nicht auf *Singles* und *Yuppies* aus Großstädten beschränkt, doch scheint es insgesamt auf junge Personen und solche mittleren Alters zuzutreffen, die in der Nähe derartiger Läden mit langen Öffnungszeiten wohnen. Da (1) die strengen Regeln bezüglich Ladenöffnungszeiten in Luxemburg nicht auf Tankstellen zutreffen, (2) Luxemburgs Grenzen von Tankstellen gesäumt sind und (3) keine/r der von uns Befragten in Luxemburg und den Grenzregionen weiter als 50 km von der Grenze entfernt wohnt, überrascht es nicht, dass etwa die Hälfte unserer Interviewpartner/-innen Tankstellen als »Haltestelle im Notfall«¹¹⁶ oder sogar als »Notausgang«¹¹⁷ betrachten. Man ist der – meistens werturteilsfreien – Auffassung, dass die tankstelleneigenen Mini-

116 | Eigene Übersetzung von: »Noutstopp..«

117 | Eigene Übersetzung von: »Sortie de secours.«

märkte, den traditionellen kleinen Laden (»Tante Emma Laden« oder »épicerie«) ersetzen. Nur sehr wenige Befragte weigern sich kategorisch, dort irgendetwas anderes zu kaufen als Benzin, und betrachten diese Läden als »tabu« (oder »Unleben«). Einige sind skeptisch hinsichtlich des Angebots von Fleisch, frischem Obst und Gemüse oder der Blumen. Ihre Stellungnahmen bleiben aber sehr ambivalent. Gefragt, ob er Lebensmittel in der Tankstelle kaufen würde, antwortet ein Interviewpartner bspw.:

»Gar nicht! Das kommt gar nicht in Frage für mich! Meistens gehe ich zu meinem Laden, wo ich hingehe, da weiß ich, wo ich was finde. Bei den Tankstellen bin ich mir nicht sicher, ob das wirklich die Qualität hat, die ich auch wirklich bevorzuge. [...] Ich würde auch nie irgendwie mal ein Brötchen oder so was kaufen. Gut, für den kleinen Hunger mal zwischendurch so eine ... Wurst, aber alles andere nicht« (männlich, 62 Jahre, Deutscher, Rheinland-Pfalz).

Der strenge Gegensatz zwischen »meinem Laden« (dem man vertrauen kann) und Tankstellen (im Plural), wo die Lebensmittelqualität zweifelhaft scheint, wird durch die Suche nach sofortiger Befriedigung überwunden. Diese Momententscheidung löscht die Dichotomie zwischen ›Ort‹ und ›Nicht-Ort‹ und schafft eine zwischenräumliche Situation, in der das eiserne »Nie« zum »Vielleicht« abgeschwächt wird. Laut einer 2006 von Aral in Auftrag gegebenen Marktuntersuchung ist dieses Verhalten mit dem zwischenräumlichen Charakter von Tankstellen verbunden:

»Jeder Tankvorgang ist eine Mischung aus reiner Routine und dem Abtauchen in einen ganz eigenen Mikrokosmos. [...] Die Probanden fühlen sich wie in einer *Zwischenwelt*: Der Tankstellenbesuch hat sie für kurze Zeit aus ihrem normalen Alltagsgeschehen gerissen. In diesem Niemandsland sind Zwänge und Regeln des Alltags weniger spürbar, die Probanden sind offener gegenüber Neuem, neuen Produkten und eher bereit, spontanen Gefühlen und Wünschen nachzugehen. Und auch mal Dinge auszuprobieren, die sie sich im Alltag nicht trauen würden. Diese fremde *Zwischenwelt* löst allerdings auch Ängste und teilweise sogar ein diffuses Bedrohungsgefühl aus« (Rheingold Institut 2006, Hervorhebung nicht im Original).

Die Marktforscher/-innen empfehlen darauf hin, gute Beleuchtung zu installieren und bekannte Markenlogos zu verwenden, um ein Gefühl von Orientierung, Ordnung und Sicherheit zu vermitteln. Unsere Studie hingegen wirft einen vertiefenden Blick darauf, wie Kunden sich in dieser »Zwischenwelt« zurechtfinden: wie sie sich verhalten an der Schwelle zwischen der Routine, die an einem anonymen ›Nicht-Ort‹ mechanisch und gedankenlos praktiziert wird, und der kreativen Aneignung desselben Raums, sei es durch (Inter-)Aktion oder Imagination.

4.7.2 Die Tankstelle als Schwelle zwischen ›Nicht-Ort‹ und ›Ort‹

In der Vorstellung von ›Schwelle‹, wie sie von dem Ethnologen Arnold Van Gennep (1909, zitiert in Turner 1995) konzeptualisiert wurde, steht die Transformation des Protagonisten im Mittelpunkt. In seiner Pionierstudie über Übergangsriten (*rites de passage*) in traditionellen europäischen Gesellschaften unterscheidet er drei Phasen: Trennung (*séparation*), Übergang (*marge*) und Angliederung (*agrégation*). Victor Turner entwickelte dieses Modell weiter und untersuchte, ob es sich auch auf (post-)industrielle Gesellschaften anwenden lässt. Er zeigt, dass solche »liminalen« Phänomene weiterhin »in den Aktivitäten von Kirchen, Sekten und religiösen Bewegungen, in den Initiationsriten von Clubs, Studentenverbindungen, Freimaurerlogen« existieren, doch dass mit modernen Freizeitaktivitäten verbundene »liminoide« Phänomene häufiger seien. Diese sind in der Regel individualisiert, obwohl sie einen »Masseneffekt« haben können (Turner 1995: 86f.). Im Gegensatz zu Initiationsriten in traditionellen Gesellschaften oder Strukturen, die den *Status quo* umkehren, aber selten unterlaufen, sind liminoide Erfahrungen »jedoch oft subversiv, satirisch, sie verspotten, persiflieren oder untergraben die zentralen Werte« (ebd.: 62). Wie die räumliche Metapher des Zwischenraumes nahelegt, kann man das (a) »Liminoide« betreten und eine Transformation erfahren; (b) eine potentielle Schwelle erkennen, doch sich weigern, die Kontrolle abzugeben; oder (c) unentschlossen bleiben und im Zwischenraum verharren.

Das Betreten des ›Liminoide‹

Eine relativ direkte Art, die Grenze zwischen ›Nicht-Ort‹ und ›Ort‹ zu überschreiten, ist, soziale Interaktionen zu initiieren:

»Meine Frau hat die Kassiererinnen kennengelernt, das ist wegen der Atmosphäre, das ist mehr wie eine Familienatmosphäre, weniger wie eine Fabrik. Weil die großen Tankstellen, das ist wirklich [...] Wenn man das Verhältnis [von Tankstellen pro Einwohner/-in] in Schengen berechnet, wo, wenn ich mich richtig entsinne, so an die 800 Leute wohnen [...]. Ange-sichts der Anzahl von Tankstellen in Schengen ist das beeindruckend, das muss man schon sagen!«¹¹⁸ (männlich, 58 Jahre, Franzose, Lothringen)

In diesem Interviewauszug wird eine klare Dichotomie hergestellt zwischen der Anonymität des Massenkonsums (»Fabrik«) und Interaktionen von Angesicht zu

118 | Eigene Übersetzung von: »Mon épouse a fait connaissance avec les vendeuses, c'est pour l'ambiance, c'est plus familial, moins usine. Parce que les grosses stations, c'est quand même... [...] Et si on fait un peu un ratio sur Schengen où vous devez avoir, si je me souviens bien, quelque chose comme 800 habitants [...], et voir le nombre de stations qu'il y a, c'est impressionnant, il faut le dire!«

Angesicht (»Familie«): Eine Möglichkeit, die ›industrielle‹ Routine zu stören, besteht darin, das Personal kennenzulernen.

Eine radikalere Transformation des unreflektierten ›infra-gewöhnlichen‹ (Perec 1990) Szenariums der Tankstelle lässt sich im folgenden Auszug beobachten, in dem berichtet wird, wie eine Gruppe junger Frauen dort einen Junggesellinnenabschied veranstaltet.

»Sie sind dort mit einem Einkaufswagen vom Supermarkt erschienen und waren schon ein bisschen angetrunken [lacht]. Ich glaube, sie wollten die Autos waschen, aber das war nicht so schlau, weil [lacht laut], direkt neben ihnen, da war die Tankstelle ... äh ... die automatische Autowaschanlage [...]. Sie sind sicher so zwei oder drei Stunden geblieben, bevor sie nach ... ich weiß nicht ... Clausen [Kneipen- und Barviertel von Luxemburg-Stadt] gegangen sind, naja, um der Braut weitere Mutproben aufzugeben. Sie haben einen ganz schönen Radau gemacht. Ich, ich kam zweimal mit meinem Hund vorbei und man konnte sie im ganzen Dorf hören [lacht], haben wie die Verrückten gelacht. Das war wirklich lustig«¹¹⁹ (weiblich, 30 Jahre, Portugiesin, Luxemburg).

Heutzutage ist ein Junggesellinnenabschied fast schon selbstverständlicher Teil einer Hochzeit – zumindest im Westen. Er stellt die ›Trennung‹ oder ›erste Phase‹ dieses klassischen Beispieles eines Übergangsritus dar. Es geht darum, dass die zukünftige Braut von ihren Freundinnen herausgefordert wird, sich ein letztes Mal ›daneben zu benehmen‹, bevor sie sich in den sicheren Hafen der Ehe begibt. Der Brauch ist in Luxemburg viel weniger formalisiert als in England oder den Vereinigten Staaten (vgl. Kalmijn 2004; Montemurro 2006) und ist nicht zwangsläufig mit Verkleidung und Mutproben verbunden. In dem zitierten Fall ging es um etwas, bei dem offenbar ein anderer amerikanischer ›Brauch‹ Pate stand: die sogenannte Bikini-Autowäsche, bei der leicht bekleidete junge Frauen Autofahrern anbieten, ihnen gegen Bezahlung das Auto zu waschen. Die eigentliche Absicht und das Verhalten der Frauen an der luxemburgischen Tankstelle sind hier nebensächlich. Entscheidend ist, dass der amüsierte Bericht unserer Interviewpartnerin auf den angetrunkenen Zustand der Frauen, auf ihr ›verrücktes‹ Lachen und den von ihnen veranstalteten Radau Bezug nimmt, also auf Überschreitungen und Transformationen von erwartetem Sozialverhalten. Das könnte somit auf die ›Anti-Struktur‹ deuten, die, so Turner, das ›Liminoide‹ charakterisiert (vgl. Turner 1982: 82). Obwohl die stereotypische Bikini-Autowä-

119 | Eigene Übersetzung von: »Elles étaient venues avec un caddie et elles étaient déjà un petit peu ivres [lacht]. [...] Je crois qu'elles voulaient laver les voitures, mais c'était pas malin, parce que [lacht laut] juste à côté, elles avaient la station essen , euh, de lavage automatique [...].elles ont dû rester deux, trois heures avant de partir, je sais pas, à Clausen, voilà, et faire d'autres défis pour la future mariée. Elles avaient fait un euh, beaucoup de bruit. Moi, j'étais passé avec le chien deux fois et on les entendait dans tout le village [lacht] rigoler comme des folles. Ça, c'était drôle.«

sche Geschlechterrollen und die sexualisierte Verdinglichung von Frauen eher verstärkt als infrage stellt, wird diese chauvinistische Botschaft wohl doch eher unterlaufen, wenn sie auf eine »schräge« Weise, traditionelle Geschlechterrollen in Frage stellend, eingesetzt wird – wie in der Tankstellenszene des Films *Zoolander* (vgl. Abschnitt 4.8).

Tatsächlich ließe sich auch folgende, parodistisch-travestierende Intervention (vgl. Bakhtin 1981b: *Kindle Locations* 1028f.) als Gesellschaftskritik verstehen: An einer großen Autobahntankstelle an der deutsch-luxemburgischen Grenze ergreift ein junger Mann – von der Ko-Autorin beobachtet und gefilmt (Aire de Wasserbillig 2012) – einen Verkehrskegel und benutzt ihn als Sprechüte. Er verkündet zum Gelächter seiner Freunde und anderer Kund/-innen: »Aufgepasst meine Damen und Herren! Drei Pack Zigaretten zum Preis von fünf!« Mit seiner ironischen Botschaft macht er sich über das luxemburgische Fiskalsystem und die symbolischen Grenzposten lustig, zu denen die Tankstellen geworden sind. Das gemeinschaftliche Lachen schafft eine (flüchtige) Beziehung zwischen den Fremden und durchkreuzt die Routine, ebenso wie die Entfernung des Verkehrskegels die geltende Ordnung stört.

Implizite Kritik eines bestimmten Verbraucherverhaltens entsteht häufig aus dem Zwischenraum, dem unbestimmten Spannungsfeld zwischen Spaß und Ernst, selbst wenn kein konkretes Geschehen erzählt wird, sondern nur eine hypothetische Was-wäre-wenn-Geschichte. In dem Fall wird die Schwelle nur in Gedanken überschritten, was noch radikalere Assoziationen mit der Tankstelle bewirkt.

»Was wäre wenn ...?«

Auf die Frage, was sie in einer Tankstelle nie tun würden, antworteten zwei Befragte scherhaft: »Beim Tanken eine rauchen« (männlich, 42 Jahre, Belgier, Wallonien) und »mit dem Feuerzeug spielen« (weiblich, 19 Jahre, Portugiesin, Luxemburg). Die vorgestellte Bedrohung ist ein derartiges Klischee,¹²⁰ dass sie ein Schmunzeln auslöst. Andere Befragte betonen, wie gefährlich es sei, Kanister mit Benzin zu füllen. Wie einer unserer Interviewpartner es formulierte: »Abgesehen von den Leuten, die ihre Autos in eine Bombe verwandeln, fällt mir da nichts Ernstes auf [lacht]« (männlich, 57 Jahre, Deutscher, Saarland).

Als in den Interviews die Frage gestellt wurde, was den Befragten beim Stichwort ›Tankstelle‹ spontan einfalle, wiesen einige – wie oben angeführt – auf die potentielle Gefahr des Ortes hin. Die meisten jedoch hatten keine direkte Assoziation und konnten mit der Fragestellung nichts anfangen. Ein Mann fasste es bündig zusammen: »An der Tankstelle erlebt man nicht viel. Man fährt vor, tankt den Wagen voll, geht bezahlen und fährt wieder weg« (männlich, 52 Jahre,

120 | Wie auch in der Tankstellenszene in *Zoolander* (vgl. Abschnitt 4.8).

Luxemburger, Wallonien).¹²¹ Reaktionen wie diese bestätigen unsere Arbeitshypothese, dass eine starke Diskrepanz besteht zwischen der fehlenden Reflexion über Tankstellen als Orte des Alltags und ihrer Bedeutung in Filmen und Populärkultur, wo sie als unheimliche, beunruhigende Orte dargestellt werden, an denen man erwartet, dass schlimme Dinge passieren.

Diese unterschwellige Bedrohung ist weniger mit der anonymen Kundenabfertigung verbunden als mit den vermeintlichen Risiken menschlicher Interaktionen mit Anwesenden. In ihrem Videoblog *Gas Stations* (2009) erzählt Haley, wie sie einen Tankstellenladen betreten musste, weil das Kreditkartenlesegerät defekt war, und dort einem Mann begegnete, der »zufälligerweise aussah wie die gruseligen Onkel aus einem Aufklärungsvideo über sexuelle Belästigung für Zweitklässler«.¹²² Sie bringt den Bildschirmhinweis *Stay Safe*, lässt zwei Sockenpuppen auftreten und mimt eine Stimme, die mit Kindern spricht: »Zwar erkenn' ich dein Gesicht, doch meine Privatsphäre berührst du nicht.«¹²³ Die Tankstelle scheint somit (sexuelle) Ängste freizusetzen, verbunden mit ihrer Wahrnehmung als ›Ort‹ menschlicher Interaktionen (auch wenn diese nur imaginiert sind) anstatt eines anonymen ›Nicht-Ortes‹.

In ähnlicher Art berichtet einer unserer Interviewpartner eine »eher negative« Anekdote, »obwohl niemandem was passiert ist«. Er stieß sich an dem Verhalten eines Tankwarts in Österreich, der darauf bestand, seinen Wagen zu betanken:

»Ich finde das ganz schlimm, weil ich so was gar nicht mag. [...] Ich will nicht, dass einer für mich tankt, ich will selber tanken. Die meisten lassen dann bis zum Rand volllaufen und ich will aber so tanken, wie ich das immer mache und nicht, dass ein anderer das macht. [...] Ich würde jeden fahren lassen, das ist was anderes. Ich habe zum Auto jetzt nicht die Bezüge, dass man das hegen und pflegen muss, sondern irgendwie, ich mag generell nicht diesen Service. Wenn mir Service aufgedrängt wird. Ich bin selbst der Typ, ich mag auch am liebsten Buffet. Das ist so meine Einstellung dazu. Und der ließ sich gar nicht aufhalten und hat direkt angefangen da rumzumachen. Ich hätte am liebsten gesagt ... und da habe ich mich dann über mich selber geärgert, dass ich nicht reagiert habe. Ich hätte am liebsten gesagt, hier bekommen Sie fünf Euro Trinkgeld oder sogar zehn, wenn Sie mich einfach in Ruhe lassen [lacht]. Ich hab auch gesagt, bitte lassen Sie das, aber er hat das dann gemacht und nachher hab ich mich echt über mich selber geärgert, ich hätte dem auf die Finger hauen sollen und sagen sollen, los weg da, ich mach das selber« (männlich, 29 Jahre, Deutscher, Saarland).

121 | Eigene Übersetzung von: »Op der Tankstell erlieft een net vill. ›T fiert ee bái, ›t tankt een, ›t geet ee bezuelen, an ›t fiert ee rém, he.«

122 | Eigene Übersetzung von: »Happen[ed] to resemble the creepy uncles from a second grade sexual harassment video.«

123 | Eigene Übersetzung von: »Although I recognize your face, you cannot touch my private space.«

Sowohl die Bloggerin als auch der Befragte lehnen soziale Interaktion ab, weil sie eine Verletzung ihrer Privatsphäre befürchten und nicht die Kontrolle über die Situation verlieren möchten. Sie sehen die Schwelle, doch nehmen sie einen Abgrund wahr, der ihre Persönlichkeit destabilisieren würde, und klammern sich daher an die Anonymität und die Sicherheit der Mensch-Maschine-Interaktion.

Eine dritte Reaktionsweise auf die Zwischenräumlichkeit von Tankstellen besteht darin, sowohl den ›Nicht-Ort‹ als auch den ›Ort‹ wahrzunehmen, und dadurch in ein Entscheidungsdilemma zu geraten. Die Notwendigkeit des Tankens bringt folgende Befragte in ein Entscheidungsdilemma: die unumgängliche Geruchsbelästigung, der Dieselgeruch, ist ihr zuwider, doch

»Wenn ich erstmal da bin, stört es mich nicht mehr, und eigentlich mag ich Tankstellen, sie sind ordentlich, manchmal findet man recht leckere Schokolade, schöne Blumensträuße und in der Regel sind die Mädchen nett ... Aber eigentlich gehe ich nicht gerne hin, ich sage mir ständig, oh Mist, ich muss tanken gehen, aber wenn ich erstmal da bin, stört es mich nicht. Es ist schnell, und recht bequem, gut durchdacht, gut angelegt«¹²⁴ (weiblich, 33 Jahre, Französin, Lothringen).

Tatsächlich, trotz einigem Widerwillen, und wenn sie erst einmal beschlossen hat, ihrer Routine zu folgen, scheint sie einige Merkmale des ›Nicht-Ortes‹ positiv zu bewerten (Organisation, Service, Schnelligkeit usw.). Außerhalb ihrer Alltagsroutine, auf dem Weg in den Urlaub, findet sie Tankstellenbesuche geradezu herrlich:

»Außerdem, wenn wir nicht über Tankstellen in Luxemburg reden, wenn man in den Süden fährt, ist Halten an einer Tankstelle der einzige Lichtblick auf der Reise [kurzes ironisches Lachen]. Auf einer langen Reise finde ich das herrlich! Aber das sind ganz andere Tankstellen als hier. Dort sieht man alle möglichen Leute, Lkw-Fahrer aus verschiedenen Ländern, man sieht Leute, die in den Toiletten sowas ähnliches tun wie duschen, also ich finde, da geht's sehr lebendig zu. Bei den [Tankstellen] an der Autobahn ist es immer sehr lebendig. Hier dagegen ist das ganz was anderes, das ist schnell erledigt. Man tankt und ist wieder weg. Aber so eine große Tankstelle an der Autobahn, das find ich eigentlich ganz nett [...]. Das hat mir immer gefallen, schon als ganz kleines Mädchen [...]. Und da kriegt man Leute zu sehen, welche, die einen zum Lachen bringen, andere, die einander anschnauzen, und

124 | Eigene Übersetzung von: »Une fois que j'y suis, ça ne me dérange pas, j'aime assez bien finalement, c'est bien rangé, des fois on trouve des chocolats qui sont pas mal, des bouquets de fleurs qui sont jolis, en général les filles sont sympas... En fait, je n'aime pas y aller, je me dis, oh merde, il faut que j'aille maintenant faire le plein, mais une fois que j'y suis, ça ne me dérange pas. Ça va vite, et je trouve que c'est quand même assez agréable, je trouve que c'est bien pensé, bien aménagé.«

es ist ein sehr, sehr lebendiges Umfeld! Und dann holt man sich einen Kaffee, einen Schokoladenriegel oder so was, und das gefällt mir¹²⁵ (ebd.).

Der Unterschied zwischen einem ordentlichen, gut ausgestatteten, zeiteffizienten ›Nicht-Ort‹ und einem angenehmen ›Ort‹ – dreimal als »sehr lebendig« beschrieben – liegt unter Umständen nicht so sehr in der Andersartigkeit von Tankstellen in Luxemburg und im Ausland, sondern könnte eher dem veränderten Gemütszustand der Befragten zugeschrieben werden. Tägliche Routinen lassen nur ›Nicht-Orte‹ zu, während die Urlaubsstimmung gestattet, dass ›Orte‹ entstehen und andere Personen wahrgenommen werden.

Der Schwebezustand, der auf der Schwelle zwischen überlappenden sozialen Räumen oder zwischen ›Ort‹ und ›Nicht-Ort‹ erfahren werden kann, lässt sich auch durch folgenden Auszug aus einem Interview mit dem Beatles-Schlagzeuger Ringo Starr illustrieren:

»Einmal machten wir Pause an einer Autobahnrasstation, um etwas Ekliges zu futtern. Als wir wieder im Wagen waren, hatte Paul die Schlüssel und George saß hinter dem Steuer. Darüber haben sie sich dann eineinhalb Stunden gezankt. ›Ich habe die Schlüssel!‹ ›Ich sitze am Steuer!‹ John und ich saßen nur dumm da, keiner von beiden wollte nachgeben! ›Ich habe die Schlüssel!‹ ›Ich habe das Steuer!‹« (George Harrison 2011: 26:45-27:23)

In Ringos Bericht kollidieren und vermischen sich verschiedene soziale und kulturelle Räume: Kindheitsspiele und Rivalitäten; die Freiheit und Selbstbestimmtheit und die Übergangsriten, die mit Autofahren und damit auch mit Tankstellen assoziiert werden; Jugendkultur; Konstruktionen und Wahrnehmungen der Kultur und Gegenkultur der 1960er Jahre; die globale Vermarktungsfähigkeit der Band, und die Verwandlung von vier jungen Männern in Geld generierende Geschäftsunternehmen, die die Lebensspanne ihrer Urheber überdauern (George und John sind bereits tot, Paul nicht); ihre tiefgreifende (transformative) Wirkung auf Populärkultur, Musikindustrie und gesamte Generationen usw.; all das platziert *The Beatles* – the b@nd – an der Schnittstelle des Relationalen und Nicht-

125 | Eigene Übersetzung von: »Et je dirais, si on ne parle pas des stations-service à Luxembourg, quand on descend dans le sud en voiture, le seul rayon de soleil du trajet [kurzes ironisches Lachen], c'est de m'arrêter aux stations-service. Pendant un long voyage, j'adore! Mais ce ne sont pas les mêmes stations qu'ici. Là, on voit des gens, des routiers qui viennent de tous pays, on voit des gens qui prennent une sorte de douche dans les WC, enfin je trouve que c'est très vivant. Sur l'autoroute, elles sont très vivantes, en fait. Alors que celles-ci, c'est pas la même chose, c'est vite fait. On fait son plein et on part. Alors qu'une grosse station sur l'autoroute, c'est quand même sympa [...]. J'ai toujours aimé ça, depuis toute petite [...] Et puis, on voit des gens, il y a des gens qui font rigoler, il y en a qui s'engueulent, c'est très, très vivant comme environnement! Et puis on prend un café, un chocolat ou quoi, moi je trouve ça sympa.«

Relationalen, dem Menschlichen und dem Mechanischen, dem Lokalen und dem Globalen, dem ›Ort‹ und dem ›Nicht-Ort‹.

4.7.3 Fazit

Die Tankstelle – auf den ersten Blick ein Symbol der ›Übermoderne‹, der Routine und der Anonymität – ist ein prägnantes Beispiel für die Koexistenz, Überschneidung und gegenseitige Transformation vieler verschiedener Raumtypen. Die Analyse sozialer Praktiken, die mit Tankstellen in Verbindung stehen, ergibt zunächst, dass bestimmte Formen von Konsumverhalten und Freizeitgewohnheiten auf die späten Öffnungszeiten des Tankstellenladens oder -imbiss zurückzuführen sind. Für manche Personengruppen und unter bestimmten Umständen wird die Tankstelle zu einem gemütlichen Begegnungsort oder ihr Besuch löst diffuse Gefühle von ›Abenteuer‹ auf dem Weg in den Urlaub aus. Letztendlich schwankt die Art und Weise, wie Tankstellen wahrgenommen werden, zwischen dem eines funktionalen, unpersönlichen ›Nicht-Ortes‹ und dem eines individualisierten ›Ortes‹, je nach dem, ob die Mechanismen (kapitalistischer) Übermoderne im Sinne Marc Augés vollkommen, teilweise oder gar nicht aktiviert werden. Es ist wichtig anzumerken, dass diese ›Aktivierung‹ von der Wahl des Subjekts abhängt, die ihrerseits beeinflusst, flüchtig und situationsabhängig ist: Die Betroffenen können sich dafür entscheiden, sich lediglich von den Anrufungen der Verbraucherlogik leiten zu lassen, oder sie können aus der Routine ausbrechen und menschliche Beziehungen initiieren, erneuern oder ausleben. Das System selbst wird durch diese Wahl weder abgeschafft noch berührt: Es kann ebenso aktiv sein wie schlummern.

Ausgehend von den Reaktionen und Anekdoten unserer Interviewpartner/-innen wird anschließend die Verschiebung von ›Nicht-Ort‹ zu ›Ort‹ in Abschnitt 4.8 näher untersucht. Tankstellen fungieren als eine Schwelle zwischen ›Nicht-Ort‹ und ›Ort‹, zwischen routinisierten Verrichtungen und Phantasie stimulierenden Gedankenspielen (›Was wäre wenn ...?‹), zwischen Langeweile und Überschwang. Eine Notwendigkeit kann zu einem kreativen, sogar subversiven Akt werden. Manchmal verweilt das Narrativ auch im Zwischenraum oder Übergang zwischen verschiedenen Gemütszuständen. Dieser Schwebezustand zeigt, wie Bedeutung durch Mimesis, Parodie oder Travestie rekonfiguriert wird. Dies schließt an Ricceurs Hermeneutik an, der zufolge »das Existieren [...] von Anfang bis Ende im Interpretiertwerden besteht«¹²⁶ (Watkin 2009: 77).

Diese Vermischung verschiedenartiger sozialer und kultureller Räume (Koräumlichkeit), das Unberechenbare der Schwellen, ihr inhärent offener Charakter und ihr stets latent vorhandenes Rekonfigurationspotential sind Marker von Zwischenräumlichkeit, der man an ›Nicht-Orten‹ wie Tankstellen begegnen kann. Doch in der Populärkultur und durch sie erlebt die Tankstelle selber eine weitere

126 | Eigene Übersetzung von: »The manner of existing [...] is from start to finish a being-interpreted.«

Transformation, oder besser gesagt eine Transfiguration: Der Standort wird zum komplexen und vielschichtigen Zeichen, welches ebenso laut vernehmbar ist wie der physische Ort diskret ist. Das Zeichen ist schwer zu fassen, uneindeutig und doch bestens erkennbar. Dieser Aspekt wird in »Tankstellen als Zwischenräume II: Transfiguration« (Abschnitt 4.8) weiterentwickelt.

Quellen

- Aire de Wasserbillig (2012) (Luxemburg, R.: Agnès Prüm). Unveröffentlichtes Handyvideo, aufgenommen am 20.10.
- Blumme vun der Tankstell (2011) (Luxemburg, Serge Tonnar & Legotrip, Klasselion, Maskénada).
- Europäische Kommission, Steuern und Zollunion, Verbrauchssteuern auf Alkohol, Tabak & Energie, http://ec.europa.eu/taxation_customs/taxation/excise_duties/index_de.htm, eingesehen am 24.12.2013.
- Gas Stations (2009) (USA, R.: Hayley G. Hoover). YouTube-Video, www.youtube.com/watch?v=t_1a8nWbMHY, eingesehen am 15.12.2013.
- George Harrison: Living in the Material World (2011) (UK, D: Martin Scorsese). DVD, YouTube-Video, www.youtube.com/watch?v=fEL4_qadPp4, eingesehen am 15.12.2013.
- Plein d'essence (2007) (Luxemburg, R.: Geneviève Mersch).
- VAT live, 2013 European Union EU VAT rates, www.vatlive.com/vat-rates/european-vat-rates/2013-eu-vat-rates-2/, eingesehen am 24.12.2013.
- Zoolander (2001) (USA, R.: Ben Stiller).

4.8 TANKSTELLEN ALS ZWISCHENRÄUME II: TRANSFIGURATION

Agnès Prüm

In Fortsetzung des Abschnitts 4.7 und aufbauend auf demselben empirischen Material wird im Folgenden eine Medienanalyse vorgenommen.

»Nichts Spezielles«¹²⁷ (männlich, 62 Jahre, Luxemburger, Luxemburg). Diese Bemerkung eines unserer Interviewpartner in Antwort auf die Frage, was er an einer Tankstelle machen oder kaufen würde, kennzeichnet treffend den Beinahe-Konsens, der unter den Befragten über Rolle und Bedeutung von Tankstellen im Alltag herrscht. Wie in Abschnitt 4.7 herausgearbeitet, können Tankstellen zu Schauplätzen außergewöhnlicher Ereignisse oder Erlebnisse werden und so vorübergehend die Merkmale eines ›Orts‹ im Sinne des englischen *place* als spezifische geographische Ortsbestimmung annehmen. Derartige Transformationen sind jedoch unbeabsichtigt und zufällig, und Tankstellen bleiben in den meisten

127 | Eigene Übersetzung von: »Näischt Spezielles.«

Situationen dem ›Infra-Gewöhnlichen‹ (*l'infra-ordinaire*, vgl. Perec 1990), also dem beobachtbaren Banalen gegenüber dem ›Extraordinären‹, verhaftet. Doch in Filmen und in der Populärkultur ganz allgemein kehrt sich diese Tendenz um: Die Häufigkeit, mit der Tankstellen dort mit dem Außer-Gewöhnlichen assoziiert werden, scheint völlig unverhältnismäßig, v.a. verglichen mit der gelebten Erfahrung der Menschen (vgl. Kmec/Prüm i.E.). Dieser Gegensatz zwischen ›realen‹ Tankstellen und ihrem fiktiven Gegenpart ist ebenso mysteriös wie signifikant, weil er die Transformation enthüllt, die gelebte Erfahrung (vgl. Lefebvre 1986: 48f.) im Prozess des ständigen partizipatorischen Enkodierens und Dekodierens erfährt. In diesem Abschnitt schlagen wir das Konzept der *Transfiguration* vor, als ein Instrument zur Untersuchung des ›Flirrens‹ oder der Oszillation zwischen gelebter Erfahrung und Code. Zunächst lässt sich Transfiguration in der Transformierung eines materiellen ›Ortes‹ in ein vermitteltes, jedem zugängliches ›Zeichen‹ oder ›Code‹ beobachten. In einem zweiten Schritt werden wir zeigen, inwiefern dieser Prozess von der Distanzierung und Dislozierung des ›Realen‹ in Artefakten der Populärkultur abhängt. Zum Schluss werden wir den grundsätzlich partizipatorischen Charakter der Transfiguration untersuchen sowie die performativen Aneignung von Raum, die sie ermöglicht.

4.8.1 Vom Ort zum Zeichen

Ängste, die mit dem ungewissen Status der Tankstelle in Verbindung gebracht werden, werden nicht lediglich in literarische und filmische Narrative über Fälle von beunruhigendem Verschwinden von Personen¹²⁸, Explosionen (z.B. *Zoolander* 2001) oder die Untoten (z.B. *Zombie* 3 1988) transponiert. Während Transponierung einen Einweg-Prozess impliziert, bei dem ein Objekt oder eine Idee einmalig in die Populärkultur enkodiert und dann, von verschiedenen Publikumsgruppen, auf eine vermutlich einheitliche Art und Weise dekodiert wird, zeigt unsere qualitative Erhebung, dass der Prozess dynamischer ist und eine aktive Partizipation voraussetzt.

Das Sprachregister, in dem unsere Interviewpartner/-innen erinnerungs- bzw. erwähnenswerte Zwischenfälle oder Erlebnisse erzählen, ist ein erster Indikator dieses Phänomens. In den meisten Fällen wird die Tankstelle als banal wahrgenommen und konstruiert und zeitigt kaum Reaktionen, doch wenn sie mit einer bestimmten Erinnerung oder einem Kommentar assoziiert wird, erhält das Register, in dem das Ereignis mitgeteilt wird, etwas Relationales: Es übersetzt

128 | Diese Beschäftigung ist nicht neu: Dem Film *Es geschah am helllichten Tag* (1958) lag ein Drehbuch von Friedrich Dürrenmatt zugrunde. Unzufrieden mit dem Ergebnis, veröffentlichte der Autor noch im selben Jahr das Buch *Das Versprechen. Requiem auf den Kriminalroman*, das verfilmt wurde und 2001 als *The Pledge* in die Kinos kam. Tim Krabbés psychologischer Thriller *Het Gouden Ei* (1984) wurde 1988 als *Spoorloos* verfilmt und sein Remake *The Vanishing* im Jahr 1993.

die von den Befragten geäußerte Verärgerung (über den aufdringlichen Tankwart), Anerkennung (über die Ordentlichkeit von Tankstellen), Verwunderung (über die Anzahl der Tankstellen in Schengen) und, am häufigsten, Selbstironie und Humor (Bomben auf Rädern) (vgl. Abschnitt 4.7). Unsere Interviewpartner/-innen verweisen nicht nur auf kulturelle Darstellungen von Tankstellen, sie erwarten auch, dass ihre Gesprächspartner/-innen sowohl den Tropus als auch die Emotion begreifen, die sie in ihnen hervorgerufen haben, um die Vorstellungen, die sie (jetzt) mit Tankstellen assoziieren, verstehen – und vielleicht teilen – zu können. Mit anderen Worten, der Wechsel des Sprachregisters, durch das ihr Publikum angesprochen und zur Partizipation aufgefordert wird, verwandelt sich zum Instrument, mit dem sie den Code aktivieren und ›die Tankstelle‹ rekonfigurieren: Sie greifen auf bereits vorhandene Interpretationsrahmen zurück, während sie den Tropus mit eigenen dynamischen Bedeutungen aufladen. Interessanterweise lässt sich die relationale Dimension, die sich in der Verlagerung von ›Ort‹ zu ›Nicht-Ort‹ beobachten lässt, auch in der Rekonfiguration des Tropus der Tankstelle beobachten.

Anknüpfend an den Tropus der ›Blumen von der Tankstelle‹ und Hayley G. Hoovers Internet-Tirade *Gas Stations* (2009), auf die Sonja Kmec in Abschnitt 4.7 eingeht, erkundet dieser Abschnitt die relationalen und partizipatorischen Dimensionen der Transfiguration des materiellen Standorts zum mediatisierten Zeichen.

Die Bedeutung des Tropus ›Tankstelle‹ ist weder statisch, noch notwendigerweise negativ besetzt, doch in Verbindung mit bestimmten Situationen bzw. anderen Tropen, wie etwa ›Blumen von der Tankstelle‹, erzeugt er ein stärkeres Gefühl der Unbehaglichkeit, obwohl er ambivalent bleibt: Zwei unserer Interviewpartner/-innen finden Blumen von der Tankstelle absolut »unromantisch«, doch andererseits werden sie oft entweder mit unakzeptabler Respektlosigkeit assoziiert, wenn die Blumen für die Angebetete bestimmt sind, oder mit scherhaftem Verachtung, wenn es sich bei der Empfängerin um die Schwiegermutter handelt. So ist die Zwickmühle bezeichnend, in der sich einer unserer Befragten offenbar befindet, während er sich bemüht, die sich widersprechenden sozialen Imperative, die mit einer romantischen Verabredung (persönliches Register) und Zweckmäßigkeit (unpersönliches Register) verbunden sind, in Einklang zu bringen:

»Es ist natürlich vielleicht netter, wenn man zu einem richtigen Blumengeschäft geht, wenn man, sagen wir, eine Verabredung mit einem Mädchen hat, das man wirklich mag. Dann ist es besser, zu einem Blumengeschäft zu gehen und zehn Euro mehr auszugeben, um etwas Persönliches zu kaufen. Das sehe ich schon; aber wenn man an einem Sonntagmorgen seine Schwiegermutter besucht, und man es eilig hat, was spricht dagegen? Vielleicht muss

man dann den Preis entfernen – oh, oh, mein Gott«¹²⁹ (männlich, 31 Jahre, Luxemburger, Luxemburg).

Sonja Kmec verknüpft das ›allgemeine Gefühl von Unbehaglichkeit‹, das mit Blumen von der Tankstelle assoziiert wird, mit deren ›unpersönlichem‹ Charakter des ›Nicht-Ortes‹ (vgl. Abschnitt 4.7). Man könnte des Weiteren argumentieren, dass dieser unpersönliche Charakter in verschiedene zusammengesetzte Tropen enkodiert wurde, wo, in Kombination mit anderen Tropen, die Tankstelle als Marker fungiert und hierarchische Beziehungen zwischen sozialen Akteur/-innen und Situationen bestimmt. Es ist klar, dass für unseren Interviewpartner die Verabredung, mit ihrer Erfordernis, Eindruck zu machen und Erfolg zu haben, die Schwiegermutter übertrumpft, sowohl in der Praxis wie ›im Code‹. Die Schwierigkeit, mit der er kämpft, ist eine doppelte: Einerseits mögen beide Empfängerinnen, die ›Angebete‹ wie die ›Schwiegermutter‹, wirkliche Menschen sein, doch sie fungieren auch als kultureller Code, dessen Aktivierung in diesem Kontext die unterschiedlichen Bedeutungsebenen zum Vorschein bringt, die sich mit der Wahrnehmung und Konstruktion des Sprechers von Tankstellen überschneiden. Andererseits könnte das Zögern unseres Interviewpartners auch von der Tatsache herrühren, dass keiner der Tropen, die er bemüht, stabil ist, und er an dem Schnittpunkt zwischen mehreren möglichen Deutungen gefangen ist, »keine einzige originell«, die »sich vereinigen und bekämpfen« in einem »Gewebe von Zitaten aus unzähligen Stätten der Kultur« (Barthes 2000: 190).

Wie dieses Beispiel zeigt, sind die Tankstellen der wirklichen Welt, die unser Interviewpartner frequentiert, unentwirrbar mit ihren kulturellen Darstellungen verwoben, wie es auch die gesellschaftlichen Dilemmas sind, denen er sich gegenüber sieht. Die Verschmelzung der Tropen ›Tankstellenblumen‹ und ›Schwiegermutter‹ z.B. durchzieht diskursive Praktiken, Literatur und Populärkultur. In einer Folge der ITV-Serie *Midsomer Murders* (2008) (deutsch: *Inspector Barnaby*) wird die Umkehrung der Hierarchie Angebetete/Schwiegermutter durch zwei verschiedene Sträuße signalisiert, die dieselbe Frau erhält. Sie bekommt von ihrem Mann, Hauptkommissar Tom Barnaby, Blumen von einer ›durchgehend geöffneten Tankstelle‹¹³⁰ als Wiedergutmachung für sein Zuspätkommen (ein *Running Gag* in der Serie). Sein unansehnliches Sträußchen landet umgehend im Müll-eimer und steht in auffälligem Kontrast zu dem sehr eindrucksvollen Bukett, das

129 | Eigene Übersetzung von: »Et ass äh, ähem, et ass natierlech villäicht méi schéin, wann s de an e richtege Blummebuttek, wann, ech soe mol, wann s de dann e Rendez-vous mat engem Meedchen hues, dat de wierklech gär hues, ass et villäicht besser, an de Blummebuttek ze goen, eng Kéier 10 Euro méi auszeginn, eppes Perséinleches ze maachen. Dat gesinn ech schonn, mä äh, wann s de sonndes moies de Schwéiermamm besiche gees an de bass am Stress, wat sprécht dogéint ne. Muss villäicht d'Präis erofhuelen, oh, oh, mäi Gott.«

130 | Eigene Übersetzung von: »All-night garage.«

sie später von dem angehenden Verlobten ihrer Tochter erhält. Bezeichnenderweise ist, in dieser konkreten Situation, die Umwerbung der (zukünftigen) Schwiegermutter beinahe ebenso wichtig wie die Umwerbung der Angebeteten: Weil der Subtext der Kombination ›Blumen – Tankstelle‹ die akzeptierten Konstruktionen des ›Schwiegermutter-Tropus verstört, wird dem Zuschauer, lange bevor es angekündigt wird, klar, dass sich eine Hochzeit oder ein ähnliches Ereignis anbahnt. Dieses Beispiel zeigt die hermeneutische Vielseitigkeit dieser Codes. Transfiguration ist in der Tat nur möglich, weil kulturelle Codes fließend sind und sich stets neu deuten lassen, verbunden mit der Eigenschaft, dass man sich ihrer auf breiter Ebene in unterschiedlichen sozio-kulturellen Kontexten wie Interventionssituationen, persönlichen Gesprächen oder Medienrezeption mühelos bedienen kann.

In der Populärkultur wird der Ort der Tankstelle nicht nur zu einem Zeichen verklärt, das fehlende Achtung für Nahestehende vermittelt, sondern er spricht auch tiefverwurzelte Ängste an. Hayley G. Hoovers usergeneriertes Video *Gas Stations* (2009) wird in dem ›Tiradenmodus‹ aufgeführt, womit suggeriert wird, dass sie Dampf ablässt über etwas, das ›wirklich passiert ist. Doch, es gleichzeitig parodierend, schöpft sie die Möglichkeiten des Genres des *Internet rant* aus, indem sie verschiedene Ausdrucksmittel kombiniert, wie Erzählung in der Ich-Form und Zeugenaussage, Puppentheateraufführung (Sockenpuppen), Informationsvideo über sexuelle Belästigung, Selbstparodie und parodistische Neuinszenierung, und dies auf eine Weise, die die Grenzen zwischen diesen diskursiven Praktiken verschwimmen lässt. Etwa als der Kartenleser sie auffordert, »Bitte kontaktieren Sie einen unserer Mitarbeiter«, entgegnet sie aufgebracht: »*Nein!* *Nein*, ich kann jetzt keinen Mitarbeiter kontaktieren: Es ist früh am Morgen, in der Schule geht die Grippe um, und wenn ich diesen *Corn Dog* noch einmal rieche, dann muss ich *kotzen*.«¹³¹ Trotz dieser Klagen gibt Haley schließlich auf: »Ich werde den Mitarbeiter kontaktieren [demonstrative Pause], weil ich eine gute Bürgerin bin.«¹³² Zwar kann es gut und gerne sein, dass ihr Ärger darüber, dass sie mit einem Tankstellenmitarbeiter interagieren muss, ›echt‹ ist und vielleicht ›echte‹ Reaktionen provoziert, doch ist es wichtig festzuhalten, dass die Episode, so wie sie erzählt wurde, es nicht ist: Haley gibt am Ende ihrer Tirade zu, dass der Zwischenfall an der Tankstelle größtenteils lediglich ›imaginiert‹ ist.

Die ›Tankstelle‹ wird somit zum Ort, wo die verschiedenen diskursiven Praktiken und ihre entsprechenden gesellschaftlichen Räume sich vermischen, kolidieren und neue Bedeutung(en) erzeugen: So werden z.B. Erwachsensein und ein/e gute/r Bürger/-in-Sein, mit verantwortungsvollem Verbraucherverhalten

131 | Eigene Übersetzung von: »Please see attendant« ... »No! No, I cannot see an attendant right now: it is early in the morning, the flu is going around school and if I get another whiff of that corn-dog, I am going to puke.« Die Kursivierungen zeigen die intonierte Entrüstung der Sprecherin an.

132 | Eigene Übersetzung von: »I see the attendant [demonstrative Pause] because I am a good citizen.«

gleichgesetzt und rekonfiguriert. Indem sie auf Assoziationen mit dem ›Nicht-Ort-Charakter der Tankstelle zurückgreift – der entmenschlichte *Cyborg*-Raum und andere Bedeutungsketten wie die »gruseligen Onkel« (vgl. Abschnitt 4.7), die stereotype Tankstellenmitarbeiterin, die erwartet, dass Hayley als typische Repräsentantin ihrer Generation mit Plastikgeld bezahlt usw. – dekodiert Hayley G. Hoover die Tankstelle und encodiert sie zugleich. Die Fluidität des Enkodierungs- bzw. Dekodierungsprozesses ist durch das Verschieben der Grenzen zwischen dem Fiktiven und dem sogenannten ›Realen‹ gekennzeichnet, und das ›Reale‹ wird durch das Medium der Fiktion wahrgenommen und konstruiert.

Hoovers Tirade weist Merkmale auf, die Limor Shifman als »grundlegend für die Populärkultur«¹³³ betrachtet:

»Das erste ist das postmoderne Darstellungssystem von Simulakren und Pastiche (Jameson, 1991) [...]. Das zweite ist die ständige Weiterverarbeitung von Texten durch Internet-User, in der eine sogenannte ›partizipatorische Kultur‹ zum Ausdruck kommt. Konzeptualisiert als eine Reihe miteinander verknüpfter Kulturpraktiken, manifestiert sich partizipatorische Kultur in neuen Formen des Ausdrucks, der Problemlösung, der Zirkulation und Assoziation (Jenkins et al., 2007). Von ausschlaggebender Bedeutung für dieses komplexe Netzwerk ist die Praxis, Inhalt zu rekonfigurieren und ihn in Parodien, Mashups, Remixes und anderen abgeleiteten Formaten öffentlich zu zeigen«¹³⁴ (Shifman 2011: 188).

In ihrer Untersuchung partizipatorischer Praktiken unterscheidet Shifman zwischen viralen Videos, Clips »die sich über Mechanismen der digitalen Mundpropaganda ohne wesentliche Veränderung unter einem Massenpublikum ausbreiten« (ebd.: 190) und »memetischen Videos [...], die extensives Benutzer-Engagement über kreative Derivative erzeugen«¹³⁵ (ebd.: 188). Zwar lässt sich das Video *Gas Stations* nach den von Shifman definierten Kriterien nicht als uneingeschränkt memetisch einordnen (wir haben keine Derivative dieses Videos gefunden), doch reihen sich seine Parodie des Tiraden-Genres und seine kreativen Aneignungen, die in verschiedenen Inszenierungen evident werden (die Tankstellenmitarbei-

133 | Eigene Übersetzung von: »Fundamental to popular culture.«

134 | Eigene Übersetzung von: »The first is the postmodern representation system of simulacra and pastiche (Jameson, 1991) [...]. The second is the constant reworking of texts by internet users, reflecting a so-called ›participatory culture‹. Conceptualized as a set of intertwined cultural practices, participatory culture is manifested in new forms of expression, problem solving, circulation and affiliation (Jenkins et al. 2007). Fundamental to this complex web is the practice of reconfiguring content and publicly displaying it in parodies, mashups, remixes and other derivative formats.«

135 | Eigene Übersetzung von: »Viral videos« »that spread[s] to the masses via digital word-of-mouth mechanisms without significant change« »memetic videos [...] that generate extensive user engagement by way of creative derivatives.«

terin, Sockenpuppen usw.), deutlich in die partizipatorische Kultur der ›neuen Medien‹, Web 2.0 und Internet-Memen ein.

Hoovers Tirade verklärt die ›Tankstelle‹ und transformiert eine infra-gewöhnliche Situation in eine kritische und partizipatorische Proklamation.¹³⁶ Entscheidend jedoch ist, dass zwar die Bedeutung der Tankstelle rekonfiguriert wurde, doch die ›Tankstelle‹ an sich konstant und unverändert geblieben ist.

4.8.2 Die Dislozierung des Realen

Die Distanzierung, die sich zwischen der ersten Begegnung mit einem zufälligen Kunden an einer Tankstelle ereignet, seiner Konstruktion als potentielle Bedrohung, und dem Simulakrum des ›gruseligen Onkels‹ (vgl. Baudrillard 1981), zu dem er sich in *Gas Stations* verwandelt, ist entscheidend für den Prozess der Transfiguration. Arthur C. Danto zufolge trägt der Umstand, »dass es nicht wirklich passiert«, selbst heute wesentlich zu unserem Genuss der Kunst bei, der es gelingt, das Reale zu distanzieren und zu entwaffnen¹³⁷ (Danto 1974: 146). Das deutet einerseits darauf hin, dass neben dem »Genuss«, den sie uns verschafft, eines der Hauptziele von Hayleys Tirade sein könnte, die »realen« Ängste zu entschärfen, die sie mit Tankstellen assoziiert. Andererseits kann die Bedrohung, die gleichzeitig vorhanden ist und nicht vorhanden ist, sowie ihre Dislozierung von Hoovers ›Realität‹ zu Hayleys Tirade dazu dienen, den Prozess der Transfiguration weiter auszuleuchten. Angelpunkt von Dantos Analyse der Transfiguration ist die semantische Mehrdeutigkeit des Begriffs der ›Erscheinung‹ (*appearance*), die sowohl ›reale physische Gegenwart‹ (*real physical presence*) (1) bezeichnen kann, als auch ihr Gegenteil, den ›Schein physischer Gegenwart‹ (*appearance of physical presence*) (2): Je nach Interpretationsrahmen kann ein Objekt wie Cimabues Kruzifix¹³⁸ unterschiedlich gelesen werden, einmal als etwas, das »die Kreuzigung kommentiert anstatt die Kreuzigung zu sein«, und als etwas, das »dargestellt wird anstatt selber wieder gegenwärtig zu sein«¹³⁹ (ebd.).

136 | Am 15. Dezember 2013 war *Gas Stations* seit seinem Upload am 6. Februar 2009 36.451 Mal angesehen worden; das Video erhielt 952 Likes, 30 Dislikes und bekam 265 Kommentare.

137 | Eigene Übersetzung von: »That it is not really happening remains even now an important contribution to our enjoyment of art which manages to distance the real and to disarm it.«

138 | Danto bezieht sich auf ein bemaltes Holzkreuz (ca. 1280), das gemeinhin dem im 13. Jahrhundert wirkenden Maler Cimabue (*Cenni di Pepi*) zugeschrieben wird. Das beim Hochwasser von 1966 schwer beschädigte Kruzifix befindet sich im Museum von Santa Croce in Florenz.

139 | Eigene Übersetzung von: »About the crucifixion rather than the crucifixion itself, and represented rather than present again.«

»Zweifellos wird dem Künstler gegenüber eine andere Haltung eingenommen, je nachdem, ob wir ihm eher die Macht zuschreiben, eine besetzte Realität wieder zu vergegenwärtigen, als die Macht, Realität darzustellen. Die Verlagerung von der ersten zur zweiten Bedeutung von Erscheinung würde jedenfalls nur die Transfiguration des Lebens zur Kunst veranschaulichen, die Nietzsche in seiner Genealogie der attischen Tragödie beschreibt. Dort werden die Grenzen des heiligen Bezirks in die Wände eines Theaters verwandelt, ebenso wie im Fall von Cimabue der Altar, wo sich das heilige Ereignis ewiglich vollzieht, in einen kunstvollen Rahmen verändert wird, der ein Kunstwerk beherbergt, während die Kirche selbst eine Umwandlung in eine Art unbeabsichtigtes Museum erfährt. Und all das, ohne dass das Objekt selbst in irgendeiner Weise verändert wird«¹⁴⁰ (ebd.).

Dantos Konzept der »Transfiguration des Lebens zur Kunst«, die durch die »Verlagerung von der ersten zur zweiten Bedeutung von Erscheinung« ausgelöst wird, oder von »wieder gegenwärtig« zu »dargestellt«¹⁴¹ (ebd.), baut auf zwei Hauptmerkmalen auf: Erstens, das (transfigurierte) Objekt, in diesem Fall das Kreuz von Cimabue, bleibt unverändert, und zweitens, Transfiguration hat eine zutiefst transformative Wirkung, da sich sowohl die architektonischen als auch die ideologischen Konstrukte, die um sie herum errichtet wurden, im Laufe der Zeit weiterentwickelt haben und noch stets in Weiterentwicklung begriffen sind. Einfach ausgedrückt: Was sich verändert hat, ist nicht das Objekt selbst, sondern die Art und Weise, wie wir es betrachten und die Bedeutungen, die wir ihm zuschreiben. Das Kreuz fungiert als Zwischenraum, als eine Brücke zwischen den verschiedenen Bedeutungen und Weltanschauungen, die es auslöst.

In dieser Fallstudie impliziert der Prozess der Transfiguration somit, dass unser Objekt, Tankstellen, als tatsächliche Orte oder Ortstypen, keine materiellen Veränderungen erfährt, sondern dass die Sinngehalte, Emotionen und die kulturelle Bedeutung, die ihm zugeschrieben werden, sich den Gemütsverfassungen anpassen, in denen es erfahren und dargestellt wird. Dies könnte weiteres Licht auf die Frage werfen, warum dieselbe Person Tankstellen sowohl als einen »zeit-effizienten« Nicht-Ort wie auch als einen »angenehmen Ort« erfahren kann (vgl.

140 | Eigene Übersetzung von: »Doubtless a different attitude towards the artist will be taken depending upon whether we attribute to him the power to make a charged reality present again, rather than the power to represent reality. In any case, the shift from the first to the second sense of appearance would exemplify just the transfiguration of life into art which Nietzsche describes in his genealogy [sic!] of attic tragedy. There, the boundaries of the sacred precinct are transformed into the walls of a theater, as, in the case of Cimabue, the altar where the sacred event eternally occurs is changed into an elaborate frame housing a work of art, as the church itself undergoes alteration into a kind of inadvertent museum. And all of this without the object itself being changed at all.«

141 | Eigene Übersetzung von: »Transfiguration of life into art«, which is triggered by the »shift from the first to the second sense of appearance«, or from »present again« to »represented«.

Abschnitt 4.7). Es kann uns auch ein dynamischeres Modell bieten, um das Oszillieren zwischen Ort und Zeichen zu beschreiben, das Tankstellen durch diskursive Praktiken und kulturelle Enkodierung erfahren. Tatsächlich sind Tankstellen ein Musterbeispiel für die ›Transfiguration des Lebens zu Kunst‹, wie der *freak gasoline fight accident* in Ben Stillers Film *Zoolander* aus dem Jahr 2001 zeigen wird.

Auf einer bestimmten Ebene, innerhalb der im Film dargestellten Welt, werden wir Zeuge der kreativen Aneignung einer Tankstelle durch Derek Zoolander, Parodie eines männlichen Supermodels, und seiner Freunde. Vor ihrer Ankunft ist die Tankstelle ganz und gar ein ›Nicht-Ort‹, entmenschlicht und anonym, doch als sie zur Tanksäule fahren, in farblich personalisierter Kluft, die an die Kampfanzüge der *Power Rangers* (Mighty Morphin Power Rangers 1993-1995) erinnert, und ein schnell zu einer Wasserschlacht mutierendes Pastiche aufführen, bei dem sich Tanz- und Kampfsportfiguren und Bewegungsabläufe der Bikini-Autowäsche vermischen, wird die fiktive Tankstelle in einen ›Ort‹ verwandelt. So wie unsere Interviewpartnerin den Junggesellinnenabschied beobachtete (vgl. Abschnitt 4.7), sind auch hier zwei Männer Zeugen des Geschehens. Doch anders als unsere Interviewpartnerin sind sie nicht amüsiert über das, was sie sehen, und ihre missbilligende Haltung signalisiert, dass die Geschlechtergrenzen überschreitende Aneignung der sexuell aufgeladenen Autowäsche ihre heteronormativen Erwartungen empfindlich stört. Natürlich besteht keine kausale Verknüpfung zwischen der Interviewsituation unserer Fallstudie und der Filmszene, die sogar zeitlich vor unserer Untersuchung liegt. Ihre Nebeneinanderstellung enthüllt jedoch eine dialogische Beziehung (vgl. Bakhtin 1981a) zwischen Alltagspraktiken und kulturellen Artefakten. Entscheidend ist, wie dieses Beispiel zeigt, dass Filme nicht nur bestehende gesellschaftliche oder kulturelle Praktiken ins Fiktive übertragen: Sie transformieren oder überspitzen diese, liefern Kommentare oder Kritik, provozieren Gelächter oder Entrüstung und anderes mehr.

Während die Zuschauer/-innen durch fiktiven, ›realen‹ und simulierten Raum hin- und hervorwählen, artet die Wasserschlacht zu einer Benzinschlacht aus, in der die Tankschläuche zu maskulinen Spritzpistolen mutieren – bis sich einer der Beteiligten eine Zigarette anzündet. Der Zuschauer kann die folgende Explosion aus einer Form kulturell erzeugter ›Voraussicht‹ prophezeien, in der sich die Erfahrung mit der Praxis (die Kombination von Benzin und Flammen kann zu Feuer und Explosionen führen) und jene mit Zeichen/Simulation vermischen (sie haben, so will man hoffen, nicht die Explosion einer ›realen‹ Tankstelle erlebt). Wesentlicher ist jedoch, dass die im Film simulierte Explosion mehr als die Tankstelle in die Luft fliegen lässt: Die verschiedenen Signifikationsketten, die in dieser Szene wirksam sind, werden als hohl und dezentriert enthüllt, nicht im ›Realen‹ verankert.

Wie schon aus dieser kurzen Darstellung hervorgeht (vgl. ausführlich Kmec/Prüm i.E.), macht der *freak gasoline fight accident* deutlich, dass Tankstellen ebenso als Orte wie als Zeichen begriffen werden können, und ist gleichzeitig auf diese Zweideutigkeit angewiesen. Der Film selbst fungiert als eine Art Pforte, oder Zwischenraum, zwischen den verschiedenen interpretativen Ebenen, die von dem/

der jeweiligen Zuschauer/-in möglicherweise aktiviert wird oder auch nicht. In einer Erweiterung von Dantos Metapher lässt sich ›Transfiguration des Lebens zur Kunst‹ oder (Populär-)Kultur als die Verlagerung von Gegenwart zur Simulation definieren, oder vom Ort zum Zeichen. Kombiniert mit dem Konzept von Zwischenräumen als Orte potentieller partizipatorischer Praxis und Kultur, wird diese Verlagerung zur Oszillation, einem Hin- und Herpendeln zwischen konkreten Tankstellen und ihren kreativen Aneignungen. Mit anderen Worten bezeichnet Transfiguration den Prozess, in dem gelebte Erfahrung, einschließlich ihrer Räume und Objekte, an der Schwelle der Interaktion zwischen verschiedenen Akteur/-innen (partizipatorischer) Kultur kontinuierlich und gleichzeitig enkodiert, dekodiert und rekonfiguriert wird. Wie Haleys Tirade weist *Zoolander* tatsächlich memetische Eigenschaften auf: In der Kombination von Parodie und Mimesis hat der Film zahlreiche, als nutzergenerierte Videos verbreitete Neuinszenierungen provoziert, und die Jeep-Fahrt zur Tankstelle – unterlegt mit *Wake Me Up Before You Go Go* (1984) von der Gruppe *Wham!* – hat ihre eigenen Mem kreiert, den *Zoolander Dance* oder die *Jeep Party*, und einen Schwall von Kompilationen, Remixen und Parodien, besetzt mit britischen Fußballstars, den Obamas, Hillary Clinton oder Michael Jackson in den Rollen von Zoolander und seinen Freunden (vgl. *Zoolander Dance/Jeep Party* 2005).

4.8.3 Raum: Performances und performative Aneignungen

Als Zwischenräume, und wegen ihres ›Normal-Status als ›Nicht-Orte‹, bieten Tankstellen somit einen idealen Standort, um der Frage nachzugehen, wie partizipatorische Praktiken aus der Kollision verschiedener sozialer Räume hervorgehen. Die weitverbreitete Internetpraxis des Pastiche, der Imitation und der Parodie wirft jedoch eine letzte Frage auf. Keine der oben beschriebenen Prozesse verlaufen *außerhalb* menschlichen Bewusstseins bzw. menschlicher Interaktion, und der menschliche Körper kann selbst zum Zwischenraum werden, zum Transfigurationsfall. Das unveröffentlichte Handyvideo (Aire de Wasserbillig 2012), das an einer großen Tankstelle an der Grenze zwischen Luxemburg und Deutschland aufgenommen wurde, soll diese Behauptung illustrieren.

In Abschnitt 4.7 wurde argumentiert, dass die improvisierte *Performance* des jungen Mannes mit dem Verkehrskegel eine scherhafte Kritik an den Auswirkungen des luxemburgischen Steuersystems auf die (Un-)Durchlässigkeit der Landesgrenzen ausdrückt. Man könnte aber auch den Standpunkt vertreten, dass in diesem Clip, oder durch diesen Clip, unterschiedliche Räume, wie nationale, fiskale und rechtliche Räume, soziale Netzwerke und Internetkultur usw. miteinander in Kontakt gebracht werden, und dass der junge Mann, sein Kegel und der Schauplatz, den er für seine *Performance* gewählt hat, die Brücke zwischen diesen unterschiedlichen Raumtypen bilden. Er ist das Medium zwischen Interpretationsrahmen und -plattformen, und seine *Performance* rekonfiguriert den Aire de Wasserbillig. Wie das Kreuz von Cimabue bleiben sowohl die Tankstelle

als auch der junge Mann materiell unverändert von dieser *Performance*, obwohl sie, flüchtig, etwas kanalisieren, das man als multiple (andere) ›Stimmen‹ beschreiben könnte. Diese Episode erhält weitere Tiefenschärfe durch den Bezug auf die Disziplin, die das Konzept der Transfiguration überhaupt geprägt hat: die Theologie. Dorothy Lees Analyse des Vorgangs der Transfiguration Christi, seiner Verwandlung in leuchtendweißes Licht (vgl. Lee 2004: 2), ein Wunder, dem v.a. in den Ostkirchen zentrale Bedeutung zukommt, kann uns helfen, die mondäne Szene zu dekodieren, die am Aire de Wasserbillig beobachtet wurde. Auf scheinbar versteckte Weise erinnert diese Episode an die Transfigurationsszene in der Bibel, die Dorothy Lee folgendermaßen beschreibt:

»Die Transfiguration erzählt die Geschichte von Jesu Aufstieg des Berges, zu einem Zeitpunkt irgendwann in der Mitte seines Wirkens, in der Gesellschaft seiner Jünger. Dort verändert sich seine äußere Erscheinung, verwandelt sich in ein leuchtendweißes Licht, ein Licht, das von seinem Gesicht und seinem Gewand abstrahlt. Zwei der größten (längst verstorbenen) Propheten aus Israels Vergangenheit erscheinen neben ihm und sprechen mit ihm. Die Jünger indessen sind eingeschüchtert von dem Anblick und reagieren darauf mit Unverständnis und Verwirrung. Petrus schlägt vor, drei Zelte zu errichten, um Jesus und seine himmlischen Gäste zu beherbergen. An dieser Stelle interveniert eine Wolke, überschattet die ätherischen Gestalten, und eine Stimme spricht aus der Wolke und erklärt, dass Jesus der geliebte Sohn sei. Dann schwinden die mirakulösen Zeichen. Jesus bleibt allein mit seinen verwirrten Jüngern zurück und steigt mit ihnen zusammen den Berg hinab«¹⁴² (Lee 2004: 2).

Lees Darstellung der biblischen Transfiguration identifiziert eine Reihe von Charakteristika, die, trennt man sie von ihrem religiösen Gehalt und ihren spezifischen narrativen Aspekten, abstrahiert werden können und sich auf unsere Analyse von Tankstellen als Kombinationen von Ort und Zeichen anwenden lassen: Zunächst wird ein bestimmter Schauplatz gewählt (Berg/Tankstelle); zweitens, der Körper des Mediums erfährt eine sichtbare, wenn auch zeitweilige, Verwandlung (leuchtendweißes Licht/Kegel); drittens, Alltagsroutinen von zuschauenden Dritten werden verstört (die Jünger/-innen/die Kund/-innen); viertens, es wird ein Dialog hergestellt zwischen verschiedenen Akteuren, die kopräsent sind, nur weil

142 | Eigene Übersetzung von: »The transfiguration tells the story of Jesus' ascent of the mountain somewhere at the mid-point of his ministry, in the company of his disciples. There his physical appearance is changed, metamorphosing into incandescent light, a light that blazes from his face and clothing. Two of the greatest (long-dead) prophets of Israel's past appear beside him, conversing with him. The disciples, meanwhile, are overawed at the spectacle and respond with incomprehension and bewilderment, Peter proposing to erect three tents to house Jesus and his celestial guests. At this point a cloud intervenes, overshadowing the heavenly figures, and a voice speaks from the cloud, declaring Jesus to be the beloved Son. Then the miraculous signs recede and Jesus is left alone to descend the mountain with his bemused disciples.«

das Medium sie heraufbeschworen hat (die längst verstorbenen Propheten und die Wolke/die verschiedenen sozialen, fiskalen, kulturellen Räume); und schließlich, nach dem Ereignis, haben sich weder Medium noch Ort verändert: Die mirakulösen Zeichen schwinden, Jesus verlässt den Berg, und der junge Mann lässt seinen Kegel fallen, die Tankstelle und die verwirrten Zuschauer/-innen wenden sich wieder ihren Alltagsroutinen zu.

Wenn in der Transfigurationsszene Jesus »der Treffpunkt zwischen Menschen und Gott ist, zwischen dem Zeitlichen und dem Ewigen, zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, zwischen menschlichem Alltagsleben [...] und dem Mysterium von Gott«¹⁴³ (ebd.: 2), wird der junge Mann und seine *Performance* für die Zuschauer/-innen, und für einen flüchtigen Augenblick, zum visuellen Träger einer Kritik und zum Auslöser von Oszillation zwischen ›Ort‹ und ›Nicht-Ort‹. Während die Proklamation des jungen Mannes die Alltagsroutinen der Kund/-innen verstört, wird die Tankstelle als Ort zum Zeichen verklärt, ihre Bedeutung zeitweilig weit über den physischen Raum hinaus, den sie materiell einnimmt, verändert und erweitert, selbst jenseits der territorialen, politischen und fiskalen Ko-Räumlichkeit, die der junge Mann kritisiert. Seine *Performance* nimmt sogar auch Bezug auf die VLC *Player in Real Life*-Serie von *image macros*, in der orangene und weiße Verkehrskegel zu Megaphonen rekonfiguriert oder zu Verkörperungen des VLC *Player-Icons* konvertiert werden.¹⁴⁴ Wichtig ist hier, dass Akteur/-innen wie Beobachter/-innen sich der Tatsache bewusst sein können (oder auch nicht), dass die Computer-Software VLC *Media Player* einen orange-weißen Verkehrskegel als Symbol benutzt und dass die Assoziation zwischen Verkehrskegeln und dem VLC *Media Player* ein gängiger Internetwitz ist.

Indem er sich den Aire de Wasserbillig auf diese spezielle Art und Weise aneignet, perpetuiert und aktiviert der namenlose junge Mann die Internetkultur – und verwandelt sich so, ohne sein Dasein zu verändern, für einen flüchtigen Augenblick in die Inkarnation eines neuen Mediums, einer neuen Kultur und vielleicht ›seiner Generation‹. Während er zur Pforte zwischen den unterschiedlichen Räumen und Interpretationsrahmen wird, die seine *Performance* aktiviert, wird letztere auch als grundsätzlich partizipatorisch enthüllt:

»Doch im Gegensatz zu textuellen Memen fokussieren memetische Videos und ihre Derivative viel mehr auf das performative Ich. Uploader werden sowohl zum Medium des Mem

143 | Eigene Übersetzung von: »The meeting-place between human beings and God, between the temporal and the eternal, between past, present and future, between everyday human life [...] and the mystery of God.«

144 | Z. B. wurde das *image macro* »Protestor [sic!] assists in the installation of VLC Media Player« (Demonstrant hilft bei der Installation des VLC *Media Player*) auf verschiedenen Plattformen von sozialen Netzwerken verbreitet (z.B. <http://9gag.com/gag/aozgAYX>, eingesehen am 26.02.2014).

als auch zu dessen Botschaft: Ihre Gesichter und Körper sind integrale Bestandteile dieser Clips«¹⁴⁵ (Shifman 2011: 200).

4.8.4 Fazit

Diese Fallstudie hat die Verknüpfung von praktischen, textuellen und ideologischen Dimensionen untersucht und das Konzept der Transfiguration, als etwas grundsätzlich Partizipatorisches und Relationales, entwickelt, das über eine einseitige ›Transponierung‹ gelebter Realität in Fiktion – und umgekehrt – hinausgeht. Tatsächlich sind, wie wir aufgezeigt haben, soziale Räume und Interpretationsrahmen kopräsent. Weit davon entfernt, einander zu entkräften, verstärken sie sich gegenseitig. Angetrieben von Ängsten vor sexueller Belästigung und menschlicher Interaktion, treibt Hayley G. Hoovers nutzergeneriertes Video ihre Ängste durch eine kreative Rekonfiguration der Tankstelle aus. Im zweiten Beispiel, eine höchst intertextuelle Hollywoodproduktion, *Zoolander*, steht die tragikomische Explosion einer Tankstelle im Mittelpunkt, die eine Reihe von Internet-Memen und andere derivative Praktiken hervorgebracht hat. Die spontane, zufällig auf Film festgehaltene kreative Aneignung einer Luxemburger Tankstelle schließlich, bei der Steuersysteme auf die Schippe genommen werden, deckt die Komplexität der Beziehung zwischen Ko-Räumlichkeit und Transfiguration auf.

Letztendlich bleiben Tankstellen Elemente von Routineabläufen, die zu den Rändern des Alltags relegiert werden. Anders als – in vielen Fällen – ihr filmisches Gegenstück ereignet sich in ihnen meistens nichts Außergewöhnliches und unsere Befragten waren im Allgemeinen überrascht, Fragen über einen Ort gestellt zu bekommen, zu dem ihnen »nichts Spezielles« einfällt. Als Gegenstände der Analyse haben sie sich jedoch als ein unschätzbares Medium erwiesen, das uns erlaubt hat, die verborgenen Komplexitäten des ›Gewöhnlichen‹ und seine Transfiguration zur (Populär-)Kultur näher zu durchleuchten.

Quellen

- Aire de Wasserbillig (2012) (Luxemburg, R: Agnès Prüm). Unveröffentlichtes Handyvideo, aufgenommen am 20.10.
Blumme vun der Tankstell (2011) (Luxemburg, Serge Tonnar & Legotrip, Klasséklon, Maskénada).
Es geschah am hellichten Tag (1958) (Deutschland, R: Ladislao Vajda).
Gas Stations (2009) (USA, R.: Hayley G. Hoover). YouTube-Video, www.youtube.com/watch?v=t_1a8nWbMHY, eingesehen am 15.12.2013.

145 | Eigene Übersetzung von: »However, in contrast to textual memes, memetic videos and their derivatives focus much more on the performative self. Uploaders become both the medium of the meme and its message: their faces and bodies are integral parts of these clips.«

- George Harrison: Living in the Material World (2011) (UK, D: Martin Scorsese).
DVD, YouTube-Video, www.youtube.com/watch?v=fEL4_qadPp4, eingesehen am 15.12.2013.
- Midsomer Murders (D: Inspector Barnaby) (2008) (GB, R: Richard Holthouse).
10. Staffel, 59. Folge: Death in a Chocolate Box (D: Geliebt, gejagt, getötet).
TV-Serie, ITV, ausgestrahlt am 11.05 (deutschsprachige Erstausstrahlung im ZDF am 13.03.2011).
- Plein d'essence (2007) (Luxembourg, R: Geneviève Mersch).
- Mighty Morphin Power Rangers (1993-1995) (USA/Japan, TV-Serie).
- sheldonprice/nealdoran (2008): »Man Dismayed As Petrol Station Flowers Fail To End Relationship«, NewsBiscuit: The news written by you, 14.02.2008, www.news biscuit.com/2008/02/14/man-dismayed-as-petrol-station-flowers-fail-to-end-relationship-301/, eingesehen am 15.12.2013.
- Spoorloos (1988) (D: Spurlos verschwunden) (Niederlande/Frankreich, R.: George Sluizer).
- The Pledge (D: Das Versprechen) (2001) (USA, R: Sean Penn).
- The Vanishing (D: Spurlos) (1993) (USA, R: George Sluizer).
- Wake Me Up Before You Go-Go (1984) (USA/Canada, George Michael & Wham!, Make it Big, CBS Records/Epics Records).
- Winter, Kathy (2013): »What NOT to get a girl on Valentine's Day: Petrol station flowers, all-you-can-eat buffet vouchers and tickets to see his favourite football team top the gift list of shame«, Mail Online, www.dailymail.co.uk/femail/article-2277007/What-NOT-girl-Valentines-Day-Petrol-station-flowers-eat-buffet-vouchers-tickets-favourite-football-team-gift-list-shame.html#ixzz2nZQ1qvEZ, eingesehen am 15.12.2013.
- Zombie 3 (D: Zombie 3 – ein neuer Anfang) (1988) (Italien, R: Lucio Fulci/Claudio Fragasso/Bruno Mattei).
- Zoolander (2001) (USA, R: Ben Stiller).
- Zoolander Dance/JEEP Party, Know your Meme, <http://knowyourmeme.com/memes/zoolander-dancejeep-party>, eingesehen am 15.12.2013.

4.9 SCHLUSSFOLGERUNGEN

Das vorliegende Kapitel versucht die Frage nach dem Zusammenhang von Raum und Identität im Hinblick auf Medien zu beantworten. Dazu werden Medien räumlich beschrieben, nämlich als Kontaktzonen, also als Bereiche, in denen Grenzen und Unterscheidungen verhandelt werden. Entsprechend wird das Konzept des Raums in diesem Kapitel spezifiziert. Unter der Voraussetzung, dass Raumstrukturen zugleich Voraussetzung und Resultat sozialer Praktiken sind, werden *Zwischenräume* in den Blick genommen, verstanden als Bereiche, die sich der Zuordnung zu abgegrenzten und klar definierten Räumen entziehen.

Charakteristisch für die Fallstudien dieses Kapitels ist, dass sie Raumstrukturen auf unterschiedlichen Ebenen miteinander in Verbindung setzen. Dieses Verfahren ergibt sich aus der Berücksichtigung von Darstellungsmedien mit ihrer Möglichkeit einer (projektiven) Neubeschreibung von Realität. Dabei spielt insbesondere die Frage danach eine Rolle, inwiefern Grenzziehungen auf unterschiedlichen Ebenen einander eher unterlaufen oder bestätigen (oder beides zugleich!).

So setzt die Fallstudie zu musealen Schwellenbereichen zwei Strukturebenen in Bezug zueinander: den von der Ausstellung konstituierten Kulturraum und den Raum des Alltagslebens. Schwellen – also bspw. der Eingangsbereich eines Museums oder auch nur die Vitrine in einem öffentlich zugänglichen Treppenhaus – stellen sich dann als Übergangs- und Vermittlungsbereich zwischen diesen beiden Räumen dar. Ihre Wirkung unterscheidet sich je nach Schwellentyp mitunter stark voneinander. Die Grenze zwischen Kulturraum und Alltagsraum kann nahezu vollständig unsichtbar gemacht oder auch als Architektur gewordener *rite de passage* in aller Ausführlichkeit ausgestaltet werden. In der Fallstudie über die Selbstinszenierung Luxemburger Jugendlicher auf *facebook* wurden die Ebenen der Präsentation im sozialen Netzwerk einerseits und der realweltlichen Selbstverortung andererseits miteinander in Verbindung gesetzt. Hier zeigt sich, dass die Grenze zwischen privatem und öffentlichem Raum, die die Jugendlichen als gegeben voraussetzen und im sozialen Netzwerk aufrechtzuerhalten versuchen, von den medialen Bedingungen im Grunde bereits unterlaufen wird. Zugleich zeigt sich, dass die Strukturvorgaben des Netzwerks, bspw. die Kategorisierung von anderen Nutzer/-innen als ›Familie‹, das ›reale‹ Selbstbild der Jugendlichen nicht unangetastet lassen – wenn etwa gute Freunde erst als Familie rubriziert und dann auch als solche angesehen werden. Eine demgegenüber relativ klare Bestätigung von Grenzen durch mediale Repräsentation führt die Fallstudie zur Sprachwahl in Werbung aus Luxemburg vor Augen. Sie zeigt, dass auch die – insgesamt eher seltene – Sprachmischung in Zeitungs- und Plakatreklamen aus Luxemburg – also die vorübergehende Aufhebung der Grenzen zwischen den Sprachen ›auf dem Papier‹ – in den Anzeigen letztlich die Funktion hat, auf der soziokulturellen (und politischen) Ebene den Bestand der nationalen und sprachlichen Grenzen zu verstärken. Man hat es also in diesem Fall nur scheinbar mit einer Unterlaufung von Grenzen in der medialen Darstellung zu tun.

Der Blick auf nationale wie sprachliche Grenzen ruft eine weitere Unterscheidung auf den Plan, die in den drei übrigen Fallstudien eine mehr oder weniger zentrale Rolle spielt, nämlich diejenige zwischen Partikularität und Allgemeinheit. So kann die Fallstudie zum Kunstpreis der *Quattropole* Saarbrücken-Metz-Trier-Luxemburg zeigen, dass kulturpolitische Inszenierung, Preisvergabe und Ausstellungskonzept gleichermaßen versuchen, die lokale Verortung des Preises mit einem internationalen oder universalen Anspruch zu verbinden. Diese Verbindung hat auf allen Ebenen eine gewisse Lockerung der lokalen Bezüge zur Folge. Diese darf aber nicht zu weit gehen, wenn die Kunstregion, die der Preis re-

präsentieren oder gar erst erzeugen soll, internationale Erkennbarkeit gewinnen soll. Eine ähnliche Strategie kulturpolitischer Selbstbehauptung rekonstruiert auch die Fallstudie zur Selbstinszenierung des Luxemburger *ultimomondo*-Verlags, der noch radikaler versucht, aus der Einschränkung auf eine in Luxemburg selbstverständliche Mehrsprachigkeit heraus Anspruch auf eine allgemeine Pionierrolle zu erheben – wie auch immer ironisch gebrochen. In beiden Fallstudien geht es jedenfalls darum, Grenzziehungen auf einer Ebene zu bestätigen (Markierung der lokalen Herkunft der künstlerischen bzw. literarischen Werke), um sie auf einer anderen Ebene aufzuheben (internationaler, ja universalistischer Anspruch).

Die Fallstudien zur Tankstelle als Zwischenraum heben sich insofern von den übrigen Untersuchungen ab, als sie als einzige in diesem Kapitel sowohl eine empirische Erhebung als auch die Lektüre populärkultureller Motivverarbeitungen zugrunde legen. Dabei belegt die quantitative und qualitative Befragung (Universität Luxemburg, IDENT2 2012/2013) u.a., dass Tankstellen in mehrfacher Hinsicht als eine Art Zwischenraum wahrgenommen werden. Unter der Annahme, dass der empirische Zugang eine Populärsemantik der Tankstelle erschließt, wird in einem zweiten Schritt auch deren Verarbeitung in Filmen unterschiedlichen Schlages rekonstruiert. In diesen Fallstudien liegt also auch methodisch eine Ebenenüberschreitung vor: Wechselwirkungen zwischen Raumkonstruktionen in Populärsemantik und filmischer Verarbeitung sind Gegenstand des Interesses und bewirken methodisch die Verbindung empirischer und hermeneutischer Verfahren. Zugleich ergibt sich auch in diesem Falle eine Spannung zwischen eher lokaler Semantik – denn die Tankstelle steht zumindest in der Außenwahrnehmung für Luxemburg ein – und einer grenzüberschreitenden populärkulturellen Aneignung.

Alles in allem zeigt sich, dass Medien der Darstellung, als Kontaktzonen betrachtet, es in der Tat ermöglichen, zwischen unterschiedlichen Beschreibungsebenen ›Passagen‹ (vgl. Abschnitt 4.1) zu eröffnen: Unterschiedliche Figurationen von Grenze werden miteinander parallel gesetzt und so zugleich kontrastiert. Dabei haben die jeweils miteinander vermittelten Ebenen insofern eine räumliche Struktur, als sie Grenzziehungen, Grenzüberschreitungen und Bewegungen in unterschiedliche Richtungen – ob nun konkret oder abstrakt vorgestellt – ermöglichen. Nicht zuletzt ist der Begriff der Ebene ja auch bereits nur räumlich zu denken. Vielleicht erweist sich so, dass Medien nichts anderes sind als jene Zwischenräumlichkeiten, für die sich die Fallstudien interessieren.

4.10 LITERATUR

- o. A. (2001): »Les Editions Phi, c'est fini?«, in: *Gewan* 56, Frühjahr, S. 11.
- o. A. (2010): *Bicherbuch. Livre des livres. Bücherbuch. Book of Books*, Sandweiler: *ultimomondo*.

- Augé, Marc (1994 [franz. Original 1992]): *Orte und Nicht-Orte. Vorüberlegungen zu einer Ethnologie der Einsamkeit*, Frankfurt a.M.: Fischer Verlag.
- Augé, Marc (2012): *Architecture and Non-Places*, Seminar, Estonian Institute of Humanities, Tallinn University, 12 October 2012, <http://vimeo.com/51662299>, eingesehen am 07.12.2013.
- Backhaus, Peter (2007): *Linguistic Landscapes. A Comparative Study of Urban Multilingualism in Tokyo*, Clevedon: Multilingual Matters.
- Bakhtin, Mikhail (1981a): »The Dialogic Imagination«, in: Michael Holquist (Hg.), *Four Essays by M. Bakhtin*, Kindle Ausgabe, Austin: University of Texas Press.
- Bakhtin, Mikhail (1981b): »From the Prehistory of Novelistic Discourse«, in: Michael Holquist (Hg.), *Four Essays by M. Bakhtin*, Kindle Ausgabe, Austin: University of Texas Press.
- Bandel, Jan-Frederik/Kalender, Barbara/Schröder, Jörg (2011): *Immer radikal – niemals konsequent*. Der MÄRZ Verlag – erweitertes Verlegertum, postmoderne Literatur und Business Art, Hamburg: Philo Fine Arts.
- Barthes, Roland (2000 [franz. Original 1968]): »Der Tod des Autors«, in: Fotis Jannidis/Gerhard Lauer et al. (Hg.), *Texte zur Theorie der Autorschaft*, Stuttgart: Reclam, S. 185-193.
- Baudrillard, Jean (1981): *Simulacres et simulations*, Paris: Galilée.
- Bhabha, Homi K. (1994): *The Location of Culture*, London/New York: Routledge.
- Bochumer Arbeitsgruppe für Sozialen Konstruktivismus und Wirklichkeitsprüfung (BOAG) (1997): Medien, Identität: Medienidentität, in: Bochumer Bericht 4, www.boag-online.de/papers-bbo4.html, eingesehen am 20.02.2014.
- Bolander, Brook/Locher, Miriam (2010): »Constructing Identity on Facebook: Report on a Pilot Study«, in: Karen Junot/Didier Maillat (Hg.), *Performing the Self SPELL (= Swiss Papers in English Language and Literature*, Band 24), Tübingen: Narr, S. 165-187.
- Bonnin, Philippe (2000): »Dispositifs et rituels du seuil«, in: *Communications* 70, S. 65-92.
- Bourdieu, Pierre/Darbel, Alain (1966): *L'Amour de l'art. Les musées et leur public*, Paris: Minuit.
- Boyd, Danah (2006): »Identity Production in a Networked Culture: Why Youth Heart MySpace«, www.danah.org/papers/AAAS2006.html, eingesehen am 06.03.2014.
- Boyd, Danah/Ellison, Nicole B. (2007): »Social Network Sites: Definition, History, and Scholarship«, in: *Journal of Computer-Mediated Communication* 13/1, S. 210-230, <http://jcmc.indiana.edu/vol13/issuer1/boyd.ellison.html>, eingesehen am 07.09.2013.
- de Bres, Julia/Franziskus, Anne (i.E.): »Multilingual Practices of University Students and Changing Forms of Multilingualism in Luxembourg«, in: *International Journal of Multilingualism*.

- Brock, Bazon (2002): *Der Barbar als Kulturheld III, Gesammelte Schriften 1991-2002, Ästhetik des Unterlassens, Kritik der Wahrheit – wie man wird, der man nicht ist*, Köln: DuMont.
- Cook, Guy (2001): *The Discourse of Advertising*, 2. Aufl., London/New York: Routledge.
- Caillet, Elisabeth/Lehalle, Etienne (1995): *À l'approche du musée, la médiation culturelle*, Lyon: Presses universitaires de Lyon.
- Calvez, Marcel (2000): »La liminalité comme analyse socioculturelle du handicap«, in: *Prévenir* 39/2, S. 83-89.
- de Certeau, Michel (1988 [franz. Original 1984]): *Kunst des Handelns*, Berlin: Merve.
- Clifford, James (1997): *Routes: Travel and Translation in the Late Twentieth Century*, Cambridge (Mass.)/London: Harvard University Press.
- Coll. (2012): *L'architecture au niveau du seuil*, Magazine Siedle 2, SSS Siedle.
- Conter, Claude D. (2012): »Von Neubrasilien nach Sibirien. Gegenwartsromane aus Luxemburg: Guy Helminger und Guy Rewenig«, in: Ralf Bogner/Manfred Leber (Hg.), *Die Literaturen der Großregion Saar-Lor-Lux-Elsass in Geschichte und Gegenwart*, Saarbrücken: Universitätsverlag des Saarlandes, S. 213-233.
- Cordasco, Francesco/Galatioto, Rocco G. (1971): »Ethnic Displacement in the Interstitial Community: the East Harlem (New York City) Experience«, in: *The Journal of Negro Education* 40/1, S. 56-65.
- Coté, Mark/Pybus, Jennifer (2011): »Social Networks: Erziehung zur Immateriellen Arbeit 2.0«, in: Oliver Leistert/Theo Röhle (Hg.): *Generation Facebook: Über das Leben im Social Net*, Bielefeld: transcript, S. 51-74.
- Danto, Arthur C. (1974): »The Transfiguration of the Commonplace«, in: *The Journal of Aesthetics and Art Criticism* 33/2, S. 139-148.
- Danto, Arthur C. (1989 [engl. Original 1981]): *La transfiguration du banal, une philosophie de l'art*, Paris: Seuil.
- Davallon, Jean (1992): »Le musée est-il vraiment un media?«, in: *Publics et Musées* 2, S. 99-123.
- Davallon, Jean (1999): *L'exposition à l'œuvre: stratégies de communication et médiation symbolique*, Paris: L'Harmattan.
- Davallon, Jean (2004): »La médiation: la communication en procès?«, in: *MEI – Médiation et Information* 19, S. 39-59.
- Davallon, Jean (2007): *Le don du patrimoine: une approche communicationnelle de la patrimonialisation*, Paris: Hermès-Lavoisier.
- Davies, Bronwyn/Harré, Rom (1990): »Positioning: The Social Construction of Self«, in: *Journal for the Theory of Social Behavior* 20, S. 43-63.
- Deleuze, Gilles/Guattari, Félix (1997 [franz. Original 1980]): *Tausend Plateaus. Kapitalismus und Schizophrenie*, Berlin: Merve.
- Delvaux, Jean/Janus, Jean-Philippe/Marson, Pierre (Hg.) (2001): *20 ans d'éditions Phi, un défi: exposition et catalogue*, Mersch: Centre national de littérature.

- Dembeck, Till (2007): *Texte rahmen. Grenzregionen literarischer Werke im 18. Jahrhundert* (Gottsched, Wieland, Moritz, Jean Paul), Berlin/New York: de Gruyter.
- Dembeck, Till (2014): »Für eine Philologie der Mehrsprachigkeit. Zur Einleitung«, in: Till Dembeck/Georg Mein (Hg.), *Philologie und Mehrsprachigkeit*, Heidelberg: Winter, S. 9-37.
- Derrida, Jacques (1992 [franz. Original 1978]): *Die Wahrheit in der Malerei*, übersetzt von Michael Wetzel, Wien: Passagen.
- Desvallées, André/Mairesse, François (2011): *Dictionnaire encyclopédique de muséologie*, Paris: Armand Colin.
- Dimmer, Michel/Rewenig, Guy/Scheuren, Micheline/Thiltges, Paul: »Discrimination Prend Effet, Madame Modert«, in: *Tageblatt*, Ausgabe 162 vom 15.07., S. 17.
- Donnat, Olivier (2008): »Démocratisation de la culture: fin... et suite?«, in: Jean-Pierre Saez (Hg.), *Culture et société: un lien à reconstruire*, Toulouse: Éditions de l'Attribut, S. 55-71.
- Döring, Nicola (2000): »Identität + Internet = Virtuelle Identität?«, in: *forum medienethik* 2/2000, S. 65-76, www.mediacultureonline.de/fileadmin/bibliothek/doering_identitaet/doering_identitaet, eingesehen am 04.11.2013.
- Döring, Nicola (2003): *Sozialpsychologie des Internet. Die Bedeutung des Internet für Kommunikationsprozesse, Identitäten, soziale Beziehungen und Gruppen*, Göttingen: Hogrefe.
- Dumont, Marc, *Penser la ville incertaine: périmètres et interstices*, www.espacestempes.net/generate-pdf/?idPost=22689, eingesehen am 19.12.2013.
- Eco, Umberto (1992 [ital. Original 1990]): *Les Limites de l'interprétation*, Paris: Grasset.
- Fellinger, Raimund (Hg.) (2010): Suhrkamp, Suhrkamp. Autoren über Autoren – 60 Jahre Suhrkamp Verlag, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Fourès, Angèle/Grisot, Delphine/Lochot, Serge (2011): *Le rôle social du musée: agir ensemble et créer des solidarités*, Paris: OCIM.
- Genette, Gérard (1987): Seulls, Paris: Seuil.
- Genette, Gérard (1992 [franz. Original 1987]): *Paratexte. Das Buch vom Beiwerk des Buches*, Frankfurt a.M./New York: Campus.
- van Genep, Arnold (1909): *Les Rites de passage, étude systématique des rites de la porte et du seuil, de l'hospitalité, de l'adoption, de la grossesse et de l'accouchement, de la naissance, de l'enfance, de la puberté, de l'initiation, de l'ordination, du couronnement, des fiançailles et du mariage, des funérailles, des saisons etc.*, Paris: É. Nourry.
- Gerlitz, Carolin (2011): »Die Like Economy: Digitaler Raum, Daten und Wert schöpfung«, in: Oliver Leistert/Theo Röhle (Hg.): *Generation Facebook: Über das Leben im Social Net*, Bielefeld: transcript, S. 101-122.
- Gharsallah, Soumaya (2008): *Le rôle de l'espace dans le musée et dans l'exposition analyse du processus communicationnel et signifiant*, thèse de Doctorat, sous

- la direction de Jean Davallon et Catherine Saouter, Université d'Avignon/
Université du Québec.
- Giddens, Anthony (1988 [engl. Original 1984]): *Die Konstitution der Gesellschaft*,
Frankfurt a.M.: Campus.
- Gilles, Peter (i.E.): »From Status to Corpus: Codification and Implementation of
Spelling Norms in Luxembourgish«, in: Wini Davies/Evelyn Ziegler (Hg.),
Macro and Micro Language Planning, Palgrave Macmillan.
- Giordan, André, Musées et expositions, www.andregiordan.com/museologie/Museologie.htm, eingesehen am 01.12.2013.
- Glicenstein, Jérôme (2013): *L'art contemporain entre les lignes*, Paris: Presses
universitaires de France.
- Gob, André/Drouquet, Noémie (2006): *La Muséologie. Histoire, Développement,
Enjeux actuels*, Paris: Armand Colin.
- Goffman, Erving (1959): *The Presentation of Self in Everyday Life*, New York: Dou-
bleday Anchor Books.
- Goffman, Erving (2008 [1967]): *Interaction Ritual: Essays in Face-to-face Behav-
ior*, New Jersey: Transaction Publishers.
- Goffman, Erving (2010 [engl. Original 1959]): *Wir alle spielen Theater: die Selbst-
darstellung im Alltag*, München/Zürich: Piper.
- Greenberg, Reesa (1995): »The Exhibition as Discursive Event«, in: Lucy R. Lip-
pard (Hg.), *Longing and Belonging: From the Faraway Nearby*, Santa Fe: SITE,
S. 120-125.
- Guillaud, Clara (2009): »Interstices urbains et pratiques culturelles«, in:
Implications philosophiques, dossier 2009, www.implications-philosophiques.org/Habitat/Guillaud3.html, eingesehen am 01.12.2013.
- Haarmann, Harald (1989): *Symbolic Values of Foreign Language Use: From the
Japanese Case to a General Sociolinguistic Perspective*, Berlin: Mouton de
Gruyter.
- Hepp, Andreas/Thomas, Tanja/Winter, Carsten (2003): »Medienidentitäten: Eine
Einführung zu den Diskussionen«, in: Carsten Winter/Tanja Thomas/An-
dreas Hepp (Hg.), *Medienidentitäten. Identität im Kontext von Globalisierung
und Medienkultur*, Köln: Harlem, S. 7-26.
- Horner, Kristine/Weber, Jean-Jacques (2008): »The Language Situation in Lu-
xembourg«, in: Robert Kaplan/Richard Baldauf/Nkonko Kamwangamalu
(Hg.), *Current Issues in Language Planning 9/1*, Clevedon: Multilingual Mat-
ters, S. 69-128.
- Jacobi, Daniel/Meunier, Anik (2000): »La médiation, projet culturel ou régulation
sociale du «bon» goût?«, in: *Recherches en communication* 13, S. 37-60.
- Jakle, John A./Sculle, Keith A. (1994): *The Gas Station in America (Creating the
North American Landscape)*, Baltimore: The Johns Hopkins University Press.
- Jameson, Fredric (1991): *Postmodernism, or the Cultural Logic of Late Capitalism*,
London: Verso.

- Jenkins, Henry/Clinton, Katie/Purushotma, Ravi/Robinson, Alice J./Weigel, Margaret (2007): Confronting the Challenges of Participatory Culture: Media Education for the 21st Century, Chicago: The MacArthur Foundation.
- Kalmijn, Matthijs (2004): »Marriage Rituals as Reinforcers of Role Transitions: An Analysis of Weddings in the Netherlands«, in: *Journal of Marriage and Family* 66/3, S. 582-594.
- Kelly-Holmes, Helen (2005): Advertising as Multilingual Communication, Hounds Mills/Basingstoke/Hampshire/New York: Palgrave Macmillan.
- Kmec, Sonja/Prüm, Agnès (i.E.): »De l'insoutenable banalité des lieux-cyborgs. Les stations-essence dans l'imaginaire de l'extrême contemporain«, in: Sylvie Freyermuth/Jean-François Bonnot/Timo Obergöker (Hg.), Ville infectée, ville déshumanisée, Bruxelles: Peter Lang.
- Kneidinger, Bernadette (2013): Geopolitische Identitätskonstruktionen in der Netzwerkgesellschaft, Wiesbaden: Springer Fachmedien.
- Lamour, Christian/Langers, Jean (2012): La Presse Quotidienne Gratuite au Luxembourg. Vers un renouveau générationnel et populaire de la presse? (= *Les Cahiers du CEPS/INSTEAD*, cahier n° 1/2012), Luxembourg: CEPS/INSTEAD.
- Lee, Dorothy (2004): Transfiguration: New Century Theology, London/New York: Continuum.
- Lefebvre, Henri (1986): La Production de l'Espace, Paris: Anthropos.
- Lennon, Brian (2010): In Babel's Shadow: Multilingual Literatures, Monolingual States, Minneapolis/London: Minnesota University Press.
- Lévy, Jacques/Lussault, Michel (Hg.) (2003), Dictionnaire de la géographie, Paris: Belin.
- Lützbueller Online Dictionnaire – LOD, www.lod.lu/lod, eingesehen am 04.12.2011.
- Lossau, Julia (2009): »Pitfalls of (Third) Space. Rethinking the Ambivalent Logic of Spatial Semantics«, in: Karin Ikas/Gerhard Wagner (Hg.), Communicating in the Third Space, London/New York: Routledge, S. 62-78.
- Mairesse, François/Desvallées, André (2011): »Vers une nouvelle définition du musée«, in: François Mairesse/André Desvallées (Hg.), Vers une redéfinition du musée?, Paris: L'Harmattan, S. 13-20.
- Manderscheid, Roger (2001): »francis«, in: Jean Delvaux/Jean-Philippe Janus/Pierre Marson (Hg.), 20 ans d'éditions Phi, un défi: exposition et catalogue, Mersch: Centre national de littérature, S. 70-72.
- Martyn, David (2014): »Es gab keine Mehrsprachigkeit, bevor es nicht Einsprachigkeit gab. Ansätze zu einer Archäologie der Sprachigkeit (Herder, Luther, Tawada)«, in: Till Dembeck/Georg Mein (Hg.), Philologie und Mehrsprachigkeit, Heidelberg: Winter, S. 38-51.
- McLuhan, Herbert Marshall (1992 [engl. Original 1964]): Die magischen Kanäle – Understanding Media, Düsseldorf/Wien/New/York/Moskau: ECON-Verlag.

- Mead, George Herbert (1934): *Mind, Self, and Society with an Introduction of Charles W. Morris*, Chicago: University of Chicago Press.
- Mein, Georg (2011): »Medien des Wissens – Anstelle einer Einführung«, in: Georg Mein/Heinz Sieburg (Hg.), *Medien des Wissens. Interdisziplinäre Aspekte von Medialität*, Bielefeld: transcript, S. 7-21.
- Mémorial (1999): »Règlement grand-ducal du 30 juillet 1999 portant réforme du système officiel d'orthographe luxembourgeoise«, in: Mémorial A. *Journal Officiel du Grand-Duché de Luxembourg/Mémorial A. Amtsblatt des Grossherzogtums Luxemburg* 112, S. 2040-2048.
- Meunier, Dominique (2007): »La médiation comme «lieu de relationnalité». Essai d'opérationnalisation d'un concept«, in: *Questions de communication* 11, <http://questionsdecommunication.revues.org/7363>, eingesehen am 20.02.2014.
- Mitchell, Katheryne (2002): »Cultural Geographies of Transnationality«, in: Kay Anderson/Mona Domosh/Steve Pile/Nigel Thrift (Hg.), *Handbook of Cultural Geography*, London: Sage, S. 74-87.
- Montemurro, Beth (2006): *Something Old, Something Bold: Bridal Showers and Bachelorette Parties*, New Brunswick: Rutgers University Press.
- Myers, Greg (1994): *Words in Ads*, London: Edward Arnold/New York: Routledge.
- Oxford Dictionaries, Interstice, <http://oxforddictionaries.com/definition/english/interstice?q=interstice>, eingesehen am 20.02.2014.
- Parr, Rolf (2008): »Liminaire und andere Übergänge. Theoretische Modellierungen von Grenzonen, Normalitätsspektren, Schwellen, Übergängen und Zwischenräumen in Literatur- und Kulturwissenschaft«, in: Achim Geisenhanslücke/Georg Mein (Hg.), *Schriftkultur und Schwellenkunde*, Bielefeld: transcript, S. 11-63.
- Paragon Communications (Hg.) (1992): *The Top-up Society. A Report on a Newly Defined Retailing Sector*, London: Shell UK Ltd.
- Perec, Georges (1990 [franz. Original 1990]): *Warum gibt es keine Zigaretten beim Gemüsehändler?*, Bremen: Manholt Verlag.
- Piette, Albert (1990): »L'école de Chicago et la ville cosmopolite d'aujourd'hui: lecture et relectures critiques«, in: Albert Bastenier/Felice Dassetto (Hg.), *Immigrations et nouveaux pluralismes*, Bruxelles: De Boeck, S. 67-83.
- Piller, Ingrid (2001): »Identity Constructions in Multilingual Advertising«, in: *Language in Society* 30, S. 153-186.
- Piller, Ingrid (2003): »Advertising as a Site of Language Contact«, in: *Annual Review of Applied Linguistics* 23, S. 170-183.
- Pratt, Mary Louise (2007 [1992]): *Imperial Eyes: Travel Writing and Transculturation*, Kindle Ausgabe, London: Taylor & Francis eLibrary.
- Polster, Bernd (1996): *Super oder normal. Tankstellen – Geschichte eines modernen Mythos*, Köln: DuMont.
- Reddeker, Sebastian (2011): *Werbung und Identität im multikulturellen Raum. Der Werbediskurs in Luxemburg. Ein kommunikationswissenschaftlicher Beitrag*, Bielefeld: transcript.

- Renault, Monique (2000): »Seuil du musée, deuil de la ville?«, in: ICOM 70, S. 15-20.
- Rewenig, Guy (1983): »Der Schriftsteller Guy Rewenig. Lernen durch Lachen«, in: forum 65/66, S. 33-36.
- Rewenig, Guy (1986): »Satiren sind das Sommerkleid der Verzweiflung. Gespräch mit Guy Rewenig über sein neues Buch«, in: Der Bicherwuerm 9, o. S.
- Rewenig, Guy (2001a): Dein Herz aus Eis macht mich ganz heiß. Fußnoten, Echternach: Phi.
- Rewenig, Guy (2001b): »Was macht den Verleger verlegen? 16 Stichworte zum Innenleben des Editörs. Für Francis can Maele«, in: Jean Delvaux/Jean-Philippe Janus/Pierre Marson (Hg.), 20 ans d'éditions Phi, un défi: exposition et catalogue, Mersch: Centre national de littérature, S. 82-85.
- Rewenig, Guy (2010): »Über Melancholie und Heimat – und was die ›ultima fies ta‹ mit X-Mas zu tun hat. Ein Gespräch mit *ultimomondo*-Mitbegründer Guy Rewenig«, in: Lëtzebuerger Journal 177, 14.09., S. 19.
- Rewenig, Guy (2012a): »Es luxemburgert«, in: D'Lëtzebuerger Land, Ausgabe vom 20.07., S. 12.
- Rewenig, Guy (2012b): »Lëtschebuedjesch «, in: D'Lëtzebuerger Land, Ausgabe vom 16.11., S. 12.
- Rewenig, Guy (2013): »Wir Gewalttäter«, in: D'Lëtzebuerger Land, Ausgabe vom 11.01., S. 9.
- Rheingold Institut, Frauen fühlen sich an Tankstellen unwohl – Aral-Mobilitätsstudie, www.rheingold-salon.de/veroeffentlichungen/artikel/Frauen_fuehlen_sich_an_Tankstellen_unwohl_-_Aral-Mobilitaetsstudie.html, eingesehen am 17.12.2013.
- Richardson, John, E. (2005): »Decoding«, in: Key Concepts in Journalism Studies, London: Sage UK, <http://proxy.bnl.lu/login?url=http%3A%2F%2Fwww.credoreference.com/entry/sageukjour/decoding>, eingesehen am 06.12.2013.
- Schlegel, Friedrich (1967): »Lyceums-Fragmente«, in: Hans Eichner (Hg.), Charakteristiken und Kritiken (1796-1801) (= Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe I.2), München/Paderborn/Wien/Zürich: Schöningh Verlag/Thomas Verlag, S. 147-163.
- Schmidt, Siegfried J. (1994), Kognitive Autonomie und soziale Orientierung, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Schneckenburger, Manfred (2013): »Wolfgang Nestler – Kontemplation mit dem Körpergefühl«, in: Künstlerlexikon Saar, www.kuenstlerlexikonsaar.de/personen-a-z/artikel/-/nestler-wolfgang, eingesehen am 13.01.2014.
- Sebba, Mark/Mahootian, Shahrzad/Jonsson, Carla (2012): Language Mixing and Code-switching in Writing: Approaches to Mixed-language Written Discourse, New York/London: Routledge.
- Shifman, Limor (2011): »An Anatomy of a YouTube Meme«, in: New Media and Society 14/2, S. 187-203.
- Smith, Adam (1976): The Theory of Moral Sentiments, Oxford: Clarendon Press.

- Sonntag, Monika (2012): »Grenzüberschreitende Kooperation im Kulturbereich. Interkulturalität in Luxemburg und der Großregion«, in: Thomas Ernst/Dieter Heimböckel (Hg.), *Verortungen der Interkulturalität. Die Europäischen Kulturhauptstädte Luxemburg und die Großregion (2007), das Ruhrgebiet (2010) und Istanbul (2010)*, Bielefeld: transcript, S. 95-111.
- Sonntag, Monika (2013): Grenzen überwinden durch Kultur. Identitätskonstruktionen von Kulturakteuren in europäischen Grenzräumen (= Luxemburg-Studien/Études luxembourgeoises, Band 3), Frankfurt a.M.: Peter Lang.
- Thériault, Mélissa (2010): *Arthur Danto ou l'art en boîte*, Paris: L'Harmattan.
- Thompson, Craig J./Locander, William B./Pollio Howard R. (1994): »The Spoken and the Unspoken. A Hermeneutical Approach to Understanding Cultural Viewpoints that Underlie Consumers' Expressed Meanings«, in: *Journal of Consumer Research* 21, S. 432-451.
- Thrasher, Frederick (1927): *The Gang*, Chicago: University of Chicago Press.
- Tore, Gian Maria (2011): »»Médias« et »médiations«: pour penser et analyser la communication«, in: Marion Colas-Blaise/Gian Maria Tore (Hg.), *Médias et médiations culturelles au Luxembourg*, Luxembourg: Editions Binsfeld, S. 15-26.
- Turner, Victor (1989 [engl. Original 1982]): *Vom Ritual zum Theater. Der Ernst des menschlichen Spiels*, Frankfurt a.M./New York: Campus.
- Ullrich, Daniel, GR-Atlas: Tanktourismus, <http://gr-atlas.uni.lu/index.php/de/articles/tr1191/ta1196>, eingesehen am 17.12.2013.
- Watkin, Christopher (2009): *Phenomenology or Deconstruction? The Question of Ontology in Maurice Merleau-Ponty, Paul Ricœur and Jean-Luc Nancy*, Edinburgh: Edinburgh University Press.
- West, Shearer (1996): »Cimabue (Cenni Di Peppi) (C.1240 – ?1302)«, in: *The Bloomsbury Guide to Art*, London: Bloomsbury Publishing Ltd, http://proxy.bnl.lu/login?url=http%3A%2F%2Fsearch.credoreference.com.proxy.bnl.lu%2Fcontent%2Fentry%2Fbga%2Fcimabue_cenni_di_peppi_c_1240_1302%2Fo, eingesehen am 17.12.2013.
- Werlen, Benno (1997): *Sozialgeographie alltäglicher Regionalisierungen*, Band 2: *Globalisierung, Region und Regionalisierung*, Stuttgart: Franz Steiner Verlag.
- Woolard, Kathryn A. (1998): »Language Ideology as a Field of Inquiry«, in: Bambi B. Schieffelin/Kathryn Woolard/Paul Kroskrity (Hg.), *Language Ideologies: Practice and Theory*, Oxford: Oxford University Press, S. 3-47.
- Yildiz, Yasemin (2012): *Beyond the Mother Tongue: The Postmonolingual Condition*, New York: Fordham University Press.
- Zhao, Shanyang/Grasmuck, Sherri/Martin, Jason (2008): »Identity construction on Facebook: Digital empowerment in anchored relationships«, in: *Computers in Human Behavior* 24/5, S. 1816-1836.

5. Raum- und Identitätskonstruktionen durch alltagskulturelle Praktiken

Christel Baltes-Löhr, Andrea Binsfeld, Elisabeth Boesen, Laure Caregari, Norbert Franz, Markus Hesse, Eva Klos, Rachel Reckinger, Gregor Schnuer, Benno Sönke Schulz, Heinz Sieburg, Gianna Thommes, Britta Weimann, Christian Wille, Julia Maria Zimmermann

5.1 SUBJEKTIVATIONEN UND SUBJEKTIVIERUNGEN

Das vorliegende Kapitel knüpft an das Kapitel 3 an und komplettiert die dort eingetretene theoretisch-konzeptionelle Perspektive. Während jenes in erster Linie Regierungstechniken, Normsetzungen und Sinnzuweisungen analysiert, beschäftigen wir uns mit der Frage, wie solche Techniken und Setzungen von Subjekten gelebt werden bzw. wie sie das Selbstverständnis der Einzelperson beeinflussen. Beide Kapitel gehen vom Foucaultschen Ansatz der Gouvernementalität (vgl. Foucault 2006) aus, um – mit jeweils unterschiedlicher Schwerpunktsetzung – das Zusammenwirken von Herrschaftstechniken (v.a. in Kapitel 3) und Subjektivierungstechniken (v.a. in diesem Kapitel) und die darin angelegten Raum- und Identitätskonstruktionen zu beleuchten. Zur Untersuchung dieses Zusammenwirkens wird in den hier präsentierten Fallstudien unterschieden zwischen dem Aspekt der Subjektivation, d.h. der Adressierung oder ‚Anrufung‘ als Subjekt (vgl. Althusser 2010) und jenem der Subjektivierung, des Selbst-Verstehens (vgl. Bührmann/Schneider 2008); oder in anderen Worten: zwischen Prozessen der Aneignung und Zuschreibung sowie ihres Ineinandergreifens im Zuge von Alltagspraktiken (vgl. Reckinger/Wille/Schulz 2010). Der Schwerpunkt der folgenden Betrachtungen liegt dabei auf den in den Fallstudien empirisch zu beobachtenden Subjektivierungen.

Der Subjektbegriff erlebt in den Kulturwissenschaften gegenwärtig eine gewisse Konjunktur. Die aktuellen Formen der Beschäftigung mit dem Subjekt haben sich allerdings von der abstrakten, philosophischen Auseinandersetzung mit dem Subjektbegriff in hohem Maße gelöst. Die kulturwissenschaftliche Subjektanalyse befasst sich mit dem empirischen Subjekt und dessen verschiedenen (historischen) ‚Subjektivierungsweisen‘. Sie beruht somit auf einer Umkehrung der

klassischen Beziehung zwischen dem philosophischen Subjektbegriff und dem empirischen Subjekt, wie sie für das 18. und 19. Jahrhundert kennzeichnend war.

Im Folgenden soll in einem ersten Schritt aufgezeigt werden, wie das klassische Subjektverständnis seit Ende des 19. Jahrhunderts in Frage gestellt und die Differenzierung zwischen transzendentalem und empirischem Subjekt aufgehoben wurde. In einem zweiten Schritt wird die theoretische Grundlage der Subjektnalyse, wie sie sich in den Fallstudien wiederfinden wird, vorgestellt und die Verknüpfung zwischen Gouvernementalität und Subjektivation/Subjektivierung dargelegt. Schließlich wird die forschungspraktische Operationalisierung des entwickelten konzeptionellen Rahmens ausgeführt.

5.1.1 Überblick zur Entwicklung des Subjektbegriffs

Während des 18. Jahrhunderts bildete sich ein bestimmtes Subjektverständnis in der Erkenntnistheorie heraus. Diese Entwicklung kann auf René Descartes Dualismus zurückgeführt werden und mündet in Immanuel Kants Transzentalphilosophie (vgl. Benedikter 2011: 767). Kants Subjekt zeichnet sich gegenüber dem Objekt als aktiv wahrnehmend aus und existiert *a priori* – es ist nicht eine Folge von Sinneswahrnehmungen, sondern es ist ein ›transzentales Ich‹ (vgl. Kant 1868). Er beschreibt dadurch ein Subjekt, das als Grundlage für sinnliche Wahrnehmungen gegeben ist (vgl. ebd.: 115ff.) und subjektive Einflüsse auf sich selbst durch den Verstand überwinden kann. Das Subjekt ist hier zentriert, d.h. es ist aktiv wahrnehmend und das Verstehen dieser Wahrnehmungen ist universal und objektiv *möglich*, da der Verstand und die reine Vernunft *a priori* gegeben sind.

Im 19. und am Anfang des 20. Jahrhunderts trat eine Reihe von Subjektbegriffen auf, die das abstrakte, transzendentale Subjekt als Grundlage des Selbst in Frage stellen. Hinzuweisen ist hier nicht zuletzt auf Marx und Engels, die die Subjekt-Objekt-Dichotomie beibehalten und auf die Relation Arbeiter – Produkt übertragen. Ihr Subjektbegriff beschreibt das ›Selbst‹ als das Produkt sozialer Handlung (vgl. Marx/Engels 1969: 20). Für die spätere, als postmodern zu kennzeichnende Auffassung von der Dezentrierung des Subjekts sind die Arbeiten von Sigmund Freud und Friedrich Nietzsche wegweisend. Die Frage nach der Entstehung des Selbstbewusstseins spielt in Sigmund Freuds Psychoanalyse eine wichtige Rolle. Das triebgesteuerte ›Es‹ und das wertorientierte ›Über-Ich‹ stehen in Konflikt; als dessen Ergebnis entsteht das ›Ich‹. Es gibt folglich kein transzentales Subjekt im Kantschen Sinne, sondern einen Balanceakt, der sich im Bewusstsein als ein Aufeinandertreffen von Normen, Trieben und Reflektion manifestiert. Der Einfluss des Freudschen Subjektbegriffs ist bei poststrukturalistischen Denkern wie Jacques Lacan, Roland Barthes, Julia Kristeva und Judith Butler deutlich zu erkennen.

Von Bedeutung für die neuere kulturwissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Subjektbegriff ist insbesondere Friedrich Nietzsche, der die Vorstellung

von einem transzentalen Subjekt und den ihm zugehörenden Freiheitsbegriff als eine Illusion bezeichnet:

»Das Erkennen, das absolute und folglich auch das relative, ist ebenfalls *nur eine Fiktion!* Damit fällt denn auch die Nöthigung weg, ein Etwas das ›erkennt‹, ein Subjekt für das Erkennen anzusetzen, irgend eine reine ›Intelligenz‹, einen ›absoluten Geist‹ – diese noch von Kant nicht gänzlich aufgegebene Mythologie [...] hat nunmehr ihre Zeit gehabt« (Nietzsche 2009 [1885]: 38 [14]).

Nietzsche versteht das ›Ich‹ plural, als sich selbst ungleich, nicht zentriert und ruft zur ›Selbstüberwindung‹ als einer Form der Freiheit auf. Seine Philosophie und deren Subjektbegriff werden als Auftakt zur postmodernen Theorie und als Ausweg aus der Moderne betrachtet (vgl. z.B. Habermas 1988: 120). Zugleich wird in der frühen Soziologie (Emile Durkheim, Max Weber, Georg Simmel) der Subjektbegriff im Sinne von ›Persönlichkeit‹ oder ›Identität‹ gefasst. Der Konzeption des Individuums in den Sozialwissenschaften liegt allerdings bis in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts weitgehend die Vorstellung eines *a priori* gegebenen, selbstbewussten ›Ich‹ zugrunde, welches in einer zu erforschenden Beziehung zur Gesellschaft steht.¹

Es sind schließlich die spät- und postmodernen Denker, die das Subjekt als etwas Vorgegebenes erneut radikal in Frage stellen. Andreas Reckwitz (vgl. 2008: 124) beschreibt zwei Konkretisierungen dieser Perspektive, die zunehmend Anerkennung erfahren: 1) Michel Foucaults Subjektbegriff und die von ihm beeinflusste kulturwissenschaftliche Analyse von Subjektivierungsweisen und 2) das Konzept eines spezifisch postmodernen ›Selbst‹. Foucault versteht Kants Subjektbegriff als historisch-kontextuelles Konstrukt und lehnt, ähnlich wie Nietzsche, die Idee eines transzentalen ›Ich‹ ab. Das Subjekt ist nach seiner Auffassung nicht eine Voraussetzung, die unter dem Einfluss von gesellschaftlichen Strukturen zu Handlungen befähigt, sondern es ist selbst ein Resultat der Handlungen, die wiederum historisch-kulturell situiert sind. Die zweite Konkretisierung besteht in der Formulierung neuer, postmoderner Subjektformen und wird von Autoren wie Mike Featherstone (1995) oder Zygmund Bauman (2000) hervorgebracht, die sich mit der Auflösung von festen, als natürlich verstandenen Sozialstrukturen in der Postmoderne befassen. Die klassische Differenzierung zwischen abstraktem (transzendentalem) und empirischem (positivistisch/deterministisch vorgeschrriebenem) Subjekt ist nun kein zentrales Element der Subjektnalyse mehr. Die Auffassung vom Subjekt als einerseits sozial konstituiert

1 | Die Gesellschaft ist hier mehr als eine Summe ihrer Individuen und wird insofern zum eigentlichen Forschungsgegenstand – Funktionalismus und Strukturalismus befassen sich nicht mit den Beziehungen zwischen Individuen, sondern mit jenen zwischen Individuum und Gesellschaft.

und andererseits das Soziale konstituierend bildet hier die Grundlage der Be trachtungen.

5.1.2 Theoretische Grundlagen der kulturwissenschaftlichen Subjekttanalyse

Die aktuelle kulturwissenschaftliche Subjekttanalyse befasst sich mit dem empirischen Subjekt, d.h. ihr geht es nicht um das philosophische Problem der Bestimmung eines allgemeinen Subjektbegriffs. Gleichwohl wird das theoretische Verständnis, das ihr zugrunde liegt, weithin geteilt: das Subjekt ist keine autonome, *a priori* gegebene Größe, die die Grundlage von Erkenntnis und Handeln darstellt, sondern das Ergebnis bestimmter kultureller Subjektivierungs- und Subjektivationsweisen, die zu untersuchen sind. Das kulturwissenschaftliche Interesse gilt also nicht dem Subjekt, sondern den historisch-kulturell spezifischen Subjekttypen, genauer gesagt, den Prozessen ihrer Herausbildung. Dabei richtet die jüngere Forschung ihr Augenmerk jedoch ausdrücklich auf die Subjektivierungsweisen. Es geht ihr nicht um eine Analyse des Verhältnisses von Individuum und Gesellschaft, bei der Individualisierung als Befreiung des/der Einzelnen von sozialen Zwängen aufgefasst wird, sondern darum, »wie sich dieses ›Individuum in [...] körperlichen oder psychischen Eigenschaften, die ihm vermeintlich Autonomie sichern, aus hochspezifischen Schemata zusammensetzt« (Reckwitz 2008a: 15).

Die kulturwissenschaftliche Subjekttanalyse nimmt demnach eine kritische Distanz gegenüber ihrem Gegenstand ein: Eigenschaften werden als nur scheinbar gegeben und vorkulturell aufgefasst und es wird nach den »kaum bewussten oder transparenten kulturellen Prozessen der Stabilisierung und Destabilisierung« dieser Eigenschaften – »de[r]n gesellschaftlichen Subjektordnungen, in die der Einzelne mehr oder weniger unproblematisch einrückt« (Reckwitz 2008a: 16f.) – gefragt.² Befördert wurde das Interesse an kulturellen Subjektivierungs- und Subjektivationsweisen durch grundlegende theoretische Entwicklungen des Poststrukturalismus; ein wichtiger Impuls ging dabei v.a. von der Hypothese einer postmodernen Transformation des Selbst aus, die die Grundlage bildet sowohl der Revision des bürgerlichen Subjektbegriffs als auch der Analyse zeitgenössischer Subjektivierungs- und Subjektivationsprozesse.

In diesem Kapitel meint Subjekttanalyse in erster Linie eine Befragung von sozialen Praktiken auf die in ihnen artikulierten Subjektkonstitutionen, wobei Subjektkonstitution verstanden wird als das dynamische Verhältnis von Subjektformierungen und Subjektpositionierungen bzw. Zuschreibungen (*Subjektivationen*) und Formen des Selbstverständnisses und Selbstverhältnisses bzw. Aneignungen (*Subjektivierungen*). In diesem Prozess werden implizite Vorgaben auf

2 | Anregungen hierzu stammen u.a. aus der amerikanischen *Culture and Personality School*.

unterschiedliche Weise verinnerlicht, reproduziert, verschoben oder auch überwunden. Subjektkonstitutionen sind demnach – ebenso wie die aus ihnen resultierenden Identitäten – contingente Formierungen, nicht frei von Widersprüchen und stets vorläufig. Subjektkonstitution ist ein die soziale Praxis durchziehender, allgegenwärtiger, kontinuierlicher Vorgang.

Das hier in den Blick genommene ›Subjekt‹ ist nicht gleichzusetzen mit einem Individuum. Vielmehr handelt es sich um historisch wandelbare Subjektformen, die es ermöglichen, dass der/die Einzelne als Subjekt angesprochen, *subjektiviert wird* und dass er/sie sich selbst als Subjekt erfährt, *sich subjektiviert*. Subjektivationen umfassen dabei zugeschriebene kulturelle Typisierungen, Anforderungskataloge oder Muster des Erstrebenswerten. Subjektivierungen dagegen stehen für Selbstentwürfe der Einzelperson, die sich an Subjektivationen orientieren, was ebenso die Möglichkeit einschließt, dass der/die Einzelne an dem Anspruch scheitern kann, den Subjektivationen folgend zum Subjekt zu werden. Die theoretische Herangehensweise, die dieses empirisch offene und z.T. konfliktuelle Spannungsverhältnis zwischen Subjektivation und Subjektivierung in den Mittelpunkt rückt, beschreibt Reckwitz (2008b: 80) folgendermaßen:

»Das wichtigste Merkmal der poststrukturalistischen Perspektive auf das Subjekt besteht [...] darin, dass sie [...] Subjektordnungen nicht als Resultate homogener und eindeutiger Codes analysiert, sondern als kulturelle Gebilde, in denen eine widerspruchsfreie und stabile Subjektivität immer wieder scheitert und torpediert wird: etwa dadurch, dass sich unterschiedliche Diskursordnungen unberechenbar überlagern, dass Zuordnungen von Signifikanten zu Identitätssignifikaten sich als mehrdeutig erweisen oder Subjektkulturen sich als Räume permanenter Definitionskonflikte herausstellen.«

Die Fallstudien in diesem Kapitel legen – in Anlehnung an den Foucaultschen Gouvernementalitätsbegriff – Prozesse der Subjektkonstitution offen, indem sie sich bestimmten Praktiken und Diskursen der Raum- und Identitätskonstruktion in Grenzräumen zuwenden. Sie untersuchen also Zusammenhänge, in denen in besonderem Maße von mehrdeutigen, widersprüchlichen und fragilen Subjektkonstitutionen ausgegangen werden darf. Im Folgenden wird dargelegt, wie das hier verwendete Begriffsinstrumentarium mit dem für diesen Band insgesamt wichtigen Foucaultschen Konzept der Gouvernementalität und der Subjektanalyse verknüpft wird.

5.1.3 Gouvernementaler Zugang zu Subjektkonstitutionen

Um die Frage nach den Subjektkonstitutionen, die aus Subjektivierungs- und Subjektivationsprozessen hervorgehen, unter eine analytische Klammer zu fassen, hat sich der Gouvernementalitätsansatz für die unterschiedlichen Erkenntnisinteressen der Autor/-innen dieses Kapitels als gewinnbringend erwiesen. Es handelt sich hierbei um ein integratives Konzept, das die Wechselwirkungen zwi-

schen Herrschafts- und Selbsttechnologien in den Blick nimmt, indem es »allgemein die wechselseitige Konstituierung von Machtformen, Wissenspraktiken und Subjektivierungsformen adressiert« (Bührmann/Schneider 2008: 70). Anders formuliert: Gouvernementalität verweist »auf unterschiedliche Handlungsformen und Praxisfelder, die in vielfältiger Weise auf die Lenkung und Leitung von Individuen und Kollektiven zielen« (Lemke 2008: 260). Dabei kann es sich um die Leitung *Anderer* handeln (etwa auf der makrosozialen Ebene einer staatlichen Verwaltung oder etwa auf der mikrosozialen Ebene von Ratgeberliteratur) sowie um die Leitung des *Selbst* (auf der mikrosozialen Ebene der ethischen Selbstdisziplinierung).

Ein besonderes Augenmerk des Ansatzes liegt auf der *Verschränkung von Herrschafts- und Selbsttechniken*, wobei letztere, wie oben bereits deutlich gemacht, im Fokus des vorliegenden Kapitels stehen. Gouvernementalität »integriert nicht nur zahlreiche zwischen-, sub- und transstaatliche Akteure, sondern verweist v.a. auf vielfältige Kreuzungspunkte von Machtverhältnissen, in denen überhaupt erst konkrete Handlungsweisen, bestimmte Dispositionen und Subjektivitäten erzeugt werden« (Gertenbach 2012: 112). Auf der in diesem Kapitel bevorzugt behandelten mikroanalytischen Ebene findet die gouvernementale Regierungsweise ihren »spezifischen Ausdruck [...] im Einwirken auf den Handlungsbereich der Subjekte und in der Formung und Gestaltung bestimmter Formen von Subjektivität« (ebd.), die in den Fallstudien mit Blick auf Raum- und Identitätskonstruktionen in alltagskulturellen Praktiken analysiert wird.

In rezenten Publikationen zum Begriff der Gouvernementalität wird mehrfach dessen Scharnierfunktion zwischen Macht, Wissen und Subjektivität betont. Angesprochen wird damit, dass durch das jeweilige Zusammenspiel von Macht und Wissen jeweils unterschiedliche Formen der Subjektivität erzeugt oder »nahegelegt« werden (ebd.: 114). Wissen fasst Foucault äußerst heterogen als Sammelbegriff für wissenschaftliche Erkenntnisse, legitime ›Hochkultur‹, diverse offizielle Kanons; aber auch alltagskulturelle Evidenzen, nicht-diskursive Erfahrungsbestände u.ä. zählen dazu. Dieses Wissen ist nicht nur nie neutral, sondern es reguliert, was jeweils in unterschiedlichen gesellschaftlichen Feldern oder Epochen als wahr erscheint. Innerhalb dieses Rahmens haben Personen einen bestimmten Handlungsspielraum mit *äußerst zahlreichen – aber nicht beliebigen – Wahlmöglichkeiten* (vgl. Baltes-Löhr/Prüm/Reckinger/Wille 2010).

In den folgenden Fallstudien steht die gouvernementale Situierung von Selbstverhältnissen in Verbindung mit räumlichen Aspekten der Identitätskonstruktion im Vordergrund. In diesem Untersuchungsfeld ist eine Vielzahl von z.T. synonym verwendeten Begriffen vorzufinden: Im Zusammenhang mit Subjektivation wird von Prozessen der Subjektformierung, Subjektpositionierung, Regierungspraktiken, Disziplinierungspraktiken usw. gesprochen, während im Zusammenhang mit Subjektivierung von Selbst-Praktiken, Technologien des Selbst, Selbstregierung, Selbstführung usw. die Rede ist (vgl. Bührmann/Schneider 2008). Diese unterschiedlichen Wendungen verweisen jeweils auf Aspekte

des folgenden grundlegenden Zusammenhangs: »Regierungstechnologien zielen [...] auf bestimmte Praktiken der Selbstsorge hin, leiten Individuen zu selbstverantwortlichem und rationalem Verhalten an« (Gertenbach 2012: 117). Diese Art der Führung, in der sich »Individuen – ohne dazu ›gezwungen‹ zu werden – durch verinnerlichte Normen oder Wertvorstellungen häufig widerstandslos in das Gefüge der Kräfteverhältnisse einpassen« (Füller/Marquardt 2009: 89), zeigt die inhärente Doppeldeutigkeit des Begriffs der Führung auf: »einerseits, andere (durch mehr oder weniger strengen Zwang) zu lenken und andererseits, sich (gut oder schlecht) aufzuführen« (Foucault 2005: 286). Dieses auf verinnerlichtem Wissen basierende »Sich-Aufführen« von Subjekten und die Frage nach dessen Einpassung in bestimmte kontextuell-normative Gefüge stellen den gemeinsamen Gegenstand der acht Fallstudien dar. Bei diesen pluralen, relationalen, reflexiven und mehrdeutigen Identifizierungen und Selbstdisziplinierungen geht es um lebensweltliche Entscheidungen und Positionierungen – kurz um »Identitätsarbeit« (vgl. Keupp et al. 2006) –, die auf der Grundlage von ungleich verteilten Ressourcen vorgenommen werden. Trotz dieser Ungleichheit folgen »Entscheidungen diskursiven Strukturen, die an einem spezifischen Risikoszenario ausgerichtet sind und bestimmte Entscheidungen wahrscheinlicher oder unwahrscheinlicher machen« (Füller/Marquardt 2009: 90). Diese Wahrscheinlichkeiten sind nicht für alle gleich, doch ihr Prinzip gilt für alle. Insbesondere auf Handlungsprozesse achtend, fassen wir somit das *relationale* Subjekt in den Fallstudien dieses Kapitels weder als

»eine Transzentalie mit Eigenschaften, die ihm *a priori*, d.h. vor aller Erfahrung, zukommen, noch lässt es sich in seiner mentalen Struktur unabhängig vom kulturellen Kontext zum Objekt empirischer Forschung machen. [...] Das Subjekt emanzipiert sich nicht kurzerhand aus sämtlichen kulturellen Formen, sondern ist ein Korrelat wechselnder Subjektivierungsweisen. [...] Statt das reflexive Subjekt vorauszusetzen, wird es dann als Produkt hochspezifischer kultureller Subjektivierungsweisen sichtbar« (Reckwitz 2008a: 13 und 16).

Genau hier setzt unsere empirische Analyse an: Aus der Perspektive von unterschiedlichen mikroanalytischen Subjektivierungsweisen nehmen wir gleichzeitig die damit verschränkten Aspekte der Subjektivation in den Blick. Im Sinne der Gouvernementalität kreuzen wir also Aspekte der Subjektivation, d.h. die Frage nach der Art und Weise, wie Individuen adressiert werden, mit Aspekten der Subjektivierung, d.h. die Frage nach der Art und Weise, wie Individuen sich selbst verstehen, in Bezug auf die *implizit* an sie adressierten Diskurse und die jeweils unterschiedlichen individuell geleisteten Verinnerlichungen. Zusammenfassend kann festgehalten werden:

»Das Verhältnis zwischen den beiden analytischen Dimensionen von Subjektivation/Subjektivierung ist somit ein empirisch zu klärendes gemäß den jeweils vorfindbaren Identitätskonstruktionen durch alltagskulturelle Praktiken« (vgl. Füller/Marquardt 2009: 90).

tätsvorgaben und deren – wie nahtlos oder gebrochen auch immer – nachweisbaren An-eignungen als empirisch rekonstruierbare Identitätsmuster« (Bührmann/Schneider 2008: 71f.).

5.1.4 Operationalisierung des theoretisch-konzeptionellen Rahmens

Bei der Operationalisierung des Forschungsansatzes haben wir uns u.a. an der praxeologischen Heuristik, wie Reckwitz (2008a: 135ff.) sie vorschlägt, und an den entsprechenden analytischen Kategorien orientiert. Diese Heuristik erscheint besonders für Untersuchungen im Kontext der Grenze fruchtbar, da sie auf die Untersuchung von ›Vollzugswirklichkeiten‹ abgestimmt ist, sodass kontingente Prozesse betrachtet und Raum- und Identitätskonstruktionen sowohl als Voraussetzungen als auch als Ergebnisse von Praktiken des *Doing Space* oder *Doing Identity* untersucht werden können. Der Begriff der Praktiken nimmt innerhalb dieses Analyserahmens einen zentralen Stellenwert ein. Er erlaubt es, ›zu nationalen Grenzen quer liegende‹ Subjektkonstitutionen zu untersuchen, wenn insbesondere für Grenzregionen davon ausgegangen wird, dass

»Bedeutungen, Identitäten und Praktiken [...] nicht entweder in der einen oder der anderen Kultur [liegen]«, sondern die Welt »vielmehr einer Kulturmélange im Sinne einer wechselseitigen kulturellen Durchdringung globaler und lokaler Sinnbezüge [gleicht], die in den alltäglichen Praktiken mobilisiert und reproduziert werden« (Reuter 2008: 270).

Die folgenden Untersuchungen stützen sich auf diesen Praktikenbegriff, um dem kreativ-ereignishaften Potential von Subjektkonstitutionen, aber auch der für Grenzregionen anzunehmenden gesteigerten Komplexität und Kontingenz kultureller Formen gerecht zu werden. Der Praktikenbegriff ist an das oben entwickelte Subjektverständnis anschlussfähig, insofern »es sich bei den praxeologischen Subjekten nicht um Erkenntnissubjekte [handelt], sondern [um] empirische Projekte, die innerhalb der jeweiligen Praktik beschrieben werden« (Berger 2013: 315). Dieser Auffassung folgend existieren Subjekte nur innerhalb des Vollzugs von Praktiken, weshalb die Frage nach Subjektkonstitutionen bzw. Identitäten immer nur als Frage nach den sozialen Praktiken mit den entsprechenden Teilspekten der Subjektivierung und Subjektivation bearbeitet werden kann.

Der Praktikenbegriff setzt sich vom Handlungsbegriff insofern ab, als dass soziales Handeln im ›klassischen Sinn‹ als eine soziale Erscheinung zu verstehen ist, die durch ein mentales Handlungszentrum der Akteure ausgelöst und gesteuert wird. Dieses innere Zentrum repräsentiert dabei einen Ort von nicht sichtbaren Motiven, Werten, Normen usw., die das äußere sichtbare Handeln anleiten. Dieser Dualismus des lenkenden inneren Apparats und des äußeren wahrnehmbaren körperlichen Handelns wird mit dem Praktikenbegriff überwunden (vgl. Schmidt 2012: 56). Hier wird davon ausgegangen, dass

›Handlungen‹ nicht als diskrete, punktuelle und individuelle Exemplare vorkommen, sondern [dass] sie im sozialen Normalfall eingebettet sind in eine umfassendere, sozial geteilte und durch ein implizites, methodisches und interpretatives Wissen zusammengehaltene Praktik als ein typisiertes, routinisiertes und sozial ›verstehbares‹ Bündel von Aktivitäten. Das Soziale ist hier nicht in der ›Intersubjektivität‹ und nicht in der ›Normgeleitetheit‹ [...] zu suchen, sondern in der Kollektivität von Verhaltensweisen, die durch ein spezifisches ›praktisches Können‹ zusammengehalten werden: Praktiken bilden somit eine emergente Ebene des Sozialen, die sich jedoch nicht in der ›Umwelt‹ ihrer körperlich-mentalnen Träger befindet« (Reckwitz 2003: 289).

Im Folgenden sollen einzelne Aspekte dieses Begriffs unter analytisch-empirischen Gesichtspunkten erläutert werden, so wie sie in den folgenden Fallstudien verwendet werden.

Kollektivität und Vollzug: Der Praktikenbegriff betont den kollektiven Charakter von menschlichen Aktivitäten, wobei symbolische Ordnungen bzw. kulturelle Codes nicht als ›außerhalb der Praktik seind‹ aufgefasst werden, sondern als in den sozialen Praktiken angelegt und durch diese hervorgebracht. Über die sozialen Praktiken entfalten Deutungsmuster oder symbolische Machtverhältnisse erst ihre Existenz und Wirkung (vgl. Moebius 2008: 60). Robert Schmidt (2012: 57) betont in diesem Zusammenhang, dass der Praktikenbegriff »Konzepte und Vermögen wie Intentionalität, Bewusstheit und Reflexivität« keinesfalls ausblende, sondern diese ›praxeologisch reformuliert‹. Das bedeutet, dass das analytische Augenmerk auf das beobachtbare Tun (*doing*) und die in ihm manifest werdenden Fähigkeiten und Sinnstrukturen zu richten ist. Diese Merkmale des Praktikenbegriffs ermöglichen in den Fallstudien einen weitgehend voraussetzungsfreien Zugang zu Fragen der Raum- und Identitätskonstruktion. So wird z.B. bei der Rekonstruktion von (grenzüberschreitenden) Sprachräumen die Sprachenwahl der Befragten erhoben, um unabhängig von vorgängig normativ definierten Sprachräumen die tatsächlichen Sprachpraktiken im Grenzraum zu erfassen. In einer anderen Studie werden die empirisch beobachtbaren Ernährungspraktiken und Werthaltungen der Befragten untersucht, um auf diese Weise zu bestimmen, welche Konzepte von Nachhaltigkeit tatsächlich praktiziert werden. Auch Erinnerungspraktiken und die mit ihnen verbundenen Sinndeutungen werden – zunächst ungeachtet nationaler oder regionaler Normierungen – in ihrem direkten Vollzug untersucht.

Routiniertheit und Unberechenbarkeit: Der Praktikenbegriff betont weiter den routinisierten *und* den kreativ-unberechenbaren Charakter von menschlichem Handeln. Damit wird sowohl die Repetitivität von Praktiken als auch ihre situative und kontextuelle Adaptivität zum Gegenstand der Analyse (vgl. Reckwitz 2009: 174). Forschungspraktisch wird es damit möglich, die ›im Detail dechiffrbare[n] unreine[n] Kombinationslogik diverser kultureller Elemente in den Praktiken, Diskursen, Subjektivierungen und Praxis-/Artefaktesystemen‹ (Reckwitz 2010: 195) in den Blick zu nehmen. Der reproduktiv-routinierte Charakter

von Praktiken, wie ihn besonders Bourdieu betont, und ihr kreativ-ereignishafter Charakter, wie er v.a. bei Derrida oder Butler erscheint, bilden zwei Seiten einer Medaille (vgl. Reckwitz 2009: 174). Diese Betrachtungsweise hebt auf die Kontingenz sozialer Logiken ab und damit auf kulturellen Wandel – ein Aspekt, der bei Untersuchungen in Grenzräumen von besonderer Bedeutung ist. So wird in den Fallstudien z.B. gezeigt, wie sich Erinnerungspraktiken entwickeln, die etablierten Diskursen entgegenlaufen, wie sich Routinisiertheit und Reflexivität im Rahmen von Ernährungspraktiken verschränken oder welche Strategien eingesetzt werden, um sprachenbezogener Unberechenbarkeit zu begegnen.

Materialität und Räume: Praktiken sind ferner nicht nur beobachtbar über körperliche Performanz, wozu auch Sprache und andere symbolische Formen gehören, sondern sie manifestieren sich ebenso *in* bzw. *mit* Artefakten. Die materielle Dimension der Körper und Artefakte kann z.B. Technologien, Architekturen oder räumliche Strukturierungen umfassen und zugleich als Teil eines Diskurses aufgefasst werden. Diskurse werden dann nicht verstanden als ein Reden über bestimmte Sachverhalte, sondern als Elemente, die kulturelle Repräsentationen produzieren und Gegenstände bilden, indem sie von ihnen sprechen. So stellen Diskurse selbst wiederum Praktiken dar: »Praktiken der Repräsentation« (Reckwitz 2006: 43) oder »Diskurspraktiken« (Foucault 1981), die – wie alle Praktiken – eine materiale Verankerung aufweisen (z.B. Grabsteine, Zeitungsartikel, Gemälde usw.) und als »gesellschaftliche Produktionsorte von Wissensordnungen« (Reckwitz 2010: 191) Diskurse mit den in ihnen angelegten Subjektivierungen oder Subjektivationen realisieren. Artefakte sind als »Quasi-Objekte« (Latour 2008) und damit als Bestandteile von Praktiken aufzufassen, die darauf befragt werden, wie sie Praktiken beeinflussen, indem sie gehandhabt werden, und wie sie Praktiken ermöglichen oder einschränken (vgl. Reckwitz 2010: 193). Dieser Fokus auf Aneignungs- bzw. Verwendungsweisen von Artefakten ermöglicht Anschlüsse an raumtheoretische Überlegungen: »Dadurch, dass sämtliche soziale Praktiken [...] sich als *spatializing* betrachten lassen und den Raum und dessen Artefakte auf bestimmte Weise organisieren, ist [...] ein weiteres umfangreiches Feld der Subjektanalyse gewonnen« (Reckwitz 2008b: 91). Damit sind Artefaktkonstellationen und/oder raumbezogene bzw. raumgenerierende Sinndeutungen angesprochen, die hier unter den Terminus der Raumkonstruktionen gefasst werden. Der auf diese Weise zu untersuchende »Raum ist kein Behälter, sondern ein prozessualer, relationaler Raum der Praktiken und Beziehungen zwischen verkörperten Teilnehmerinnen, Artefakten, Orten und Umgebungen« (Schmidt 2012: 240). In den folgenden Fallstudien wird diese Art der Betrachtung von Materialität und Raum aufgegriffen; es geht dort z.B. um die Bedeutung räumlicher Kategorien in Ernährungspraktiken, um die Repräsentationen von (grenzüberschreitenden) Räumen, um Arbeitersiedlungen als ein räumlicher Nexus von sozialen Praktiken oder um die räumliche Verteilung von Sprachpraktiken. Dabei wird untersucht, wie die an den jeweiligen Raumkonstruktionen beteiligten Arte-

fakte die Praktiken der Repräsentation, z.B. im Zusammenhang mit Familienidentitäten oder Erinnerungspraktiken, beeinflussen.

Praktisches Wissen: Ein weiterer und mit den bisher besprochenen Aspekten im Zusammenhang stehender Bereich der Analyse von Subjektkonstitutionen ist das praktische Wissen. Darunter werden verschiedene Wissensformen gefasst, die eine Sinngrundlage bilden für soziale Praktiken; das praktische Wissen fließt in die Praktiken ein, während es gleichzeitig durch sie hervorgebracht wird (vgl. Reckwitz 2004: 320). Wissen wird somit nicht als eine gegebene Fähigkeit zum Handeln verstanden, sondern es ist nur in seiner Prozesshaftigkeit, d.h. nur in Verbindung mit Praktiken, rekonstruierbar. Solches Wissen ist über »Unterscheidungen strukturiert, die auch den Rahmen dafür bieten, wie konkrete Dinge in einer Praktik zu interpretieren und wie sie praktisch zu handhaben sind« (Reckwitz 2010: 193). Diese Unterscheidungen geben also Orientierung dafür, was ›richtig‹ oder ›diskreditierend‹ ist (vgl. ebd.: 194). Sie stellen Codes dar, die häufig binär konstruiert sind, jedoch auch komplexer sein und ganze Systeme von Unterscheidungen umfassen können. Für die Untersuchung von Subjektkonstitutionen gilt es, diejenigen im praktischen Wissen angelegten Codes herauszuarbeiten, die bestimmen, was das Subjekt ›ist‹ und sein soll. Dabei ist auch der Frage nachzugehen, inwiefern verschiedene Codes, die kulturell erwünschte oder auch verworfene Subjektmodelle prägen, sich in Subjektkonstitution überlagern oder miteinander konkurrieren.

Diese Prozesse, die Aufschluss geben über Dynamiken von Identitätskonstruktionen, lenken den Blick auf das Zusammenspiel von Subjektivations- und Subjektivierungsprozessen, das sich empirisch in jeweils unterschiedlicher Weise artikuliert. Dies wird in den folgenden Fallstudien am Beispiel von Praktiken der Sprachwahl, der Ernährung, des Gedenkens und Erinnerns, der grenzüberschreitenden Mobilität sowie der genderspezifischen Raumrepräsentationen dargelegt.

5.2 ALLTAGSPRAKTIKEN NACHHALTIGER ERNÄHRUNG AUS DER PERSPEKTIVE VON RÄUMLICHEN IDENTIFIZIERUNGEN

Rachel Reckinger

In alltagskulturellen Praktiken spielt Ernährung aufgrund ihrer Notwendigkeit, Wiederkehr und Wahlfreiheit eine bedeutsame Rolle, die jedoch ungleich reflektiert wird. Zudem wird davon ausgegangen, dass bis zu 50 % der Umweltauswirkungen auf das Konsumverhalten individueller Haushalte zurückzuführen ist (vgl. EEA 2012); ein Großteil davon stellt die Ernährung dar (vgl. EEA 2005), insbesondere aufgrund ihrer Herstellungsart (landwirtschaftliche Produktionsverfahren), ihrer Verbreitung (globale Transportwege und kommerzielle Zugänge), sowie der Nachfrage und den Vorlieben seitens der Konsumierenden (Orien-

tierung der Produktverarbeitung, -auswahl und -vermarktung). Diese Fallstudie widmet sich den alltäglichen Aneignungen von mehr oder weniger ›verantwortungsvollen‹ Essgewohnheiten – analysiert als ein Ensemble von pluralen Wegen, wie Personen unterschiedliche Verständnisse von Nachhaltigkeit leben. Diese Perspektive rekurriert auf die Frage der Subjektkonstitution, indem sie die Diversität der Alltagspraktiken und der *gouvernementalen Selbstverhältnisse* in den Blick nimmt. Hierbei wird das *Subjekt* – mit seinen diversen Selbsttechniken der alimentären Reflexivität, die unterschiedlich ausgeprägt ist und unterschiedlichen Prioritäten und Zwängen folgt – in dynamischer Verbindung zu seinen *Diskurspraktiken*, seinem mehr oder weniger *impliziten Wissen* sowie der *räumlichen Materialität* der Lebensmittel selbst gesehen (vgl. zu den Begriffen Abschnitt 5.1). Letzteres meint das Bewusstsein und die praktischen Sinnzuschreibungen der geographischen Herkunft als relationaler Kontext der Lebensmittelproduktion. Mit implizitem Wissen werden Klassifikationssysteme zum Ideal einer ›guten Ernährung für unsere Gesellschaft‹ angesprochen sowie die für die Praxis relevanten Auswahlkriterien von Lebensmitteln. Relevante Diskurspraktiken schließlich umfassen Argumentationen und Meinungen über die Bedeutung bestimmter Kriterien bei der Lebensmittelauswahl, wobei das Wechselspiel zwischen Ideal und Wirklichkeit unterschiedliche Verständnisse von Nachhaltigkeit(-en) ergibt.

Nachhaltige alltägliche Ernährungsentscheidungen³ werden als ein pragmatisches Bündel an Entscheidungen betrachtet, die je nach ›alltäglicher Lebensführung‹ (Kudera/Voß 2000) mit den jeweils typischen Anforderungen von milieuspezifischen unterschiedlichen sozialen Ressourcen, von Geschlechterverhältnissen, von Etappen der Lebensspanne und des Alters (vgl. Brunner 2007) sowie durch divergente subjektive Werthaltungen, Prioritätensetzungen und Weltanschauungen (vgl. Herde 2005) unterschiedlich ausfallen und v.a. in der Langzeitbetrachtung ins Gewicht fallen (vgl. Jaksche 2005). Um die drei analytischen Säulen von Nachhaltigkeit – die ökologische, die soziale und die wirtschaftliche – auf der Ebene der konkreten Konsumpraktiken zu berücksichtigen, sind die Herangehensweisen von Herde (2005: 31ff.) und Brunner (2003: 22f.) hilfreich, die jeweils Merkmale der konsumierten Lebensmittel mit individuellen alltagskulturellen Praktiken kombinieren.

Der Begriff der Nachhaltigkeit wurde in unseren Erhebungen aus methodischen Gründen nicht direkt erwähnt: Einerseits sollte Effekte sozialer Erwünschtheit vorgebeugt werden, um vielmehr ein Verständnis von authentischen Ernährungsprioritäten und Kriterien des Alltagshandelns sowie vom potentiell identitätsstiftenden räumlichen Bezug der gewählten Ernährungsweise zu erhalten. Andererseits galt es, ergebnisoffen zu eruieren, ob ›verantwortlicher‹ Ernäh-

3 | Nachhaltige Ernährung auf allgemeiner Ebene wird bspw. definiert als »bedarfsgerecht und alltagsadäquat, sozialdifferenziert und gesundheitsfördernd, risikoarm und umweltverträglich« (Eberle et al. 2006: 1, Hervorhebungen im Original); vgl. Sedlacko/Reisch/Scholl 2013; SDC 2009.

rungskonsum eher persönlich, sozial, ökologisch, wirtschaftlich oder geopolitisch motiviert ist. Hierfür wurden zunächst quantitative Indikatoren zur Erhebung möglicher Nachhaltigkeitsmuster im Ernährungsbereich ermittelt. Diese Erhebung (Universität Luxemburg, IDENT2 2012/2013 – quantitative Erhebung) wurde in einem zweiten Schritt komplettiert durch qualitative Interviews (ebd. – qualitative Erhebung), welche Aufschluss geben sollen über die Bedeutungen und Wertvorstellungen hinter diesen Indikatoren und letztlich die alltagspraktischen Prioritäten, Kriterien, Begründungszusammenhänge und Konsumstrategien im Ernährungsbereich – kurz: die performativen Subjektivierungsweisen – in der Perspektive von räumlichen Identifizierungen aufdecken.

5.2.1 Merkmale von nachhaltigem Ernährungskonsum

Die ausgearbeiteten quantitativen Indikatoren für gelebte Nachhaltigkeitsmuster hängen entweder mit den individuellen Ernährungspraktiken und -einschätzungen zusammen oder direkt mit den Eigenschaften der konsumierten Lebensmittel.

Wissen um die geographische Herkunft von einer alltagsrelevanten Lebensmittelauswahl

Die in der Untersuchung berücksichtigten Produktkategorien setzen sich zusammen aus jeweils *alltagsrelevanten* Getränken sowie fleischlichen und pflanzlichen Lebensmitteln,⁴ die im Handel sowohl aus internationalen wie auch aus regionalen, industriellen oder handwerklichen Produktionskontexten, aus biologischer Erzeugung wie auch aus konventionellem Anbau stammen können, d.h. die bei der Kundschaft – wenn mehrere vergleichbare Produkte angeboten werden – eine bewusste Entscheidung erfordern. Es wurde eruiert, welche *Bedeutung generell der >geographischen Herkunft< dieser Lebensmittel* beigemessen wird – ohne dabei Kategorien wie bekannte *produits du terroir*, Lokalproduzenten, Bauernmärkte u.ä. einzuführen, die in den Medien und in der Werbung schmackhaft-gesellig als kernige Authentizitätssymbole und verführerische Leckereien konnotiert sind (vgl. Reckinger 2012b). Vielmehr stand die Frage im Vordergrund, ob von einer alltäglichen Reflexivität bzgl. der Herstellungskontexte der gängig konsumierten Lebensmittelprodukte ausgegangen werden kann sowie ob das Wissen um diese Herkunft gleichzeitig das Bewusstsein für die Herstellungsbedingungen von Lebensmitteln – kurz, für die ökologischen, wirtschaftlichen und sozialen Produktionskosten – als (land-)wirtschaftlich hoch transformierte Konsumprodukte mit globalen Auswirkungen schärft. Welches Verständnis haben Konsumierende

⁴ | Ausgangsbasis hierfür war die Webseite www.foodmap.lu, eingesehen am 20.05.2012, die vom *Office national du Tourisme* und dem *Ministère des Classes Moyennes et du Tourisme* erstellt wurde und sämtliche regionale Produzent/-innen auflistet und in Produktfamilien zusammenfasst.

von der *Verwobenheit* unterschiedlicher größerer Belange⁵ im Ernährungsbereich, auf die sie über ihre Konsumententscheidungen durchaus Einfluss nehmen können?

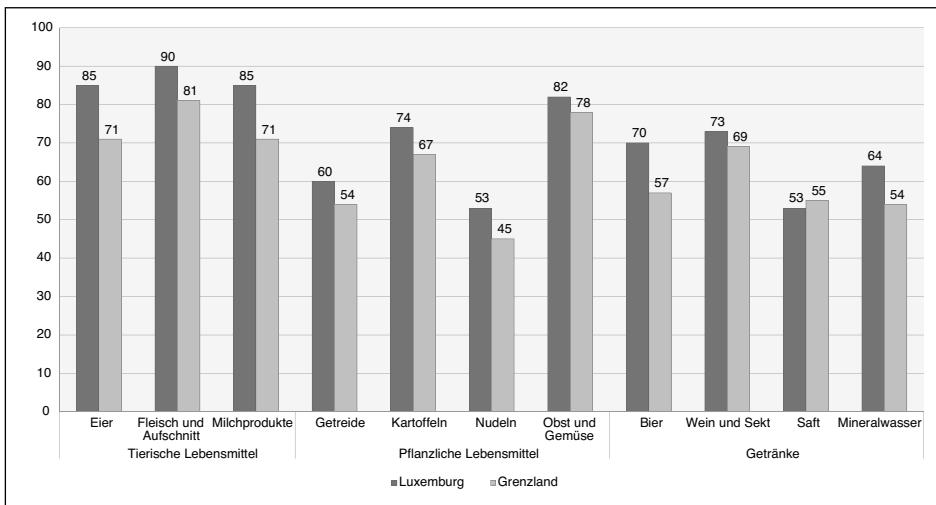


Abbildung 1: Ist Ihnen die geographische Herkunft folgender Nahrungsmittel wichtig? Zustimmung in Prozent (Universität Luxemburg, IDENT2 2012/2013 – quantitative Erhebung)

Die hohen Zustimmungswerte zeigen, dass die geographische Herkunft von Lebensmitteln für die Befragten wichtig ist. Jedoch wird die Herkunft in Luxemburg stets höher bewertet, außer bei Obstsäften, womöglich weil Rheinland-Pfalz eine Obst- und Obstsaftregion ist – was bereits auf eine kognitive Verschiebung im Antwortverhalten von der allgemeinen Frage der ›geographischen Herkunft‹ hin zum spezifischen Verständnis von ›Regionalprodukten‹ hindeutet, die auch im Interviewmaterial ersichtlich wird (siehe unten).

Statistisch wird die Herkunft am wichtigsten erachtet bei allen tierischen Produkten sowie bei einer pflanzlichen Kategorie.⁶ Erstere unterliegen Auflagen und Kontrollen, um bestimmte hygienische Standards zu erfüllen; eine wichtige Rolle spielt hier Vertrauen, das die Konsumierenden offenbar mit sozialer und geographischer ›Nähe‹ verbinden. Obst und Gemüse ist hingegen die Lebensmittelkategorie, die als emblematischer Bestandteil eines ›fitten‹ Lebensstils konstruiert wird; ihr unmittelbarer Bezug zum landwirtschaftlichen Anbau, sprich der Lokalisierung, scheint selbsterklärend zu sein. Doch diese Verbindung zeigt sich

5 | Dieses Substantiv wird im doppelten Sinn von ›Bedeutung/Wichtigkeit‹ und ›Angelegenheit‹ genutzt.

6 | Fleisch und Aufschnitt: 83 % im grenzräumlichen Mittelwert; Obst und Gemüse: 79 %; Eier: 76 %; Milchprodukte: 75 %.

ebenso bei Getreide, Kartoffeln und Weinen⁷, deren Herkunft allerdings signifikant seltener als wichtig erachtet wird. Höchste symbolische Aufladung geht demnach Hand in Hand mit hoher Wertschätzung des Wissens um die Herkunft.

Subjektive Bedeutungen von Attributen der Lebensmittel

In Anlehnung an die von Herder (2005) und Brunner (2003) hervorgehobenen Kriterien möglicher Nachhaltigkeit, die den Lebensmitteln selbst anhaften, haben wir des Weiteren die subjektiven Bedeutungen erhoben, die die Proband/-innen diesen Attributen beimessen.

So besteht ein ausgeprägter Konsens darüber, dass *Saisonalität* von Obst und Gemüse wichtig sei (Zustimmung im Untersuchungsraum: 79 %). Die Bevölkerungsgruppen, die hierauf besonderen Wert legen, sind eher die Älteren sowie Frauen. In Lothringen besteht zudem hierzu ein signifikant überdurchschnittlicher (87 %), in Rheinland-Pfalz und dem Saarland hingegen ein unterdurchschnittlicher Konsens (jeweils 70 %).

Der *faire Handel*, als Indikator für Sensibilität für soziale Gerechtigkeit und kulturelle Vielfalt, wird deutlich weniger häufig als wichtig empfunden, wobei er jedoch durchgängig in Luxemburg stärker als im Grenzraum valorisiert wird. Die Produktgruppe mit dem höchsten Zuspruch ist die der Kaffees und Tees: In Luxemburg geben 61 % und im Grenzraum 50 % der Proband/-innen an, dass dieses Attribut von Bedeutung sei, darunter v.a. Ältere und Männer. Umgekehrt halten 40 % der Proband/-innen im Grenzraum und 29 % in Luxemburg das Attribut ›fairer Handel‹ bei keinem dieser Produkte für wichtig. Auch in den Interviews werden fair gehandelte Lebensmittel eher selten spontan angesprochen; eine Person weiß gar nicht, worum es sich handelt: »Was meinen Sie? Die Produkte für die Armen?!«⁸ (weiblich, 66 Jahre, Französin, Luxemburg)

Vergleichend wurde schließlich erhoben, welche subjektive Bedeutung die Nachhaltigkeits-Indikatoren *aus der biologischen Landwirtschaft* und *aus regionaler Produktion* sowie das pragmatisch-egozentrierte Attribut *preiswert* haben, wobei der Unterschied zwischen Luxemburg und dem Grenzraum prominent hervortritt: Entspricht in der ersten Stichprobe die ›regionale Herkunft‹ fast ausschließlich der Meistennennung (außer bei Kaffee und Tee: ›preiswert‹), so rangiert im Grenzraum das Item ›preiswert‹ ausnahmslos an erster Stelle. ›Regionalität‹

7 | Diese Aussage betrifft den Mittelwert der Bevölkerung. Sobald spezifischere Interessengruppen mit typischen Produktvorlieben (etwa Männer und Wein, vgl. Reckinger 2012a) betrachtet werden, verlagert sich diese Gewichtung. Das allgemeine Prinzip jedoch, dass die Wertschätzung eines Lebensmittels proportional mit derer des Wissens um seine Herkunft und seinem Produktionskontext ansteigt, bleibt unverändert (vgl. Reckinger 2011; 2007a; 2007b).

8 | Eigene Übersetzung von: »Les produits pour les pauvres, c'est ça?!«

kommt in dieser Stichprobe allerdings neun Mal⁹ an zweiter Stelle, während vier Mal ›aus biologischer Landwirtschaft‹ als zweitwichtigstes Kriterium genannt wird.

Produkte aus biologischer Landwirtschaft erscheinen in beiden Stichproben höchstens als Zweitnennung (insgesamt acht Mal),¹⁰ doch vorwiegend als Dritt-nennung (16 Mal), was darauf hindeutet, dass Ernährungsentscheidungen v.a. zwischen den Attributen ›regionale Herkunft‹ und ›Preis-Leistungs-Verhältnis‹ oszillieren. Das Interviewmaterial (siehe unten) bestätigt diese Tendenz.

5.2.2 Deutungen von ›verantwortlichem‹ Ernährungshandeln

Zugang zu alltagspraktischen, *sinnhaften Begründungszusammenhängen einer ›verantwortungsvollen‹ Ernährung* haben wir in der qualitativen Erhebung über eine ergebnisoffen formulierte Frage erhalten: »Wie stellen Sie sich eine ›gute‹ Ernährung für unsere Gesellschaft vor? Was heißt das für Sie?« Im Folgenden wird dieses *Ideal* den alltagsrelevanten Kriterien und Prioritäten bei der alltäglichen Beschäftigung mit Ernährung (*Praktik*) gegenübergestellt: »Was ist Ihnen wichtig, wenn Sie Ihre Lebensmittel aussuchen?« In den Ergebnissen kommt – wie zu sehen sein wird – der räumliche Bezug der angesprochenen Lebensmittel deutlich als sinngebende Identifizierung hervor; diese wird abschließend nochmals separat über die Interviewfrage »Hat es eine Bedeutung für Sie, aus welcher Gegend Ihre Lebensmittel kommen?« diskutiert.

Vergleich von Ernährungsideal und -praktik

In der Analyse wurden die transkribierten Antwortpassagen je Interviewfrage nach argumentativen Einheiten codiert (vgl. Abschnitt 2.4), um mehr oder weniger transversale Argumentationsstränge im Material herauszuarbeiten.¹¹ In den hier vorgestellten Themenkomplexen handelt es sich insbesondere um Selbstbe-zogenheit (51 % aller Argumente beim Ideal und 36 % bei der Praktik) sowie um die Herkunft der Lebensmittel (50 % bei der Praktik und 28 % beim Ideal).

9 | Im Grenzraum wird Regionalität bei folgenden Produkten an zweiter Stelle genannt: Fleisch und Aufschnitt, Milchprodukte, Kartoffeln, Nudeln, Bier, Wein, Kaffee und Tee, Saft, Mineralwasser.

10 | In Luxemburg ist dies der Fall bei Eiern, bei Fleisch und Aufschnitt und bei Milchprodukten, d.h. der Gesamtheit der tierischen Lebensmittel sowie bei Obst und Gemüse. Im Grenzraum ist dies der Fall bei Eiern, bei Getreide und bei Brot sowie bei Obst und Gemüse, d.h. tendenziell eher bei pflanzlichen Produkten.

11 | In der Analyse aller qualitativen Aussagen bilden die Anteile das proportionale Ver-hältnis der einzelnen Argumente in den Diskursen zueinander ab und die zahlreichen niedri-gen Prozentwerte zeigen v.a. die Breite des für die Interviewpartner/-innen relevanten – da spontan angesprochenen – Themenspektrums auf.

Die Beschreibung eines Ideals von »guter« Ernährung für die Gesellschaft entspricht einer Positionierung der Befragten zu selbst zu definierenden Normen, die als Subjektivationen (Identitätsangebote) in Beziehung stehen zu den möglichen Subjektivierungsweisen (Identitätsentwürfe). Interindividuelle Variationen waren anzunehmen, doch zeigen die prominenten selbstbezogenen Aussagen, dass »gute« Ernährung »für die Gesellschaft«, wie in den Interviews gefragt, größtenteils als »gute« Ernährung »für mich« aufgefasst wurde. Hingegen sind egozentrierte Überlegungen etwas weniger bedeutsam bei den Abwägungs- und Auswahlpraktiken, bei denen die Herkunft der Lebensmittel in den Vordergrund tritt. Ablehnungen stellen sich zusammen aus passivem Sich-keine-Gedanken-Machen (was eher beim Ideal der Fall ist und auf geringe Alltagsrelevanz hindeutet) oder aktivem, explizitem Misstrauen (was eher bei der Praktik vorzufinden ist und auf eine höhere identitäre Bedeutung hinweist). Der Einfluss durch Kinder im Haushalt ist bei beiden Fragen gleichbleibend (3 %); er kann positiv wie negativ bewertet sein. So z.B.:

»Die Kinder sind alle aus dem Haus mittlerweile, deshalb muss ich keine Sachen mehr für die Kinder kaufen, die für mich gar nicht gut sind« (weiblich, 48 Jahre, Deutsche, Saarland).

Oder im Gegenteil:

»In der letzten Zeit, gerade weil es eine Nachfrage von meinen Kinder gab, bereite ich viel mehr Gemüse zu als vorher. Alles: Rohkost, gekochtes wie geschmortes Gemüse¹² (männlich, 42 Jahre, Belgier, Wallonien).

Im Folgenden werden die beiden hauptsächlich angeführten Muster, Selbstbezogenheit und Herkunft der Lebensmittel, einzeln dargestellt.

In den *selbstbezogenen* Argumenten, die bei beiden Fragen herangezogen werden, haben in der idealen Perspektive die gesundheitliche Orientierung nach Nährwerten (14 %) sowie nach selbstdisziplinierender Ausgewogenheit und Abwechslung (12 %) – wie sie in politischen Kampagnen eingefordert werden (vgl. Reckinger et al. 2010) – Priorität; auf praktischer Ebene spielen die Nährwerte hingegen eine nachrangige Rolle (3 %) und der *a priori* angemessene und hedonistisch auslebbare Anspruch nach Ausgewogenheit und Abwechslung ist noch unwichtiger (1 %). Anstelle tritt vielmehr der Wunsch nach einem niedrigen oder moderaten Preis (11 %), d.h. das *selbstbezogene* Argument *par excellence*, das alle Prozesse im Lebensmittelsektor ausklammert, die vor dem individuellen Einkaufsakt stehen, und lediglich auf eine individuelle Kosten-Nutzen-Rechnung abhebt, was im oft wiederkehrenden (und jeweils nach individuellem Maßstab

¹² | Eigene Übersetzung von: »Ces derniers temps, parce qu'il y avait une demande de la part de mes enfants, je cuisine beaucoup plus de légumes qu'avant. De toutes sortes: des crudités, des légumes cuits.«

interpretierten) Ausdruck »Preis-Leistungs-Verhältnis« deutlich wird. Zudem hat die hedonistisch-subjektive Erwartung von guter Qualität – empirisch verstanden als *schmackhafte* Lebensmittel – eine verhältnismäßig hohe Prägnanz (7 %) im ansonsten eher normativ ausfallenden Katalog der angesprochenen Ernährungs-ideale. Diese nimmt ebenfalls in der praktischen Perspektive einen hohen Stellenwert ein (7 %) und steht im Zusammenhang mit den drei Argumenten der Freude an der Wahlfreiheit, der Erwartung einer langen Haltbarkeit und der Möglichkeit, die Qualität der Lebensmittel selbst zu prüfen (zusammen 4 %). Insbesondere Obst und Gemüse werden hierzu angefasst – werden hingegen in Geschäften andere Personen beobachtet, die dies tun, dann wird es als unhygienisch und ungehörig empfunden.

Bei der Argumentation zur *Herkunft von Lebensmitteln* werden in den beiden vergleichenden Fragen Regionalprodukte am häufigsten erwähnt (beim Ideal 11 %, bei der Praktik 15 %). Bei den Abwägungs- und Auswahl-Praktiken kommen weitere Aspekte hinzu, die auf Regionalität abheben: Es geht dann darum, regionale Produzent/-innen wirtschaftlich zu »unterstützen« (8 %, wobei dieses häufig benutzte Verb eher auf vereinzelte symbolische Akte der Solidarität oder des guten Gewissens schließen lässt denn auf eine durchgängige Einkaufspraxis) oder selbstverantwortlich auf die Saisonalität der Produkte zu achten. Dass letzteres Attribut allerdings selten spontan genannt wurde (2 %), steht nicht im Widerspruch zu den quantitativen Daten, wo es gerade als sehr ausgeprägter Konsens erschien, sondern bestätigt im Umkehrschluss, dass unhinterfragt saisongerecht konsumiert wird. Daneben wird angegeben, lange Transportwege zu vermeiden (5 %), aber auch regionale Produkte zu bevorzugen, weil sie eine vertrauenswürdigere, bodenständige Alternative zu manchmal suspekt erscheinenden Bioprodukten darstellen (4 %); »gute Produkte aus dem eigenen Garten« (3 %) werden hier affektiv besonders positiv bewertet. Der wiederkehrende, relativierende Ausdruck »aber vielleicht ist das nur in meinem Kopf« lässt z.T. auf Annahmen ohne Begründung schließen, d.h. implizites Wissen, das weitaus mehr über pauschale Vertrauensbildung und Repräsentationen als über präzise kognitive Kanäle wirkt. Das Misstrauen und das Befürworten der biologischen Landwirtschaft sind etwa ähnlich ausgeprägt. Ersteres (4 %) beruft sich entweder auf absichtlichen Betrug am Kunden (bspw.: »Es gibt ja auch schon Untersuchungen, dass viel mehr Bio verkauft als produziert wird« (männlich, 57 Jahre, Deutscher, Saarland)) oder auf pragmatische Machbarkeitszweifel:

»Es ist praktisch unmöglich, Bio zu produzieren. [...] Neulich morgens noch sah ich Hub-schrauber, die die Reben mit Chemikalien besprühten. Der Winzer mit seinen Reben direkt daneben, der wird mir doch wohl nicht sagen, er mache Bio-Wein, denn bei sogar nur leichtem Wind kriegt er auch was davon ab!«¹³ (männlich, 58 Jahre, Franzose, Lothringen)

13 | Eigene Übersetzung von: »C'est pratiquement impossible de faire du bio. [...] Je voyais l'autre matin encore des hélicoptères en train de balancer des produits sur les vignes. Celui

Bei den Interviewpartner/-innen, für die Produkte aus biologischer Landwirtschaft eine Rolle spielen (4 %), wirkt – neben einem subjektiv geltend gemacht »besseren Geschmack« – v.a. erhöhtes Vertrauen strukturierend, das durch striktere Produktions- und Qualitätskontrollen legitimiert wird (insbesondere bei Eiern, Fleisch sowie Obst und Gemüse). Überlegungen zur geographischen Herkunft von Bioprodukten sind hingegen selten, so dass vermutlich wenige Abwägungen hinsichtlich der Umweltbelastungen geführt werden – etwa dass ein lokal produziertes, konventionelles fleischliches Gericht durchaus weniger Ausstöße verursachen kann als ein vegetarisch-importiertes aus biologischem Anbau (vgl. Carlsson-Kanyama 1998). In dem Sinn zeigt das empirische Material, dass die Befürwortung oder – umgekehrt – die Ablehnung von biologischer Landwirtschaft weitaus öfter ein selbstbezogenes Glaubensbekenntnis ist als eine konsequente Entscheidung für nachhaltiges Handeln.

Obwohl nahezu alle diese Argumente sich auf die Lebensmittel selbst beziehen, lässt die Analyse auch bei den anderen angesprochenen Themen eine zusätzliche selbstbezogene Dimension durchscheinen. So werden lange Transportwege weniger wegen hohen CO₂-Ausstößen kritisiert, sondern wegen der Transportdauer, die eine chemische Behandlung von ansonsten verderblichen Waren notwendig macht, was von verschiedenen Interviewpartner/-innen abgelehnt wird. Das gleiche gilt für den subjektiv-hedonistisch empfundenen »besseren Geschmack« von Produktkategorien mit einer erkennbaren Herkunft bzw. aus der biologischen Landwirtschaft oder aus regionalen Bezügen.

Kurz, die beiden Hauptargumentationsstränge beim *Ideal* und der *Praktik* von Ernährungsentscheidungen betreffen das Selbst sowie die Herkunft der Lebensmittel; beim Ernährungsideal wird v.a. egozentriert argumentiert, bei der Praktik steht die Herkunft der Lebensmittel im Vordergrund – doch in beiden Fällen scheint durchgängig eine ausgeprägte Selbstbezogenheit durch. Innerhalb dieser Selbstbezogenheit werden beim Ideal insbesondere Attribute zur individuellen Gesundheitsförderung angesprochen (wobei die Sensibilität für eine ausgewogene Zusammenstellung nach Nährwerten oftmals als Gegensatz zum Geschmack genannt wird); bei der Praktik hingegen wirtschaftliche Kriterien auf individueller Haushaltsebene, gefolgt von hedonistischen Einschätzungen.

Identifizierungen mit der räumlichen Materialität von Lebensmitteln

Die Tendenz, dass geäußerte Argumente, die sich auf den Ernährungssektor beziehen, in der hier analysierten Subjektkonstitution weniger ins Gewicht fallen als unmittelbar selbstbezogene, lässt sich erneut bei der Frage nach der *subjektiven Bedeutung der geographischen Herkunft* von Lebensmitteln feststellen.

qui est à côté avec ses vignes, il ne va pas me dire qu'il fait du vin bio, parce qu'avec un peu de vent, il en profite aussi!«

73 % der direkt erfragten Aussagen über die Herkunft unterstreichen deren Wichtigkeit und somit die Zentralität von Raumkonstruktionen. Allerdings finden sich auch Ablehnung (sowohl verbalisierte Gleichgültigkeit als auch Misstrauen – zusammen 11 %) und Selbstbezogenheit (9 %). Die selbstbezogenen Argumente betreffen dabei v.a. den rein hedonistisch motivierten Geschmack der Produkte (3 %), gefolgt von Ansprüchen an Frische (2 %), an geringe chemische Behandlung (2 %) sowie vom Attribut »preiswert« (2 %) – wobei letztlich der Geschmack ausschlaggebend ist, wenngleich dieser oftmals unspezifisch und unsystematisch qualifiziert wird:

»Ich verheimliche Ihnen nicht, dass ich gerne eine Sauce mag, die aus Australien kommt. Ich weiß, dass diese Sauce vielleicht 15.000 km zurückgelegt hat, aber ich mag genau diese Sauce. [...] Aber um jetzt Lauch zu kaufen, OK, da würde ich lieber Lauch vom Nachbarbauernhof nehmen als welchen, der vielleicht aus Italien kommt. Da würde ich vielleicht aufpassen«¹⁴ (männlich, 44 Jahre, Belgier, Wallonien).

»Wenn ich [...] hier die Straße herunterfahre und da steht einer mit frisch vom Feld geernteten Erdbeeren, kaufe ich die, ganz klar. Weil die meistens von der Qualität her besser sind wie wenn ich in den Laden gehe, und da habe ich welche, die aus Spanien kommen, oder sonst wo her. Die sind dann zwar fünfzig Cent billiger, dann habe ich sie aber auch einen Tag im Kühlschrank und sie sind schon hinüber. Aber generell gucke ich nicht danach« (weiblich, 48 Jahre, Deutsche, Saarland).

Auch zeigen diese Interviewpassagen, dass die Kaufentscheidungen sehr differenziert je Lebensmittel und individueller hedonistischer Vorliebe getroffen werden, jedoch weitaus unreflektierter – gleichzeitig inkonsequent und unsicher – in Bezug auf ihren Produktionskontext.

Doch das hauptsächlich angeführte Argument zur subjektiven Bedeutung der Herkunft zeigt, dass die Interviewpartner/-innen »Herkunft« massiv mit »Regionalität« gleichsetzen (62 %), wenn man alle Aussagen-Motive zu Regionalität zusammennimmt (Regionalprodukte: 23 %; Intention, Regionalprodukte zu kaufen: 15 %; besserer Geschmack von Regionalprodukten: 13 %; Probleme mit Regionalprodukten: 8 %; fair gegenüber dem Produzenten: 3 %). Trotz dieser eklatanten numerischen und diskursiven Prominenz von Regionalprodukten ist deren Befürwortung *inhaltlich* jedoch weitaus moderater. Dies zeigen einerseits die *Potentialitäten*, die in diesem Zusammenhang thematisiert werden (zusammen 23 %): sei es eine einfache *Intention*, die als Anliegen nicht zentral genug ist, um konse-

14 | Eigene Übersetzung von: »Je ne vous cache pas, j'aime bien une sauce qui vient d'Australie. Je sais que c'est une sauce qui a fait peut-être 15.000 km, mais j'aime bien cette sauce-là, donc j'achèterai cette sauce. [...] Mais pour acheter des poireaux, OK, je préférerais acheter le poireau qui vient de la ferme d'à côté que celui qui vient peut-être d'Italie. Donc là, je vais peut-être regarder.«

quent umgesetzt zu werden (der Ausdruck »wir versuchen...« erscheint hier häufig) oder sei es eine verhinderte Umsetzung durch konkrete *Problemlagen*: Nicht alle Produktkategorien können lokal hergestellt werden; regional hergestellte Lebensmittel sind nicht immer leicht erkennbar; obwohl es wünschenswert wäre, lokalen Produzenten Absatz zu verschaffen, können diese aufgrund von »europäischen« Vorgaben kaum wirtschaftlich arbeiten. Beispiele sind:

»Wir versuchen's halt mal, ja. [...] Es ist immer besser, saisonales Gemüse zu kaufen und jetzt keine Erdbeeren im Winter, zum Beispiel. Natürlich. Nun, wenn es ein Super-Angebot gäbe, ich weiß nicht, Melonen im Winter – ich glaube nicht, dass das sehr oft vorkäme –, dann garantiere ich Ihnen nicht, dass wir diese nicht trotzdem kaufen würden, nur weil wir wüssten, dass diese Melone vielleicht 1.000 km im Flugzeug hinter sich hat und viel CO² verpufft hat. Ich glaube, jedenfalls für mich persönlich, dass diese ökologische Mentalität noch nicht so verankert ist. Aber immerhin sind wir uns bewusst, dass man saisonale und lokale Produkte kaufen soll, wenn möglich. [...] Beim Gemüse steht die Herkunft oft drauf, doch bei anderen fertig verpackten Sachen, wie Cornflakes, da weiß man nicht, ob sie aus den USA kommen oder ob sie in den Niederlanden oder in der Fabrik nebenan produziert wurden«¹⁵ (männlich, 44 Jahre, Belgier, Wallonien).

»Man müsste [Regionalprodukte] wirklich fördern. [...] Vielleicht könnte man etwas zur Großregion machen? D.h., man subventioniert lokale Produkte, die lokal konsumiert werden. [...] Etwas nördlich von Metz gibt es ein Dorf, das Gorze heißt, und dort wurde bis vor drei Monaten der einzige Rohmilchkäse der Region – die *Tomme de Gorze* – hergestellt, der in 15, vielleicht mehr Geschäften in Metz auf dem Markt, in einigen Supermärkten usw. verkauft wurde. [...] Neulich habe ich nach *Tomme de Gorze* gefragt und an der Käsetheke sagt man mir: ›Nein, das gibt es nicht mehr. [...] Der Mann musste aufhören, weil er europäische Normen einhalten musste. [...] Er konnte es sich nicht leisten [...] seinen Käse weiterhin herzustellen. Und nun gibt es keine *Tomme de Gorze* mehr, die hier 15, 20 km weiter weg produziert wurde«¹⁶ (weiblich, 44 Jahre, Französin, Lothringen).

15 | Eigene Übersetzung von: »On essaie quand-même [...]. C'est toujours mieux d'acheter des légumes de saison et de ne pas prendre des fraises en hiver par exemple. Evidemment. Maintenant, s'il y a une super-promo sur ... je ne sais pas moi, un melon en hiver – je ne pense pas que ça arrive très souvent –, je ne vous garantis pas qu'on ne le fera pas, parce qu'on a dans l'idée que le melon a peut-être fait 1.000 km en avion et que ça pollue beaucoup en CO². Je pense, en tout cas pour ma part, qu'on n'a pas encore cette mentalité écologiste très, très ancrée. Mais en tout cas, on a conscience qu'il faut acheter des produits de saison et des produits locaux si possible. [...] Peut-être pour les légumes, il est souvent marqué la provenance, mais pour d'autres produits préemballés, vous achetez des corn-flakes, vous ne savez pas s'ils viennent des Etats-Unis ou s'ils ont été produits en Hollande ou dans l'usine d'à côté.«

16 | Eigene Übersetzung von: »Mais il faudrait réellement promouvoir [...] On pourrait peut-être faire un truc d'ailleurs de la Grande Région, hein ? C'est-à-dire, voilà, on met

Andererseits werden v.a. Fleisch, Milchprodukte (insbesondere die luxemburgische Marke *Luxlait*) sowie Obst und Gemüse (oft assoziiert mit Saisonalität) als regional thematisiert. Die Gründe dieser Vorlieben werden zögerlich hervorgebracht und v.a. bei pauschalisierenden Urteilen fällt der nationale Bezugsrahmen als vertrauensbildend ins Gewicht:

»Bei Schinken [...], da nehmen wir eher luxemburgische Produkte als welche aus Belgien oder Frankreich, oder aus Italien, weil ich finde, diese Erzeugnisse sind genau so gut, und man weiß auch... OK, man weiß nicht alles, doch ich meine zumindest zu wissen, dass diese anständig und sauber behandelt werden. Was man anderswo nicht immer so genau weiß¹⁷ (männlich, 64 Jahre, Luxemburger, Luxemburg).

»Vor fünf, sechs Jahren gab es eine Reportage [bei *Envoyé Spécial*] über spanisches Gemüse, in meinem Leben werde ich kein spanisches Gemüse mehr essen! [...] Und ich passe auf, weil [...] wenn erklärt wird, wie das gemacht wird [...], mit den Unmengen an Insektenschutzmittel, an Chemikalien, die sie drauf tun, damit das Gemüse groß wird und so, nein! Und die Sachen schmecken nach Nichts, nach Nichts! [...] Jetzt versuche ich, wenn es nicht übertrieben ist, versuche ich, französisch zu kaufen«¹⁸ (weiblich, 49 Jahre, Französin, Lothringen).

Der Einfluss von aufklärerisch-kritischen Fernsehsendungen, die wenig differenziert rezipiert werden und aufgrund derer pauschale Wertungen gemacht werden, die sich dauerhaft in den Praktiken niederschlagen, scheint in mehreren Interviews durch. In diesen Fällen betrifft die Skepsis oft chemische Belastungen in

une espèce de subvention aux produits locaux consommés localement. [...] Il y a un village un peu au-dessus de Metz qui s'appelle Gorze, qui fabriquait jusqu'il y a trois mois le seul fromage au lait cru artisanal du coin, qui s'appelait la tomme de Gorze et qui était vendu dans une quinzaine, peut-être plus, de points de vente à Metz, au marché, dans quelques supermarchés etc. [...] Là [...], j'ai demandé la tomme de Gorze et mon fromager, il m'a dit: ›Non, ça n'existe plus.‹ [...] Le monsieur a décidé d'arrêter parce qu'il devait se mettre aux normes européennes [...]. Il n'a pas eu les moyens [...] pour continuer à produire son fromage. Voilà, donc, il n'y a plus de tomme de Gorze qui était donc à 15, 20 kilomètres d'ici.«

17 | Eigene Übersetzung von: »Wann et ém Hame geet [...], dann huele mer éischter eis Lëtzebuerger Produkter, wéi aus der Belsch oder aus Frankräich, oder aus Italien, well ech fannen déi Produkter si genau sou gutt, an et weess een och, bon et weess een net alles, mee ech menge mol zumindest ze wéssen, dass dat anstänneg a propper behandelt gëtt. Wat een anerwäerts net émmer sou genau weess.«

18 | Eigene Übersetzung von : »Il y a cinq, six ans, ils ont fait un reportage [à *Envoyé Spécial*] sur les légumes espagnols, de ma vie, je ne mangerai plus jamais un légume espagnol! [...] Et je fais attention, parce que justement [...], quand on nous explique comment c'est fait, [...] avec le nombre d'insecticides, de produits qu'ils mettent pour les faire gonfler et tout, non! Et en plus ils n'ont aucun goût, ils n'ont aucun goût ! [...] Et maintenant j'essaie, quand c'est pas trop exagéré, j'essaie d'acheter français.«

der konventionellen Landwirtschaft, aber auch Labels und Zertifizierungen im Bio- und *Fair-Trade*-Bereich (was dazu führt, dass die Bereitschaft sinkt, einen höheren Preis für solche Produkte zu zahlen). Stets wird die individuelle sensorische Überprüfung durch den Geschmack angeführt (in den beiden letztgenannten Zitaten: »genau so gut« oder »sie schmecken nach Nichts«) bzw. das Gegen teil, nämlich die nicht mögliche individuelle sensorische Überprüfung (etwa dass man keinen geschmacklichen Unterschied zwischen Bio-Produkten und welchen aus konventionellem Anbau feststellen könne). Interessanterweise betrifft dieses Misstrauen die als dual verstandene biologische *versus* konventionelle Landwirtschaft, jedoch fast nie Regionalprodukte, deren Identifizierung mit ›Lokalität‹ sie als von diesen Produktionszusammenhängen ›unberührt‹ erscheinen lässt. Im Zweifelsfall wird ihnen *nicht* selbstbezogenes und pauschales Misstrauen entge gengebracht, vielmehr werden spezifische Problemlagen reflektierter und empathischer angesprochen. Allein wenn Regionalprodukte wegen ihrem subjektiv begründeten »besseren Geschmack« thematisiert werden, werden sie uneingeschränkt positiv und affektiv besetzt ausgedrückt, bspw.: »Die lokalen Sachen, und die sind auch am besten!« (weiblich, 51 Jahre, Polin, Luxemburg); oder:

»Aus welchem Grund bevorzugen Sie Erzeugnisse vom Produzenten, wie Sie sagen? – Der Geschmack! – Also ist es der Geschmack und nicht die Herkunft? – Ah ja! Und die Qualität des Fleischs. Sie merken den Unterschied zwischen einem Stück Lammfleisch, das Sie bei Carrefour [Supermarkt] kaufen [...] und einem, das ich hier 500 m weiter beim Bauern kaufe. Kein Vergleich, absolut kein Vergleich!«¹⁹ (männlich, 58 Jahre, Franzose, Lothringen)

5.2.3 Fazit

Diese Fallstudie hat Subjektkonstitutionen im alltäglichen Umgang mit jeweils individuell interpretierter ›verantwortungsvoller‹ Ernährung in den Blick genommen, wobei besonders die spezifischen Selbstverhältnisse *hinter* den Diskurspraktiken, dem mobilisierten (impliziten) Wissen und den Sinnzuschreibungen der geographischen Herkunft der konsumierten Produkte interessierten. Diese erscheinen v.a. als hedonistisch-individuelle Subjektivierungen, die lediglich im kontrastiv erfragten Ideal *versus* Praktik eine Wechselwirkung mit Subjektivationen zu Gesundheitsförderung aufweisen – jedoch auffallend wenige Überschneidungen mit solchen zu weiter gefassten Nachhaltigkeitsbelangen. D.h. ›verantwortungsvoll‹ wird auf individueller Identitätsebene höchstens interpretiert als ›angemessen für die eigene Gesundheitswahrung‹ und kaum als kollektive

¹⁹ | Eigene Übersetzung von: »Et pour quelle raison préférez-vous les produits du producteur, comme vous dites? Le goût! Donc c'est surtout le goût et pas la provenance? Ah oui! Et la qualité de la viande. Vous voyez la différence entre un bout de mouton que vous allez prendre chez Carrefour [...] et puis celui que je prends 500 m au dessus dans la ferme. Ça n'a rien à voir, rien à voir!«

Identifizierung mit ethisch-politisch motiviertem Handeln. Auch bei Argumenten, die sich explizit auf das Lebensmittelsystem im Allgemeinen und die geographische Herkunft im Besonderen beziehen, ist letztlich die mitschwingende Selbstbezogenheit ausschlaggebend für die Ausformung der Alltagspraktiken. Die geographische Herkunft von Lebensmitteln, v.a. in Form von (wie auch immer maßstäblich gefassten) regional produzierten Erzeugnissen, hat sich in den Subjektivierungen als identitäts- und vertrauensstiftendste Kategorie erwiesen, im Vergleich mit den als davon getrennten und als Gegensatzpaar wahrgenommenen Typen der biologischen *versus* konventionellen Landwirtschaft. Allerdings unterliegt diese Prioritätensetzung wiederum dem individuell als zentral erachteten Preis-Leistungs-Verhältnis.

Um unterschiedliche, aber alltagserprobte Verständnisse von Nachhaltigkeit(en) zu fassen, wurde Ernährungskonsum als Kreuzungspunkt von sozialen, kulturellen und institutionellen Kontexten dargelegt, indem besonders die Praktiken und Argumentationsbündel der Befragten im Zentrum standen, welche zusätzlich beeinflusst sind von allgemeineren, z.T. konkurrierenden sozialen Diskursen über »gute« Ernährung, Gesundheit, Ökologie usw. Die Beachtung der »alltägliche[n] Lebensführung« (Kudera/Voß 2000) macht Aktions- sowie Inhibitionspotential innerhalb einer Kombination von unterschiedlichen Zwängen deutlich, die durch das Zusammenwirken unterschiedlicher Bereiche des Alltagslebens wirksam werden. Die analytische Sensibilität für die spezifischen, *machbaren* Prioritätensetzungen der Befragten visiert ein Verständnis an, das alltagsrelevante Aspekte des polysemischen Konzepts von Nachhaltigkeit im Ernährungsbereich berücksichtigt und governementale Reflexivitätsmodi im Ernährungsbereich in Grenzräumen aufzeigt.

5.3 GENDER RÄUME

Julia Maria Zimmermann und Christel Baltes-Löhr

Die genderspezifische Zuschreibung und Aneignung von Räumen gilt traditionell als binär verfasst: Für Männer ist es der Außenraum, der öffentliche Bereich um Arbeit und Wirtschaft, aber auch der geographische Raum, die Fremde. Frauen dagegen bleibt der Innenraum reserviert, der private Bereich im Haus oder aber der virtuelle Raum der Beziehungen (vgl. Wucherpfennig 2010). Beide Geschlechter eignen sich die ihnen zugeschriebenen Räume an. In solchen Prozessen werden sowohl das Subjekt als auch die verräumlichte Materialität verändert. Auf diese Weise entstehen vergeschlechtlichte »Regionen« im Lebensraum der Subjekte sowie verräumlichte Subjekte eines Geschlechterdiskurses.

Innerhalb eines pluridimensionalen Identitätskonzepts, in dem Identitätsmarker intersektional verstanden werden, definieren wir »Geschlecht« als soziale Konstruktion, die sich in ihren Dimensionen als physische, psychische, sozia-

le und sexuelle Disposition manifestiert, und als veränderbar sowie plural gilt (vgl. Baltes-Löhr 2014). Dabei sind die Akteur/-innen selbst handelnd und diskursiv am Konstruktionsprozess beteiligt und stehen in einem sich wechselseitig bedingenden Verhältnis von Zuschreibung und Aneignung.²⁰ Analog zur Geschlechterdefinition legen wir ein Verständnis von ›Raum‹ zugrunde, das Raum als Materialität (physischer Raum), als Sozialraum, als abstrakten, virtuellen oder gefühlten Raum fasst (vgl. auch Abschnitt 2.2) Auch Raum gilt als veränderbar und plural verfasst.

In dieser Fallstudie gehen wir der Frage nach, mit welchen Zuschreibungen Handelnde durch diskursiv-performative Akte Räume kreieren, welche Räume handelnd angeeignet werden und wie sich Zuschreibungs- und Aneignungsprozesse wiederum auf Subjekte auswirken.

Ist die Grenze zwischen den vergeschlechtlichten Räumen immer auch durchlässig (vgl. Baltes-Löhr 2000: 515), besitzt sie doch eine unübersehbare Realität. So zeigen die im Rahmen der vorliegenden Fallstudie geführten Interviews (Universität Luxemburg, IDENT₂ 2012/2013 – qualitative Erhebung) signifikante geschlechtsspezifische Konnotationen hinsichtlich der Zuschreibung und Aneignung von Räumen, ebenso wie im Verhältnis zwischen Innen- und Außenraum. Nichtsdestotrotz verweisen die empirischen Resultate auch auf einen heterosozialen Zwischenraum, einen ›Grenzraum‹, der sowohl Frauen als auch Männern zugeschrieben wird. Anhand der erhobenen quantitativen Daten (Universität Luxemburg, IDENT₂ 2012/2013 – quantitative Erhebung) wird deshalb untersucht, ob sich geschlechtsspezifische Zuschreibungen und Besetzungen von öffentlichen Räumen ableiten lassen. Die ausgewählten Räume, Restaurationsorte, Orte der Körperlichkeit und Orte im Freien, zeichnen sich durch komplexe und teilweise ambivalente Materialisierungen eines verräumlichten Geschlechterdiskurses aus. Die Untersuchung macht deutlich, dass öffentliche Räume zwar mehrheitlich heterosozial zugeschrieben werden, also hinsichtlich der Präsenz eines Geschlechtes weder als spezifisch weiblich noch männlich interpretiert werden. Gleichwohl findet eine unterschwellige Vergeschlechtlichung statt, die zeigt, dass bestimmte Räume als ›eher männlich‹, andere als ›eher weiblich‹ wahrgenommen werden, und dass damit geschlechtsspezifische Verhaltens- und Wahrnehmungsnormen verknüpft sind. In einem weiteren Schritt wird anhand der Auswertung qualitativer Interviews die Konstruktion von vergeschlechtlichten Innen- und Außenräumen in ihrer Zuständigkeits- und Kompetenzzuschreibung (Innenraum) sowie ihrer Bedrohung (Außenraum) analysiert. Hieran wird deutlich, dass der häusliche Innenraum überwiegend weiblich konnotiert und von Frauen definiert wird. Des Weiteren wird deutlich, dass der Außenraum Frauen unter bestimmten Bedingungen, etwa der Tageszeit oder der Art und Weise, wie

20 | Wenn im Folgenden von ›Frauen‹ und ›Männern‹ die Rede ist, sind dementsprechend Repräsentant/-innen von Subjektformen gemeint, keinesfalls vorsoziale, ›natürliche‹ Entitäten.

sich Frauen im Außenraum bewegen, tendenziell ausschließt, indem er zum Bedrohungsraum gemacht wird, der Frauen keinerlei Sicherheit gewährleistet. Die Diagnose der Heterosozialität öffentlicher Räume wird hier auf einer qualitativen Ebene teilweise in Frage gestellt. Dies führt zu einem widersprüchlichen Befund im Fazit, der nahelegt, dass die binäre Raumteilung der Geschlechter teilweise in Unordnung gerät. Diese Unordnung kann jedoch als geschlechtsneutraler Grenzraum politisch gewendet werden, indem hier die Subjektform ›Geschlecht‹ situativ dekonstruiert wird.

5.3.1 Vergeschlechtlichte Räume

Mittels standardisierter Fragebögen wurde erhoben, welche Räume nach Meinung der Befragten eher von Männern, eher von Frauen bzw. von beiden Geschlechtergruppen gleichermaßen aufgesucht werden. Bei den vorgegebenen Räumen handelt es sich ausschließlich um öffentliche Räume, die nach Wucherpfennig (2010) in die Kategorie des männlich konnotierten Außenraums fallen, während Frauen eher mit dem Innenraum, der die Erziehung von Kindern, Reproduktion von Sozialibilität und private Beziehungspflege beinhaltet, in Verbindung gebracht werden. Im Folgenden soll dargestellt werden, inwiefern diese Materialisierungen eines zwei-räumlichen Geschlechterdiskurses zutreffen.

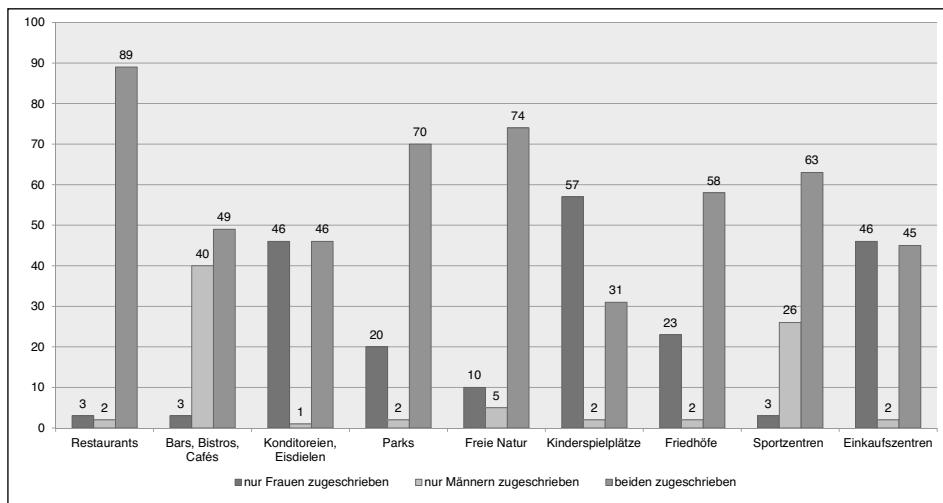


Abbildung 1: Geschlechtsspezifische Zuschreibungen öffentlicher Räume in Prozent
(Universität Luxemburg, IDENT2 2012/2013 – quantitative Erhebung)

Orte der öffentlichen ›Reproduktion‹²¹: Orte der Beziehungspflege

Bei Restaurants, Bars/Bistros/Cafés sowie Konditoreien/Eisdiele handelt es sich zwar um Einrichtungen, die der Restauration dienen. Da diese sich aber im öffentlichen Raum befinden und lediglich dem Konsum von Speisen gewidmet sind – die eigentliche Reproduktionsarbeit, das Zubereiten der Speisen, ist in diesen Räumen in der Regel unsichtbar –, erfahren sie eine Ausweitung ihrer ursprünglichen Bedeutung und damit auch ihrer jeweiligen vergeschlechtlichten Konnotation.

Wie Abb. 1 zeigt, werden Restaurants weitgehend als heterosoziale Orte aufgefasst, während Cafés, Bars und Bistros sowie Konditoreien und Eisdiele fast ebenso sehr als typisch männliche bzw. weibliche Räume wie als heterosoziale Räume konnotiert werden. Erklären lassen sich diese Resultate damit, dass die genannten Räume in der Regel nicht von hungrigen Einzelpersonen, sondern gezielt von Gruppen aufgesucht werden und daher immer auch der Beziehungspflege dienen. Dabei lassen sich drei verschiedene, jeweils gegenderte Formen der Beziehungspflege unterscheiden: Der Kaffeeklatsch mit Kuchen am Nachmittag gilt als traditioneller Raum weiblicher Homosozialität (vgl. Setzwein 2006: 46f.) und findet in Konditoreien/Eisdiele sein öffentlich zugängliches Pendant. Die hier gepflegten Beziehungen sind privater Natur. Der traditionelle Raum spezifisch männlicher Homosozialität ist die Bar, die allerdings abends aufgesucht wird. Auch Bistros und Cafés können zu Orten männlicher Beziehungspflege werden, sind dann aber in der Regel beruflich konnotiert und werden typischerweise während der Arbeitszeit frequentiert. Der Zeitpunkt entscheidet also auch darüber, ob Räume männlich, weiblich, oder, wie im folgenden Fall, heterosozial konnotiert sind. Denn obwohl auch der Restaurantbesuch am Abend zur Verfestigung von Arbeitsbeziehungen genutzt wird, handelt es sich häufiger um die Pflege privater, gemischtgeschlechtlicher Kontakte. Gemäß dem heute veralteten Benimmkodex verlassen Frauen den Innenraum abends nur in männlicher Begleitung (vgl. Schrott 2005). Dies gilt v.a. für den Restaurantbesuch, der dadurch sowohl zu einem ›männlichen‹, da öffentlichen, als auch zu einem ›weiblichen‹, da privaten (Beziehungs-)Raum wird.

Natur: Gezähmte und wilde Räume

In den Fragebögen wurde nach vier im Freien gelegenen Räumen gefragt: freie Natur, Parks, Kinderspielplätze und Friedhöfe. Hier handelt es sich um Räume, die in verschiedener Weise mit der Natur umgehen. Die freie Natur ist ein Raum, in dem gegenwärtig keine offensichtliche Kultivierung stattfindet, der also von menschlicher Zivilisation augenscheinlich wenig berührt worden ist. Parks sind demgegenüber ein Beispiel gezähmter, organisierter Natur, ohne eine explizite Funktion vorzugeben. Kinderspielplätze und Friedhöfe weisen hingegen eine ein-

²¹ | Der Begriff rekurriert auf die private Reproduktion der individualisierten Hauswirtschaft, die in der Moderne der weiblichen Sphäre zugeschrieben wird.

deutige Funktionalisierung auf: Die systematische Umformung der Natur dient hier dem Zweck, einen spezifischen sozialen Raum zu schaffen. Der Kinderspielplatz ist ein der *Care*-Arbeit gewidmeter Raum und auch der Friedhof dient symbolisch der Pflege familiärer Beziehungen, die erneuert bzw. bestätigt werden, indem die Gräber verstorbener Familienmitglieder gehegt werden. Würzbach (2004: 54) zufolge sind beide Räume weiblich konnotiert, wohingegen der Park, je nach Nutzung, sowohl männlich als auch weiblich konnotiert sein kann. Die freie Natur symbolisiert das *>Fremde<*, von männlichen Pionieren zu Erobernde, das von Frauen nicht betreten wird (vgl. ebd.). Hieraus lässt sich folgern, dass Frauen in der geschlechtsspezifischen Topographie die *kultivierteren* Räume besetzen und lediglich mit gezähmter, *sozialisierter* Natur interagieren.²²

Unsere Ergebnisse erlauben es, die angedeuteten Kategorisierungen teilweise zu hinterfragen. Die freie Natur ist für die Befragten eher ein geschlechtsneutraler Ort, ebenso wie Parks. Kinderspielplätze werden, wenig überraschend, als überwiegend weiblicher Raum, jedoch auch heterosozial aufgefasst. Friedhöfe gelten den Befragten als heterosozialer Raum mit Tendenz zur weiblichen Konnotation (vgl. Abb. 1).

Körperlichkeiten: Die Arbeit am Selbst

Der Leib des Subjekts ist sowohl Bestandteil des Raumes, Medium der Aneignung von Raum als auch durch Räume Angeeignetes bzw. Umgeformtes (vgl. Wastl-Walter 2010: 68ff.; Strüver 2010). In Bezug auf Geschlecht ist die Arbeit am leiblichen Selbst untrennbar verbunden mit den (Un-)Möglichkeiten der Aneignung von Raum. Zielt die Zurichtung des männlichen Körpers auf Stärke, Ausdauer, Schnelligkeit – kurz, auf all jene Eigenschaften des Körpers, die diesem erlauben, sich einen möglichst großen Raum anzueignen – ist es beim weiblichen Körper gerade umgekehrt: Dieser soll *>schön<* sein, attraktiv für den männlichen Blick, nicht unbedingt aber stark. Der weibliche Körper ist die Zierde des Innenraums, nicht das Instrument des Außenraums. Die leibliche Komponente geschlechtsspezifischer Subjektivation deutet sich im Fragebogen an, wenn es um Sportanlagen und Shoppingcenter geht: Sportanlagen als Räume der Zurichtung des Körpers mit dem Ziel, diesen in seiner Funktionalität zu optimieren, können als männlich konnotierte, Shoppingcenter mit ihren Bekleidungs- und Schuhgeschäften, Parfümerien und Juwelieren hingegen als Orte der Ästhetisierung des Körpers und somit als weiblich konnotierte Räume interpretiert werden. Kerstin Dorhöfer (2000) schlägt darüber hinaus vor, Einkaufszentren als halböffentliche Übergangsräume zu interpretieren, die Frauen seit dem 19. Jahrhundert einen Zugang zu Räumen außerhalb des Privaten gewähren, ohne ihren Ausschluss aus der politisch-industriellen Stadt aufzubrechen. Sie befinden sich somit jen-

22 | Ein anderes Beispiel hierfür ist der Gartenbau, insbesondere der Blumengarten. Würzbach (2004: 54) fasst das Haus jedoch implizit als *>natürlichen<* Raum, im Gegensatz zum zivilisierten und zivilisatorischen öffentlichen Raum.

seits des Innenraums, ohne jedoch einen Grenzraum im Sinne einer Öffnung geschlechtsspezifischer Sphären zu schaffen. Unseren Ergebnissen zufolge müssen diese Aussagen differenziert werden (vgl. Abb. 1): Sportanlagen gelten den Befragten als heterosoziale Räume, wenngleich mit starker männlicher Konnotation. Dahingegen werden Einkaufszentren zu gleichen Teilen als weibliche und heterosoziale Räume gedeutet: Hier scheinen sich – ähnlich wie bei Bars/Bistros/Cafés und Konditoreien/Eisdielen – widersprüchliche Diskurse zu überlagern.

Die Auswertung der quantitativen Daten zeigt, dass die diskursive Klassifizierung öffentlicher Räume entlang traditioneller Geschlechterbilder paradoxerweise sowohl existent als auch nicht-existent ist. Einerseits machen die meisten Befragten keinen geschlechtsspezifischen Unterschied in der Zuschreibung öffentlicher Räume. Dennoch gibt es, neben der heterosozialen Mehrheitsdeutung, teilweise beträchtliche geschlechtsspezifische Zuschreibungen. Auch werden Räume deutlich seltener als männlich denn als weiblich klassifiziert (vgl. Abb. 1). Der öffentliche Raum, so lautet das Fazit der Auswertung, ist nicht mehr männlich, wie in der traditionellen räumlichen Ordnung der Geschlechter. Er ist in erster Linie heterosozial, mit einer Tendenz zur Feminisierung. Dieses Fazit sollte aber, bei aller Eindeutigkeit der Daten, mit Vorbehalt gelesen werden. Sozialgeograph/-innen weisen darauf hin, dass öffentliche Räume im Laufe des 20. Jahrhunderts ihre Funktion verändert haben und dass insbesondere die Innenstadt zunehmend eine Bedeutung als privatisierter Konsumraum erhält, wohingegen sich die Machtzentren von Staat und Wirtschaft aus dem Stadt kern in gesonderte Areale zurückziehen (vgl. Friedrich 2010: 64). Ohne dass dieser städtische Bedeutungswandel eine Konsequenz für die geschlechtsspezifische Subjektkonstruktion nach sich gezogen haben muss, könnten so Frauen zu den typischen Nutzerinnen dieses Raumes werden. Dem widerspricht allerdings, dass weibliche Konnotationen keinesfalls die männlichen Konnotationen des öffentlichen Raumes verdrängt haben, sondern in der überwiegenden Zahl der Fälle schlicht hinzugekommen sind. Man kann davon ausgehen, dass die Befragten in ihren Antworten ihr eigenes Erleben zur Grundlage genommen haben, demzufolge bei möglicherweise ähnlicher Präsenz der Geschlechter Frauen stärker wahrgenommen werden. Die höhere Sichtbarkeit von Frauen ginge dann nicht zwangsläufig auf eine weibliche Aneignung des Raumes zurück, sondern auf eine irritierende, und darum auffällige Abweichung von der vertrauten Norm. Schließlich sagt die quantitative Bewertung eines Raumes noch nichts über dessen qualitative Deutung aus. Um entscheiden zu können, ob und wie Räume vergeschlechtlicht konstituiert werden, ist es daher notwendig, auch die Ergebnisse aus den qualitativen Interviews heranzuziehen.

5.3.2 My home is my castle – weibliche Zuständigkeiten und Kompetenzen in Innenräumen

Die Zuschreibung von Zuständigkeiten des häuslichen Innenraums – namentlich der *Care*-Tätigkeiten – ist bei den Befragten überwiegend weiblich konnotiert. Die Zuständigkeit und Kompetenz der Frauen wird kaum in Frage gestellt, allerdings auch nicht explizit thematisiert. In den qualitativen Interviews wird die tatsächliche Rollenverteilung der heterosexuellen Paare oftmals eher beiläufig erzählt. So wird der Lebensmitteleinkauf durch die Frau zum >Beruf<: »Hmm, meine Frau fährt schon mal extra nach Trier, um den Berufseinkauf zu machen [...]«, wohingegen ihre Erwerbstätigkeit als Lehrerin als Ausflug in den Außenraum ironisiert wird: »Meine Frau hat hier ein paar Jahre lang Lehrerin gespielt an der Schule« (männlich, 77 Jahre, Deutsch-Luxemburger, Luxemburg).

Im folgenden Beispiel wird eine Strategie des Subjektwechsels im Verlauf des Gesprächs deutlich, die in den Interviews wiederholt beobachtet werden kann. Tatsächliche Zuständigkeiten im Innen- bzw. Außenraum werden verschleiert, indem statt der tatsächlichen Aufgabenverteilung ein auf Gemeinschaftlichkeit hindeutendes »Wir« gesetzt wird. Eher zufällig, in einem anderen Zusammenhang, wird die Rollenteilung >gestanden«:

[über gutes Essen] »Wir konnten immer noch kochen, heutzutage ist das net mehr so. [Hervorhebung durch die Autorinnen]«

[später, über seine multikulturelle Einstellung] »Obwohl ich esse alles, das ist mir egal wo. Ich kann Japan, China, Russland, das ist mir egal, ich esse alles.«

»Aber kochen tun Sie saarländisch?«

»Ne, ich net, meine Frau« (männlich, 49 Jahre, Deutscher, Saarland).

Unter den weiblichen Interviewten wird die Zuständigkeit für den Innenraum v.a. dann angesprochen, wenn Kinder im Haushalt leben. Der Wegfall dieser Verpflichtung kann als Erleichterung erlebt werden. Sehr selten wird die *Care*-Tätigkeit vom Mann übernommen. Folgendes Zitat fällt also etwas >aus der Norm<:

»Nein, um die Einkäufe kümmere ich mich. Das Haus, der Garten, die Verwaltung, die Küche, die Einkäufe, das mache ich alles«²³ (männlich, 42 Jahre, Belgier, Wallonien).

Der Innenraum ist nicht auf die Wohnstätte im engen Sinne begrenzt, sondern umfasst auch jene Orte, die zur Aufrechterhaltung der *Care*-Tätigkeit gehören. So sind Supermärkte zwar öffentliche Räume, aber eher weiblich konnotiert. Im Untersuchungsgebiet sind sowohl Männer als auch Frauen mit dem Auto mobil. Nicht-Mobilität kann sogar zu einem Privileg für Männer geraten:

23 | Eigene Übersetzung von: »Non, les courses, c'est moi qui m'en occupe. La maison, le jardin, l'administration, la cuisine et les courses, c'est moi qui fais ça.«

»Und er [der Schwiegersohn] versorgt sich auch nicht selber, seine Frau muss alles beischleppen ... ein Auto ist überflüssig [sagt er]. Obwohl sie zwei kleine Kinder haben« (männlich, 49 Jahre, Deutscher, Rheinland-Pfalz).

Männern wird überwiegend die Kompetenz für Fahrzeuge bzw. generell für Technik zugesprochen:

»Wird es bei mir knapp [gemeint ist das Benzin im Tank], sag ich: ›Ei Schatz, ich bin fast im roten Bereich.‹ Und meistens hat er dann sowieso einen befüllten Kanister. [...] Ich bin so ein Tankmuffel. Ich bin auch zu dämlich, um mein Tankschloss aufzukriegen«²⁴ (weiblich, 44 Jahre, Deutsche, Saarland).

Hier geht die Subjektivierung einher mit einer drastischen Herabsetzung der eigenen Kompetenz in der Sache und legitimiert die Sphärentrennung in der Form von Kompetenzräumen. Beim Familieneinkauf wird allerdings Frauen die Kompetenz zugeschrieben, während Männer auf die Begleiterrolle reduziert werden: »Die Frauen sagen: ›Ich bin der Chef, ja, ich geh immer mit und darf den Wagen schieben« (männlich, 49 Jahre, Deutscher, Saarland). Deutlich wird, dass dieser Interviewpartner sich bei den Einkaufstouren nicht als gleichberechtigter Partner fühlt, sondern als Außenstehender, der bestimmte Dinge tun »darf«, weil die eigentlich zuständigen und kompetenten Frauen es ihm erlauben.

Dass Männer die weiblich konnotierte *Care*- und Beziehungssphäre als außerhalb ihres Kompetenzraumes liegend und potenziell gefährvoll empfinden, deutet sich an anderer Stelle an in der scherhaften Antwort auf die Frage, wo sich Männer verängstigt fühlen: »Beim Psychotherapeuten in einer Paarberatung« [lacht] (männlich, 57 Jahre, Deutscher, Saarland). Der öffentliche Raum wird von den Interviewten selten in geschlechtsspezifisch konnotierter Weise angesprochen. Dies deckt sich mit dem oben formulierten Befund, dass dieser oft als geschlechtsneutraler Raum wahrgenommen wird. Der folgende Auszug aus einem Interview legt jedoch nahe, dass öffentliche Räume, selbst wenn sie überwiegend von Frauen aufgesucht werden, männliche Kompetenzräume bleiben:

»Ich war mit einer guten Bekannten zweimal hier in Trier im Theater. Die *Traviata*, das ist eine meiner Lieblingsopern. [...]. Das erste Mal habe ich die Bekannte dabeigebracht und die hat noch nie was mit Oper zu tun gehabt, eine junge Dame, muss ich sagen, ich wollte sie mal ein bisschen in die Kultur einweisen, und sie war so was von begeistert!« (männlich, 62 Jahre, Deutscher, Rheinland-Pfalz)

Der Außenraum wird hier als kultureller Raum präsentiert, wohlgemerkt der Kultur im Singular und exklusiv aufgefasst als ›Hochkultur‹, als hegemoniale

24 | Allerdings findet sich kein durchgängiger Genderunterschied bzgl. der Tankgewohnheiten der Befragten (vgl. Abschnitt 4.7).

Deutung des eigentlich vielschichtigen Begriffs. Die kulturelle Einweisung bzw. Subjektivation erfolgt durch ein bereits subjektiviertes Subjekt, das sich in diesem Fall offenbar nicht ganz zufällig als männlich gegenüber einem weiblichen Objekt entwirft: Im Narrativ des Interviewten wechselt die Bezeichnung der Freundin von der geschlechtlich neutraleren »Bekannten« zur »Dame« bzw. »jungen Dame« – einer Bezeichnung, die ironisch-distanziert oder auch pejorativ gelesen werden kann. Eine ›Dame‹ ist in dieser Deutung eine weibliche Person, die allorts der Führung eines ›Herrn‹ bedarf. Die Verwendung des anachronistischen Begriffspaares Herr/Dame reproduziert somit ein Geschlechterverhältnis, das auf unterschiedlichen Ebenen dichotom und asymmetrisch verfasst ist.

5.3.3 Leben in gefährlichen Räumen – gefährlich lebende Frauen

Wir haben festgestellt, dass die Präsenz von Frauen im öffentlichen Raum noch nichts über die qualitative Deutung dieses Raums aussagt. Das obige Zitat legt nahe, dass es trotz der weiblichen Präsenz v.a. Männer sind, die sich den öffentlichen Raum tatsächlich aneignen, während sich Frauen dort zwar aufhalten, eine wirkliche Raumsbjektivation im Sinne einer Kompetenzzuschreibung aber überwiegend im privaten Innenraum stattfindet. Es wurde auch angedeutet, dass eine mögliche Feminisierung des öffentlichen Raums tageszeitabhängig ist: Der Besuch der Konditorei oder des Spielplatzes legt eine Nutzung am Tage nahe, während der öffentliche Raum ab dem Abend wieder den Männern vorbehalten ist (dazu gehört auch die männliche Begleitung von Frauen). Inwiefern der öffentliche Raum gar zum Bedrohungs- und Angstraum für Frauen werden kann, wird im Folgenden untersucht.

Grundsätzlich kann Bedrohung sowohl in Außen- als auch Innenräumen erfahren werden. Tatsächlich erleben Frauen häufiger Gewalt im Innenraum, durch Familienangehörige, Partner/-innen oder Bekannte (vgl. Europäische Kommission 2010: 55). Dennoch gilt fast ausschließlich der öffentliche Außenraum als gefährvoll bzw. wird als Gefahrenraum konstruiert (vgl. Becker: 62ff.). Dies zeigt sich auch in den Befragungen.²⁵

Häufig erleben die Interviewten den nächtlichen öffentlichen Raum als Bedrohungsraum:

»[Orte, an denen sich Frauen bedroht fühlen] gibt es schon. So allgemein, dunkle Ecken. Bei uns nicht, Saarburg nicht, aber Trier, Luxemburg, gerade am Bahnhof, da ist es so verwinkelt, da würde ich nicht unbedingt gerne alleine im Dunkeln hingehen« (männlich, 49 Jahre Deutscher, Rheinland-Pfalz).

25 | Wenige Befragte äußerten sich zu häuslicher Gewalt im Zusammenhang mit geschlechterspezifischen Bedrohungsräumen.

»Dunkle Ecken« werden demnach von diesem Interviewpartner nicht nur für Frauen, sondern auch für sich selbst als bedrohlich empfunden. Nicht selten wird im ersten Impuls kein geschlechtsspezifischer Unterschied in der Bedrohung gemacht, wodurch ein logischer Bruch in der Narration entsteht, wenn sich der Interviewte direkt in das Erzählte einbringt und eine gewisse Unklarheit darüber entstehen lässt, ob er die Bedrohung im Sinne einer Selbstidentifikation als Frau nachvollzieht oder ob die Bedrohung dadurch, dass sie auch ihn als Mann betrifft, nur noch bedrohlicher für Frauen wird. In wenigen Fällen wird die Existenz von Bedrohungen gänzlich verneint, auf Nachfrage hin jedoch benannt, was in extremen Äußerungen sogar zu einer Art Wesensbeschreibung des Frauseins gerät:

»Für eine Frau ist es, genau, ist es ... ist es normal, ist es. Letztlich ist es normal, nein, es ist nicht normal, aber die Frauen, das stimmt. Wir, wir haben nicht dieselben, wie soll ich es sagen, nicht die Rechte. Doch, aber wir sind mehr in Gefahr als die Männer«²⁶ (weiblich, 66 Jahre, Französin, Luxemburg).

Bedrohung als weibliche Normalität mag unaussprechlich scheinen, sie bleibt, nach dem Zeugnis dieser Befragten, Realität. In einer weiteren Äußerung ist bezeichnend, dass Frauen nicht als potenzielle Opfer von Kriminalität präsentiert werden, sondern als »Problem«.

»Also als Frau eher so ganz typisch, da gibt es überall Ecken, wo es dunkel ist und einem einer auflauern könnte [...] Also auch Wege im Wald oder Wohngegenden, die in den Wald übergehen, wenn man da jetzt nachts im Park lang läuft, da sind Frauen eher das Problem wegen Übergriffen in irgendeiner Form« (männlich, 29 Jahre, Deutscher, Saarland).

Ohne es auszusprechen, deutet der Befragte an, dass Frauen, die sich nachts an öffentlichen, wenig frequentierten Orten aufhalten, im Grunde damit rechnen müssen, Opfer von Übergriffen zu werden. Eine solche Kultur des *victim blaming*, die Opfern aufgrund ihres Verhaltens eine Mitschuld oder zumindest eine Mitsache an der ihnen angetanen Gewalt gibt, findet sich auch in anderen Aussagen – auch von Frauen:

»Gut, klar, manchmal muss man aufpassen, was man anzieht. Wenn man nicht belästigt werden will, muss man nicht unbedingt einen zu kurzen Rock anziehen. Man muss die Leute nicht provozieren, das ist menschliche Vernunft« (weiblich, 28 Jahre, Französin, Saarland).

26 | Eigene Übersetzung von: »Pour une femme, c'est, voilà, c'est, c'est normal, c'est. Enfin, c'est normal non, c'est pas normal, mais les femmes, c'est vrai. Nous, nous n'avons pas les mêmes, comment dirais-je, pas les droits. Si, mais, nous sommes plus en danger que les hommes.«

Ein männlicher Interviewpartner verbindet die gleiche »unpassende« Kleidung mit einem konkreten öffentlichen Raum und einer bestimmten Zeit sowie einer »unangemessenen« Art, den Raum einzunehmen:

»Ich muss ja nicht mehr um zehn Uhr nachts zum Bahnhof gehen und dann mit Miniröckchen durch die Gegend stolzieren ... dass natürlich dann der Anreiz, vergewaltigt zu werden, höher ist, als wenn man morgens um zehn Uhr da hingeht« (männlich, 29 Jahre, Deutscher, Saarland).

Im Gegensatz zum vorigen Zitat ist die Gefahr nicht potenziell die einer Belästigung, sondern die einer Vergewaltigung. Zudem wird die Gefahr nicht als solche benannt, sondern als »Anreiz« für den Täter formuliert, was die Opferperspektive, auf die der Einsatz der ersten Person im Singular hätte schließen lassen können, delegitimiert. Wie mit dem obigen Verweis auf »dunkle Ecken« wird auch hier suggeriert, dass der öffentliche Raum in der Nacht kein Ort für Frauen ist. Dass auf diese Weise die Bewegungsfreiheit von Frauen diskursiv beschnitten wird, wird nur selten ausgesprochen:

»Das ist eine Frage, die man sich bei jedem Fall von Aggression stellen kann, aber im Bereich der sexuellen Gewalt gegen Mädchen hat man leider oft die Neigung, das Opfer zu beschuldigen, und das als unmittelbare Reaktion [...]«²⁷ (männlich, 42 Jahre, Belgier, Wallonien).

Männliche Bedrohtheit wird von den Interviewten beiderlei Geschlechts teilweise komplett verneint oder gar ins Lächerliche gezogen: »Krankenhaus vielleicht, wenn die Ärzte mit der Spritze auf sie zukommen. Aber ansonsten ...« (weiblich, 34 Jahre, Belgierin, Luxemburg). Oder: »Hören Sie, ich bin 1,92 Meter groß, ich bin 110 Kilo schwer, ich habe gelernt, mich zu verteidigen, ich habe wirklich nirgendwo Angst! [Ironisches Lachen]«²⁸ (männlich, 42 Jahre, Belgier, Wallonien).

Wenn in den Erzählungen Männer Opfer von Gewalt werden, ist diese von der gegen Frauen qualitativ verschieden; sie kommt »von außen« und erhält so den Ruch des Unvermeidlichen oder gar des Krieges.²⁹ Die Gewalt, der Frauen

27 | Eigene Übersetzung von: »C'est une question qu'on peut se poser dans le cas de n'importe quelle agression, mais dans le domaine des agressions sexuelles sur les filles, on a malheureusement souvent tendance à un peu culpabiliser la victime, et ça a comme conséquence immédiate [...].«

28 | Eigene Übersetzung von: »Ecoutez, je mesure un mètre nonante-deux, je fais cent dix kilos, j'ai appris à me défendre, je n'ai pas vraiment peur d'aller nulle part! [Rire ironique].«

29 | Die Erzählung über Kriminalität durch proletarische männliche Migranten in sogenannten sozialen Brennpunkten ist im gesamten Untersuchungsraum verbreitet und verdient gesonderte Aufmerksamkeit. Wir wollen aber betonen, dass sie intersektional verfasst und ausdrücklich auch gegendert ist.

zum Opfer fallen, gilt laut Aussagen einiger der Interviewten dagegen als grundsätzlich vermeidbar, indem Frauen sich angemessen kleiden, sich in Gesellschaft bewegen oder einfach zu bestimmten Zeiten bestimmte Orte nicht aufzusuchen. Betreten sie den Bedrohungsräum dennoch, sollten sie sich in adäquater – nämlich unsichtbarer – Weise verhalten, oder wenn möglich, ›männlich‹ werden:

»Ich erinnere mich, als wir Studentinnen waren, hatte ich eine Freundin, die tatsächlich sehr maskulin war. Und sie, sie war sehr misstrauisch. Sie sagte, wenn ich alleine nach Hause gehe, wenn ich gezwungenermaßen alleine nach Hause gehe, verkleide ich mich als Kerl. Sie zog einen Kapuzenpulli an, sie war sehr groß, sie machte so den Gang ... Und das funktionierte gut! Ich glaube, das ist tatsächlich eine gute Technik! [amüsiertes Lachen]«³⁰ (weiblich, 33 Jahre, Französin, Lothringen)

5.3.4 Fazit: entgenderte Übergänge

Die Auswertungen der quantitativen und qualitativen Befragungen haben gezeigt, dass Männer und Frauen sowohl neutrale Räume als auch geschlechtsspezifisch zugeschriebene Räume unterschiedlich wahrnehmen. Im ersten Fall ist von einer Aneignung von Räumen (Subjektivierung) zu sprechen, während im zweiten Fall Subjektivationsprozesse (Zuschreibungen) stattfinden. In beiden Fällen werden Räume vergeschlechtlicht und wirken vergeschlechtlichend auf die Akteur/-innen. Die Thematisierung der Räume findet in einem jeweils geschlechtsspezifischen Handlungsrahmen statt. Dabei fällt auf, dass überwiegend weibliche Handlungsräume thematisiert werden (Einkaufen, Pflege des Haushaltes und der Kinder), während nur selten männliche Handlungsräume genannt werden, namentlich Technik. Demnach scheinen immer noch Frauen die Hauptverantwortlichen für den Haushalt zu sein, v.a. dann, wenn Kinder zu versorgen sind. Die Rolle der Männer beschränkt sich auf die des Helfers, was Baltes-Löhr (2006: 189) als Schwellentätigkeiten bezeichnet.

Bezieht man jedoch ein, welche Räume nicht in vergeschlechtlichter Weise aufgerufen wurden – die in dieser Studie nicht explizit betrachteten Bereiche Arbeit, Wirtschaft, Freizeit fallen hierunter – und erinnert man sich an die von den Befragten vorgenommene Zuschreibung der Räume, die in der deutlichen Mehrheit ergeben hat, dass die Befragten keine geschlechtsspezifische Konnotation vornehmen, dann sind Frauen durchaus im öffentlichen Raum präsent. Sie sind jedoch nicht in allen Bereichen gleichermaßen stark vertreten, noch weniger sind sie gleich stark vertreten wie Männer. Auch die Qualität der Raumeig-

30 | Eigene Übersetzung von: »Je me souviens, quand on était étudiantes, j'avais une amie qui était très masculine, en fait. Et elle, elle était très méfiaante. Elle disait, quand je rentre seule, quand je suis obligée de rentrer seule chez moi, je me fais passer pour un mec. Elle mettait un sweat avec une capuche, elle était assez grande, elle faisait une démarche un peu ..., et ça marchait bien! Je crois que c'est une bonne technique, en fait [Rire amusé] !»

nung unterscheidet sich erheblich. V.a. dürfen die Verdrängungsmechanismen von Frauen aus der Öffentlichkeit nicht übersehen werden, die sich innerhalb des Diskurses um Bedrohungsräume manifestiert haben. Hier wird suggeriert, dass Frauen, die sich in bestimmten ›Bedrohungsräumen‹ bewegen, damit rechnen müssen, Gewalt zu erfahren. Eine vergleichbare Bedrohung für Männer existiert diskursiv nicht. Eine – prekäre – Sicherheit entsteht, wenn Frauen sich in diesen Räumen ›unsichtbar‹ machen. Die latent oder offen vorhandene Kultur des *Victim Blaming* führt dazu, dass Frauen hier praktisch das Recht auf Sicherheit aberkannt wird, denn ›sie sind selbst schuld‹. Auf diese Weise wird Frauen aber auch eine gleichberechtigte Aneignung des öffentlichen Raums verwehrt.³¹

Trotz der paradoxalen und prekären Sichtbarkeit von Frauen im öffentlichen Raum ist dieser kein ausschließlich männlicher, sondern ein heterosozialer Raum. ›Geschlecht‹ kann hier als Struktur- und Subjektkategorie zumindest teilweise an Bedeutung verlieren. Die Individuen werden nicht mehr als geschlechtspezifische Subjekte angerufen und subjektivieren sich auch selbst nicht mehr ausschließlich als vergeschlechtlichtes Subjekt: Hier wird ›Geschlecht‹ situativ dekonstruiert. Dies gelingt allerdings nur, wenn der öffentliche Raum auch explizit als politischer Raum der Dekonstruktion von Identität verstanden wird. Dies ist kein ganz neuer Gedanke (vgl. Degele 2010). In vielerlei Hinsicht wird er bereits in die Tat umgesetzt. Auch die explizite Aneignung durch Homosexuelle, Trans- und Intersex-Personen – etwa am Christopher-Street-Day oder IDAHOTI (*International Day against Homo-, Trans- and Interphobia*) – sind Beispiele. Jedoch ist dies bislang eher Programm als alltägliche Realität. Dennoch kann an der Vorstellung festgehalten werden, dass die Grenzen zwischen männlicher und weiblicher Subjektposition im öffentlichen Raum verschwimmen und ein dekonstruktivistisches und vielfältiges Grenzland der Begegnung entstehen lassen (vgl. Baltes-Löhr 2003: 96f.).

5.4 IDENTÄTSKONSTRUKTIONEN UND REGIONALISIERUNG AM BEISPIEL DES TOTENGEDENKENS IM TREVERERGEBIET (2./3. JAHRHUNDERT N. CHR.): FAMILIENIDENTITÄTEN AUF GRABMONUMENTEN IN ARRON

Andrea Binsfeld

Familie und Verwandtschaft sind die grundlegenden sozialen Ordnungen griechisch-römischer Gesellschaften. Familien können vielfältige Funktionen innerhalb dieser Gesellschaften erfüllen: Sie sind Lebensgemeinschaften und Wirt-

31 | Für Ruhne (2003: 195f.) ist die Unsicherheit, mit der sich Frauen im öffentlichen Raum bewegen – und zu der sie erzogen werden! – ein Symptom des Ausschlusses von Frauen aus der Öffentlichkeit und der Persistenz geschlechtsspezifischer Sphärentrennungen.

schaftseinheiten, über sie werden Werte und Traditionen weitergegeben sowie künftige Generationen in die Gesellschaft integriert. Familien sind keine starren Strukturen, sondern sie sind Veränderungen unterworfen. Indem sie sich den wirtschaftlichen, sozialen, politischen und kulturellen Rahmenbedingungen anpassen, versehen Familien Subjekte mit einer spezifischen Familienidentität (vgl. Bührmann/Schneider 2008: 68, Anm. 27). Repräsentationen von Familien stellen damit ein ideales Untersuchungsfeld dar, um der Frage nach Subjektivation und Subjektivierung sowie nach der Visualisierung von Identitäten nachzugehen. Die Darstellungen von Familien auf Grabdenkmälern in den römischen Provinzen zeigen beispielhaft, auf welche Vorbilder diese zurückgreifen (Subjektivation), welche Bildformeln verwendet werden, wie sie abgewandelt werden und welches Selbstverständnis der Subjekte darin zum Ausdruck kommt (Subjektivierung).

In dieser Fallstudie sollen in erster Linie Identitätskonstruktionen am Beispiel der Familiendarstellungen auf römischen Grabdenkmälern der *civitas Treverorum* untersucht werden, also des Gebietes, das das heutige Luxemburg und die angrenzenden Gebiete in Belgien (Arlon), Frankreich und Deutschland (Trier) umfasst. Die Analyse einiger ausgewählter Beispiele hat zum Ziel, die Prozesse der Selbstdefinierung, die Subjektivierungstechniken, und die darin angelegten Identitätskonstruktionen herauszuarbeiten. Im Zentrum stehen dabei Praktiken des Erinnerns und ihre materiellen Ausformungen in Grabdenkmälern. Diese Artefakte sind Teil eines visuellen Diskurses, über den Identitäten und Räume generiert werden. Auf diese Art und Weise verbindet der vorliegende Beitrag zwei wichtige Forschungsbereiche: die Konstruktion sozialer und kultureller Identitäten am Beispiel von Grabmonumenten sowie Forschungen zur römischen Familie. Der Schwerpunkt der Analyse wird auf den Grabmonumenten des 2. und 3. Jahrhunderts aus Arlon liegen, die zu Darstellungen verschiedener Regionen, v.a. Metz und Trier, in Beziehung gesetzt werden. Somit knüpft der Beitrag an die Arbeiten von Hannelore Rose und Henner von Hesberg an, die sich ebenfalls mit Familiendarstellungen auf gallo-römischen Grabmälern beschäftigen. Hannelore Rose (2007: 207ff.) untersuchte jedoch schwerpunktmäßig die Grabmonumente aus Metz, während Henner von Hesberg (2008: 257ff.) allgemein Familiendarstellungen und Rollenmodelle auf Grabmonumenten in den Nordwestprovinzen analysierte. Für die Bereiche der Repräsentation von Familien sowie der Konstruktion sozialer und kultureller Identitäten liegt eine Reihe weiterer Arbeiten vor, an die diese Fallstudie anknüpft. Grundlegend für den Aspekt der Selbstdarstellung der gallo-römischen Gesellschaft ist die Arbeit von Yasmine Freigang (1997) zu den Grabmälern der gallo-römischen Kultur im Moselland. Auch in den folgenden Jahren hat sich eine Reihe von Kolloquien mit diesem Thema beschäftigt (vgl. Fasold 1998; Heinzelmann 2001; Walde 2007). Die Romanisierungs- und Transformationsprozesse des Treverergebietes und der nördlichen Grenzprovinzen des römischen Reiches waren zudem Gegenstand eigener Forschungsprojekte (vgl. Haffner/von Schnurbein 2000; Scholz 2012).

Für die Forschungen zur römischen Familie sind die ursprünglich von Beryl Rawson organisierten *Roman Family Conferences* von großer Bedeutung. Eine Bilanz der Familienforschung stellt der von Rawson herausgegebene, im Jahr 2011 erschienene *Companion to Families in the Greek and Roman World* dar, der ein breites Spektrum von Themen, Methoden, Disziplinen und Quellen abdeckt und auch Aspekte der Erinnerungskultur von Haushalt und Familie behandelt.

Generell ist eine Tendenz zu regionalen Studien festzustellen: Nachdem sich die Erforschung von Haus und Familie v.a. auf die Familie in Italien und Rom konzentrierte (vgl. z.B. Huskinson 2011: 521f.; Dasen/Späth 2010), finden nun zunehmend die Provinzen Beachtung. Ein Beispiel dafür ist der von Michele George herausgegebenen Band mit dem programmatischen Titel *The Roman Family in the Empire. Rome, Italy and Beyond* (2005a). In diesem Zusammenhang finden gerade auch die Grabdenkmäler große Beachtung, denn insbesondere Familienbilder boten den lokalen Eliten »ein wirkungsvolles Bild, durch das sie ihren sozialen Aufstieg darstellen und Anspruch auf ein öffentliches Profil erheben konnten, wenn auch eines, das praktischen und kulturellen Beschränkungen unterlag«³² (George 2005b: 37f.).

Hinter den Fragen nach Subjektkonstitutionen durch Subjektivationen und Subjektivierungen steht letztendlich die Frage nach Romanisierung bzw. Akkulturation, widmet sich doch die Romanisierungsforschung dem Problem, in welchem Umfang römische Vorgaben von der Bevölkerung der unterworfenen Gebiete rezipiert wurden. Seit der Entwicklung des Romanisierungskonzeptes im 19. Jahrhundert, das insbesondere mit Theodor Mommsen und Francis Haverfield in Verbindung zu bringen ist (vgl. Rothe 2005: 1ff.), hat sich die Vorstellung des Kulturtransfers zwischen Römern und der lokalen Bevölkerung in den Provinzen jedoch stark gewandelt. Anfangs stand der Aspekt der Subjektivation im Vordergrund. Romanisierung wurde als einseitige Übernahme der römischen Kultur verstanden. Der Fokus der neueren Forschung liegt nun stärker auf dem Prozess der Subjektivierung, also v.a. auf der Diversität und Andersartigkeit; es wird das Lokale, die Varietät und die Pluralität untersucht (vgl. Deppmeyer 2005: 57ff.; Hingley 2010: 54ff.; Hodos 2010: 9; Scholz 2012: 1ff.; Schörner 2005: Vff.).

5.4.1 Darstellungen der römischen Familie

Auf welche Vorbilder, d.h. auf welche »Muster des Erstrebenswerten« (Reckwitz 2008: 140), die hier zu behandelnden Beispiele zurückgreifen konnten, zeigen Beispiele aus stadtromischem Kontext und aus Oberitalien, wie das Grabrelief der Familie der Servili aus dem 1. Jahrhundert v. Chr. (vgl. Abb. 1) in den Vatikanischen Museen in Rom (vgl. Kockel 1993: 14f.).

32 | Eigene Übersetzung von: »An effective image through which they could display their social ascendancy and lay claim to a public profile, albeit one conditioned by practical and cultural limitations.«

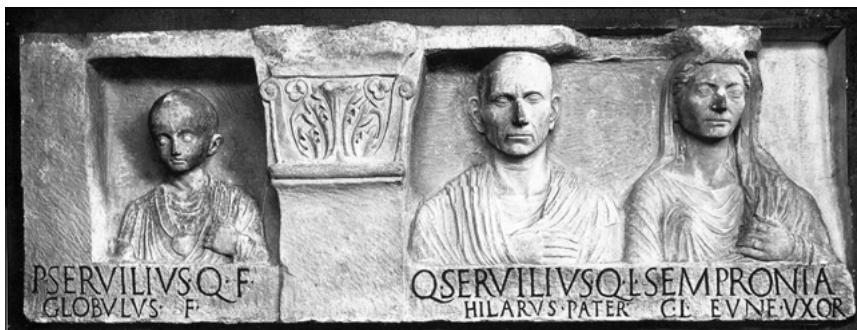


Abbildung 1: Grabrelief der Servili, Rom; Museo Gregoriano Profano Inv. 10491
(Kockel 1993: Taf. 51b)

Aus der Inschrift geht hervor, dass es sich um eine Familie von Freigelassenen handelt.³³ Die Familienmitglieder sind streng frontal ausgerichtet. Besonders hervorgehoben wird durch die Inschrift und das Attribut, also die *bulla*, die der Knabe um den Hals trägt, der Sohn der Familie: In der Inschrift wird der Knabe zwei Mal explizit als Sohn angesprochen, die *bulla* weist ihn zusätzlich als ersten frei Geborenen der Familie aus (vgl. ebd.: 53). Jedem Familienmitglied wird eine Funktion zugewiesen: Hilarus wird explizit als Vater (*pater*) angesprochen, Sempronia Eune als Gattin (*uxor*). Als Sklaven hatten die Servili weder das Recht, zu heiraten noch eine Familie zu gründen. Es ist ihnen daher ein besonderen Anliegen, die bürgerlichen Rechte, die sie durch ihre Freilassung gewonnen haben, inschriftlich festzuhalten und zu visualisieren. In ihrer Selbstdarstellung eignen sich die Freigelassenen Bildformeln an, die typisch für eine Bürgerfamilie sind: die *toga*, die Darstellung als Matrone und der frei geborene Nachwuchs (vgl. Huskinson 2011: 526f.). Die Männer zeigen ihren Status durch das Tragen der *toga* an, während Frauen die *tunica* und als Obergewand die *palla*, die in manchen Fällen den Kopf bedeckt, tragen. Im *pudicitia*-Gestus greift die Frau in die *palla* und zieht sie leicht vor das Gesicht, um somit die Tugend und Keuschheit einer römischen Matrone anzudeuten. Das Grabrelief spiegelt auch den besonderen Stolz der Freigelassenen auf den frei geborenen Sohn wider. Die bildliche Darstellung dient somit weniger privaten, sondern öffentlichen Zwecken. Auch wenn diese Art der Familiendarstellung besonders häufig von Freigelassenen gewählt wird, ist sie nicht auf diese Gruppe beschränkt (vgl. George 2005b: 37ff.; Zanker 1975). Die Anzahl der abgebildeten Familienmitglieder kann zudem um weitere Personen erweitert

³³ | Corpus Inscriptionum Latinarum (CIL) VI 26410: P(ublius) Servilius Q(uinti) f(ilius) Globulus f(ilius), Q(uintus) Servilius Q(uinti) l(ibertus) Hilarus pater, Sempronia C(ai) l(iberta) Eune uxor (eigene Übersetzung: »Publius Servilius Globulus, Sohn des Quintus, der Sohn, Quintus Servilius Hilarus, Freigelassener des Quintus, der Vater, Sempronia Eune, Freigelassene des Gaius, die Gattin«).

werden, wie auf einem Beispiel aus Ravenna aus dem 1. Jahrhundert n. Chr.: Dargestellt sind neben dem Ehepaar mit Kind auch die Schwester der Frau mit Mann sowie zwei Freigelassene (vgl. Pflug 1989: Kat. Nr. 8).³⁴ In diesem Fall visualisiert das Grabmal die komplexen römischen Familienstrukturen. So ist der Begriff *familia* nicht nur auf die Verwandtschaft beschränkt, sondern umfasst auch Sklaven und Freigelassene (vgl. Digesten 50,16,195), denen das Recht eingeräumt werden konnte, in der Grabstätte der Familie beigesetzt zu werden. Die Zugehörigkeit zu einer Familie ist mit Rechten und Pflichten, wie z.B. der Bestattung, verbunden. Somit stellt auch das Grabmal aus Ravenna ein öffentliches Dokument dar, da es diese Zugehörigkeit visualisiert. Der dokumentarische Charakter wird auch hier durch die starre Frontalität unterstrichen. Eine andere Variante der Familiendarstellungen findet sich auf Sarkophagen, v.a. Kindersarkophagen, die den Lebenslauf des Kindes darstellen. Auch wenn hier zunächst ›private‹ Aspekte im Vordergrund zu stehen scheinen, wie die Trauer von Vater und Mutter um das verstorbene Kind, so werden über die Auswahl der Bildthemen Normen und Werte tradiert und Funktionsbereiche festgelegt. Der Mutter ist der Bereich der Geburt und Kinderpflege (zusammen mit der Amme) vorbehalten; besonderer Wert wird auf die Darstellung der Erziehung des Kindes gelegt. Eher die Ausnahme ist es, wenn die aktive Beteiligung des Vaters an der Erziehung abgebildet wird, wie z.B. beim Anlegen der *toga*, um den Übergang vom Kind zum jungen Mann zu symbolisieren. Diese Darstellungen bieten zum einen die Möglichkeit, Emotionen auszudrücken, solche Familienzyklen können aber auch in die Darstellung der Leistung und des öffentlichen Wirkens des *pater familias* für die Gesellschaft eingebettet und somit ein Teil der öffentlichen Präsentation sein (vgl. Huskinson 2011: 528ff. und 534ff.). Zweifel sind jedoch angebracht, inwiefern diese Porträts die tatsächliche Zusammensetzung der Familie repräsentieren, v.a. da auf den meisten Monumenten nur ein Kind, dazu meist ein Sohn, dargestellt ist. Dies spricht dafür, dass das Ziel dieser Familiendarstellungen nicht eine getreue Wiedergabe einer Kleinfamilie oder einer erweiterten Familie ist, sondern dass es in erster Linie um die Darstellung von Rechten, Werten und der gesellschaftlichen Stellung geht (zu Problemen der demographischen Forschung vgl. Krause 2003: 23ff.; Huskinson 2011: 533; Huebner 2011: 73ff.). Welche Bedeutung die Familie als identitätsstiftende Institution hat, zeigen am deutlichsten die Grabreliefs der Freigelassenen. Indem sie sich als Bürger/-innen, Söhne, Eltern und Gatt/-innen darstellen lassen, versehen sie sich mit einer spezifischen Familienidentität.

34 | CIL XI 28: P(ublius) Arrius P(ubli) f(ilii) Montanus, Mocazia Helpis uxor, P(ublius) Arrius Pollux; Q(uintus) Decimius Dacus, opt(io) de (triere) Pinnata, Moca(z)ia lucunda u(x)-or, P(ublius) Arrius P(ubli) I(ibertus) Primigenius, P(ublius) Arrius P(ubli) I(ibertus) Castor (eigene Übersetzung: »Publius Arrius Montanus, Sohn des Publius, Mocazia Helpis, die Gattin, Publius Arrius Pollux, Quintus Decimius Dacus, Optio der Triere Pinnata, Mocazia lucunda, die Gattin, Publius Arrius Primigenius, Freigelassener des Publius, Publius Arrius Castor, Freigelassener des Publius«).

5.4.2 Die Grabmäler aus Arlon

Ob und wie diese Identitätsentwürfe wiederum von der Bevölkerung der nordwestlichen Provinzen des römischen Reiches übernommen wurden und dort das Selbstverständnis prägten, soll nun am Beispiel der Grabdenkmäler aus dem römischen *vicus* Arlon untersucht werden. Der *vicus* Arlon entstand nach der Eroberung Galliens im Zuge des Ausbaus des Straßensystems unter Kaiser Augustus bzw. unter der Statthalterschaft des Agrippa. Arlon lag am Schnittpunkt der Straßen Reims – Trier und Metz – Tongern. Ähnlich wie im Fall der römischen Freigelassenen stellt sich auch bei der Bevölkerung der Provinz Gallien die Frage, wie römischi-bürgerliche Einflüsse rezipiert wurden. Welche Aspekte in der Repräsentation der Arloner Familien im Vordergrund standen, soll anhand einiger ausgewählter Beispiele verdeutlicht werden, die repräsentativ sind für die wichtigsten Subjektentwürfe. Diese Beispiele datieren alle in das 2. und 3. Jahrhundert n. Chr., also in eine Zeit der Konsolidierung der römischen Herrschaft in Gallien.³⁵

Beruflicher Erfolg und Wohlstand

Auf dem ersten Beispiel, dem sogenannten *Pilier aux jeunes époux* (vgl. Musée archéologique 2009: Nr. 57), ist ein Paar abgebildet (vgl. Abb. 2a und b).

Die Frau trägt eine lokale Variante des Mantels: ein »mantelartiges Umschlagtuch« (Freigang 1997: 302), das um die Schulter und über den Arm gelegt wird, so dass vorne das Tuch in einer Spalte herabhängt. Der Mann trägt ebenfalls eine ›einheimische‹ Form von *tunica* und *paenula*, also einen Mantel mit V-Ausschnitt und Kapuze (Bezeichnung nach Freigang 1997; zur Problematik der Begriffe vgl. Rothe 2009: 34ff.). Sie wenden sich einander zu, die Frau hält ein Tuch, die *mappa*, und ein Fläschchen, ein *balsamarium*, in der Hand, das durch einen Korken verschlossen ist, der Mann eine Buchrolle. Auf den Seiten ist eine Tänzerin mit *krotaloi* zu sehen, nackt bis auf einen Mantel, der ihr von den Schultern gleitet. Solche Darstellungen aus dem dionysischen Bereich zeigen die Hoffnung der Grabinhaber/-innen auf ein immerwährendes Leben in Glückseligkeit nach dem Tod – ein Motiv, das in der Grabkunst seit dem 4. Jahrhundert v. Chr. bis in die späte Kaiserzeit weit verbreitet ist (vgl. Andrikopoulou-Strack 1986: 115ff.). Auf der linken Nebenseite ist ebenfalls eine nackte Frau zu sehen, die sich unterhalb der Brust eine Binde um den Körper legt. Ihre Kleider hat sie neben sich abgelegt. Enge Parallelen zu dieser Darstellung sind z.B. Bronzestatuetten, die Göttingen mit Brustbinde zeigen, wie die Venus aus Hinzerath-Belginum im Hunsrück³⁶.

35 | Eine katalogartige Zusammenstellung von Familiendarstellungen auf Grabdenkmälern kann an dieser Stelle nicht geleistet werden. Dazu sei auf die Publikationen von Mariën (1945), Lefèvre (1978) und auf den aktuellen Museumskatalog (Musée archéologique 2009) verwiesen.

36 | Aufbewahrungsort (AO): Rheinisches Landesmuseum Trier, vgl. Massow 1940.

oder die Statuette aus dem Museum Burg Linn, die aus einem Grab des 3. Jahrhunderts aus Krefeld Gellep stammt.³⁷

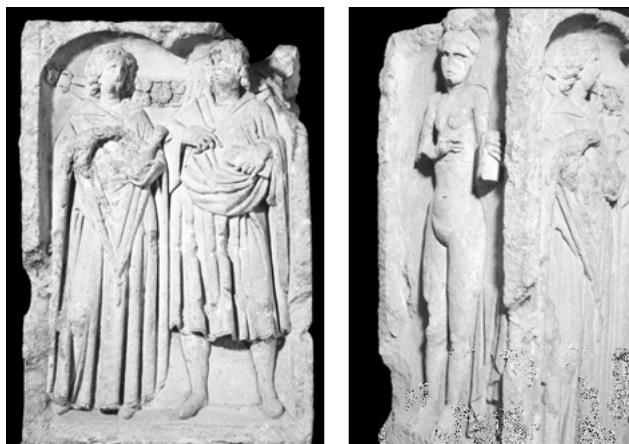


Abbildung 2a: Grabmonument mit der Darstellung eines Paares (Le pilier aux jeunes époux), IAL GR/S 028 (© Institut Archéologique du Luxembourg, Musée Archéologique d'Arlon), Abbildung 2b: Linke Seite des Grabpfeilers mit der Darstellung einer Venus (© Institut Archéologique du Luxembourg, Musée Archéologique d'Arlon)

Auf der Vorderseite des Grabmals des *Pilier du drapier* (Musée archéologique 2009: Nr. 109; Mariën 1945: 30ff., Nr. A1; Freigang 1997: Trev 80; Lefèvre 1978: 71ff., Nr. 47) sind drei Personen dargestellt: eine Frau zwischen zwei Männern (vgl. Abb. 3).

Die Frau trägt eine fußlange *tunica* mit Fransen, darüber ein Umschlagtuch; in der linken Hand hält sie eine *mappa*, in der rechten eine bauchige Glasflasche mit langem Hals, die der Form nach genau mit kugelförmigen Balsamarien übereinstimmt, wie sie auch als Grabbeigaben häufig vorkommen (vgl. Goethert-Polaschek 1980: 8). Das *balsarium* weist auf Reichtum und Luxus hin, während die *mappa* die Frau als Matrone kennzeichnet. Die beiden Männer tragen knielange, mit Fransen besetzte Tuniken und eine *paenula*. Der Mann zur Linken hält einen *codex* aus Wachstüfchen in der Hand sowie einen Schreibgriffel, der Mann zur Rechten einen Geldbeutel (*marsupium*), jeweils Hinweise auf eine erfolgreiche Tätigkeit in Handel und Gewerbe. Da die Köpfe der drei Dargestellten stark beschädigt sind, fehlen Anhaltspunkte, um die Beziehung zwischen den Personen erschließen zu können (Vater und Ehepaar?). Auch Körpersprache und erklärende Gesten fehlen hier. Möglicherweise muss

37 | Ich danke Franziska Dövener vom Centre National de Recherche Archéologique de Luxembourg sehr herzlich für den Hinweis auf dieses Stück. AO: Museum Burg Linn, Krefeld, vgl. Pirlin 1986: 73 und Abb. 48.

man sich die Szene wie in einem Beispiel aus Metz vorstellen: Auf der Grabstele für Marcus Maturicius Maternus und Marcius wird eine Frau ebenfalls von zwei Männern flankiert. Der Inschrift zufolge hat die Frau Mariana das Monument für die beiden männlichen Verstorbenen, vielleicht Vater und Sohn, errichten lassen.³⁸ Sie wendet sich dem jüngeren Mann zu ihrer Linken zu, während der Mann zu ihrer Rechten durch Barttracht und Falten als älterer Mann gekennzeichnet ist (vgl. Rose 2007: 216).³⁹ Auf den Seiten des Arloner Grabmals sind Szenen aus dem Leben eines Tuchhändlers dargestellt: eine Wagenfahrt und eine Transportszene auf der rechten Seite, eine Tuchprobe und eine Abrechnungsszene auf der linken Seite.



Abbildung 3: Grabmonument mit der Darstellung zweier Männer und einer Frau (Le pilier du drapier, vorher: Le Marchand de draps), IAL GR/S 047 (© Institut Archéologique du Luxembourg, Musée Archéologique d’Arlon)

Vergleicht man die beiden Beispiele mit den römischen Vorbildern, so zeigen sich zunächst deutliche Unterschiede. Die Subjekte lassen sich nicht in erster Linie

38 | Année Epigraphique (AE) 1976, 479: M(arco) Maturi[c]io M[ate]rno/et Marcia[no(?)]/Mariana Mari[--]/defunctis.

39 | AO: Metz, La Cour d'Or, Inv. 75.38.60; Fundort (FO): Metz, Ilot-St. Jacques.

als römische Bürger/-innen darstellen – statt *toga* und *palla* wählen sie eine lokale Tracht. Wie im Fall der römischen Beispiele sind die Bereiche von Mann und Frau klar getrennt und durch die Attribute genau definiert: Wohlstand und Schönheit sind Attribute der Frau, Männer werden dagegen der Welt des Geschäfts, dem öffentlich-rechtlichen Bereich und dem Bereich der Bildung zugeordnet. Geradezu plakativ zeigt sich dies an einem Trierer Beispiel, dem sogenannten Elternpaarpfeiler (vgl. Abb. 4): Auf der linken Seite findet sich die Frau bei der Morgentoilette, assistiert von vier Dienerinnen, bei denen es sich aller Wahrscheinlichkeit nach um Sklavinnen handelt. Die rechte Seite zeigt den Herrn bei der Jagd und im Geschäft. Auch die Sklavinnen sollen den Wohlstand ihrer Herrschaft durch ihre Zahl, ihre Tätigkeit und ihr gepflegtes Äußeres bildlich fassbar machen.

Doch auch die Rolle der Frau ist auf Repräsentation ausgelegt: Die Aufgabe als Mutter wurde – anders als im Fall der römischen Vorbilder – in diesen beiden Beispielen aus Arlon nicht als besonders darstellenswert erachtet. Zur Visualisierung der gesellschaftlich geschätzten Werte und Vorstellungen bedient man sich jedoch römischer Bildformeln wie der Balsamarien, der Darstellung der Venus und Motiven aus dem dionysischen Bereich. Die Art und Weise, wie die Subjekte mit den römischen Vorgaben umgehen, wird v.a. an der Kleidung deutlich, die wahlweise als eine romanisierte Variante einer gallischen Tracht (vgl. Freigang 1997: 304ff.) bzw. als eine genuin einheimische Tracht, die sich unter dem Einfluss der Romanisierung ›modernisiert‹ hätte (vgl. Rothe 2009: 54ff.), interpretiert wird. In der Adaption von Themen wie Erziehung und Bildung können sich die Arloner Denkmäler auf römische Vorbilder beziehen. Anders als dort stehen hier aber ökonomische Aspekte im Vordergrund der Selbstdarstellung: In ihrem Selbstverständnis präsentiert sich die Familie v.a. als ökonomische Versorgungseinheit.



Abbildung 4: Elternpaarpfeiler aus Neumagen, Rheinisches Landesmuseum Trier Nm 184a (© Rheinisches Landesmuseum Trier, Foto: Th. Zühmer)

Familiäre Zusammengehörigkeit

Familiäre Verbundenheit sowie die Bedeutung von Ehe und Kindern finden sich jedoch auch in Arlon. Sie prägen das Selbstverständnis der Subjekte, wie z.B. im

Falle des Monuments des Attianus (vgl. Musée archéologique 2009: Nr. 52; Mariën 1945: 78ff., Nr. D3; Lefèvre 1978: 46ff., Nr. 22; Freigang 1997: Trev 82). Hier hilft die Inschrift bei der Identifizierung der dargestellten Personen (vgl. Abb. 5)

Aus ihr geht hervor, dass Matrausus das Monument für seine Frau und seinen Sohn gesetzt hat. Die Inschrift lautet: *Secundius Attianus et Censorinia Matrausus* (oder *M. Trausus*) *co(n)i(ugi) (et) fili(o) def(unctis)*⁴⁰ (AE 1986: 497). Die Verbindung zwischen Mutter und Sohn wird doppelt unterstrichen: Mutter und Sohn reichen sich zum einen die rechte Hand. Die Mutter legt zudem dem Sohn noch die linke Hand auf die Schulter. Der Gruppe leicht zugewendet steht auf der rechten Seite ein Mann, der durch den Bart als älterer Mann gekennzeichnet ist. Der Sohn hält in der Linken eine Buchrolle, der Vater den gehenkelten *codex* und den Schreibgriffel. Auf den Seiten sind ein Philosoph und eine Muse dargestellt – eine Darstellung, die ihr Vorbild auf stadtömischen Sarkophagen findet, um den Bildungsanspruch der Verstorbenen zu visualisieren. Auch dort werden die Verstorbenen im Kreis von Philosophen und Musen wiedergegeben.



Abbildung 5: Grabmonument des Attianus,
IAL GR/S 022a (© Institut Archéologique du
Luxembourg, Musée Archéologique d’Arlon)

40 | Eigene Übersetzung: »*Secundius Attianus und Censorinia. Matrausus* [oder: *Marcus Trausus*] für die verstorbene Gattin und den verstorbenen Sohn.«

Auf der Hauptseite des *Pilier au satyr* (vgl. Musée archéologique 2009: Nr. 48, Mariën 1945: 104ff., Nr. E2, Lefebvre 1978: 38f., Nr. 17, Freigang 1997: Trev 81) sind zwei Paare dargestellt (vgl. Abb. 6); die Männer tragen eine knielange *tunica* und darüber eine *paenula*, die Frauen eine lange *tunica* und ein Umschlagtuch. Das linke Paar wendet sich einander zu und reicht sich die rechte Hand, der Mann hält in der Linken eine Buchrolle, die als Zeichen für Bildungsanspruch, als Testamentsrolle, Ehevertrag, Bürgerrechtsurkunde oder auch als Berufsattribut gedeutet werden kann (zu den Interpretationen vgl. Freigang 1997: 313), die Frau hält eine *mappa*. Das rechte Paar wendet sich zwar auch einander zu, jedoch ohne sich die Hand zu reichen. Die Frau hat ein *balsamarium* in der Hand; die linke Hand des Mannes ist beschädigt; möglicherweise hält auch er eine Buchrolle in der Hand. Über den beiden Paaren ist eine Stoffbahn drapiert, auf die sich noch die Unterschenkel zweier Eroten abstützen. Die Eroten wurden als ein Hinweis auf die insbesondere emotionale Verbundenheit der Ehepartner interpretiert (vgl. Rose 2007: 217). Auf den Seiten sind eine tanzende nackte Bacchantin und ein Satyr dargestellt.



Abbildung 6: Grabmonument mit der Darstellung zweier Paare (Le pilier au satyr, vorher: Les mariés et leurs témoins), IAL GR/S017 (© Institut Archéologique du Luxembourg, Musée Archéologique d’Arlon)

Die Szene wird zum einen als die Darstellung einer Hochzeit mit Trauzeugen gedeutet (vgl. Musée archéologique 2009: 101) oder auch etwas zurückhaltender als

zwei Ehepaare, wobei tatsächlich nur ein Paar sich die Hände reicht. Möglicherweise könnten hier auch zwei Generationen von Ehepaaren in einem Bild vereint sein (vgl. Rose 2007: 216f.). Auch zu diesem Grabmal findet sich eine Parallel in Metz, die jedoch leider sehr stark beschädigt ist, aber eine sehr ähnliche Disposition der Figuren zeigt.⁴¹

Eine für gallo-römische und römische Monuments gleichermaßen ungewöhnliche Darstellung findet sich auf dem *Pilier de la femme à l'anneau* (vgl. Musée archéologique 2009: Nr. 53; Mariën 1945: 41ff., Nr. A.4; Lefèvre 1978: 48ff., Nr. 23; Freigang 1997: Trev 83; vgl. Abb. 7): Abgebildet ist ein Paar, die Frau wendet sich zum Mann hin; zwischen Daumen und Zeigefinger hält sie einen Ring. Sie trägt eine gegürte *tunica* und einen Mantel, die *palla*, die sie über den Hinterkopf gezogen hat. In der anderen Hand hält sie ein Kästchen. Bei dieser Tracht handelt es sich nicht um eine lokale Tracht, wie wir sie von den anderen hier behandelten Beispielen aus Arlon kennen, sondern um die typische Tracht einer römischen Matrone.



Abbildung 7: Grabmonument der Frau mit dem Ring (Le pilier de la femme à l'anneau, vorher: La dame à l'anneau), IAL GR/S 023
(© Institut Archéologique du Luxembourg,
Musée Archéologique d'Arlon)

Die Frau mit dem Ring ist nicht das einzige Beispiel für die Übernahme der römischen Tracht in den Provinzen. Auffällig ist jedoch, dass – wenn überhaupt – in Arlon nur Frauen in römischer Kleidung dargestellt werden, während die Männer ausschließlich eine einheimische Tracht wählen (weitere Beispiele bei Röthe 2009). Der Ring, der hier dem Partner überdeutlich präsentiert wird, könnte auf ein Verlöbnis bzw. eine eheliche Verbundenheit hindeuten und nicht nur ein Symbol für den Reichtum der Verstorbenen sein, wird doch der Ring der Frau zur Verlobung übergeben (vgl. Iuvenal 6,27; Digesten 24,1,36; Plinius, Naturalis Historia 33,12). Den Mantel hat die Frau über den Hinterkopf gelegt, ganz so wie man es auf Hochzeitsdarstellungen findet. Der Mann, bärig, trägt *tunica* und eine *paenula*, in der linken Hand hält er Wachstäfelchen und Schreibgriffel. Interessant sind auch die Seiten: Auf der rechten Seite ist ein junger Mann in *tunica* und *paenula* dargestellt; in der Hand hält er eine Rolle. Die linke Seite ist schlechter erhalten, hier war eine junge Frau dargestellt – vielleicht die Kinder des Paares?

5.4.3 Fazit

Die Darstellung der Kernfamilie bzw. eines leicht erweiterten Familienkreises auf den Monumenten aus Arlon dient der Visualisierung des nach außen getragenen Selbstbildes. Dabei spiegelt die Beschränkung auf die Kernfamilie jedoch weniger die tatsächliche (archäologisch belegte) Alltagskultur wider, sondern ist als ein Bildmotiv für ›Familie‹ und für Wohlstand eingesetzt. Es ist davon auszugehen, dass nur wohlhabende Familien sich überhaupt ein Grabmal setzen lassen und es sich leisten konnten, dass die Söhne einen eigenen Haushalt führten, statt mit ihrer Familie im Haus des Vaters zu wohnen (vgl. Huebner 2011: 73ff.). Die Familie präsentiert sich durch die Monamente als Keimzelle von wirtschaftlichem Erfolg. Dabei fehlen gerade im Fall der Grabdenkmäler von Arlon nicht emotionale Gesten, Hinweise auf eine affektive Zugewandtheit zwischen Ehepaaren, Eltern und Kindern. Diese Bezogenheit ist nicht nur als ein Ausdruck eines lokalen Stils, sondern auch als ein Ausdruck emotionaler Bindung aufgefasst worden, der zusätzlich noch durch Eroten, wie im Fall der Viererstele, sowie durch erotische Motive (nackte Tänzerinnen, Darstellung der Venus) unterstrichen werde (vgl. Rose 2007: 216f.). In diesem Sinne ist die Darstellung der Venus mit der Brustbinde als Seitenrelief der Stele des jungen Ehepaars (vgl. Abb. 2) möglicherweise nicht nur als eine positive Jenseitserwartung aufzufassen oder ein allgemeines Symbol für Schönheit, sondern auch als ein Hinweis auf die Beziehung zwischen den Ehepartnern. Auch die Zuwendung zu den Kindern wird durch Körperhaltung und Gestik, wie wir am Beispiel der Mutter, die ihrem Sohn die Hand reicht und ihn um die Schulter fasst (vgl. Abb. 5), gesehen haben, visualisiert. Unsere Vergleichsbeispiele aus Rom und Oberitalien bilden Kinder ebenfalls im Kreis der Familie ab, diese Abbildungen verfolgen allerdings eher repräsentative Zwecke und lassen den Aspekt der emotionalen Verbindung zwischen Eltern und Kindern mehr oder weniger außen vor. In der gallischen Provinz hingegen wird die Privatheit

zu einem öffentlichen Wert (vgl. Rose 2007): Kinder verkörpern die Zukunft und die Hoffnung ihrer Eltern. Am deutlichsten wird dies wiederum am Beispiel der Freigelassenenreliefs, die den Bürgerstatus ihrer Kinder durch das Tragen der *bulla* und die Titulierung als *filius* mehrfach betonen, wie das Beispiel der Servilii in aller Deutlichkeit zeigt. Dass auch im Fall der Grabmäler der *Gallia Belgica* die Hoffnung der Eltern auf den Kindern ruht, die das Geschäft ihrer Eltern weiterführen sollen, veranschaulicht eine Stele aus Metz⁴²: Mutter und Sohn halten sich an den Händen – die Verbundenheit des Sohnes mit dem Vater zeigt sich darin, dass der Sohn wie eine Miniatur seines Vaters dargestellt ist; er trägt *tunica* und *paenula* und hat wie der Vater die Wachstäfelchen am Henkel gegriffen. Die Wachstäfelchen tauchen auf Grabdenkmälern immer wieder in Abrechnungsszenen auf, sind also ein Hinweis auf die erfolgreiche berufliche Tätigkeit.⁴³

Wie in Rom werden Männer und Frauen verschiedenen Bereichen zugeordnet. Auffällig ist jedoch, dass die Männer sich nie in der *toga*, sondern in einer einheimischen Tracht darstellen lassen, was nicht zwangsläufig bedeuten muss, dass sie nicht das römische Bürgerrecht besaßen. Dagegen sprechen die Metzer Steine (deren Inschriften häufig noch erhalten sind), aus denen hervorgeht, dass die Dargestellten durchaus das Bürgerrecht hatten. Daraus kann man schließen, dass keine Verpflichtung bestand, die *toga* zu tragen, dass sich die Dargestellten vielmehr (selbst-)bewusst in einheimischer Tracht präsentierten. Darin unterscheiden sich die Grabmäler von Arlon und Metz von den Trierer Grabmälern: Der Prozentsatz von Personen, die sich in römischer Tracht darstellen lassen, ist in Trier, dem Hauptort der *civitas Treverorum*, wesentlich höher als in Arlon, dem zweiten städtischen Zentrum des Treverergebietes (vgl. Rothe 2009: 114, Abb. 12), und in Metz (vgl. Freigang 1997: 301ff.). In der Tat ist der Unterschied zwischen den beiden *civitas*-Hauptorten Metz und Trier bemerkenswert. Auch für Metz würde man einen höheren Anteil an *togati* erwarten, aber auch hier überwiegt die lokale Tracht.

Es zeigt sich hier also schon, dass einerseits römische Werte und römische Bildformeln aufgegriffen werden, aber auch dass diese regional variieren. Auch wenn die Denkmäler von Arlon hauptsächlich eine einheimische Form der Tracht zeigen und nicht die *toga* als Sinnbild der *romanitas*, so kann man doch nicht von einem Akt der Abgrenzung sprechen. Im Vordergrund der Arloner Denkmäler steht der zivile Bereich von Handel, Handwerk und Gewerbe und nicht der öffentlich-politische Bereich, für den die *toga* steht.

Neben der Darstellung des familiären Wohlstands und des beruflichen Erfolgs sind Heirat und Ehe sowie eine enge Verbundenheit zwischen den Familienmitgliedern Themen, die das Selbstverständnis der Familien auf den Arloner

42 | Metz, Musées de Metz, Inv. Nr. 75.38.58; FO: Ilot-St.-Jacques; vgl. Freigang 1997: 432f., Med 199, Taf. 41. AE 1976, 478: [--]iolae Silvici filiae Sacuri[us ---]/[--]s uxori et Sacer fil(ius) vivi posuerunt.

43 | AO: Metz, Musées de Metz, Inv. 75.38.58; FO: Metz, Ilot-St.-Jacques.

Grabdenkmälern prägen. Diese Elemente bestimmen die soziale Identität dieser Familien. Dabei bedienen sie sich Bildmotiven, die eindeutig dem römischen Bildrepertoire entlehnt sind: Familie, Heirat, Musen, Philosophen, Venus, dionysische Bildthemen, z.T. weibliche Kleidung. Auch Attribute wie die Glasbal-samarien sind typisch römische Grabbeigaben. Die Motive sind römisch, man übernimmt römische soziale Werte – aber nicht nur. In Arlon findet man zu einer ganz eigenen Art und Weise, wie man diese Motive einsetzt, variiert und sich dann doch zu einer eigenen Bildsprache kommt, die Ausdruck einer eigenen lo-kalen kulturellen Identität ist. Der kreative Umgang mit den römischen Vorgaben zeigt, dass diese lediglich Angebote darstellen und keine verbindlichen Normen. Es handelt sich somit nicht um einen einseitigen Kulturtransfer, was der Idee der Subjektivation bzw. der alten Auffassung von Romanisierung entsprechen würde, sondern um einen differenzierenden Umgang mit den Bildmotiven. In ihrer Aussage stehen die Arloner Denkmäler den Metzer Grabmälern viel näher als den Trierern, die noch stärker römischen Motiven verpflichtet sind. Es zeichnen sich vielmehr – durch regional geprägte und visuell dargestellte Subjektivierungs-prozesse – Kulturräume ab, die nicht mit den territorialen Grenzen der *civitas Treverorum* übereinstimmen müssen.

5.5 ARBEITERKOLONIEN UND IHRE BEWOHNER/-INNEN: RAUMKONSTRUKTIONEN UND KOLLEKTIVE SUBJEKTKONSTITUTION

Laure Caregari

In der Forschungsliteratur, den populären Veröffentlichungen zum Thema sowie im Sprachgebrauch wird in Luxemburg die Bezeichnung ›Kolonie‹⁴⁴ als Synonym für den Werkswohnungsbau benutzt. In Frankreich und Belgien begegnet man ihr unter dem Begriff der *cité ouvrière*, in Deutschland ist der Ausdruck ›Arbeitersiedlung‹ üblich.⁴⁵

Voraussetzung für das Entstehen von Arbeitersiedlungen waren Abbau und Verhüttung von Eisenerz im Südwesten von Luxemburg, dem Bassin minier, das während des industriellen *take-off* seit den 1880ern Jahren vermehrt internatio-nale, nationale und lokale Unternehmen anzog. Diese fusionierten oder wurden – wenn es sich um deutsches Kapital handelte – nach dem Ersten Weltkrieg in

44 | In diesem Beitrag wird ›Kolonie‹ im Kollektivsingular benutzt und steht stellvertretend für das Ensemble der unterschiedlichen Kolonien. Es werden nur Arbeitersiedlungen be-handelt. Ein weiterer Aspekt, der hier aus Platzgründen nicht dargestellt werden kann, ist die räumliche Trennung von den Beamtenkolonien.

45 | Prominente Beispiele sind die *Cité de Butte* in Villerupt, der *Bois du Luc* im Borinage und die *Margarethenhöhen* in Essen.

andere Gesellschaften integriert (vgl. Quasten 1970; Trausch 2000). Zu den wichtigsten Vertretern von Werksbautätigkeit in Luxemburg gehörten u.a. folgende Industriebetriebe: ARBED (*Aciéries Réunies de Burbach-Eich-Dudelange*), GBAG (*Gelsenkirchener Bergwerks A.G.*), HADIR (*Hauts Fourneaux et Aciéries de Differdange-St. Ingbert-Rumelange*).

Ziel der Unternehmen bei der Errichtung von Arbeitersiedlungen bzw. Kolonien war es, einen kontrollierbaren ›Arbeiterstamm‹ unmittelbar in Werksnähe anzusiedeln und damit den Kontakt mit ›betriebsschädlichen‹ Praktiken und Diskursen zu minimisieren. Gleichzeitig bot dieses System Arbeitern und ihren Familien die Möglichkeit einer günstigen Wohnsituation. Die beabsichtigte Fußläufigkeit zum Arbeitsplatz verschränkt sich mit der paternalistischen Kontrolle seitens der Unternehmen und prägt die Raumproduktionen und sozialen Praktiken der Bewohner/-innen.

Besonderes Kennzeichen für das Großherzogtum ist, dass eine Kolonie nicht als abgeschlossene Raumentität konzipiert wurde, sondern sich an die bereits existierende Siedlungsstruktur angliederte (vgl. Hudemann/Wittenbrock 1991) bzw. durch später gebaute urbane Straßenzüge ergänzt wurde – eine Ausnahme bildet das zwischen steilen Hügeln eingekesselte Dorf Lasauvage (vgl. Fleischhauer 2013: 10). Geographisch sind diese Siedlungsstrukturen in Luxemburg dort anzutreffen, wo sich die Schwerindustrie niederließ.

Die vorliegende Fallstudie beschäftigt sich mit der Frage, wie die interviewten, aktuellen Koloniebewohner/-innen – allesamt ehemalige Arbeiter der Luxemburger Stahlindustrie – die alltägliche Subjektivierung (vgl. Abschnitt 5.1), die sie zu Zeiten ihrer Werkstätigkeit erlebt haben, narrativ fassen. Kann man aufgrund dieser gemeinsamen Erfahrungen und Erinnerungen auf eine kollektive Subjektkonstitution schließen und diese als eine spezifische Form der Arbeiterkultur⁴⁶ bezeichnen? Welche Auswirkungen hat diese Subjektkonstitution durch alltägliches Handeln auf die Konstruktion von Raum? Des Weiteren möchte dieser Beitrag einem Desiderat nachkommen, das 2011 im Rahmen der *4^e Assises de l'historiographie luxembourgeoise* formuliert wurde (vgl. Caregari et al. 2012), und das darin besteht, die Kolonien nicht nur aus einer wirtschaftshistorischen und architektonischen Perspektive zu erforschen (vgl. v.a. Lorang 1994), sondern sich auch mit dem ›Innenleben‹ ihrer Bewohner/-innen und deren individuellem Erleben auseinanderzusetzen. Historische Kontextualisierungen und architektonische

46 | »Aber Arbeiterkultur ist bekanntlich mehr als Not- und Mangelkultur, wenn auch immer wieder auch das. Ich verstehe nach wie vor unter Arbeiterkultur ›diejenigen Manifestationen der proletarischen Lebensweise und der Arbeiterbewegung, die Werthaltungen ausdrücken und als solche tradierfähig sind.« (Tenfelde 1991: 21f.). In Anlehnung an dieses Zitat soll auch das Wohnen in einer Arbeiterkolonie nicht nur mit einer »Not- und Mangelkultur« identifiziert werden, sondern es gilt auch die Werthaltungen zu untersuchen.

Typologisierungen dienen hier nur dem besseren Verständnis der subjektiven Raumwahrnehmung und -nutzung.⁴⁷

Empirische Grundlage dieser Studie sind qualitative Leitfadeninterviews, die mit neun Zeitzeugen geführt wurden: Männer im Alter von 57 bis 75 Jahren, im Zeitraum von Mai bis Oktober 2013; die Gespräche hatten eine durchschnittliche Dauer von einer Stunde. Die Auswertung der integral transkribierten Interviews orientiert sich an den heuristischen Kategorien nach Reckwitz (2008: 75ff.): Subjektivierung/Subjektivation, Praktiken, (kulturelle) Codes, praktisches Wissen, Diskurse, Artefakte/Materialität.

Die Stichprobe der Befragten setzt sich aus gegenwärtigen oder ehemaligen luxemburgischen Bewohnern jeweils unterschiedlicher Arbeitersiedlungen⁴⁸ des Luxemburger Bassin minier zusammen. Die mikrosoziologische Perspektive erlaubt Einblicke in die Alltagskultur. Das Subjekt wird nicht als Produkt eines bestimmten Milieus angesehen, sondern unter der Prämisse untersucht, dass »das Wissen, das [Subjekte] sich während ihrer Sozialisation aneignen, in der Praxis also einerseits bestätigt, andererseits aber auch irritiert oder konterkariert werden [kann]« (Buschmann 2013: 141).

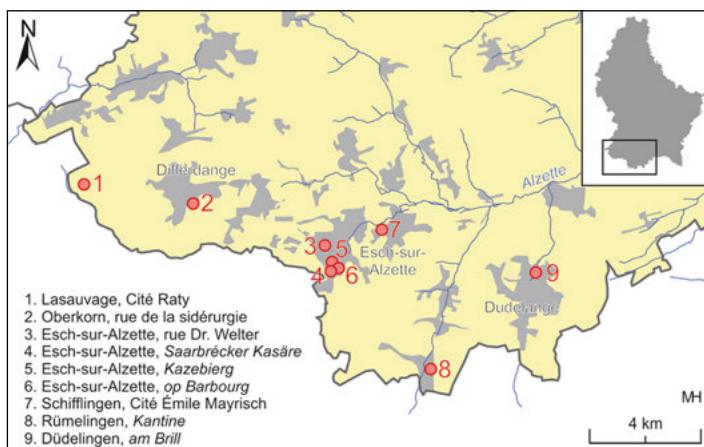


Abbildung 1: Das Bassin minier mit seinen Siedlungsstrukturen
(Stand: 2013) (Entwurf: Laure Caregari, Umsetzung: Malte Helfer)

47 | Eine Bibliographie zum Werkswohnungsbau in der Großregion findet sich in Caregari/Lorang 2013.

48 | Folgende Auswahl wurde getroffen, um der Heterogenität dieser Wohnform in Luxemburg Rechnung zu tragen: Cité Raty (Lasauvage), rue de l'industrie (Oberkorn), rue Dr. Welter (Esch-sur-Alzette), Saarbrécker Kasäre, teilweise abgerissen (Esch-sur-Alzette), Kazebierg, abgerissen (Esch-sur-Alzette), op Barbourg (Esch-sur-Alzette), Cité Emile Mayrisch (Schifflange), Kantine HADIR, Umnutzung (Rumelange), Brill (Dudelange).

5.5.1 Hierarchie und Homogenität

Dieser Abschnitt beschäftigt sich einerseits mit der sozialen Kontrolle der Kolonie seitens des Unternehmens. Andererseits wird der Spielraum der individuellen Handlungsfähigkeit ausgelotet. Das Verhältnis von Kontrolle und Freiräumen, d.h. zwischen der Subjektivation (Perspektive der Zuschreibung) und der Subjektivierung (Perspektive der Aneignung), ist nicht als dichotomisch anzusehen. Es sind ihre Überlappungen, Berührungspunkte und Verflechtungen, die die Subjektkonstitutionen bedingen. Der Formierung des Subjektes immanent sind die sozialen Praktiken der Koloniebewohner/-innen. Dieses menschliche Handeln verfestigt und legitimiert den sozialen Raum der Kolonie.

Soziale Kontrolle wurde auch nach dem Zweiten Weltkrieg ausgeübt, nur hat sich diese von einer expliziten zu einer impliziten Form verändert. Die Bewohner/-innen waren, was die Gestaltung und einen eventuellen Umbau des Koloniehauses betraf, nicht autonom; jeder der interviewten Zeitzeugen berichtet von diversen Instanzen, bei denen im Falle von Schaden, Renovierungswünschen oder Wohnungswechsel eine Meldung zu erfolgen hatte. Es war das Unternehmen, das die Entscheidungsgewalt über Zeitpunkt und Umfang von Veränderungen – Tapetenwechsel, Farbe und Qualität des Anstriches, neue Bodenbeläge usw. – ausübte:

»Ich kenne ihre Namen noch, die zu uns gekommen sind. Das waren der Brosius und der Deden. Zwei. Das müssen Deutsche gewesen sein. Das müssen noch welche von dem Ursprung der deutschen Kolonien gewesen sein. Brosius und Deden. Sie sind immer vorbeigekommen, wenn etwas zu tun war. Und dann hat die ARBED das erneuert. Ich kann mich auch erinnern, sie hat nach dem Zweiten Weltkrieg neue Böden verlegt.⁴⁹

Der ›Kontrolleur‹, welcher zur Visite vorbeikam, blieb die Ausnahme in der Kolonie nach dem Zweiten Weltkrieg. Eine explizite und direkte Disziplinierung der Koloniebewohner/-innen seitens des Unternehmens erschien ab diesem Zeitraum weniger erforderlich. Die Praxis, sich an einen Verwalter oder Beamten zu wenden, war zu dem Zeitpunkt von den Koloniebewohner/-innen verinnerlicht – wenngleich diese mit Resignation über die Länge der Prozedur und deren Umgehbarkeit geschah.

49 | Eigene Übersetzung von: »Ech weess elo nach, wéi déi zwee geheescht hunn, déi bei eis komm sinn. Dat war de Brosius an den Deden. Zwei. Dat müssen nach Däitscher gewiescht sinn. Dat müssen der nach vum Ursprung vun den däitschen Kolonien gewiergt sinn. Brosius an Deden. Déi sinn émmer an d'Haiser kucke komm, wann eppes ze maachen ass. An dann huet d'ARBED dat fréisch gemeet. Ech kann mech och erënneren, si huet nom Zweete Weltkrich nei Biedem gemeet.«

»Wenn bei uns etwas kaputt war, z.B. ein Fenster war kaputt, dann sind wir hinaufgegangen zur Werkstatt. Dann haben wir in der Schreinerei gesagt: ›Unser Fenster ist kaputt.‹ [...] Aber gewöhnlich war es eine Abteilung bei der Hütte. Das war die Abteilung *Logement*, nennen wir das so. Die kamen dann. Das hat dann gedauert. Wie hieß der wieder? [...] Egal was es war in den Häusern, ob das Dach kaputt war... Dann hat man beim Steiger oder im Büro [...] des Bergwerks ... Da war der Bürochef. Dann hat er bei der Hütte angerufen: ›Dies und das ist in dem Haus.‹ Und dann hat es gedauert, bis sie Zeit hatten. Und dann kamen zwei Männer. Dann wurde z.B. das Dach repariert. Das war eben so.«⁵⁰

Das Leben in der Kolonie wird in allen Interviews mit einem gewissen Grad an Sonderbewusstsein und gar Abgrenzung verbunden: Subjektivierungstechniken formulieren eine klare Auffassung von Ausnahmesituationen (z.B. Unsicherheit), die zum Alltag wurden, wie folgende Spekulation über die Namensgebung verdeutlicht:

»Wir haben sie [die Kolonie] immer Kaserne genannt oder zu meiner Zeit war es die Revolvergasse.«

»Revolvergasse? Warum denn Revolvergasse?«

»Das hat auf einmal jemand gesagt, und dann war das so.«

»Gab es einen Grund dafür?«

»Nein, ich glaube nicht. Vielleicht sind mal zwei Leute mit dem Messer aneinandergeraten, wer von beiden den Pfarrer rauswerfen soll.«⁵¹

50 | Eigene Übersetzung von: »Wa mer eppes futti haten, zum Beispill wann eng Fénster futti war, da si mer eropgaang bei d'Atelieren. Dann hu mer gesot bei der Schräinerei: ›Eis Fénster ass gebrach.‹ [...] Mä gewéinlech war et och ee Service vun der Schmelz. Dat war de Service Logement, loosse mer dat esou nennen. Déi sinn da komm. Dat huet da gedauert. Wéi huet dee scho méi geheesch? [...] Egal, wat et war an den Haiser, ob den Daach futti war. Dann hutt der beim Steiger oder am Bureau [...] vun der Minière ... Do war ee Chef-Bureau. Dann huet deen op d'Schmelz telefonéiert: ›Dat an dat ass an deem Haus.‹ An dann huet dat gedauert, bis datt se dann Zäit haten. An da sinn se komm zu zwee Monn. Dann ass dat, zum Beispill um Daach, gefléckt ginn. Dat war eben esou.« Die Diphthongisierung des charakteristischen Minetter Dialektes (vgl. Gilles 2010: 120) konnte in der deutschen Übersetzung nicht wiedergegeben werden.

51 | Eigene Übersetzung von: »Mär hunn et [d'Kolonie] émmer Kasäre genannt oder zu menger Zäit war et d'Revolvergaass.« – »D'Revolvergaass? Firwat dann d'Revolvergaass?« – »Dat hat op eng Kéier ee lancéiert, an do war et dat.« – »Gëtt et dofir e Grond?« – »Nee, ech mengen net. Villäicht sinn der mol zwee Stéck mam Messer unenee gaang, wee vun hinne soll de Paschtouer erausgeheien.«



Abbildung 2: Die Saarbrécker Kasäre bzw. Revolvergasse in den 1930er Jahren (Foto: Photothek der Stadt Luxemburg)

Dieses Zitat in Verbindung mit dem Ausdruck »den Pfarrer rauswerfen« macht deutlich, inwiefern der Raum als Resultat von verschiedenen gearteten Praktiken anzusehen ist. Es ist die Kombination aus praktischem Wissen – in diesem Fall das implizit geteilte Wissen um den Hang zum Antiklerikalismus – und der Erkenntnis ihrer kulturellen Bedeutung, die seitens der Subjekte den sozialen Raum der Kolonie mit Bedeutung auflädt.

Dieses Wissen konstituiert sich um die alltägliche Routine, die ihrerseits eng mit Disziplinierungstechniken der Gleichstellung verflochten ist. Alle Koloniebewohner/-innen sind im Alltag dem vom Unternehmen aufgestellten Grundsatz der Homogenität unterworfen – gleiche Häuser in der inneren und äußeren Gestaltung, gleiche Möglichkeit, Nahrungsmittel anzupflanzen und Tiere zu halten usw. Aus diesem praktischen Wissen heraus entsteht auch ein Bewusstsein für die Nichtbeachtung bzw. das Umgehen der vom Unternehmen aufgestellten Regeln:

»Meine Mutter hatte die Wäsche gemacht ... In der Waschküche, da war kein Strom, da hat mein Vater etwas Primitives gebastelt. Meine Mutter ist fast dabei umgekommen. Und dann kamen die vom Grubenbetrieb und die machten etwas, was Kopf und Fuß hatte.«⁵²

52 | Eigene Übersetzung von: »Meng Mamm, déi hat d'Wäsch gemaach ... An der Wäschkichen, do war kee Stroum, do hat mäi Papp eppes Primitives gezwafft. Meng Mamm ass bal do leie bliwwen. An do sinn déi vun der Mine komm, an déi hunn eppes gemaach, wat Kapp a Fouss hat.«



Abbildung 3: Spiel der Red Boys gegen eine englische Mannschaft. Im Hintergrund die Kolonie in Oberkorn im Jahr 1910 und die Seilbahn zum Transport des Eisenerzes (Foto: Sammlung Erny Hilgert)

Angesprochen auf die Praxis der Wohnungsvergabe innerhalb der Kolonien äußerte sich ein Interviewpartner folgendermaßen:

»Ja, das haben wir von uns aus gemacht. Später bist du zur ARBED gegangen, zu L., glaube ich hieß der. Wie gesagt, das ist 50 Jahre her. Dann sind sie zu ihm gegangen, dann sagten sie: ›Meins [das Haus] ist zu groß, und er hat viele Kinder bekommen. Ich tausche mit ihm.‹ – Ja, in Ordnung. Morgen kannst du umziehen.‹ Die Miete, die war ja immer ... Jedes Haus bezahlte das gleiche.⁵³

Diese Praxis ist ausschließlich an das System der Kolonievergabe gebunden. Die Tatsache, dass es einen konkreten Ansprechpartner seitens des grundbesitzenden Unternehmens gibt, kombiniert mit den »als know-how abhängigen und vom praktischen ›Verstehen‹ zusammengehaltene Verhaltensroutinen« (Buschmann 2013: 289) ermöglicht es, die Kolonie als sozial homogenen Raum zu identifizieren.

Dennoch kann die Sozialdisziplinierung ausgebaut werden. Besorgt um den ›Arbeiterstamm‹ und somit um den eigenen Gewinn, greift das Unternehmen nicht nur in die Alltagswelt des Wohnens und der Nahrungsproduktion ein, sondern versucht seinen erzieherischen Einfluss auch auf die Freizeit- bzw. Fei-

53 | Eigene Übersetzung von: »Jo, mär hunn dat vun sech aus gemeet. Herno bass de op d'ARBED gaangen, bei den L., mengen ech huet dee geheesch. Wéi gesot, dat si 50 Joer hier. Da sinn se bei dee gaangen, dann hunn se gesot: ›Meng ass ze grouss, an heen huet vill Kanner kritt. Ech tauschen mat him.‹ – Jo, et ass gutt, hei. Muar kanns de plénneren. Den Hauszéns, dee war jo émmer ... All Haus huet datselwecht bezueilt.«

erabendkultur auszudehnen. Dies kann jedoch nur gelingen, wenn das Unternehmen die einzige ›besitzende‹ Instanz im Ort ist und ein Monopol auf die Organisation des Alltags innehat. Folgendes Beispiel illustriert die Expansion des Praktikenkomplexes ›Kolonie‹:

»Nein, es war überhaupt kein Privathaus hier. Das gab es hier nicht, denn alles was hier war, war MMR [S.A. *Minière et Métallurgie de Rodange*]. Diese Seite zum Hügel hin ... Diese Seite ist ja Frankreich. Aber das war alles MMR. Sogar der Bäcker, der auf dieser Seite war. Der *Economat*⁵⁴, der da war. Das Wirtshaus, das da war. Das war alles MMR. Sie haben ihre Miete bezahlt, wie das eben üblich war. Dann dieses Wirtshaus, das auf dieser Seite ist ... Denn während der Woche wurde um acht Uhr abends geschlossen. Dann wurde jeder Mensch vor die Tür gesetzt. Sie mussten morgens arbeiten gehen, da konnte man nicht bis elf, zwölf Uhr da sitzen bleiben. Oder dass man betrunken war. Um acht Uhr raus. Nur samstags durften sie länger, weil sie sonntags nicht gearbeitet haben. Das war gesetzlich hier. Ja, das war eben so.«⁵⁵

Geht man noch einen Schritt weiter in der Logik einer Konstruktion des Praktikenkomplexes, so wird man konfrontiert mit kulturellen Codes. Einblicke in diese Schnittstelle zwischen Praxis und Subjektkonstitution werden oft anhand von Vergleichen oder Episoden geschildert und bedingen eine spezifische Terminologie:

»Aber ich war einmal in der Schule. Und da sagt auch der Arzt ... Er kontrollierte die Zähne, und das Mädchen, die Assistentin saß da, und dann las sie: ›Ah, du kommst aus der Féckerrei, mein Junge?‹ Ja, und dann erklärte er der Sekretärin: Die deutschen Hütten, die waren ja sehr mit dem Fugger-System verbunden. Und wie es scheint, haben sie diese Häuser auch Fuggerhäuser genannt. Fugger war ja einer, der in Deutschland seinen Leuten Häuser gegeben hat. Und sie konnten sie auch von ihm kaufen. Und diese Siedlungen haben

54 | »Der Kaufladen [Economat] unterlag einer ähnlichen Logik wie die Wohnungen: Angesichts der unzureichenden Zahl von Einzelhandelsläden in den Industriezonen war seine Aufgabe, den Arbeitern und Familien die unentbehrlichen Grundprodukte zur Verfügung zu stellen und vor allem einen zu starken Preisdruck zu verhindern, der sich auf die Löhne hätte auswirken können« (Commaille 2004: 371).

55 | Eigene Übersetzung von: »Nee, et war iwwerhaapt kee Privathaus hei. Dat ass et net hei ginn, well alles, wat hei war, war MMR. Déi Säit den Hiwwel ... Déi Säit ass jo Frankräich. Mä dat ass alles MMR. Souguer de Bäcker, wou déi Säit war. Den Economat, wou do war. D'Wiertschaft, wou do war. Dat war alles MMR. Déi hunn hire Loyer bezuelt, sou wéi et eben hei war. Well déi Wiertschaft, wou déi Säit ass ... Well an der Woch ass déi um aacht Auer owes zou gemaach ginn. Dann ass all Mënsch erausgeflunn. Si hu misse mueres schaffe goen, da war et net, fir bis eelef, zwielef Auer do hänken ze bleiwen. Oder datt ee voll war. Um aacht Auer eraus. Just samstes konnten se méi laang, well se sonndes net geschafft hunn. Dat war gesetzlech hei. Jo, dat war esou.«

Fuggerei geheißen. Jetzt kann es auch sein, dass die sieben Häuser hier Fuggerei hießen, weil sie von Aachener gebaut wurden. Und aus Fuggerei wurde Féckerei [...]. Und das ist die Herkunft des Namens. Kazebierg oder Féckerei.«⁵⁶

Festzuhalten bleibt, dass die Praxis geprägt ist durch ein stabiles ›System‹ von Konstanten. Diese werden angeeignet und im Praktikenkomplex Kolonie in der Namensgebung und in der alltäglichen Routine umgesetzt. In den Interviews ergeben sie ein Dispositiv an institutionellen Subjektivationen, pragmatischen Überlegungen und Diskursen, erschließbar von den jeweiligen Koloniebewohner/-innen.

Die Subjektkonstitution als Verhältnis beider Analysekategorien drückt sich einerseits durch die Kenntnis der Subjektivationssysteme aus, andererseits werden daraus Subjektivierungselemente generiert. Man nimmt das Lebens- und Wohnangebot an und verweist gleichzeitig auf die Alternativlosigkeit anderer Lebensmodelle. Als begleitende Semantik zur Beschreibung des sozialen Raumes werden die Zitate oft resigniert beendet mit: »Das war eben so«, »Das war Gesetz«, »Wir waren froh, hier zu sein«, »Was willst du mehr vom Leben haben?«⁵⁷ Die Erschließung des Raumes der Koloniebewohner/-innen wird bedingt durch den Brückenschlag zwischen der individuellen Lebenssituation und dem Einfügen in eine kollektivistische Lebenswelt durch alltägliche Praktiken.

5.5.2 Architektur und technische Anlagen

Dieser Abschnitt behandelt das Ensemble an materiellen Gegenständen und dessen Auswirkung auf Raumkonstruktionen und spezifische Subjektkonstitutionen. Diese thematische Kategorie umfasst einerseits die Wohnsituation und Rezeption des Koloniehauses selbst. Andererseits beschäftigt sie sich mit den technischen Anlagen des Unternehmens. Ziel ist es, die Grenzen zwischen der Kolonie und der Materialität des Arbeitsortes einzurordnen. Denn durch die Nähe

56 | Eigene Übersetzung von: »Mä ech war eng Kéier an der Schoul. An do huet och den Dokter gesot ... Do huet en Zänn kontrolléiert an d'Meedchen, d'Assistentin souz do, an do huet e gelies: ›Ah, kénns du vun der Féckerei, mäi Jong?‹ Jo, an do huet heen der Sekretärin erklärt: Déi däitsch Schmelzen, déi waren jo ganz mat deem Fugger-System do verbonnen. An wéi et schéngt, hunn se déi heiten Haiser och Fugger-Haiser genannt. De Fugger war jo een, deen an Däitschland senge Leit Heiser ginn huet. An si konnten och bei him kofen. An déi Citéen hu Fuggerei geheesch. Elo kann et och sinn, dass déi siwen Haiser hei Fuggerei geheesch hunn, well et vun der Aachener gebaut ginn ass. An aus der Fuggerei ass dann eng Féckerei ginn. [...] An dat ass, wéi den Numm hierkönnt. Kazebierg oder Féckerei.«

57 | Eigene Übersetzung von: »Dat war eben esou«, »Dat war Gesetz«, »Mär ware frou, datt mer hei souzen«, »Wat wélls de méi hunn?«

zum privaten Lebensraum sind die technischen Anlagen der Schwerindustrie eng mit der Lebenswelt der Kolonie verbunden.

Alle Befragten konnten eine detaillierte Beschreibung der Raumaufteilung und der Konzeption ihres Koloniehauses wiedergeben. So unterschiedlich die verschiedenen ›Koloniesysteme‹ waren, so einheitlich ist die Schlichtheit der bewohnten Kolonie. Folgende Schilderung steht repräsentativ für alle Erläuterungen:

»Diese Häuser hatten vier Eingänge. Zwei an der Seite der Straße, wo der Kazeberg anfing und zwei zur anderen Seite. Da war keine Straße, da war nur ein Weg. [...] Es waren getrennte Eingänge. [...] Es waren keine großen Häuser. Man hatte eine, wenn man die Tür öffnete, Küche. Man öffnete die Tür und war sofort in der Küche. Und dann ist man links, dann war man in der Stube. [...] Und dann oben zwei Schlafzimmer. Das war alles so. D.h. das Elternschlafzimmer und das Kinderschlafzimmer. Und in Anbetracht, dass viele Kinder da waren ... [...] Die Toiletten, die waren bis kurz vor dem Zweiten Weltkrieg draußen. [...] Das waren so Häuschen für zwei Familien. Hier war unsere. Und wie das hier gebaut wurde, ist ein Stall hinzugekommen, und da war auch eine Toilette drin. [...] Da konnte man ein Tier halten.«⁵⁸



Abbildung 4: Die Cité Émile Mayrisch in Schiffingen in den 1950er Jahren (Foto: privat)

58 | Eigene Übersetzung von: »Déi Haiser haten véier Entréeën. Zwou Säit Strooss, wou de Kazeberg eropgaang ass, an zou déi aner Säit. Do war keng Strooss, do war némme Wee. [...] Et ware getrennten Entréeën. [...] Et waren keng grouss Haiser. Där hat eng, wann Der d'Dier opgemeet hutt, Kichen. Där huet d'Dier opgemeet, da war Der direkt an der Kichen. An da sidd Der lénks, da war d'Stuff. [...] An dann uewenop zwee Schlofzëmmer. Dat war alles esou. Dat heescht d'Eltereschlofzëmmer an d'Kannerschlofzëmmer. A vue dass vill Kanner do waren... [...] D'Toiletten, déi ware bis kuerz virum Zweete Weltkrich dobaussen. [...] Dat waren esou Haisercher fir zwou Familljen. Hei war fir eis. A wéi dat dote gebaut ginn ass, do ass e Stall bäikomm, an do war och eng Toilette dran. [...] Do konnt een en Déier halen.«

Die Beschreibungen sind alle wertneutral und es sind keine Unterschiede bezüglich der Zugehörigkeit zu einem Architekturtypus der Kolonie auszumachen. Die äußere Architektur, ob sie dem strengen Kasernentypus, dem symmetrischen *Cottage* oder dem verspielten Gartenstadtkonzept (vgl. Caregari/Lorang 2013: 52f.) entspricht, ist in der inneren Gestaltung nicht wiederzufinden und übt somit keine disziplinierenden Effekte auf die Koloniebewohner/-innen aus.⁵⁹ Vielmehr spielt die Materialität der Innengestaltung des Koloniehauses insofern eine Rolle, als dass sie alle Bewohner/-innen gleichsetzt. Dies wiederum stimulierte das Zugehörigkeitsgefühl.

Zudem zählten alle befragten Koloniebewohner/-innen, ob darauf angesprochen oder nicht, die Familiennamen anderer Koloniebewohner/-innen auf. Die Aufzählung ging nicht über die Grenzen der Kolonie hinaus. Dies zeigt, dass die Subjektivierung nicht nur durch die sozio-professionelle Identität der in der Schwerindustrie beschäftigten Arbeiter/-innen bestimmt wird, sondern durch intensive Nachbarschaftsbeziehungen, d.h. dass dieses *Doing Identity* verflochten ist mit *Doing Space*.

Materialität ist für die Koloniebewohner/-innen nicht nur auf ihre Wohnstrukturen beschränkt. Der spezifische Aspekt der Fußläufigkeit bedingt, dass sich die Bewohner/-innen permanent mit der Materialität der technischen Anlagen der Unternehmen auseinandersetzen mussten. Die Verzahnung zwischen privatem Lebensraum und wirtschaftlichem Produktionsort führte dazu, dass keine Grenze zwischen beiden Materialitätsformen aufgebaut wurde:

»Von den Halden muss ich dir noch etwas erzählen. Es war nicht nett von der ARBED, wie sie mit diesen Halden umgegangen ist. Sie hat uns nämlich diese Halden, wenn nun eine Krise war ... dann wurde wieder eine Reservehalde angelegt. Und diese Halde, die war so groß, dass die Eisenerzsteine fast bis in die Häuser flogen. Sie kam dann fast bis hierhin. Die Erde haben sie ganz zerstört. Jeder hatte einen Garten dort. Das war ja in den Kolonien. Jeder. Aber den haben sie dann zugeschüttet, den Garten und alles, was darin stand. Und dann, wenn es wieder gut lief, wurde sie wieder aufgebaggert, die Halde. Dann wurde es wieder gebraucht auf der Hütte, das Eisenerz. Dann konntest du wieder deinen Garten in Ordnung bringen. Die Steine entfernen. Das war nicht sehr nett von der ...«⁶⁰

59 | Diese Feststellung macht auch der Zeitzeuge Marcel Kieffer: »Vom Architekturstil wie auch von der historischen Dimension unserer Kolonie wusste ich sicher nicht viel weniger als meine erwachsenen Zeitgenossen« (Kieffer 2006: 308).

60 | Eigene Übersetzung von: »Vun den Typpe muss ech der och eppes zielen. Dat war net fein vun der ARBED, wéi se mat deenen Typpen émgaangen ass. Si huet eis nämlech déi Typpen, deemno wann elo eng Crisis war ... dann ass erém ee Reservetyp ugueluet ginn. An deen Typ, dee war sou grouss, dass d'Minetssteng bal bis an d'Haiser geflu sinn. En ass da ganz heihinner komm. D'Äerd hunn se all futti gemeet. Jiddwereeën hat e Guart do. Dat war jo an de Kolonien. Jiddereen. Mä deen hunn se dann zougetippt, de Guart an alles wat matdrann stoung. An dann wann et erém gutt gaang ass, ass deen erem opgebaggert ginn,



Abbildung 5: Die Kolonie Kazebierg neben den technischen Anlagen der Usine Terre Rouge Ende der 1920er Jahre (Foto: privat)

Es ist in den Interviews auch die emotionale Wahrnehmung, die zu einer Durchlässigkeit zwischen Lebens- und Arbeitswelt beiträgt. Die unmittelbare und vom Unternehmen erzwungene Nähe wurde als unabänderlich betrachtet und konnte Teil der Subjektivierung werden:

»Was für mich interessanter war als der Fußball, das waren die ganzen Anlagen. Die ganzen Anlagen des Bergwerks ... die Ladestelle der Collare⁶¹ ... wo man von der Straße aus schauen konnte, wohin der Zug fuhr und wann er gekippt wurde usw. Und auf der anderen Seite, die Abteilung der ARBED ... von der Pierre Kersch-Straße ging eine Überführung über die Grubenabteilung der ARBED hin zum *Ledigenheim*⁶². Und ich stand ziemlich oft auf dieser Brücke. Ich habe ziemlich viele Stunden da verbracht, nur um den Zügen zuzusehen. Das war faszinierend. Leere, die fortfuhren, die unterschiedliche Lokomotiven hatten. Die vollen die ankamen usw. Die vollen, die dann entfernt wurden aus einem Bahnhof, die dann zum Brecher gefahren wurden. Und später im leeren Bahnhof abgestellt wurden. Und später ging das ganze Manöver wieder von vorne los. Das war faszinierend. Ich denke, davon bin ich definitiv geprägt worden ...«⁶³

deen Typ. Dann ass et ërem gebraucht ginn an der Schmelz, d'Minett. Da konnts de deng Gäret erëm an d'Rei setzen. D'Steng eraus huelen. Dat war net ganz fein vun der ...«

61 | Charles und Jules Collart waren Hüttenbetreiber in Steinfort und Grubenbesitzer u.a. in Esch-sur-Alzette (vgl. Pagliarini/Clemens 2009).

62 | Das *Ledigenheim* in der Hoehl in Esch-sur-Alzette wurde erbaut für alleinstehende und von der Familie getrennt lebende Arbeiter.

63 | Eigene Übersetzung von: »Dat, wat fir mech méi interessant war wéi de Fussball, dat waren déi ganz Installatiounen. Déi ganz Installatiounen vun der Mine ... De Collarten hire Quai. Wou ee vun der Strooss aus konnt kucken, wou den Zuch gefuer komm ass, an wann e gekippt ginn ass. An esou virun. An op der anerer Säit, de Betrib vun der ARBED ... Vun

Diese materiellen Gegenstände, welche heutzutage größtenteils zerstört sind und/oder brachliegen, evozieren Erinnerungen an Alltagskontexte. Sie werden benannt, inkorporiert und vermitteln den Koloniebewohner/-innen »kulturelles Kapital«⁶⁴. Anhand ihrer – positiven wie negativen – Erläuterungen weisen sie sich einer bestimmten sozialen Gruppe zugehörig, die durch die Materialität genötigt wurde oder fasziniert war. Halden, Ladestellen für Eisenerz, Grubenlokomotiven stiften mikrohistorische Identitätssymbole. Sie besitzen in einer kleineren Dimension eine ähnliche Aura⁶⁵ wie u.a. die Hochofensilhouette auf Belval⁶⁶ – Leuchtturmsymbol für eine ganze Region.

Die Materialität ist eng mit der Existenzgrundlage der Kolonie verbunden. Einerseits waren die technischen Anlagen die daseinsstiftende Vorbedingung für die Errichtung der Kolonie, andererseits bedeuteten sie ebenso eine lebensweltliche Bedrohung: »Dann wurden die Häuser abgerissen. Weil sie die Agglomeration mit der Brecheranlage in den fünfziger Jahren gebaut haben.«⁶⁷ Die Kolonie wurde dominiert von einer zweckunterworfenen Materialität, welche im Fall einer Modernisierung oder Produktionssteigerung bzw. Nichtrentabilität den humanen Lebensraum reduzieren oder eliminieren konnte.⁶⁸ Ausgehend von den Besitzverhältnissen – alle Grundstücke der Kolonie und der technischen Anla-

der Pierre Kersch-Strooss ass eng Passerelle fortgaang iwwert de Grouwebetrieb vun der ARBED an d'Ledigenheim. An ech stoung zimlech oft op déier Bréck. Ech hunn zimlech vill Stonnen do verbruet, fir just den Zich nozekucken. Dat war faszinéierend. Eideler, déi fortgefuer sinn, déi énnerschiddlech Lokomotiven haten. Déi voll, déi komm sinn, an sou virun. Déi voll, déi ewech geholl gi sinn aus enger Guare, déi op de Brecher gefouert gi sinn. An herno an déi eidel Guare gestallt gi sinn. An herno ass de ganze Manöver rëm vu vir ugaang. Dat war faszinéierend. Ech mengen, ech sinn definitiv geimpft ginn ...«

64 | »Die Inkorporierung von kulturellem Kapital kann sich [...] ohne ausdrücklich geplante Erziehungsmaßnahmen, also völlig unbewußt vollziehen. Verkörperlichtes Kulturkapital bleibt immer von den Umständen seiner ersten Aneignung geprägt. Sie hinterlassen mehr oder weniger sichtbare Spuren [...]. Dadurch wird auch der jeweilige Wert eines kulturellen Kapitals mitbestimmt, denn über die Aufnahmefähigkeit eines einzelnen Aktors hinaus kann es ja nicht akkumuliert werden. Es vergeht und stirbt, wie sein Träger stirbt« (Bourdieu 1983: 188).

65 | Entgegen der Materialismus-Theorie in der von Walter Benjamins 1936 verfassten Schrift »Das Kunstwerk im Zeitalter seiner Reproduzierbarkeit« (Benjamin 1966) verliert das Artefakt trotz seiner serienhaften Reproduktion seine Aura nicht, sondern steigert sie anhand seiner historischen Zeugenschaft.

66 | Zentraler Produktionsort der luxemburgischen Stahlindustrie (vgl. Knebeler/Scuto 2010).

67 | Eigene Übersetzung von: »Do sinn d'Haiser afgerappt ginn. Well se déi Agglomeréierung mat der Brecheranlag an de fofzeger Joren gebaut hunn.«

68 | Die sich abzeichnende Verlangsamung der Industriekonjunktur und die einsetzende Tertiarisierung der Gesellschaft verleitete die Unternehmen ihre Kolonien aus Kostengründen Ende der 1960er Jahre abzustoßen.

gen gehörten dem Unternehmen – kam es zu einer Ausdehnung der technischen Anlagen in den Praktikenkomplex der Kolonie. Aufgrund dessen verhinderte die Subjektkonstitution die Konstruktion einer alltäglichen Grenze.

5.5.3 Fazit

Aussagen über die Subjektkonstitution in der Kolonie in Luxemburg sind immer mit der Untersuchung von isolierten, aber homogenen Raumentitäten verbunden. Die Kolonie ist als Alternative zu staatlichen Regelungen bzw. zu staatlichen Eingriffen in die Unternehmerpolitik zu deuten. Der gemeinsame Nenner ist, ähnlich wie in Frankreich, die Haltung den Arbeiter/-innen gegenüber, welche in einem »unerschütterlichen [Paternalismus] besteht, der aber oft beträchtliche Varianten zulässt« (Michel 1989: 222).

Das Raumempfinden der Koloniebewohner/-innen in den Interviews ist übereinstimmend geprägt einerseits vom Souveränitäts-Modell der Ungleichbeziehungen (vgl. Abschnitt 5.1) – dem Festlegen durch das Unternehmen, was erlaubt ist und was nicht – und der Praxis der Konzentration einer sozio-professionellen Kategorie. Diese Mischung von Hierarchie in Bezug auf das Unternehmen und Gleichheit zwischen Dominierten bestätigt sich auch in den Aussagen. Die intensive Auseinandersetzung mit den anderen Koloniebewohner/-innen beruht auf dem Prinzip der Gleichheit. Dies äußert sich dadurch, dass auch mit teilweise jahrzehntelangem Abstand sämtliche Familien der Kolonie aufgezählt werden. Die disziplinierende Hierarchie wird überall ausgeübt anhand der Konzeption und Größe der Häuser – nicht aber durch die Architektur an sich – und durch das Steuern der Alltagspraktiken mithilfe der von den Unternehmen zur Verfügung gestellten Möglichkeiten zu deren Durchführung.

Analoge Praktiken sind als übergreifende Konstante bei den Koloniebewohner/-innen anzusehen, da sie mehr als bei anderen ›Stadtbewohner/-innen‹ verbunden sind über implizites Wissen und kulturelle Codes. War eine Reparatur fällig, wollte man ein Koloniehaus tauschen, wusste man, an welche Autorität man sich wenden musste. Ein weiteres Indiz für ein spezifisches und abgrenzendes Raumempfinden ist die Terminologie, welche für die Kolonie verwendet wird.

Eine durchgehende Beobachtung besteht ferner in der Thematisierung der empfundenen Nähe zu den technischen Anlagen. Mehr noch als die Kolonie sind diese mit identitätsstiftenden Emotionen aufgeladen und werden bei positivem Empfinden in kulturelles Kapital umgewandelt. Die Grenze zwischen Arbeits- und Lebensraum wird obsolet durch die emotionale Wahrnehmung, dass Kolonie und Bergbau bzw. Hütten- und Stahlwerk zusammengehören.

Die Analyse erlaubt es, die Subkultur einer umfassenderen Arbeiterkultur zu identifizieren, welche, subjektiviert durch das Gouvernementalitätsprinzip des Paternalismus, einen bestimmten Praktikenkomplex hervorbringt. Diese Subkultur generiert den Ort der Kolonie als Ausdruck kollektiver Disziplinierung durch Gleichheit und Materialität.

5.6 PERIURBANES LUXEMBURG. DEFINITION, POSITIONIERUNG UND DISKURSIVE KONSTRUKTION SUBURBANER RÄUME AN DER GRENZE ZWISCHEN STADT UND LAND

Markus Hesse

»Die Zwischenstadt kennzeichnet Räume, die ›nicht ganz traditionelle Stadt sind und nicht ganz traditionelle Vorstadt‹ (Young and Keil, 2010). Es sind in Vergessenheit geratene Geographien, wo viele Menschen leben und wo [...] die dialektische Betrachtung von urban vs. suburban die vielen Schattierungen urbaner Räume vernachlässigt, denen unsere planerische und politische Aufmerksamkeit gelten muss«⁶⁹ (Kirby/Modarres 2010: 67).

Die Ausdehnung städtischer Siedlungen über die Grenze der (Kern-)Stadt hinaus in zuvor nicht-städtische Räume ist ein zentrales Kennzeichen der Raumentwicklung der Vor- und Nachkriegszeit in der weit überwiegenden Zahl der westlichen Industrieländer, in Europa ebenso wie in Nordamerika und in Australien (vgl. Harris/Larkham 1999). Ausgangspunkt dieses Prozesses sind die Stadt-Umland-Wanderungen von Haushalten oder Unternehmen, insbesondere der Industrie, später auch des Handels sowie von Freizeiteinrichtungen. Mehr oder minder kontinuierliches Wachstum von Bevölkerung und Beschäftigung war über einen größeren Zeitraum hinweg spätestens seit der Industrialisierung Normalzustand der Stadtentwicklung. Auf diese Weise sind polyzentrische Stadtregrionen entstanden, die sich sehr vielfältig strukturiert darstellen (vgl. Kloosterman/Musterd 2001; Parr 2004).

In der wissenschaftlichen Analyse durch Geographie und Raumforschung wurde die Expansion der Stadt über ihre Grenzen hinaus traditionell mit dem Begriff der *Suburbanisierung* belegt (vgl. Pratt 1994; Harris 2006); im französischen Sprachraum ist diesbezüglich auch die Rede von *Periurbanisierung* (vgl. Paluch 1997; Piorr et al. 2011). Dieser Begriff bezieht auch weiter vom Zentrum entfernt gelegene Räume ein, deren Entwicklung im Angelsächsischen mit dem Terminus der *Counterurbanisation* erfasst wird (vgl. Champion 1989; Mitchell 2004). *Counterurbanisation* zielt auf das Wachstum nicht-metropolitärer Standorte, womit die Betrachtung hier auf die Kategorie des ländlichen Raums erweitert wird – jene gering besiedelten, früher v.a. durch Land- und Forstwirtschaft geprägten Räume, die heute noch große Gebiete der Flächenländer Europas umfassen.

69 | Eigene Übersetzung von: »The in-between city represents places that are ›not quite traditional city and not quite traditional suburban‹ (Young and Keil, 2010). They are forgotten geographies, where many people live and where [...] the dialectical treatment of urban versus suburban neglects the many shades of urban places that require our planning and policy attention.«

Die Expansion der Städte und die parallel verlaufende Verstädterung (Urbanisierung) der Gesellschaft hatten zwei wichtige Konsequenzen: *Zum einen* entstanden transitorische Räume, die im Übergangsbereich zwischen Stadt und Land situiert sind, mit im Vergleich zur Stadt geringerer Bebauungsdichte, einem höheren Anteil an Freiraum und einer geringeren Ausstattung mit Arbeits- und Freizeitstätten – aber deutlich intensiveren Raumnutzungen als in ländlichen Regionen. Diese Randräume basierten zunächst ganz wesentlich auf der Arbeitsteilung zwischen Stadt und Umland, teilweise auch peripherer ländlicher Räume. Heute hat sich dieses Stadtmeland vielfach von der Kernstadt emanzipiert, ist urbaner geworden, eben Teil der polyzentrischen Stadtregion. Die Entstehung transitorischer Räume hat *zum anderen* dazu beigetragen, dass Stadt, Land und Zwischenräume heute kaum (noch) sinnvoll trennscharf voneinander abgegrenzt werden können. Die einzelnen Raumtypen sind Teile eines Kontinuums, die zunehmend fließend ineinander übergehen, v.a. in den Randbereichen der großen Metropolräume. Zur Kennzeichnung dieser Raumtypen wurden jedoch bisher kaum adäquate Begrifflichkeiten entwickelt (vgl. Harris 2010), ebenso wie sie als Gegenstand der Raumanalyse und -planung über einen großen Zeitraum hinweg keine besondere Rolle spielten. Im Zuge einer als ›planetarisch‹ wahrgenommenen Tendenz zur Urbanisierung, d.h. zur universalen Verstädterung der modernen Gesellschaft, wird schließlich die Grenze zwischen Stadt und Land von einigen Beobachtern gar als vollkommen obsolet betrachtet (vgl. Schmid/Brenner 2011). Dieses Diktum wird begründet mit der im globalen Maßstab stetig steigenden Stadtbewölkung; seit 2007 wird angenommen, dass – historisch erstmalig – mehr Menschen in Städten als auf dem Land leben. Die These einer universellen Tendenz zur Urbanisierung der Gesellschaft folgt der Annahme, dass Raum gesellschaftlich produziert wird, räumliche Differenzierung zwischen Stadt und Land aber keine nennenswerte gesellschaftliche Relevanz mehr habe.

Die Herausbildung hybrider Raumkategorien bzw. die tendenzielle Auflösung klarer Unterscheidungen von Stadt und Land sind Signale komplexer gewordener Rahmenbedingungen und Verlaufsformen von Raumentwicklung. Hierzu gehören neben der Verstädterung und dem Wachstum von urbanen Räumen erhebliche soziale und raumzeitliche Ausdifferenzierungen u.a. durch Mobilität, Migration und Internationalisierung. Gleichermaßen gilt für die Einbindung der Regionen in übergeordnete Funktionssysteme, etwa durch kulturelle und ökonomische Globalisierung. Diese Entwicklung hat auch dazu beigetragen, Raum, Stadt und Region nicht mehr als territorial konstituiert und klar abgegrenzt wahrzunehmen, sondern als relational zu betrachten: als Gegenstand eines komplexen Beziehungssystems, das von unterschiedlichsten Akteuren entlang ›variabler Geometrien‹ (d.h. flexibler Raumverständnisse) gedeutet wird und auf verschiedenen Maßstabsniveaus (lokal, regional, global) situiert ist (vgl. Raco 2006).

5.6.1 Raumkategorien und Zuschreibungen: Zur Konstitution von Raum in Stadt, Land und dem ›Dazwischen‹

»Wissenschaftler, die im Rahmen verschiedener Disziplinen über Suburbia forschen, haben nach wie vor keinen klaren Überblick darüber, was den unterschiedlichen Bereichen ihres Forschungsgegenstandes gemeinsam ist«⁷⁰ (Vaughan et al. 2009: 485).

Wenn gesellschaftlicher Wandel mit dem tradierten Inventar von wissenschaftlichen Begriffen, Epistemologien und Methoden nicht mehr hinreichend erfasst werden kann, entsteht eine produktive Irritation. Dies gilt im Grunde auch für die Raumentwicklung. Als Reaktion auf diese Situation lassen sich mit Blick auf diesen Gegenstand drei mögliche Konsequenzen ziehen: erstens die Suche nach einem grundlegend neuen Paradigma – in diesem Fall die Konzeptualisierung der ›post-modernen‹ Stadt als Bruch mit der Entwicklungslogik der ›alten‹ Stadt; eine zweite Option ist die Beibehaltung des Tradierten, Bewährten auch unter solchen Randbedingungen, die Transformation und Wandel unterstellen – dies würde hier der Annahme einer allgemeingültigen Wiederkehr oder Renaissance der Stadt entsprechen. Die dritte Möglichkeit ist die Einnahme einer anderen konzeptionellen Perspektive. Dieser Logik folgt auch der vorliegende Beitrag. Danach wird der Forschungsgegenstand nicht mehr als solcher vorausgesetzt, sondern als Fall individueller, subjektiver Konstruktionsleistungen aufgefasst.

Eine solche Perspektive betrachtet Raum als Ergebnis gesellschaftlichen Handelns, als sozial konstituiert und sozial konstruiert (vgl. Abschnitt 2.2 und 5.1). Diese Perspektive ist auch mit Blick auf das hier verhandelte Thema gut begründet: Die Frage, was ›städtisch‹, suburban oder ›ländlich‹ genannt werden kann, entscheidet sich nicht mehr anhand klassischer raumwissenschaftlicher Parameter (wie Bevölkerungspotenzial und -dichte, Lage im Raum, Pendelbeziehungen zum nächstgelegenen Zentrum). ›Stadt‹ bzw. ›Land‹ wird vielmehr aktiv hergestellt, produziert. Die damit verbundenen Zuschreibungen lösen sich von wissenschaftlichen Kategorisierungen und Setzungen – die ihrerseits natürlich auch Konstruktionen darstellen – und werden zunehmend durch die Subjekte selbst vorgenommen. Dabei erfolgt Bedeutungszuschreibung sowohl im professionellen Diskurs, d.h. durch Wissenschaftler/-innen, Politiker/-innen und Planer/-innen, als auch durch die Bevölkerung selbst. Dabei spielen verschiedene Faktoren eine Rolle: raumbezogene Identitäten und Identifizierungen, Grenzziehungen, Politiken und ideologisches *framing* sowie Subjektivierungen bzw. Subjektivationen, d.h. individuelle Wahrnehmungen und Setzungen, aber auch die damit einhergehenden Praktiken.

70 | Eigene Übersetzung von: »Scholars researching suburbia in the framework of different disciplines still have no easy overview of what the different areas of their subject have in common.«

Dies bestätigt sich mit Blick auf widersprüchliche Wahrnehmungen und Bewertungen dessen, was städtische und ländliche Räume (und Lebensweisen) ausmacht bzw. voneinander unterscheidet. Früher als ländlich wahrgenommene Räume sind nicht mehr zwingend peripher, sondern präsentieren sich auch als hochindustrialisiert, sind Gegenstand von sozialer Integration und gesellschaftlicher Modernisierung (vgl. Woods 2007); parallel ruralisieren (>verländlichen<) sich manche Städte, v.a. solche, die durch Deindustrialisierung oder Transformation erheblich an Bevölkerung verloren haben. Zwischenutzungen, urbanes Gärtnern und landwirtschaftliche Subsistenz auf Brachflächen spielen verstärkt eine Rolle, prägen zumindest in Teilen eine neue Wahrnehmung der Stadt. Dieser Verschneidung der traditionellen Bilder von Stadt und Land entspricht eine Koinzidenz konkurrierender Idealbilder beider Raumkategorien: Das Bild von der Renaissance der Stadt, in der viele Menschen wieder leben, arbeiten, Freizeit verbringen, einerseits, steht unvermittelt neben neuer urbaner Armut und Ausgrenzung andererseits. Und im Kontrast zur Realität vieler erfolgreicher agro-industrieller und logistischer Produktionsräume, die in ländlich-peripheren Regionen entstanden sind, wird seit einiger Zeit eine bemerkenswerte Hinwendung der urbanen Mehrheitsgesellschaft zum Ländlichen registriert. Diese drückt sich nicht zuletzt in der hohen Nachfrage nach *Lifestyle*-Magazinen aus, die Landleben, Landkultur und ›Landlust‹ als kommunikative Inszenierung offerieren.

Auch die Wahrnehmung sub- und periurbaner Räume stellt sich sehr widersprüchlich dar: Der Stadtrand war immer *Privatopia* und *Dystopia* zugleich – also privater Rückzugs- und Sehnsuchtsraum einerseits, der die Aussicht bot, die jeweiligen Vorteile von Stadt und Land zu maximieren und entsprechende Nachteile zu vermeiden. Und andererseits war der suburbane Raum Projektionsfläche umfassender Kritik des Stadtwachstums (vgl. Nicolaides 2006; Vicenzotti 2011), vornehmlich aus den Reihen von Architektur und Stadtplanung, außerdem von den Kernstädten selbst. Diese Kritik richtete sich auf die Bebauung von Freiraum, die fiskalische Auszehrung der Kernstädte durch die Abwanderung steuerzahllender Haushalte sowie auf die Erzeugung von Pendelwanderungen. Sie erfolgte aber primär aus der Perspektive der Kernstadt, weniger aus dem Blickwinkel der Randbereiche selbst (vgl. Hesse 2010).⁷¹ Das Narrativ von der Auflösung der Stadt war lange wirkmächtig, wenn nicht hegemonial.

Die konstruktivistische Perspektive auf Raum ist geleitet von einem Bewusstsein für die besondere Bedeutung von Grenzen. Grenzen sind konstituierend für Räume und damit auch für das traditionelle Verständnis des Suburbanen bzw. Periurbanen. Administrative und siedlungsstrukturelle Grenzen schaffen erst das Faktum des Randes: Rein statistisch gesehen macht vielfach erst das Über-

71 | Und es ist dabei unklar geblieben, wer mit dieser Kritik genau gemeint war: die Subjekte, die sich für diesen Standorttyp entschieden haben; ökonomische Akteure, die hier besondere Verwertungsbedingungen vorfanden; oder die politisch-planerische Regulierung, die für die jeweiligen sozialen Praktiken entsprechende Anreize gesetzt hat.

schreiten der Gemeindegrenze den Wanderungsprozess vom Zentrum zur Peripherie zu einem Gegenstand der Suburbanisierung. Suburbane Räume sind zudem beiderseits der Grenzen der Kernstadt, innen und außen, zu verorten. Die markanteste Grenzziehung erfolgte hier auf diskursive Weise, bezogen auf die scharfen fachpolitischen Kontroversen über *Suburbia* (siehe oben), die mit der hohen Wertschätzung dieser Raumkategorie durch die Bewohner/-innen auffallend kontrastieren. Die Kernstadt wurde positiv, die Gebiete jenseits der Stadtgrenze negativ bewertet.

Damit ergeben sich schließlich auch Bezüge zu ›Identität‹ im räumlichen Kontext. Hier unterscheiden wir zwischen der zugeschriebenen Identität einer Region bzw. eines Raums und der Identifizierung von Individuen mit bestimmten Räumen oder Orten (vgl. Paasi 2002 und 2003; Weichhart 1999). Mit Blick auf die Frage nach raumbezogener Identität folgen wir dem Verständnis von Paasi (2003: 477):

»Regionale Identität wurde als ein entscheidendes Element bei der Bildung von Regionen als gesellschaftliche/politische Räume erkannt, doch lässt sich schwer deutlich machen, worin diese Identität besteht und wie sie sich auf kollektives Handeln und Politik auswirkt [...]. Die wesentliche Frage ist, wie politische Leidenschaften regionalisiert werden, und hierbei spielen Institutionen, die konstitutiv sind für die Bildung einer Region (Wirtschaft, Governance, Sprache, Medien, Literatur) eine bedeutende Rolle.«⁷²

Ziel dieses Beitrags ist vor diesem Hintergrund, der Konstitution bzw. Konstruktion des kleinteilig strukturierten Raums abseits der großen Zentren nachzugehen. Dies soll hier mit Blick auf die Bewohner/-innen-Perspektive erfolgen. Uns interessiert, wie die Bewohner/-innen der Peripherie ihre Standorte assoziieren und auf welche Weise sich ggf. raumbezogene Identität ausformt. Unklar ist bisher, wie die Bewohner/-innen der Vorstädte, der Zwischenstadt, des suburbanen Raums eigentlich den Ort nennen, an dem sie leben, welche Bilder sie damit verbinden, inwiefern dieser Raum als ›Heimat‹ wahrgenommen wird. Insofern spielen Prozesse der Grenzziehung und Identitätsbildung gleichermaßen eine Rolle. Dieser Blick auf den Raum ermöglicht es auch, tradierte Setzungen und hegemoniale Diskurse zu hinterfragen und die Perspektive zu öffnen, zu pluralisieren. Dieser Fragekomplex wird am Beispiel des Großherzogtums Luxemburg und der Großregion verfolgt, d.h. unter Einbezug der Nachbarregionen Wallonien, Lothringen, Rheinland-Pfalz und Saarland (Universität Luxemburg, IDENT2

72 | Eigene Übersetzung von: »Regional identity has been recognized as a key element in the making of regions as social/political spaces, but it is difficult to elucidate what this identity consists of and how it affects collective action/politics [...]. The crucial question is how political passions are regionalized, and here institutions constitutive of region-building (economy, governance, language, media, literature) and inherent power relations are significant.«

2012/2013 – quantitative und qualitative Erhebung). Damit wird versucht, die Konstitution von sub- und periurbanen Räumen als Resultat einer spezifischen Subjektivierung zu begreifen. Darauf aufbauend werden einige Konsequenzen für die weitere wissenschaftliche Arbeit benannt.

5.6.2 Die sub- und periurbane Gebietskulisse in Luxemburg und im Grenzraum

Das Großherzogtum Luxemburg, einer der kleinsten Mitgliedstaaten der Europäischen Union, steht für eine im europäischen Maßstab überdurchschnittlich positive demographische Entwicklung und eine außerordentlich erfolgreiche wirtschaftliche Transformation. Dieser Entwicklungspfad ist zudem durch zwei Besonderheiten gekennzeichnet, gemessen an Stadtentwicklung in anderen Kontexten: Sie fand in sehr kurzer Zeit und auf einem relativ kleinen Gebiet statt, das Ende 2012/Anfang 2013 ca. 537.000 Einwohner/-innen und ca. 380.000 ansässige Beschäftigte auf einer Fläche von 2,586 km² umfasste (vgl. STATEC 2013: 9). Die jüngere Raumentwicklung Luxemburgs ist sehr disparat: Wenige Verdichtungsräume stehen einem insgesamt eher kleinteilig strukturierten Gebiet gegenüber. Der Norden des Landes gilt traditionell als ländlich. Die weit überwiegende Mehrheit der 106 Gemeinden des Landes weist eine Einwohner/-innenzahl von weniger als 10.000 auf. Der größte Entwicklungsdruck gemessen in absoluten Zahlen lagerte in der Vergangenheit auf dem Gebiet der Hauptstadt, während viele kleinere Gemeinden die höchsten relativen Wachstumsgewinne aufweisen.

Die Wohnungs- bzw. Immobilienmärkte im Land sind extrem angespannt (vgl. Becker/Hesse 2010); selbst gemessen am deutlich höheren Einkommensniveau liegen Mieten und Immobilienpreise in der Regel doppelt so hoch wie in vergleichbaren Lagen in Deutschland, Belgien oder Frankreich. Diese Probleme haben nach einer ersten Welle der Suburbanisierung der 1970er und 1980er Jahre eine verstärkte grenzüberschreitende residencielle Mobilität aus Luxemburg ausgelöst. Sie ist primär in den periurbanen, grenznahen ländlichen Raum von Rheinland-Pfalz, Wallonien und Lothringen gerichtet (vgl. Abschnitt 5.8). In der Nähe der Staatsgrenze sind die siedlungsräumlichen Dynamiken derzeit deutlich stärker ausgeprägt als in den Zentren. Dies gilt nicht nur für die Entwicklung ehemaliger Dörfer und kleinerer Landstädte zu Wohnstandorten der urbanen Pendelbevölkerung, sondern insbesondere in Luxemburg auch für die in eher ländlichen Landesteilen eingestreuten Bürostandorte, die weitgehend nicht-integrierte Arbeitsplatzkonzentrationen darstellen. Die räumlichen Ungleichgewichte, die einhergehen mit einem massiven täglichen Pendlerverkehr und anhaltenden Problemen der Wohnraumversorgung, gelten derzeit als das Hauptproblem aus Sicht der Landesplanung.

Bringt die Kombination aus vergleichsweise geringer Gebietsgröße, großräumiger Verflechtung und sehr dynamischem Wachstum von Wirtschaft und Bevölkerung der letzten zwei Jahrzehnte an sich schon sehr spezifische Randbe-

dingungen für die räumliche Entwicklung mit sich, so gilt dies umso mehr für die anhaltende Internationalisierung des Landes. Diese zeigt schon der landesweit sehr hohe Anteil nicht-luxemburgischer Staatsangehöriger von 44 %, Ausdruck mehrerer Zuwanderungsphasen in der jüngsten Geschichte des Landes. Er trifft aber in den kleinen Gemeinden auf eine ganz spezifische Gebietskulisse: Gemeinden wie Walferdange im nördlichen Umland der Hauptstadt oder Mersch im Zentrum des Landes weisen bei einer Größe von nicht mehr als ca. 8.000 Einwohner/-innen einen Ausländer/-innenanteil von 30 % oder mehr aus; die Zahl der am Ort vertretenen Nationalitäten liegt dort bei 90 bis 100 oder darüber (vgl. Webseiten der Gemeinden Mersch und Walferdange). Dieser Wert ist v.a. für kleine Gemeinden außergewöhnlich hoch, die dadurch besonders herausgefordert sind. In den grenznahen Gemeinden ist diese Diversität weniger in ihrer Breite ausgeprägt als vielmehr durch eine stärker ausbalancierte Mischung von Nationalitäten der jeweiligen Anrainerländer bestimmt.

5.6.3 Empirische Einblicke in sub- und periurbane Konstellationen

»Es ist vorstädtisch. Es gibt einen Wald, und, ich meine, in Luxemburg ist doch nichts richtig städtisch, wenn man nicht gerade mitten in der *Grand-rue* wohnt«⁷³ (männlich, 48 Jahre, Brite-Luxemburger, Luxemburg).

In diesem Abschnitt werden einige ausgewählte empirische Einblicke in die Konstitution des sub- und periurbanen Raums in Luxemburg und im Grenzraum gegeben. In zwei empirischen Untersuchungsdurchgängen wurde der Frage nach den Deutungen und Bedeutungszuschreibungen bezogen auf den Wohnort der Bevölkerung nachgegangen. Zunächst wurde ein kurzes Set von Fragen im Rahmen der quantitativen Befragung formuliert, die sich auf die Einstufung des Wohnortes nach dem Grad der Urbanisierung bezog. Gefragt wurde, wie die Interviewpartner/-innen ihren Wohnstandort einschätzen: als städtisch (*urban*), ländlich (*rural*) oder sub- bzw. periurban. Zum anderen wurden teilstandardisierte Interviews mit 23 ausgewählten Befragten geführt, die die entsprechenden Fragen nach Einordnung des Wohnstandorts im Zuge der quantitativen Erhebung beantwortet hatten und zu einem Gespräch über Hintergründe dieser Einordnung bereit waren.

Wahrnehmungen des ‚Dazwischen‘

In den Abbildungen 1 und 2 sind die Ergebnisse der standardisierten Befragung zusammengestellt, zum einen bezogen auf den gesamten Untersuchungsraum sowie die jeweiligen Gebietsteile der Länder an der Großregion, zum anderen bezogen auf die verschiedenen Gebietsteile des Landes Luxemburg. Es zeigt sich

73 | Eigene Übersetzung von: »It's suburban. You got a forest and, I mean, in Luxembourg nothing is really urban unless you live right in the middle of *Grand-rue*.«

hier eine relativ hohe Übereinstimmung mit den Klassifikationen, die die Gebietsteile anhand ihrer raum- und siedlungsstrukturellen Eigenschaften nahelegen bzw. die von den jeweiligen Raumplanungsstellen oder der europäischen Raumbeobachtungstelle ESPON vorgelegt wurden: »Die Großregion weist eine eindeutige funktionale, demographische und morphologische Polyzentralität auf, welche die Grundlage für das gesamte Funktionieren der Region bildet«⁷⁴ (ESPON/UL 2010). Mit Ausnahme Lothringens werden die größten Anteile des gesamten Untersuchungsraums als überwiegend ländlich oder sub-/periurban strukturiert eingeschätzt; im Saarland bzw. im rheinland-pfälzischen Teil des Untersuchungsraums sind entsprechende Einstufungen als suburban und ländlich nahezu gleich verteilt (vgl. Abb. 1). Unter den Luxemburger Gebietsteilen sind die Kontraste noch deutlicher ausgeprägt. Hier sticht das Gebiet der Hauptstadt mit 61 % der Nennungen als städtisch heraus. Auffallend ist der geringe Anteil von Nennungen dieser Kategorie für das übrige Zentrum. Erwartungsgemäß wird dagegen der Süden als sowohl sub-/periurban wie auch ländlich eingestuft; im Norden und Osten Luxemburgs überwiegt – wie zu erwarten war – die Kategorie ländlich/rural (vgl. Abb. 2).

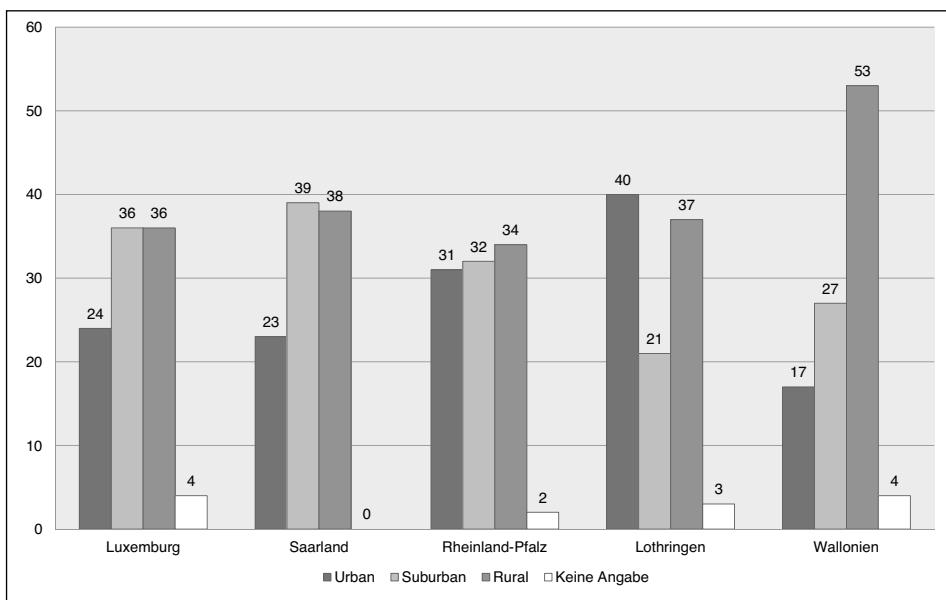
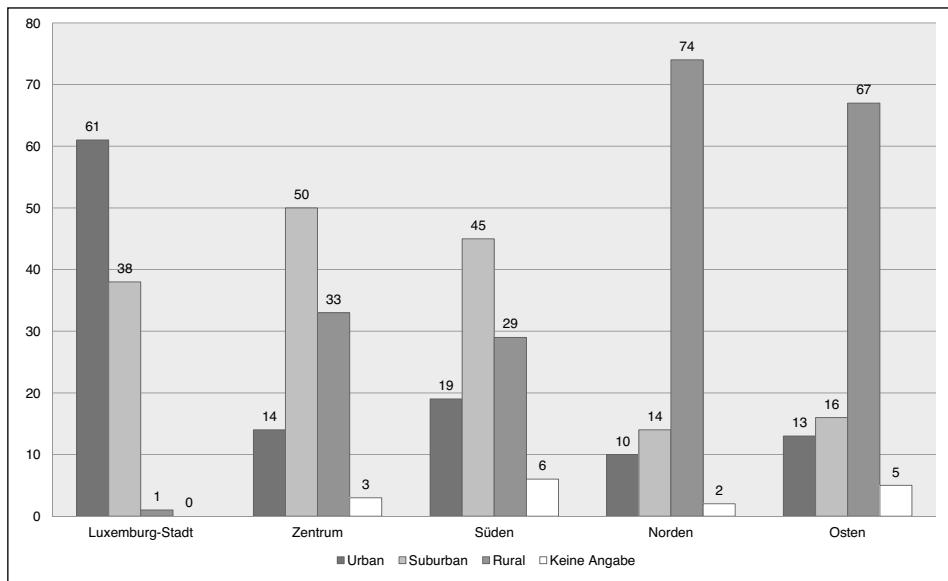


Abbildung 1: Wie schätzen Sie Ihren Lebensstil an Ihrem Wohnort ein? Gesamter Untersuchungsraum in Prozent (Universität Luxemburg, IDENT2 2012/2013 – quantitative Erhebung)

⁷⁴ | Eigene Übersetzung von: »The Greater Region shows a clear functional, demographic, and morphological polycentricity that is the basis for the overall functioning of the region.«



*Abbildung 2: Wie schätzen Sie Ihren Lebensstil an Ihrem Wohnort ein?
Luxemburgische Wohnbevölkerung in Prozent (Universität Luxemburg, IDENT2
2012/2013 – quantitative Erhebung)*

Als deutlich weniger konsistent ist im Vergleich dazu die Beantwortung der teil-standardisierten Befragung zu bewerten. Die Auswahl der in diesem Fall 23 Befragten folgte der Selbsteinschätzung der Teilnehmer/-innen, die im Rahmen der standardisierten Befragung die o.g. Einstufung ihres Wohnortes vorgenommen und sich daraufhin bereit erklärt hatten, auf die Hintergründe dieser Einstufung im ausführlichen persönlichen Interview einzugehen. Dabei wurden folgende Fragekategorien behandelt: Hat der Ort, an dem Sie wohnen, eine klare Begrenzung? Wo fängt er an, wo hört er auf? Wie beschreiben Sie den Ort, an dem Sie wohnen, gegenüber Bekannten bzw. Fremden? Warum qualifizieren Sie Ihren Wohnort als urban, suburban, ländlich? Würden Sie sagen, dass Sie sich mit dem Ort, an dem Sie wohnen, »identifizieren«? Wenn ja, warum? Wenn nein, warum nicht?

Auf diese Fragen antwortet ein größerer Teil der Befragten zunächst mit Unverständnis. Abgesehen von wenigen Ausnahmen (siehe unten) finden die klassischen Terminologien von raumbezogener Planung und Forschung im Alltagsleben der Bevölkerung keine Verwendung. Nur wenige Interviewte benennen von sich aus entsprechend präzise Begrifflichkeiten; vielmehr werden ausführlichere Narrative präsentiert, mit denen sich die Bewohner/-innen am Wohnort situieren oder auch identifizieren. »Wo fängt er an? An der Grenze, wo man sofort zwar ...

OK, ganz Athus gehört auch dazu, ich meine, es ist ... alles hängt zusammen was jetzt ... »⁷⁵ (weiblich, 31 Jahre, Luxemburgerin, Wallonien).

In den Transkripten der Gespräche sind vielmehr zahlreiche Rückfragen dokumentiert, mit deren Hilfe die Befragten versuchen, das Erkenntnisinteresse der Untersuchung nachzuvollziehen. Dieser Rücklauf kann zwei verschiedene Hintergründe haben: Zum einen bestätigt sich hier offensichtlich die ausgeprägte Diskrepanz zwischen dem Gebrauch entsprechender Terminologien durch Expert/-innen und durch Bewohner/-innen (Dieses Problem wurde bereits bei der Abstimmung des Interviewleitfadens ausführlich diskutiert.). Es bedurfte expliziter Hilfestellungen und Erläuterungen durch die Interviewer/-innen, damit sich die Befragten positionieren konnten. Zum anderen dürfte dieser Umstand auch damit zu tun haben, dass speziell in den verstädterten Teilen des Untersuchungsraums – d.h. jenseits des ländlichen Raums – klare Abgrenzungen zwischen Stadt und Land eher die Ausnahme als die Regel darstellen. Entsprechend diffus sind die Zuschreibungen durch die Bevölkerung.

Im Folgenden richtet sich die Auswertung der empirischen Befunde auf zwei Fragekategorien: Wie wird der Wohnort bezeichnet? Gibt es Ansatzpunkte zur raumbezogenen Identifikation und worin drückt sich diese aus? Eine eindeutige Antwort geben die per Interview befragten Personen auf die Frage nach ihrem Wohnort dann, wenn sie in einem städtischen Zentrum oder aber einem Dorf (Ortskern) wohnen. In den anderen Fällen streuen die Begrifflichkeiten, ausgehend von dem bereits genannten Problem, klare Grenzen zu ziehen. Auf luxemburgischem Terrain und im deutschen Grenzraum werden die Begriffe »Stadtrand« und »Vorstadt« bzw. »Vorort« (lux. *Viruert*) verwendet; ein englischsprachiger Gesprächspartner verwendet als einziger den Begriff des »Suburbanen«. Die frankophonen Gesprächspartner/-innen kennzeichnen ihren Wohnort in diesem Fall als »entre les deux«, also im Zwischenraum zwischen Stadt und Land situiert, was bestimmte Vorteile mit sich bringt (»*un peu des deux côtés – on a des avantages*«). Nur von französischsprachigen Befragten wird auch der Begriff der *zone périurbaine* genannt. »Vorstadt« bezieht sich in aller Regel auf das nächstgelegene Zentrum. Im ländlichen Raum Deutschlands haben Gebietsreformen den Effekt mit sich gebracht, dass von den Bewohner/-innen kleinerer Ortsteile nicht der Gemeindesitz, sondern v.a. der Wohnstandort den Hauptbezugsort darstellt.

Speziell im luxemburgischen Kontext muss hier die Besonderheit des Städtesystems berücksichtigt werden, dessen 106 Gemeinden sich zu einem Großteil aus kleinen Kommunen mit weniger als 10.000 Einwohner/-innen zusammenstellen. Oft changieren Bewertungen zwischen formalem Stadtrecht und effektiver Bedeutung der Kommune; nicht selten werden eigenständige kleine Gemeinden aus Gründen der politischen Symbolik höher gewichtet als sie *de facto* sind.

⁷⁵ | Eigene Übersetzung von: »Wou fänkt en un? Vun der Grenz, wou een direkt zwar ... Okay, ganz Athus gehéiert dozou, ech mengen, et ass jo ... alles hänkt zesummen, wat elo«

Gelegentlich wird das Etikett des Ruralen auch für Siedlungskerne verwendet, die nach Angaben desselben Gesprächspartners ca. 3.500 Einwohner haben, nach den Maßstäben der Region also schon eher urbanen Charakter aufweisen, also spezifisch städtische Eigenschaften zugeschrieben bekommen.

Bewertungen des ›Dazwischen‹

Diese Maßstäblichkeit, verbunden mit den guten Verkehrserreichbarkeiten (nur die öffentliche Verkehrserschließung wird als eher unzureichend eingeschätzt), wirkt sich insgesamt positiv auf die Bewertungen der Wohnstandorte aus: »Ich wohne nur ungefähr 2 km von der Stadt entfernt. Das ist ja nicht auf dem Land, oder? Das ist schlicht perfekt!«⁷⁶ (weiblich, 53 Jahre, Finnin, Luxemburg). Durchweg positive Bewertungen werden von den Interviewpartner/-innen mit Blick auf Wohnstandorte und das jeweilige lokale bzw. regionale Umfeld vorgenommen. Dazu trägt die bereits genannte Maßstäblichkeit der räumlichen Struktur bei, v.a. die Tatsache, dass sich der Untersuchungsraum insgesamt mit wenigen Ausnahmen (grenzferne Gebiete in Rheinland-Pfalz) nicht aus peripheren ländlichen Räumen zusammensetzt, sondern auch viele der als rural klassifizierten Standorte im Einzugsbereich der Zentren liegen und gut erreichbar sind. Damit erlauben gerade die weit verbreiteten Zwischenräume ein hohes Maß an Vorteilsmaximierung im Schnittfeld von eher urbanen und eher ruralen *Settings*, was zu den klassischen Motivlagen für die Wohnstandortwahl im sub- und perurbanen Raum gehört (vgl. Mitchell 2004; McCarthy 2008).

»Ich würde gerne umziehen, doch das Problem ist, dass ich nicht von hier wegziehen möchte. Mein Haus gefällt mir nicht wirklich, doch der Ort ist praktisch, die Nachbarschaft. Wir sind nicht zusammengepercht, jeder hat seinen Garten, deshalb weiß ich nicht. Wenn ich umziehe, müsste ich schon hier etwas finden«⁷⁷ (weiblich, 33 Jahre, Französin, Lothringen).

Direkte Bewertungen der Standortqualität durch die Befragten sind durchweg positiv (»Ich habe hier alles, was ich brauche«; »sehr sympathischer, kleiner Ort, sehr ruhig, angenehm«⁷⁸ »Nur Vorteile«⁷⁹). Anhaltspunkte für raumbezogene Aneignungen ergeben sich dagegen aus dem empirischen Material nur begrenzt. Entsprechende Bezugspunkte sind in diesem Fall eindeutig auf soziale Zusam-

76 | Eigene Übersetzung von: »But I'm, like, two kilometres from the city. So it's not countryside, either? No, it's just perfect!«

77 | Eigene Übersetzung von: »Moi j'aimerais bien déménager, mais le problème, c'est que je ne veux pas partir d'ici. Ma maison ne me plaît pas forcément, mais c'est l'endroit qui est pratique; le voisinage, on n'est pas trop collés les uns sur les autres, on a chacun un jardin, donc je ne sais pas. Si je déménage, il faudrait que je trouve ici, en fait.«

78 | Eigene Übersetzung von: »Très sympathique petite localité, très calme, plausible.«

79 | Eigene Übersetzung von: »Just advantages.«

menhänge gerichtet; Familie, Freunde, Nachbarn, Freizeitaktivitäten sind hier die bestimmenden Faktoren:

»Und empfinden Sie ein Gefühl der Zugehörigkeit zu ... diesem Ort, dieser Gemeinde?« – »Ja, dadurch, dass die Kinder hier zur Schule gingen, kenne ich viele der Eltern. Ich kenne viele der Aktivitäten, deshalb werde ich eingeladen zu vielen Sachen, bei denen viele Leute aus Strassen sind. Meine Kinder waren im Fußballclub und solche Sachen. Ja, so lernt man dann Leute kennen. Aber nein, ich würde nicht sagen: ›Ich bin ein Strassener.‹ Ich bin mehr ... ich bin wirklich sehr europäisch, so wie ich mich positioniere. Ich habe einen englischen Pass, aber, wissen Sie, ich spreche mehrere Sprachen. Ich binde mich nicht an einen ... Ort«⁸⁰ (männlich, 48 Jahre, Brite-Luxemburger, Luxemburg).

Die Bewertungen und Einschätzungen mit Blick auf raumbezogene Aneignungsprozesse finden im sehr spezifischen Kontext Luxemburgs statt, der sich durch einen Grundwiderspruch aus eher kleinteiligen räumlichen Konfigurationen und Konstellationen einerseits und einer offenbar großen Vielfalt von sozialen Praktiken, Einstellungen und Bewertungen andererseits auszeichnet. Dieser Sachverhalt spiegelt die kritisch betrachtete Rolle der Kategorie ›Raum‹ für Subjektivierungsprozesse im Kontext konstruktivistischer Forschungsansätze wider.

5.6.4 Fazit

Ziel dieser Fallstudie war es, der spezifischen Konstitution der Kategorie des sub- und periurbanen Raums in Luxemburg und im Grenzraum durch die Bewohner/-innen nachzugehen. Die in den räumlichen Klassifikationen der Wohnorte zu Tage tretenden subjektiven Einschätzungen entsprechen auf den ersten Blick den ›objektiven‹ Merkmalen, mit denen diese Standorte durch den professionellen Diskurs charakterisiert werden. Auf den zweiten Blick streuen diese Einstufungen jedoch relativ stark, sind sehr kleinteilig und in hohem Maße vom lokalen Kontext abhängig. Soweit Äußerungen zur Wohnzufriedenheit gemacht werden, sind diese durchweg positiv, in Einklang mit der Forschung zu Wohnstandortwahl und Motivlagen (vgl. Beckmann et al. 2006). Ausgeprägte Bindungen werden im sozialen Zusammenhang bestätigt. Diese sind aber nicht notwendiger Weise im räumlichen Kontext begründbar. Insofern muss die Frage nach der raumbezogenen Identität oder Identifizierung auf Basis dieser Einschätzung offen bleiben.

80 | Eigene Übersetzung von: »And you feel a sense of belonging to that ... place, commune?« – »Yes, in the fact that the kids went to school there and that through that I know a lot of the parents. I know a lot of the activities so I get invited to a lot of things where there will be a lot of people from Strassen. My kids used to play for the football team and things. So, yes, you get to know the people. But no, I would never say I am a ›Strassener‹. I am more of a ... I'm very European in the way I position myself. I have an English passport but, you know, I speak languages. I don't attach myself to a ... place.«

Hinzuweisen ist auf die besondere Bedeutung von Infrastrukturen: Erst die hohe Automobilisierung und die gute Raumerschließung machen das disperse Leben im sub- und periurbanen Raum möglich und attraktiv.

Dieses Bild scheint die eingangs genannte tendenzielle Auflösung der scharfen Konturierung von ›städtischen‹ und ›ländlichen‹ Räumen auch für den Fall des hier untersuchten Gebiets zu bestätigen. Daraus ergeben sich mindestens zwei Punkte für eine weiterführende Diskussion: Zum einen bleibt zu klären, was die damit einhergehende Hybridisierung räumlicher Zusammenhänge konkret bedeutet. Zum anderen stellt sich die Frage nach der Sinnhaftigkeit räumlicher Kategorisierungen als solche, insbesondere wenn es um komplexe Gegenstände wie ›Identität‹ geht: »Geographische Räume werden heute von einem umfangreichen und vielfältigen gesellschaftlichen und kulturellen Gedankengut überlagert, was eine Neukonzeption des Raumes als eine gesellschaftlich erzeugte Menge von Mannigfaltigkeiten erfordert [...], besser begriffen als Räume, die in die Lage versetzt werden, neue Potentiale zu generieren, denn als feststehende Identitätsräume«⁸¹ (Clore 2011: 568).

5.7 DAS ERINNERN AN DEN ZWEITEN WELTKRIEG IN LUXEMBURG UND DEN GRENZREGIONEN SEINER DREI NACHBARSTAATEN

Eva Maria Klos und Benno Sönke Schulz

Im Jahr 2006 konstatierte die Kulturwissenschaftlerin Aleida Assmann in Bezug auf den Zweiten Weltkrieg und die Deutschen: »Wir leben im Schatten einer Vergangenheit, die in vielfältiger Form in die Gegenwart weiter hineinwirkt und die Nachgeborenen mit emotionaler Dissonanz und moralischem Dilemma heimsucht« (Assmann 2006: 159). Die Zeit des Nationalsozialismus ist im deutschen wie auch europäischen Alltagsleben noch immer präsent – sei es durch Gedenktage, entsprechende Darstellungen in Schulbüchern oder auch durch ›Histotainment‹ im Fernsehprogramm und im Internet. Medien, der Schulunterricht, aber auch Familiengespräche stellen wichtige Komponenten dar, mithilfe derer Menschen ihr spezifisches Geschichtswissen bilden (vgl. Welzer et al. 2002: 9 in Verweis auf Wineburg 2001: 181), jedoch positionieren sie sich ganz unterschiedlich zu medial oder familiär vermittelten Erinnerungen.

Besonders in Grenzregionen offenbart sich diese Vielfalt von Positionierungen: Verschiedene Länder stehen mit ihren spezifischen Erinnerungskulturen neben-, aber auch im direkten Austausch miteinander, die Einzelperson wird folg-

81 | Eigene Übersetzung von: »Geographical spaces are now overlapped by many and varied social and cultural ideas, requiring a reconceptualisation of space as a socially produced set of manifolds [...], better recognised as territories of becoming able to produce new potentials rather than as fixed territories of identity.«

lich mit der Sicht der ›Anderen‹ und der Sicht auf die ›Anderen‹ im Alltagsleben verstärkt konfrontiert. Hier setzt diese Fallstudie an, indem sie zwei Fragen in den Mittelpunkt der Untersuchung stellt:⁸² Mit welchen identitären Zuschreibungen waren und sind Menschen aus Luxemburg und dem umliegenden Grenzraum Frankreichs, Belgiens und Deutschlands durch Berichterstattungen über den Zweiten Weltkrieg in Kontakt? Und wie positionieren sie sich gegenüber?⁸³ Ziel der Fallstudie ist es, in diesem (Spannungs-)Feld artikulierte Identitätskonstruktionen in den Grenzregionen herauszuarbeiten.

Als empirische Basis dienen zum einen Zeitungsartikel aus den Jahren 1950 bis 2013,⁸⁴ die den Einmarsch nationalsozialistischer Truppen in das neutrale Luxemburg am 10. Mai 1940 thematisieren. Artikel des *Luxemburger Wort*, der luxemburgischen Regionalausgabe des französischen Blattes *Le Républicain Lorrain* und der belgischen Zeitung *La Meuse* sowie des deutschen Blattes *Trierischer Volksfreund* bilden die Quellenbasis,⁸⁵ um in einem ersten Schritt die Berichterstattung über den 10. Mai 1940 seit 1950 nachzuvollziehen. Identitäre Zuschreibungen der Printmedien werden in einem zweiten Schritt aus historischer Perspektive beleuchtet, denn die Zeitungsartikel leisten ein Abbild öffentlich relevanter Themen und greifen kollektiv geteilte Werthaltungen und Stimmungen auf, sie implizieren damit Subjektivationen. Der 10. Mai 1940 wurde gewählt, weil in der Berichterstattung über die Grenzverletzung – ein Zeitpunkt, zu dem die Untersuchungsgebiete in spannungsgeladener Interaktion standen – Werthaltungen besonders deutlich hervortreten.

Diese methodische Annäherung wird in einem dritten Schritt durch die Auswertung der repräsentativen Befragung (Universität Luxemburg, IDENT2 2012/2013 – quantitative Erhebung) ergänzt, die aktuelle Erinnerungspraktiken in den Blick nimmt. Dabei muss eingeräumt werden, dass die vorgegebenen Antwortmöglichkeiten das Erinnern strukturieren, indem sie lediglich Teilauspekte abfragen. An-

82 | Wir danken Herrn Professor Norbert Franz herzlich für die umfangreiche konzeptionelle Vorbereitung der Fallstudie und für kritische Anmerkungen.

83 | In Anlehnung an Reckinger 2013: 12.

84 | In der Auswahl der Artikel kann kein Anspruch auf Vollständigkeit erhoben werden, es wurde aber auf eine ausgeglichene regionale und zeitliche Differenzierung Wert gelegt. Die Zeitungen wurden nach Berichten zum 10. Mai 1940 rund um die jeweiligen Jahrestage gesichtet (bis 1960 jährlich, danach in Fünfjahresschritten). Zu beachten ist die katholisch-konservative Prägung der für Luxemburg herangezogenen Zeitung (*Luxemburger Wort*) sowie die zeitliche Einschränkung für *Le Républicain Lorrain*, der erst ab 1961 eine Regionalausgabe für Luxemburg veröffentlichte. Dass die Zeitungsartikel eine Relevanz für das Alltagsleben der Grenzlandbewohner/-innen haben, wird durch die in diesem Band verwendete repräsentative Befragung gestützt, in der 92 % der Befragten in Luxemburg angeben, ab und zu eine Tageszeitung zu lesen (Universität Luxemburg, IDENT2 2012/2013 – quantitative Erhebung).

85 | Danielle Werner (*Bibliothèque nationale de Luxembourg*) organisierte die umfassende Einsichtnahme, dafür herzlichen Dank.

hand der Befragung soll beschrieben werden, in der Erinnerung welcher Personen der Zweite Weltkrieg eine Rolle spielt und an welche der erfragten Inhalte sie sich erinnern. Daran anschließend werden mögliche individuelle Positionierungen gegenüber den aufgezeigten Zuschreibungen herausgearbeitet (Subjektivierungen), die im Antwortverhalten der Befragten empirisch greifbar werden.

5.7.1 Der Einmarsch am 10. Mai 1940 und die Besatzung in Printmedien von 1950 bis heute

»Kein Wölkchen trübte den Himmel am 10. Mai 1940. Für uns war es ein Tag zum Sterben, für Hitler aber die auserwählte Stunde zum Siegen« (*Luxemburger Wort* 1950: 1). Mit diesen Worten erinnert das *Luxemburger Wort* 1950 an die Invasion sowie die damit verbundene Überschreitung der Grenzen des neutralen Großherzogtums Luxemburg durch das deutsche Militär, die einen eindeutigen Bruch des Völkerrechts darstellte. Die ebenfalls von dieser Militäroperation (*Fall Gelb*) betroffenen Nachbarstaaten Belgien, Frankreich und die Niederlande werden von dem Autor des Artikels zwar nicht angesprochen. Trotzdem kann dieses Zitat beispielhaft für die Beiträge über den Zweiten Weltkrieg in den Zeitungen der untersuchten Grenzregionen außerhalb Deutschlands während der 1950er Jahre angesehen werden, spiegelt es doch den Gegensatz zwischen dem emotionalen Zustand der dortigen Bevölkerung und dem des NS-Regimes wider. »Mein Vaterland wurde von einem skrupellosen Eindringling geschändet«⁸⁶, schreibt ein Luxemburger Autor in der belgischen Zeitung *La Meuse* (1952: 2). Der Gegensatz zwischen dem großen, brutal agierenden deutschen Aggressor und dem kleinen, friedliebenden Großherzogtum taucht hierbei als stetig wiederkehrendes Thema auf. Nicht nur der Duktus der jeweiligen Artikel zum 10. Mai 1940, sondern auch deren äußere Form und ihre Platzierung innerhalb der Zeitungen lassen Gemeinsamkeiten für die 1950er Jahre erkennen. So finden sich verhältnismäßig kurze, zumeist in einem sehr emotionalen Stil verfasste Artikel auf der ersten oder zweiten Seite der Zeitungen. Eine weitere Auffälligkeit der inhaltlichen Gestaltung der Artikel in dieser Zeit ist die Betonung des unbeugsamen Willens der Bevölkerung Luxemburgs während der deutschen Besatzungszeit und ihres Bekenntnisses zu einem freien und unabhängigen luxemburgischen Staat. Häufig wird der 10. Mai auch zum Anlass genommen, die geopolitischen Verhältnisse während des Kalten Krieges zu kommentieren. Besonders im *Luxemburger Wort* wird diverse Male eine Parallele zwischen dem 10. Mai und dem damals wahrgenommenen Bedrohungspotential der Sowjetunion gezogen. Die Wirkung der Zeitungsartikel in den 1950er Jahren kann somit v.a. als eine emotionale gedeutet werden, was die Tradierung und Speicherung im Gedächtnis der Leser/-innen gestärkt haben dürfte.⁸⁷

86 | Eigene Übersetzung von: »Ma patrie a été violentée par un intrus sans scrupule.«

87 | Die Vorherrschaft der emotionalen Tradierung gegenüber einer kognitiven Vermittlung unterstreichen Harald Welzer et al. (2002: 200f.) anhand von Familienerinnerungen.

Ab den 1960er Jahren treten dann die kurzen Notizen zu den Jahrestagen zugunsten längerer Dokumentationen in den Hintergrund. Mit Artikelreihen wie »Geschichte des Krieges 1939-1945 – Heute vor 20 Jahren«⁸⁸ (*La Meuse* 1960a: 4) oder »Als die Alliierten die Tore öffneten«⁸⁹ (*Le Républicain* 1965: 18) wird nun nicht mehr allein an singuläre Ereignisse erinnert, vielmehr steht eine analytische Aufarbeitung der Kriegsgeschehnisse im Vordergrund. Darüber hinaus verfolgen zumindest die Zeitungen *La Meuse* und *Le Républicain* mit einer fortlaufenden Berichterstattung das Ziel, ihrer Leserschaft eine Sammlung der Artikel zu ermöglichen, die sich am Ende wie ein Buch nutzen ließe (vgl. *La Meuse* 1960b: 5). Die alltägliche Praktik des alleinigen Lesens der Artikel wird hier durch die explizite Möglichkeit zur Archivierung gestützt. Auch im *Luxemburger Wort* nimmt die Länge der Artikel zu, wobei das Datum des Überfalls mehrheitlich stellvertretend für die gesamte Besetzungszeit verwendet wird. Diese Praxis der ausführlichen, z.T. dokumentarisch-analytischen Erinnerung ist jedoch nicht für alle Jahre seit den 1960ern nachweisbar; mit Ausnahme runder Jahrestage weicht der obligatorische Text immer mehr zugunsten einer fotografischen Dokumentation von Veranstaltungen wie etwa Kranzniederlegungen.

Ebenso werden die Ereignisse des Zweiten Weltkrieges in den untersuchten Zeitungen zusehends miteinander verwoben. Explizit lässt sich das an der Verbindung zweier Daten, dem 10. Mai 1940 und dem 8. Mai 1945, erkennen. Die betreffenden Artikel über Siegesfeiern oder Zusammenkünfte von Verbänden lassen so den Eindruck entstehen, dass die Ereignisse des 10. Mai vor dem Hintergrund der Niederlage Deutschlands 1945 in ihrer Präsenz zurückgedrängt werden. Des Weiteren erhält ab den 1970er Jahren, mit der Erinnerung an den am 9. Mai 1950 bekannt gegebenen Schuman-Plan, die einigende europäische Sichtweise vermehrt Bedeutung. Der generelle Trend eines merklichen Rückgangs in der Quantität der Artikel über den *Fall Gelb* verfestigt sich bis in die 1980er Jahre. Im Gegensatz hierzu steht wiederum der mit dem ›Geschichtsboom‹ (vgl. Macdonald 2013: 3f.; Assmann 2008: 61ff.) zu erklärende Anstieg in den 1990er Jahren, besonders zum 50. Jahrestag, dem 10. Mai 1990.

Die Analyse der Artikel über den 10. Mai 1940 lässt zwei wesentliche Tendenzen erkennen, die für das gesamte Untersuchungsgebiet Geltung haben: Zum einen wird ab den 1960er Jahren an den Überfall nicht mehr jährlich erinnert. Lediglich große Jahrestage geben den Redaktionen Anlass, über die Thematik zu schreiben. Ebenso ändert sich die Platzierung entsprechender Artikel, die sich ab den 1970er Jahren kaum noch auf der ersten Seite finden lassen. Zum anderen sind die Beiträge zu den Jahrestagen differenzierter und analytischer und weisen eine größere Kontextualisierung des Diskussionsgegenstandes, des *Fall Gelb*, auf. Den Zeitungleser/-innen der Grenzregionen wird demnach ab den 1960er Jah-

⁸⁸ | Eigene Übersetzung von: »Histoire de la Guerre 1939-1945 - Il y a aujourd'hui 20 ans.«

⁸⁹ | Eigene Übersetzung von: »Quand les Alliés ouvriront les portes.«

ren zunehmend historisches Faktenwissen in journalistisch aufbereiteter Form vermittelt, während der emotionale Bezug weicht. Nichtsdestoweniger bleibt der Trend selten werdender Artikel über den 10. Mai 1940 in der luxemburgischen Bevölkerung nicht unbemerkt – so finden sich Beschwerden der Leserschaft aus jüngster Zeit über ein befürchtetes Vergessen der Geschichte.⁹⁰

5.7.2 ›Grenzverletzer‹ und ›Verletzte‹: Die Repräsentation von Tätern und Opfern in den Printmedien

Beim Vergleich der Zeitungsaufsätze lassen sich bestimmte wiederkehrende Topoi erkennen. Der *Trierische Volksfreund* blendet in den ersten drei Dekaden nach dem Zweiten Weltkrieg die Thematik des Überfalls auf Luxemburg und die anderen westlichen Nachbarländer aus und betont dagegen mehrfach das Leid der deutschen Bevölkerung während des Bombardements Triers im Winter 1944. Die Grenzverletzung wird somit höchstens in allgemeinen Artikeln über den Zweiten Weltkrieg am Rande thematisiert, die deutschen Leser/-innen werden mit einem Opferbild adressiert, welches das eigene Leiden in den Mittelpunkt stellt.

Die Analyse der Zeitungen des westlichen Teils der untersuchten Grenzregionen verweist v.a. für die ersten zwei Jahrzehnte nach dem Zweiten Weltkrieg auf einen deutlichen Kontrast zwischen Tätern⁹¹ und Opfern. Dieser spiegelt sich gerade auch in der Schilderung des Auftretens deutscher Soldaten wider: »Das luxemburgische Volk zitterte und sah mit schüchternen Blicken die ersten ungewohnten grauen Motorradler mit den grausamen Gesichtern unter den abstoßenden Helmen an ihren Häusern vorüberrattern« (Luxemburger Wort 1950: 1).⁹² Die Grenzverletzung wird nicht nur als Bruch des Völkerrechts verurteilt, sondern als Einfall mittelloser Hungerleider in ein prosperierendes Land beschrieben: ein »Marsch der Hungrigen ins Schlaraffenland, ein Auszug der ungerufenen ›Habenichtse‹ in die Regionen des Wohlstandes und des Ueberflusses« (ebd.). Plünderung zu Lasten der zivilen Bevölkerung stellt somit, neben dem Verlust eines freien und souveränen Heimatlandes, einen weiteren Aspekt des thematisierten Opferbildes dar. Noch wesentlich stärker wiegen jedoch die Schilderungen der Todesopfer des 10. Mai unter der Zivilbevölkerung und des Schicksals der Zwangsevakuierter aus der Minette-Region. Die beiden letzten Aspekte werden allerdings erst ab den 1960er Jahren vermehrt thematisiert, wohl auch, weil das öffentliche Interesse sowie die

90 | Exemplarisch wird dies im *Tageblatt* erwähnt, das zwar nicht zum Quellenkorpus zählt, aber dennoch ein wichtiges Medium der Grenzregion darstellt (vgl. *Tageblatt* 2006: 58).

91 | In dieser Fallstudie wird dann einheitlich das generische Maskulinum verwendet, wenn die Begriffe ›Täter‹, ›Sieger‹ und ›Verlierer‹ theoriegebundene Termini darstellen.

92 | Innerhalb der luxemburgischen Bevölkerung wird allenfalls mit dem abstrakten und nicht näher erläuterten Begriff »der Verräter« (Luxemburger Wort 1950: 1) eine weitere Gruppe geschaffen, die sich von dem sonst allgegenwärtigen Ausdruck der Kohäsion abgrenzt.

damit verbundene Ausführlichkeit der Artikel dies begünstigt. Weitestgehend unerwähnt bleibt hingegen bis in die 1980er Jahre das Schicksal der jüdischen Bevölkerung Luxemburgs. Die Unterscheidung zwischen Opfern und Tätern wird demnach in den 1950er und 1960er Jahren sehr deutlich gemacht: Der Leserschaft werden – besonders durch die Kontrastierung zum inhumanen und freiheitsraubenden nationalsozialistischen Deutschland – Werte wie Menschlichkeit und Freiheit vermittelt und gleichzeitig auf das eigene Opferbild projiziert.

Dieser weitestgehend klar strukturierte binäre Code zwischen Tätern und Opfern differenziert sich jedoch in den folgenden Jahrzehnten aus: Mit großem zeitlichem Abstand zum Zweiten Weltkrieg lässt sich nicht nur die Spezifizierung unterschiedlicher Opfergruppen (z.B. ›Zwangsrekrutierte‹) beobachten, auch die Täterzuschreibungen werden vielfältiger. Die Verallgemeinerung und teilweise Dämonisierung der deutschen Truppen als leid- und todbringende Soldaten bricht auf und wird v.a. in den individuellen Schilderungen durch positivere Äußerungen kontrastiert. Es sei u.a. »dem Verständnis einzelner Wehrmachtsoffiziere« (Luxemburger Wort 1965: 20) zu verdanken gewesen, dass die Evakuierung zu einem guten Ende gebracht werden konnte. Darüber hinaus wird von dem in den 1950er und 1960er Jahren dominierenden Bild Abstand genommen, dass die gesamte luxemburgische Bevölkerung die Invasion als Schrecken empfunden habe. Vertiefend nehmen die Artikel der Folgejahre persönliche Erlebnisse und den unterschiedlichen Umgang der luxemburgischen Staatsbürger/-innen mit dem Besatzer in den Blick. Die Trennung zwischen Täter- und Opferzuschreibungen verläuft in jüngster Vergangenheit somit nicht mehr strikt nach der nationalen Zugehörigkeit.

Dennoch bleibt die Erinnerung an den Zweiten Weltkrieg bis in die Gegenwart in allen Zeitungen eine primär nationale. Die Zeitungen *La Meuse* und *Le Républicain* greifen zwar in ihren luxemburgischen Regionalausgaben binationale Themen wie bspw. die luxemburgisch-französische Freundschaft auf, die u.a. dadurch gefestigt wurde, dass Frankreich aus der Minette-Region evakuierte Personen aufnahm. Im Verhältnis zu der auf den vorderen Seiten abgedruckten Berichterstattung über die Feierlichkeiten zum 8. Mai in Paris stellen diese Artikel gleichwohl eine Randnotiz dar. Auf deutscher Seite setzt erst nach den 1980er Jahren die vermehrte Bezugnahme auf das Schicksal der Bevölkerung jenseits von Our, Sauer und Mosel ein. Zuvor ist die Identifikation mit der Täterrolle in Bezug auf den 10. Mai 1940 kaum zu erkennen, da die Artikel nur sehr indirekt über den *Fall Gelb* berichten. Generell lässt sich in den außerhalb Deutschlands publizierten Zeitungsartikeln eine Konzeption der Grenze identifizieren, die die Transgression in den Vordergrund stellt und – v.a. in den ersten Jahren nach dem Weltkrieg – die Grenze⁹³ als (moralische) Abgrenzung zu Deutschland bekräftigt.

⁹³ | Die Grenze ist in dieser Form schon in der Konzeption der Fallstudie angelegt: Sie ist durch die Grenzverletzung in geopolitischer Hinsicht allgegenwärtig, ebenso erfolgt die

5.7.3 Das aktuelle Erinnern an den Zweiten Weltkrieg

Folgt man der Forschungsposition, dass in der Differenzierung »zwischen Siegern und Besiegten einerseits und Tätern und Opfern andererseits [...] eine unentbehrliche Grundlage für den Vergleich von Nationen und ihren Problemen im Umgang mit ihrer Vergangenheit« (Assmann 2006: 70) besteht, zeigt sich diese Unterscheidung auch für das hier betrachtete Untersuchungsgebiet als fruchtbar: Der Kriegsverlauf des Zweiten Weltkrieges hat in den untersuchten Grenzregionen die Situation geschaffen, dass die Opfer des Einmarsches letztlich zu Siegern wurden. Die Seite der Täter wiederum, das nationalsozialistische Deutschland, wurde zum Besiegten. Diese sich umkehrende Machtposition erhielt, besonders von den 1950er bis in die 1970er Jahre hinein, große Aufmerksamkeit in den Zeitungen: Nicht zuletzt in diesem durch den wandelbaren binären Code ›Opfer/Täter‹ beeinflussten Erinnerungsrahmen positionierten sich Menschen gegenüber den Zuschreibungen. In der Folge soll nun untersucht werden, welche Subjektformen in den Grenzregionen Luxemburgs, Frankreichs, Belgiens und Deutschlands im *aktuellen* Erinnern manifest werden. Dabei werden zwei grundlegende Fragen des aktuellen Erinnerns mithilfe der repräsentativen Befragung in den Fokus gerückt: Im Leben welcher Menschen der untersuchten Grenzregionen spielt die Erinnerung an den Zweiten Weltkrieg eine Rolle und welche soziodemografischen Merkmale haben sie? Und wie positionieren sie sich angesichts der aufgezeigten Zuschreibungen? Ziel ist es, die in den Erinnerungspraktiken artikulierten Identitätskonstruktionen herauszustellen.

Wer erinnert sich an welche Inhalte? Die Beantwortung dieser Frage gibt einen Einblick, in wessen Erinnerung der Zweite Weltkrieg überhaupt eine Rolle spielt. Über die politischen und territorialen Grenzen im Untersuchungsgebiet hinweg sind hier einige Gemeinsamkeiten festzustellen: Am aktiven Gedenken sind meist die über 65-Jährigen interessiert, sie bekunden am häufigsten Interesse an den Gedenkveranstaltungen der Nachbarregionen⁹⁴ und bestätigen ebenso am zahlreichsten, dass es wichtig sei, sich an die Zeit des Nationalsozialismus zu erinnern (Universität Luxemburg, IDENT2 2012/2013 – quantitative Erhebung). Diese Erkenntnisse zeugen von der Verbindung zwischen Erinnerungsarbeit und persönlicher Betroffenheit: Eigene Kriegserfahrungen oder das Aufwachsen in einer von der Bewältigung der Kriegsfolgen geprägten Nachkriegszeit führen zu einem Zugang zur Erinnerung, der sich von jenem folgender Generationen unterscheidet, weil nicht nur Tradierung, z.B. mittels Printmedien, sondern vorrangig die eigene Erfahrung in die Erinnerungskonstruktion eingeht.

Trennung durch die nationale Ausrichtung der Printmedien sowie die Staffelung der Befragungsergebnisse in nationale Untersuchungsgebiete.

94 | Eine überraschende Ausnahme bildet Rheinland-Pfalz, wo die 16- bis 24-Jährigen am häufigsten Interesse zeigen.

Außerdem ist eine geschlechtsspezifische Ausprägung des Erinnerns festzustellen, denn Männer zeigen häufiger Interesse am aktiven Erinnern in Form von Gedenkveranstaltungen der Nachbarregionen als Frauen. Darüber hinaus bejahen – betrachtet man das gesamte Untersuchungsgebiet – besonders Universitätsabsolvent/-innen häufig, dass es nötig sei, sich an die Zeit des Nationalsozialismus zu erinnern. Eine mögliche Erklärung hierfür ist, dass durch einen kontinuierlichen Zugang zu Bildungsmaterial über Geschichte im Allgemeinen und den Nationalsozialismus im Besonderen das Deutungswissen dieser Personengruppe besonders umfangreich ist.

Zu den Inhalten der Erinnerung lassen sich zwei Thesen formulieren: Sie richten sich hauptsächlich nach der Opferseite des thematisierten binären Codes, und die in den Zeitungsartikeln aufgezeigte Grenze ist – betrachtet man die Befragungsergebnisse des gesamten Untersuchungsgebiets – allgegenwärtig.

In den deutschen Grenzräumen nimmt die Erinnerung an Kriegsfolgen einen besonderen Platz ein. Besonders wach ist die Familienerinnerung an Flucht⁹⁵ im Saarland. Auch an den Verlust von Nahestehenden wird im Saarland und in Rheinland-Pfalz am häufigsten erinnert. Ein Blick auf den historischen Hintergrund zeigt hier, dass sich Tradierungen und Erinnerungskonstruktion einerseits sowie real Durchlebtes andererseits nicht diametral verhalten, sondern die Erinnerung – hier in kollektiver Form betrachtet – ein Abbild der historisch belegten Realität zeichnet: Die Bevölkerung des deutschen Grenzlandes war, besonders gegen Ende des Zweiten Weltkrieges, durch das Kriegsgeschehen stark betroffen, denn »grenznahe Städte wie Aachen, Trier und Saarbrücken sowie ihr Umland [wurden] direkt zum militärischen Kampfgebiet« (Düwell 1997: 97).

Erinnerungen an nationalsozialistische Verfolgung⁹⁶ dominieren jenseits der deutschen Grenze: Jeweils fast ein Fünftel der Befragten Luxemburgs und der Grenzräume Frankreichs und Belgiens geben an, dass Familienmitglieder in einem Konzentrationslager interniert waren (im Saarland sind dies hingegen 3 % und in Rheinland-Pfalz 6 %). Auch Emigrations- und Exilerfahrungen werden in Luxemburg und den Grenzräumen Frankreichs und Belgiens am häufigsten erinnert. Überraschend ist, dass die Befragungsergebnisse für Luxemburg keine herausstechende Erinnerung an die Evakuierungen in der Minette-Region abbilden, die in den Zeitungsartikeln thematisiert wurden.

Die Ergebnisse zeigen, dass die Teilung des Untersuchungsgebiets durch die im ersten Schritt dieser Fallstudie aufgezeigte Grenze zwischen den deutschen und den westlich angrenzenden Regionen allgegenwärtig ist. Die Erinnerungsinhalte stimmen jedoch nicht gänzlich mit den Inhalten der Zeitungsartikel

95 | Deportationen wurden in die Fragestellung eingeschlossen: »Mitglieder meiner Familie waren während des Zweiten Weltkriegs betroffen von: Deportation oder Flucht« (Universität Luxemburg, IDENT2 2012/2013 – quantitative Erhebung).

96 | Gefragt wurde nach KZ-Aufenthalten, Auswanderung und Exil.

überein.⁹⁷ Daher lässt sich ein zu den Printmedien gegenläufiger Prozess des Erinnerns erkennen: Die Grenzbewohner/-innen übernehmen demzufolge nicht vorgefertigte Erklärungsansätze und identitäre Zuschreibungen der Zeitungen, vielmehr stellen Subjektivierungen einen wesentlichen Anteil der Subjektkonstitution dar. Die Grenze, die die Befragungsergebnisse zeichnen, trennt hier die verschieden durch- und erlebten Kriegsjahre.

Bisher wurde gezeigt, dass individuelle Erinnerungen den Diskursen in den Printmedien vielfach entgegenlaufen, v.a. was die Opfererinnerungen betrifft. Muster des Erstrebenswerten sind in den Zeitungsartikeln stetig auffindbar: Das Opfer als moralischer Sieger ist eine wünschenswerte Tradierung, die allgegenwärtig scheint. Die in dieser Konstellation Mächtigeren haben *per se* ein größeres Interesse, das Vergangene zu vergegenwärtigen als der Täter, dessen Denk- und Handlungsweisen diskreditiert wurden. Es kann aus diesem Grund davon ausgegangen werden, dass sich Erinnerungspraktiken an die impliziten Werte und Deutungsmuster der Opfererinnerung anschließen, während Erinnerungen an Täterschaft nicht einbezogen werden. Aber welche Subjektivierungen werden konkret im Antwortverhalten der Befragten greifbar?

Das Interesse der Befragten aus dem Saarland und Rheinland-Pfalz, an Gedenkveranstaltungen der Nachbarregionen teilzunehmen, ist nur unwesentlich geringer als in den Grenzräumen Belgiens, Frankreichs und Luxemburgs. Die Relevanz des Themas ›Nationalsozialismus‹ für die Gegenwart wird jedoch sehr unterschiedlich eingeschätzt: In Belgien sind 84 % der Befragten der Meinung, dass es nötig sei, sich an die Zeit des Nationalsozialismus zu erinnern, in Luxemburg und Frankreich sind dies 83 % – im Kontrast dazu bekunden in Rheinland-Pfalz nur 68 % und im Saarland 65 % Zustimmung bei dieser Frage. Hier gliedert sich die Zustimmung nach der in den Zeitungen aufgezeigten Grenze, die eine unterschiedliche Aufnahme der Kriegszeit durch die Bewohner/-innen des Untersuchungsgebiets markiert. Direkt nach der Relevanz des Erinnerns befragt, entscheiden sie sich sehr unterschiedlich für die vorgegebenen Antwortmöglichkeiten der Fragebögen.

Gründe für diese Differenzen können in einer – sehr direkt gestellten – Frage nach Erinnerungen an Täterschaft in der eigenen Familie verdeutlicht werden: Jeweils etwa gleich wenig Befragte aus den untersuchten Grenzräumen erinnern sich daran, dass Familienmitglieder an Exekutionen beteiligt waren. Die Entscheidlichkeit, mit der diese Erinnerung geäußert wird, und somit die Subjektivierungs-

97 | Zu beachten ist die Problematik in der inhaltlichen Abgleichung zwischen Tradierung und den Befragungsergebnissen; Zeitungsberichte über den 10. Mai 1940 enthalten nur schwerlich Angaben über NS-Verfolgung. Hier würde es sich anbieten, das Quellenkorpus der Zeitungen thematisch zu erweitern sowie die Befragung nach weiteren soziodemographischen Kriterien auszuwerten.

weise⁹⁸ der Befragten wird jedoch unterschiedlich artikuliert: Während 74 bis 78 % der Befragten aus den Grenzräumen Frankreichs, Belgiens und Luxemburgs selbstbewusst mit »nein« antworten (keine Mitglieder der Familie waren an Exekutionen beteiligt) und 15 bis 18 % sich mit »ich weiß es nicht« äußern, bekunden demgegenüber 29 % im Saarland und 23 % in Rheinland-Pfalz ihr Unwissen bei dieser Frage. Was die Erinnerung an Täterschaft in der eigenen Familie betrifft, sind die Befragten der deutschen Grenzräume also vorsichtiger in ihren Äußerungen. Diese Vorsicht kann zum einen aus Scham und Verdrängung resultieren, zum anderen aber auch aus Unwissenheit, weil das Thema in Familienerzählungen keinen Platz einnimmt. Beide Erklärungsansätze weisen dennoch auf eine unterschiedliche Verarbeitung dieser Erinnerungen in den Grenzräumen hin: Die Beobachtung der auf deutscher Seite zwar klar geäußerten Opfererinnerungen bei gleichzeitig diffuseren Erinnerungen an Täterschaft kann davon zeugen, dass sich verschiedene Codes überlappen. So wurde die Täterzuschreibung, die in den grenznahen Zeitungen Belgiens, Frankreichs und Luxemburgs praktiziert wurde, von vielen Deutschen nicht übernommen. Nach dem Zweiten Weltkrieg herrschte in der Bundesrepublik vielmehr »über viele Jahre eine Verdrängungshaltung vor, die sich als ›Selbstviktimalisierung‹ bezeichnet lässt und die die eigene Täterschaft hinter der Selbstwahrnehmung als Opfer brauner Verführung, angloamerikanischer Bombardierung und sowjetischer Siegerwillkür zurücktreten ließ« (Sabrow 2006: 134). Subjektivierungsweisen und die Art »wie Individuen von Diskursen als ›Subjekte‹ adressiert werden« (Bührmann/Schneider 2007) unterschieden sich also im deutschen Fall. In Luxemburg adressierten die Medien dagegen Subjektivationen, die in ihren Opferzuschreibungen unproblematischer in Subjektivierungen integrierbar waren. Auf den zwei Seiten der aufgezeigten Grenze lagen demnach verschiedene Deutungen der Opferstellung vor, die auf der deutschen Seite in stärkerem Maße durch Unklarheiten in der eigenen (Familien-)Biographie beeinflusst wurden. Diese Unklarheiten lassen sich heute im Antwortverhalten der Befragten ausmachen.

Dass Erinnerungen relevant für das Geschichtsverständnis sind, wird durch eine Verbindung im Gedächtnis der Befragten bestätigt: Kreuztabellierungen haben ergeben, dass Menschen mit Opfererinnerungen besonders häufig der Ansicht sind, dass die Großregion eine gemeinsame Geschichte hat. Diese Verbindung ist bei Menschen mit Erinnerungen an Täterschaft in der eigenen Familie nicht zu erkennen.⁹⁹ Hier ist also ein Zusammenhang zwischen Erinnern und aktueller Positionierung zum Untersuchungsgebiet festzustellen.

98 | Als ›Subjektivierungsweise‹ soll hier die »Selbstdeutung, das Selbsterleben und die Selbstwahrnehmung der Individuen und damit ihr Selbstverständnis im Sinne der ›eigenen‹ Identität« bezeichnet werden (Bührmann/Schneider 2007).

99 | Die empirische Datenbasis ist aufgrund der wenigen erfassten Erinnerungen an Täter/-innen jedoch schmal: Nur 67 der 2.279 Befragten geben an, dass Mitglieder der Familie an Exekutionen beteiligt waren und 102 Befragte erinnern sich daran, dass Familienangehörige an Plünderungen beteiligt waren.

5.7.4 Fazit

Es wurde gezeigt, dass Erinnerungspraktiken in den Grenzregionen Luxemburgs, Frankreichs, Belgiens und Deutschlands verschiedene Ausprägungen haben. Das vorgestellte Quellenkorpus bietet indes die Möglichkeit, vielfältige weitere Ausdifferenzierungen vorzunehmen. Dies ist v.a. in Hinblick auf die hier durchgeführte *en-bloc*-Behandlung Luxemburgs, Frankreichs und Belgiens wünschenswert. Der in dieser Fallstudie gewählte Zugang stellt somit eine von vielen Möglichkeiten dar, Identitäten in den Grenzräumen auf die Erinnerung bezogen zu fassen.

Die Auswertung der Zeitungsartikel hat die Verschiedenartigkeit des Kriegserlebens gezeigt, die Rheinland-Pfalz und das Saarland von den westlichen Untersuchungsregionen trennen. In Luxemburg ist die Grenzverletzung des 10. Mai 1940 fest in die Erinnerung eingeschrieben, in den französischen und belgischen Grenzräumen wird sie weniger intensiv, aber auf ähnliche Weise thematisiert. Die Grenze wurde mit Hilfe der Befragung auch im heutigen Erinnern in Subjektivierungsweisen sichtbar; sie teilt somit nicht nur die mediale Erinnerung an unterschiedlich erlebte Kriegsjahre, sondern auch die Orientierung an verschiedenen »Subjektmodellen« (Reckwitz 2008: 139): In der erinnerten Opfer(dar)stellung können sich zwar die Befragten aller untersuchten Gebiete wiederfinden, in der heiklen Frage nach Erinnerungen an Täterschaft in der Familie treten jedoch Unschärfen in der Subjektkonstitution zu Tage. Diese äußern sich besonders auf der deutschen Seite der Grenze; die eingangs erwähnte emotionale Dissonanz sowie moralische Dilemmata der Nachgeborenen (vgl. Assmann 2006: 159) bilden sich hier besonders deutlich heraus.

Es wurde weiterhin dargestellt, dass die Opfererinnerung innerhalb des binären Codes ›Opfer/Täter‹ dominant ist, sie definiert kulturell erwünschte Subjektmodelle. Dies bedeutet, dass in den untersuchten Artikeln v.a. die mit der Opferseite verbundenen Werthaltungen hervorgehoben werden: Freiheit, Unabhängigkeit und Humanität werden implizit als Charakteristika des Opfers (und damit letztlich des Siegers) vermittelt. Die Verarbeitung dieser Zuschreibungen im Spannungsfeld zwischen sich stets verändernden öffentlichen Deutungen der Vergangenheit, Gruppenerinnerungen und Subjektivierungsweisen nimmt immer wieder neue Formen an.

Die Grenzlage hat sich in dieser Fallstudie als das Besondere des Untersuchungsgebiets erwiesen: Zwangsläufig spielt im Alltagsleben nicht nur die eigene Erinnerung eine Rolle, sondern eben auch die Sicht *auf* die Nachbarregionen und die *der* Nachbar/-innen. Erst durch die Kontrastierung der Grenzräume konnten verschiedene Subjektivierungsweisen herausgestellt werden. Besonders die Zeitungsartikel haben gezeigt, in welchem Maße die Sicht auf die ›Anderen‹ und die eigene Rolle Veränderungen unterliegen können – ein Ergebnis, das einmal mehr auf die Unbeständigkeit von Identitätsentwürfen hindeutet.

Quellen

- La Meuse (1952), VELA: »10 Mai. Mir Letzeburger önner ons«, Ausgabe vom 10.5., S. 2.
- La Meuse (1960a), o.A.: »Histoire de la guerre 1939-1945. 10 mai 1940«, Ausgabe vom 10.5., S. 4.
- La Meuse (1960b), o.A.: »Histoire de la guerre 1939-1945«, Ausgabe vom 11.5., S. 5.
- Le Républicain Lorrain (1965), o.A.: »Quand les Alliés ouvriront les portes«, Ausgabe vom 2.5., S. 18.
- Luxemburger Wort (1950), o.A.: »Erinnerung«, Ausgabe vom 10.5., S. 1.
- Luxemburger Wort (1965), Jacoby, Al: »Das Generalkommissariat für Evakuierte«, Ausgabe vom 8.5., S. 20.
- Tageblatt (2006), Faber, M.: »Ne pas oublier le 10 mai 1940«, Ausgabe vom 30.5., S. 58.

5.8 BEYOND LUXEMBOURG. RAUM- UND IDENTITÄTSKONSTRUKTIONEN IM KONTEXT GRENZÜBERSCHREITENDER WOHNMIGRATION

Christian Wille, Gregor Schnuer und Elisabeth Boesen

Diese Fallstudie widmet sich der Frage nach dem Zusammenhang zwischen Raum- und Identitätskonstruktionen in Luxemburg und den umliegenden Grenzräumen. Besondere Beachtung finden dabei grenzüberschreitende Wohnmigrant/-innen, genauer gesagt, Personen, die aus Luxemburg in die angrenzenden Grenzräume gezogen sind. Diese Gruppe wird hinsichtlich ihrer raum- und gruppenbezogenen Einstellungen und Praktiken mit anderen Personengruppen in Luxemburg und im Grenzraum verglichen. Daneben fungiert sie als Referenzkategorie in dem Sinne, dass die Einstellungen der Befragten zum Phänomen der Wohnmigration Aufschluss über ihre Selbstpositionierungen und gruppenbezogenen Identitätskonstruktionen geben.

Der Zustrom der Wohnmigrant/-innen aus Luxemburg hält seit etwa zehn Jahren an und bringt für die grenznahen Gemeinden z.T. bedeutende strukturelle Veränderungen mit sich.¹⁰⁰ Diese Entwicklung ist in erster Linie auf die im Vergleich mit Luxemburg niedrigen Boden- und Immobilienpreise im deutschen, französischen und belgischen Grenzraum zurückzuführen. Zur Gruppe

100 | Exemplarisch kann die rheinland-pfälzische Gemeinde Wincheringen genannt werden, die heute einen Ausländeranteil von 23 % aufweist (im Jahr 2000 waren es 4 %) und 33 Nationalitäten zählt (vgl. Schnuer/Boesen/Wille 2013). Für das Saarland ist die Gemeinde Perl zu nennen, in der die Zahl der aus Luxemburg stammenden Einwohner/-innen zwischen 1990 und 2010 von 55 auf 1.272 gestiegen ist (vgl. Nienaber/Kriszan 2013: 5).

der Wohnmigrant/-innen liegen nur vereinzelte und unvollständige¹⁰¹ statistische Informationen vor, so dass Aussagen über ihr Aufkommen im Untersuchungsgebiet nur eingeschränkt möglich sind. Festhalten lässt sich aber, dass es seit Anfang der 2000er Jahre einen deutlichen Zuwachs an Wohnmigrant/-innen gegeben hat und dass die beiden deutschen Bundesländer Saarland und Rheinland-Pfalz inzwischen zu bevorzugten Zielregionen geworden sind. Außerdem handelt es sich bei der überwiegenden Mehrzahl der Wohnmigrant/-innen um Personen, die in Luxemburg erwerbstätig sind, die also durch den Umzug zu Grenzgänger/-innen werden. Ein drittes Charakteristikum der Gruppe, die sie von Wohnmigrant/-innen anderer europäischer Grenzräume unterscheidet, besteht in ihrer enormen Heterogenität hinsichtlich der nationalen und sozio-kulturellen Zugehörigkeit.¹⁰²

Neben dieser relativ rezenten Form der Grenzüberschreitung spielen die Grenzgängerströme nach Luxemburg spätestens seit den 1980er Jahren in den Grenzräumen eine immer größere Rolle, so dass deren sonstige Wohnbevölkerung ebenfalls in bedeutendem Maße mobil ist. Aktuell pendeln ca. 155.000 Personen aus den angrenzenden Regionen täglich nach Luxemburg an ihren Arbeitsplatz (vgl. IBA 2013: 81ff.). Unter ihnen befinden sich zunehmend auch »atypische Grenzgänger/-innen«, d.h. Wohnmigrant/-innen, die nach dem Wegzug aus Luxemburg weiterhin dort arbeiten. Die vorliegenden Auswertungen statistischer Daten zu atypischen Grenzgänger/-innen, die den Zeitraum von 2001 bis 2007 (vgl. Brosius/Carpentier 2010) bzw. das Jahr 2011 (vgl. IBA 2013: 120ff.) berücksichtigen, zeigen nicht nur, dass die Zahl der atypischen Grenzgänger/-innen deutlich gestiegen ist, sondern geben auch ersten Aufschluss über die Zusammensetzung der Gruppe der Wohnmigrant/-innen. Das Gros (57 %) setzte sich aus französischen, belgischen und in geringerem Maße deutschen Staatsbürger/-innen zusammen; Personen also, für die der Wegzug aus Luxemburg in der Regel die Rückkehr ins Herkunftsland bedeutete. Eine weitere Gruppe (10 %) bildeten Personen portugiesischer Nationalität, und schließlich war ca. ein Viertel der atypischen Grenzgänger/-innen luxemburgischer Nationalität (im Jahr 2011 genau 3.446 Personen).

Neben der Mobilität in Verbindung mit Wohnen und Arbeiten ist, wie u.a. die Ergebnisse unserer Untersuchung zeigen (Universität Luxemburg, IDENT2 2012/2013 – quantitative Erhebung), auch im sonstigen Alltag eine hohe grenzüberschreitende Mobilität im Untersuchungsgebiet auszumachen. So geben von

101 | Die amtlichen Statistiken – sofern verfügbar – bilden die tatsächliche Entwicklung des Phänomens nicht vollständig ab, da die Zahl derer erheblich ist, die umziehen und ihren angestammten Wohnsitz in Luxemburg beibehalten.

102 | Z.B. Personen luxemburgischer Herkunft, Angehörige verschiedener Gruppen klassischer Arbeitsmigrant/-innen (besonders Familien portugiesischer Herkunft) sowie Repräsentant/-innen der hochmobilen internationalen Eliten (Finanzwesen, europäische Institutionen).

den befragten Personen im gesamten Untersuchungsgebiet 76 % an, mehr oder weniger regelmäßig mindestens eine Alltagsaktivität (außer Erwerbsarbeit) in einem angrenzenden Land auszuüben.

Vor dem Hintergrund dieser Entwicklungen und angesichts der beschriebenen Heterogenität stellt der betrachtete Grenzraum einen geeigneten Fall zur Untersuchung von Raum- und Identitätskonstruktionen auf Subjektebene dar. Unsere Ausgangsüberlegung ist, dass Raum- und Identitätskonzepte, die nationale Grenzen bzw. eindeutige Wir/Andere-Kategorien zur Voraussetzung haben, hier zu kurz greifen. Die Auffassung von Identität und Differenz, die in der Mehrzahl der empirischen Arbeiten im Kontext der Grenze vertreten wird, geht von einer binären Strukturiertheit von Identitätskonstruktionen aus (vgl. Bürkner 2011). Diese Betrachtungsweise vermag die Lebenswirklichkeiten im untersuchten Grenzraum jedoch nur unzureichend zu erfassen. Hier hat man es, so die These, in mehrfacher Hinsicht mit einer fortschreitenden Auflösung von klaren Gruppenstrukturen zu tun, wobei die Gruppe der Wohnmigrant/-innen binäre Identitätsvorstellungen in besonderem Maße infrage stellt. Dies impliziert die Frage, inwiefern die für den Untersuchungskontext ›Grenzraum‹ konstitutiven geopolitischen Gliederungen als Wahrnehmungs- und Identifikationskategorien weiterhin relevant sind. Zu untersuchen ist, welche Raum- und Identitätskonstruktionen in den durch Wohnmigration und andere Mobilitätserscheinungen geprägten sozialen Prozessen entstehen und inwiefern durch sie nationale und binär verfasste Konzepte überwunden werden.

Die Fallstudie versucht der besonderen Komplexität des Grenzraumes gerecht zu werden, indem sie sich nicht auf vorgegebene nationale Kategorien stützt, sondern verschiedene alltagskulturelle Dimensionen der Differenzierung berücksichtigt. Zum einen wird zwischen Wohnmigrant/-innen aus Luxemburg und ansässiger Bevölkerung im Grenzraum sowie in Luxemburg unterschieden, wobei sich die Gruppe der Ansässigen in Autochthone¹⁰³ und Zugezogene aus dem In- und Ausland unterteilt. Zum anderen werden Grenzgänger/-innen als distinkte soziale Gruppe betrachtet. Darüber hinaus wird versucht, die territoriale und die soziale Dimension von Räumen als miteinander verknüpft zu verstehen und ihr Zusammenwirken in Prozessen der Identitätskonstruktion zu untersuchen. Gemäß der in diesem Kapitel insgesamt eingenommenen praxistheoretischen Perspektive verstehen wir Identitätskonstruktionen als Subjektkonstitutionen, die sich im Spannungsfeld von Subjektivationen und Subjektivierungen vollziehen. Auf der Grundlage von empirischen Daten befassen wir uns im Besonderen mit der Frage, ob die genannten mobilen Praktiken Subjektivierungsweisen beeinflussen.

103 | Seit mindestens 15 Jahren am aktuellen Wohnort lebend (eigene Definition).

5.8.1 Raumbezogene Identitäten

Die Untersuchung von raumbezogenen Identitäten erfolgt über zwei komplementäre Zugänge (vgl. Sonntag 2013: 46ff. sowie Abschnitt 2.3 in diesem Band). Zum einen werden innerhalb der verschiedenen Personengruppen Identifizierungen mit Räumen untersucht, wobei es in erster Linie um Zugehörigkeit zu einer grenzüberschreitenden Region geht. Zum anderen sollen Identifikationen von Räumen ermittelt werden, indem raumbezogene Repräsentationen einer grenzüberschreitenden Region aufgedeckt werden. Beide Zugänge geben Aufschluss über Sinndeutungen und -zuschreibungen und behandeln jeweils unterschiedliche Aspekte von sozialen Praktiken. Untersucht wird einerseits, in welchem Zusammenhang soziale Praktiken mit der Zugehörigkeit zu einer Grenzregion stehen und andererseits, welche raumgenerierenden Diskurse und Erfahrungen sich in raumbezogenen Repräsentationen widerspiegeln.

Die Einwohner/-innen des Untersuchungsraums wurden in einem ersten Schritt befragt, inwiefern sie sich unterschiedlichen räumlichen Einheiten zugehörig fühlen. Zu diesen Einheiten zählte auch die grenzüberschreitende Ebene der Großregion SaarLorLux (vgl. Wille 2012: 106ff.). Die Ergebnisse der quantitativen Untersuchung zeigen, dass die Mehrheit der insgesamt Befragten sich dem jeweiligen Wohn- und Herkunftsland zugehörig fühlt (85 bzw. 81 %), wobei v.a. die Einwohner/-innen Luxemburgs, das einen Ausländeranteil von 43 % aufweist, zwischen Wohn- und Herkunftsland unterscheiden (93 bzw. 82 %). Mit der Großregion hingegen identifiziert sich lediglich ein gutes Drittel der Befragten (35 %), und diese Zugehörigkeit geht häufiger mit einem Zugehörigkeitsgefühl zum Wohnland einher als im umgekehrten Fall. Dies deutet darauf hin, dass die Identifizierungen mit der grenzüberschreitenden Ebene nicht als Ausdruck einer allgemeinen kosmopolitischen Einstellung anzusehen ist, sondern als ein Korrelat anderer, z.T. lokaler Bindungen und entsprechender räumlicher Aneignungsprozesse. Der Vergleich der nationalen bzw. regionalen Gruppen zeigt weiter deutliche Unterschiede hinsichtlich der Identifizierung mit der grenzüberschreitenden Ebene. Eine auffallend hohe Identifizierung mit der Großregion findet sich unter den Befragten aus dem Saarland (63 %); mit 44 % liegt die Luxemburger Wohnbevölkerung noch über dem Durchschnitt; unter den Einwohner/-innen Lothringens fühlen sich nur 33 % zugehörig, gefolgt von 27 % in Rheinland-Pfalz und schließlich 14 % in Wallonien.

Die nähere Betrachtung der verschiedenen Teilstichprobenerhebungen im Grenzraum zeigt, dass die Identifizierung mit der Großregion bei den befragten Grenzgänger/-innen besonders ausgeprägt ist (47 %). Die Wohnmigrant/-innen¹⁰⁴ aus Luxemburg sowie die Autochthonen identifizieren sich ebenfalls zu einem relativ hohen Teil mit der grenzüberschreitenden Ebene (41 % bzw. 35 %), während das

104 | Anzumerken ist, dass die Gruppe der befragten Wohnmigrant/-innen (n=56) zwar eine nur schmale empirische Basis bildet, aber dennoch Aussagen zu den hier behandelten Fragestellungen erlaubt.

Zugehörigkeitsempfinden zur Großregion bei den nicht aus Luxemburg Zugezogenen auffällig niedrig liegt (aus dem Inland: 25 %, aus dem Ausland: 26 %). Hier bestätigt sich, dass die grenzüberschreitende Ebene v.a. für Personen mit ausgeprägter lokaler Zugehörigkeit und für solche, die im Grenzraum mobil sind, identitätsrelevant ist. Dieser Zusammenhang zwischen großregionaler Zugehörigkeit, lokaler Zugehörigkeit und der Alltagserfahrung der Grenzüberschreitung tritt noch stärker hervor, wenn weitere Merkmale der Befragten einbezogen werden. Die statistische Auswertung der quantitativen Daten ergibt für das gesamte Untersuchungsgebiet einen deutlichen Zusammenhang zwischen dem Grad der Identifizierung mit der Großregion und der grenzüberschreitenden Ausführung von alltäglichen Praktiken, dem grenzüberschreitenden Informationsverhalten (sich informieren über Tagesaktuallität) sowie dem Vorhandensein von Beziehungen zu Freund/-innen und Arbeitskolleg/-innen in angrenzenden Regionen.

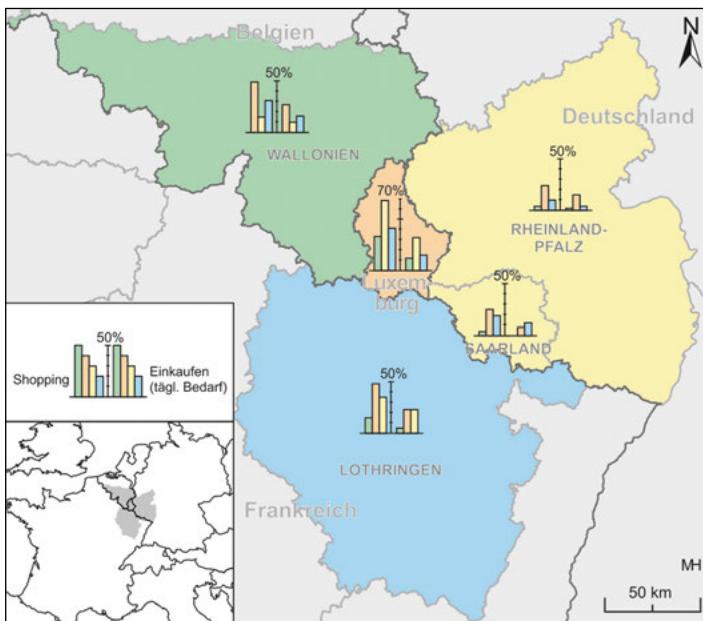


Abbildung 1: Grenzüberschreitende Alltagspraktiken am Beispiel von Shopping und Einkaufen (Universität Luxemburg, IDENT2 2012/2013 – quantitative Erhebung) (Entwurf: Christian Wille, Umsetzung: Malte Helfer). Lesebeispiel: 69 % der Befragten in Luxemburg shoppen mehr oder weniger regelmäßig im angrenzenden Deutschland.

Die am häufigsten »mehr oder weniger regelmäßig« grenzüberschreitend ausgeführten Praktiken sind der Einkauf für den täglichen Bedarf und das Shoppen (vgl. Abb. 1), die Erholung im Grünen sowie der Besuch von kulturellen Veranstaltungen und von Freund/-innen. Außerdem gibt gut die Hälfte (53 %) aller

Befragten an, sich regelmäßig über die Tagesaktualität im angrenzenden Ausland zu informieren. Besonders ausgeprägt ist dieses grenzüberschreitende Informationsverhalten bei den Einwohner/-innen Luxemburgs (61 %) und bei den Einwohner/-innen der frankophonen Regionen (Lothringen: 51 %, Wallonien: 59 %) sowie bei den Wohnmigrant/-innen aus Luxemburg (70 %).

Die bisher diskutierten Zusammenhänge zwischen räumlichen Identifizierungen und anderen Merkmalen geben Aufschluss über Identifizierungen *mit* Räumen. In einem weiteren Schritt sollen Identitäten *von* Räumen, genauer, von der politisch-administrativen Raumkonstruktion »Großregion« untersucht werden, um zu verstehen, wie diese repräsentiert wird. In Interviews wurde ermittelt, ob der Begriff »Großregion« den Interviewpartner/-innen bekannt ist, und wenn ja, was sie mit ihm verbinden. Nahezu alle Gesprächspartner/-innen geben an, mit dem Begriff (vgl. weiterführend Wille 2009) vertraut zu sein, und thematisieren folgende Erfahrungsdimensionen.

Ein Großteil der Befragten versucht zunächst, den *geographischen Zuschnitt* der Großregion zu umreißen. Dabei wird das Konzept mit unterschiedlichen Maßstabsebenen (national, regional, kommunal) in Verbindung gebracht, wobei besonders häufig die Länder Luxemburg, Frankreich und Deutschland, die Regionen *Province de Luxembourg*, Saarland, Rheinland-Pfalz und die Städte Trier, Saarbrücken und Arlon genannt werden. Ebenfalls thematisiert wird der Begriff »SaarLorLux«, d.h. die ursprüngliche Bezeichnung des grenzüberschreitenden Kooperationsgebiets, womit die industrielle Vergangenheit des Grenzraums und der erweiterte geopolitische Zuschnitt (vgl. Wille 2012: 120ff.) angesprochen werden. Daneben treffen die Befragten weitaus weniger spezifische Aussagen, wenn sie »die Städte um Luxemburg herum«, »alles im Umkreis von 100 km um Luxemburg« oder »ein bisschen Deutschland, ein bisschen Frankreich und ein bisschen Belgien« zur Großregion zählen. Festhalten lässt sich, dass die Befragten zwar von einer räumlichen Einheit ausgehen, deren Repräsentationen jedoch nicht dem Zuschnitt des politischen Kooperationsgebiets entsprechen, sondern einem für die grenzüberschreitenden Alltagserfahrungen der Befragten vermutlich eher relevanten Kernraum der Großregion.

Daneben sind einige der Befragten in Luxemburg über die *Medien* mit dem Begriff »Großregion« vertraut. So wird bspw. ein Radiosender erwähnt, der betont, für die Großregion zu senden. Außerdem wird auf die Gratiszeitungen hingewiesen, die im Großherzogtum und in den unmittelbar angrenzenden Ortschaften ausliegen, und in denen »man immer wieder von Großregion liest« (vgl. auch Abschnitt 4.2). Schließlich wird der Begriff mit einem grenzüberschreitenden Kulturprojekt in Verbindung gebracht; Luxemburg und die Großregion waren im Jahr 2007 Standort der Kulturhauptstadt Europas, was sich auch im Namen des Großereignisses widerspiegelte: *Luxemburg und Großregion, Kulturhauptstadt Europas 2007*. Aus Sicht des Marketings kam es damals darauf an, »Luxemburg im Kontext der Großregion im Sinne eines Zuschreibungsprozesses zu markie-

ren« und der Region eine »(groß-)regionale Identität« (Reddeker 2010: 196f.) zu verleihen.

Einige der Befragten verbinden ›Großregion‹ ferner mit der europäischen und/oder regionalpolitischen Zusammenarbeit, wobei keine Gremien der politischen Kooperation (vgl. Wille 2012: 119ff.) namentlich genannt, sondern konkrete Veränderungen – der Abbau von Personenkontrollen, die Freizügigkeit von Personen und Waren – angesprochen werden. Besonders hervorgehoben werden, »dass vieles einfacher geworden ist« sowie die »Leichtigkeit«, mit der die Grenzen heute überwunden werden können. ›Großregion‹ wird in diesem Zusammenhang auch mit dem Aussöhnungsprozess nach dem Zweiten Weltkrieg verbunden. Die Befragten verstehen unter ›Großregion‹ demnach insbesondere die Ergebnisse der institutionellen grenzüberschreitenden Zusammenarbeit, die im Alltag erfahrbar werden.

Ein weiterer mit Blick auf die ›Großregion‹ häufig thematisierter Themenkomplex ist die *Grenzgängerbeschäftigung in Luxemburg*. So betonen die Befragten in Luxemburg, dass das Großherzogtum »wegen der Grenzgänger« auf die Großregion angewiesen sei. Umgekehrt wird Luxemburg von den Bewohner/-innen des umliegenden Grenzraums als Arbeitgeber Nummer eins beschrieben oder als eine wirtschaftliche Triebkraft, die weit in die Nachbarregionen hineinwirkt. Die Grenzgänger/-innen unter den Befragten verbinden ›Großregion‹ v.a. mit dem grenzüberschreitenden Pendeln, mit der geografischen Verteilung ihres Kolleg/-innenkreises und mit den Vorteilen der Grenzgängerbeschäftigung.

Schließlich verbinden viele Befragte mit ›Großregion‹ die Möglichkeit, »schnell in einem anderen Land zu sein«. Dabei berichten sie von *grenzüberschreitenden Alltagspraktiken*, und zwar v.a. vom gezielten Einkauf besonders günstiger Produkte (Kraftstoff, Tabak, Kaffee, Alkohol) in Luxemburg und mit Blick auf den Grenzraum vom allgemeinen grenzüberschreitenden Einkaufen bzw. Shoppen, daneben aber auch von Wohnmigration und Besuchen bei Freund/-innen und Bekannten.

Festhalten lässt sich, dass bei der Identifikation von ›Großregion‹ unterschiedliche alltagskulturelle Dimensionen zusammenwirken. Einerseits ergeben die Versuche, die Großregion über geopolitische Kategorien abzubilden, das diffuse Bild eines grenzüberschreitenden Raums; ›Großregion‹ wird als eine variable räumliche Einheit von Städten, Regionen und Ländern identifiziert. Diese Grenzziehungen scheinen z.T. von medialen Repräsentationen und politisch-administrativen Diskursen geprägt zu sein. Andererseits aber wird deutlich, dass die Repräsentation von ›Großregion‹ v.a. mit den grenzüberschreitenden mobilen Praktiken der Interviewpartner/-innen und insofern auch mit den Ergebnissen der politisch-institutionellen Kooperation in Zusammenhang steht.

Insgesamt war festzustellen, dass bei den Befragten die Identifizierung mit der grenzüberschreitenden Ebene zwar vergleichsweise schwach ausfällt, die Identifikation von Großregion jedoch eine stark ausgeprägte Repräsentation der grenzüberschreitenden RaumEinheit widerspiegelt, die sich nur ansatzweise an

geopolitischen Kategorien und noch weniger am tatsächlichen Mandatsgebiet der großregionalen Kooperationsgremien orientiert. Für die Befragten weitaus relevanter scheint die Erfahrung der Grenzüberschreitung im Zuge von alltäglichen Praktiken zu sein. Dieses Ergebnis legt die Annahme nahe, dass die Mehrheit der Befragten zwar ein »*Doing Grande Région*« (Wille 2010) betreibt, aber mit dem politisch-administrativem Konzept ›Großregion‹ wenig anzufangen weiß.

Im Hinblick auf die Frage nach den räumlichen Aspekten von Subjektivierungsprozessen lässt sich vorerst festhalten, dass Raum sich in beiderlei Hinsicht – Identifizierung *von* und *mit* – in erster Linie als eine Kategorie alltagskultureller (und lokalisierter) Erfahrung erweist. Die Identifizierung mit der Großregion korreliert, wie deutlich wurde, einerseits mit der Bindung an den Wohnort und andererseits mit grenzüberschreitenden Alltagspraktiken (Konsum, Information, soziale Kontakte). Die Repräsentationen der Großregion erfolgen nicht zuletzt durch Rekurs auf diese konkreten mobilen Praktiken. Zwar sind Unterschiede zwischen den betrachteten Gruppen sowie – z.T. große – Differenzen zwischen den verglichenen regionalen Einheiten auszumachen, an dem grundlegenden Befund ändern diese jedoch nichts.

5.8.2 Gruppenbezogene Identitäten

Die bisherigen Ergebnisse legen den Schluss nahe, dass eine generelle Tendenz zur Identifizierung *von* und *mit* der Großregion besteht und diese mit der Intensivierung grenzüberschreitender Praktiken und Erfahrungen steigt. In einem weiteren Schritt wollen wir das Verhältnis von Raum- und Identitätskonstruktionen auf eine andere Weise beleuchten, indem wir uns, wie angekündigt, der Gruppe der Wohnmigrant/-innen und damit einer dritten Form des Identifizierens zuwenden; nach identifizieren *mit* und *von* interessiert uns im Hinblick auf diese Gruppe v.a. das *being identified* (vgl. Graumann 1983). Das Phänomen der grenzüberschreitenden Wohnmigration verspricht, so unser Argument, in besonderem Maße Einsichten, wenn es um die Klärung raumgebundener Identitätskonstruktionen geht. Wohnen unterscheidet sich von anderen grenzüberschreitenden Praktiken (z.B. Arbeiten, Konsumieren, Kontakte-Pflegen usw.) insofern, als mit der Niederlassung an einem Ort ein Prozess einsetzt, der zumeist in eine Identifizierung mündet, die von umfassenderer Natur ist als bei den genannten Praktiken. Der Ort wird zu einem Bestandteil der eigenen Identität (vgl. Weichhart 1990). Zugleich aber wird der Ort umgekehrt mit seinen Bewohner/-innen identifiziert, d.h. der Zuzug neuer Bewohner/-innen kann den ›Charakter‹ eines Ortes, einer Nachbarschaft oder eines gesamten Dorfes verändern. Es stellt sich also die Frage, ob bzw. in welchem Grade diese Identifizierungsprozesse im Falle der grenzüberschreitenden Wohnmigrant/-innen wirksam sind. Wie eingangs erwähnt, betrachten wir die Gruppe der Wohnmigrant/-innen im vorliegenden Zusammenhang als eine Referenzkategorie. Wir interessieren uns für die Wahrnehmungen, die von den Wohnmigrant/-innen und insbesondere von deren Be-

ziehung zum neuen Wohnort existieren, insofern sie Aufschluss über Identifikationsprozesse in den Grenzregionen und in der Großregion insgesamt geben.

Die aus Luxemburg zugezogenen Grenzraumbewohner/-innen, die in einigen Gemeinden inzwischen über 20 % der Bevölkerung ausmachen, stellen eine sehr heterogene Gruppe dar, und zwar nicht nur hinsichtlich der Nationalität und der sozio-ökonomischen Profile, sondern auch, was die Familienstrukturen betrifft, wenngleich hier ein deutliches Übergewicht junger Ehepaare, die erstes Wohn-eigentum erwerben, zu beobachten ist (vgl. Brosius/Carpentier 2010: 26). Die Gruppe der Wohnmigrant/-innen lässt sich auch aufgrund dieser Vielgestaltigkeit nur schwer »auf einen Nenner bringen«, und entsprechend komplex sind vermutlich die in Frage stehenden Wahrnehmungen und Identifizierungsvorgänge.

Um Meinungsbilder über Wohnmigrant/-innen zu erheben, wurden zwölf Aussagen über »Personen, die aus Luxemburg in die Nachbarregion ziehen« formuliert (vgl. Tab. 1), zu denen die Befragten auf einer 4er-Skala Stellung nehmen konnten. Bei der statistischen Analyse konzentrierten wir uns auf die Personen der Stichprobe, bei denen wir einen alltäglichen Bezug zum Phänomen der Wohnmigration annehmen durften, d.h. auf Personen, die nicht weiter als 40 km von der luxemburgischen Grenze entfernt wohnen (n=1.319). Unberücksichtigt blieben Personen, die keine Aussagen zum Phänomen Wohnmigration machen wollten oder konnten.

Meinungs-aspekte	Aussagen Diese Personen, die umziehen ...	Luxemburger Wohnbevölkerung (Zustimmung in %)	Grenzraum-bewohner/-innen (Zustimmung in %)
Finanzen	... können sich das Wohnen in Luxemburg nicht leisten.	89	73
	... denen geht's vor allem ums Geld.	95	82
	... sollten ihr Geld besser in Luxemburg investieren.	64	39
	... treiben die Preise in die Höhe.	63	59

Meinungsaspekte	Aussagen Diese Personen, die umziehen ...	Luxemburger Wohnbevölkerung (Zustimmung in %)	Grenzraum- bewohner/-innen (Zustimmung in %)
Lebensqualität	... haben insgesamt mehr Lebensqualität.	39	63
	... wollen das Beste für ihre Familie.	78	83
Nationale Zugehörigkeit	... fühlen sich in Luxemburg nicht mehr zuhause.	33	35
	... sind keine echten Luxemburger.	27	32
Integration	... sind nur zum Schlafen zuhause.	59	51
	... werden nie zu echten Einheimischen.	60	43
	... bleiben unter sich.	52	46
	... nehmen gerne am Dorfleben am neuen Wohnort teil.	46	60

Tabelle 1: Aussagen und Meinungsaspekte zu Wohnmigrant/-innen (Universität Luxemburg, IDENT2 2012/2013 – quantitative Erhebung)

Wie Tab. 1 zeigt, existiert ein Unterschied zwischen den Bewohner/-innen der untersuchten Teilegebiete hinsichtlich der Wahrnehmung von Wohnmigration. Um diesen Unterschied auf Signifikanz und auf Einflüsse anderer relevanter Variablen zu prüfen, wurden logistische Regressionen, die verschiedene mögliche Einflussvariablen berücksichtigen, durchgeführt. Diese Variablen beziehen sich auf demographische und sozio-ökonomische Merkmale sowie auf Zugehörigkeitsempfinden und grenzüberschreitendes Handeln.¹⁰⁵ Mithilfe dieses Verfah-

105 | In der Analyse berücksichtigte Variablen: Wohnland (Luxemburg/Grenzraum); Autochthon/Zugezogen; Staatsangehörig/Nicht-Staatsangehörig; Alter (Ordinalskala); Einkommen; Haushalt mit/ohne Kinder; urbaner/suburbaner/ländlicher Lebensstil; grenzüberschreitendes

rens kann geprüft werden, ob bzw. welche Einflussvariablen einen signifikanten Unterschied im Antwortverhalten aufzeigen. Entsprechende Signifikanzen werden über Wahrscheinlichkeitsverhältnisse in Bezug auf das Antwortverhalten abgebildet.¹⁰⁶ Wir beschränken uns auf die Darstellung der Regressionen hinsichtlich der Meinungsaspekte ›Finanzen‹ und ›Integration‹, da sie die deutlichsten Ergebnisse liefern und gute Vergleichsmöglichkeiten bieten.

Die Analyse ergibt zunächst eine Signifikanz der Variable Wohnland, d.h. einen Unterschied zwischen den Einwohner/-innen Luxemburgs und des umliegenden Grenzraums hinsichtlich ihrer Haltung zu den beiden betrachteten Aspekten von Wohnmigration: Es ist wahrscheinlicher, dass die in Luxemburg Wohnenden meinen, die Wohnmigrant/-innen würden aus finanziellen Gründen umziehen und sie würden sich am neuen Wohnort nicht gut integrieren, als dass Bewohner/-innen des Grenzraums dies meinen. Wird in einem zweiten Schritt die Luxemburger Wohnbevölkerung separat betrachtet, weisen die Regressionen nur im Falle einiger weniger Meinungsäußerungen auf signifikante Zusammenhänge hin. Hinsichtlich der Auffassung, finanzielle Gründe seien für die Wohnmigration verantwortlich, erklärt sich die mangelnde Signifikanz aus der Tatsache, dass die Zustimmungsrate sehr hoch ist (89 % bzw. 95 %), was darauf schließen lässt, dass es sich bei dieser Einschätzung in Luxemburg um un hinterfragtes kollektives Wissen handelt, das durch die infrage stehenden Variablen unbeeinflusst bleibt. Dagegen stellt das Faktum, ob im Alltag grenzüberschreitende Praktiken vollzogen werden oder nicht, eine signifikante Variable hinsichtlich der Meinungen über Wohnmigration dar. So schätzen in Luxemburg lebende Personen, die grenzüberschreitend Sport treiben, ausgehen, am Vereinsleben teilnehmen und Freund/-innen haben, die Integration der Wohnmigrant/-innen am neuen Wohnort positiver ein als Personen ohne solche grenzüberschreitenden Praktiken. Auch die Variable Staatsangehörigkeit/Nicht-Staatsangehörigkeit erweist sich bei der Analyse der Luxemburger Wohnbevölkerung als signifikant; Personen mit Migrationshintergrund schätzen die Teilnahme der Wohnmigrant/-innen am Dorfleben und deren Möglichkeit »zu echten Einheimischen« zu werden, positiver ein als luxemburgische Staatsangehörige.

Bei den Einwohner/-innen der angrenzenden Regionen zeigen die Regressionen für die einzelnen Untergruppen, dass bestimmte Einflussvariablen in signi-

/kein grenzüberschreitendes Informationsverhalten; Verwandte/keine Verwandte, Freund/-innen/keine Freund/-innen und Arbeitskolleg/-innen/keine Arbeitskolleg/-innen in den angrenzenden Regionen; Kriterien für aktuellen Wohnort als dichotome Ja/Nein-Variablen (Preis, Verwandte u. Freund/-innen, Infrastruktur, Anbindung ÖPNV, Anbindung Straßennetz); Zugehörigkeitsgefühl Großregion, Wohnland, Heimatland, Wohnregion, Wohnort (Ordinalskalen); grenzüberschreitende/nicht-grenzüberschreitende Praktiken (Shoppen, Sport, kulturelle Veranstaltungen usw.).

106 | Beispiel: Staatsangehörige stimmen mit größerer Wahrscheinlichkeit der Aussage zu »Wohnmigranten werden nie zu echten Einheimischen« als Nicht-Staatsangehörige.

fikanter Weise mit Unterschieden in den Meinungen der Bewohner/-innen der jeweiligen Teilgebiete korrelieren. Darüber hinaus erlaubt diese Art der Analyse einen weitergehenden Vergleich zwischen Luxemburg und dem umliegenden Grenzraum, d.h. sie lässt deutlich werden, dass es nicht nur unterschiedliche Meinungen zur Wohnmigration gibt, sondern dass die Meinungsbilder in den Teilgebieten jeweils durch andere Variablen beeinflusst sind. Bei der Aussage »... sollten ihr Geld besser in Luxemburg investieren« bspw. hat keine der genannten Variablen einen signifikanten Einfluss auf das Antwortverhalten der befragten Grenzraumbewohner/-innen, während in Luxemburg das Alter und die grenzüberschreitenden Praktiken eine Rolle spielen.

Bei den Regressionen zu den anderen finanzenbezogenen Aussagen sticht die Variable Grenzgänger/-innen/Nicht-Grenzgänger/-innen heraus; die Grenzgänger/-innen stimmen diesen Aussagen eher zu als die restliche Grenzraumbevölkerung. Eine weitere signifikante Variable ist grenzüberschreitendes Einkaufen. Diese Praktik korreliert positiv mit den genannten Aussagen, wohingegen andere grenzüberschreitende Handlungen sich als nicht signifikante Variablen herausstellen.

Was die Integrationsaussagen »... nehmen gerne am Dorfleben am neuen Wohnort teil« und »... sind nur zum Schlafen zuhause« betrifft, so erweist sich im Grenzraum die Variable Staatsangehörigkeit/Nicht-Staatsangehörigkeit als signifikant; Staatsangehörige sind entschieden eher geneigt, die Integration der Wohnmigrant/-innen am neuen Wohnort negativ zu bewerten. Der Grenzgängerstatus ist hier nicht mehr signifikant. Im Hinblick auf die Aussage »... werden nie zu echten Einheimischen« wiederum ist die Variable Autochthone/Zugezogene signifikant.

Die Regressionen zum gesamten Untersuchungsgebiet bestätigen einen signifikanten Unterschied zwischen den Einwohner/-innen des Grenzraums und Luxemburgs in ihren Meinungen zu den Wohnmigrant/-innen. Betont werden muss allerdings, dass die Variablen nationale Zugehörigkeit und Staatsangehörigkeit sich als nicht signifikant erwiesen haben. Darüber hinaus zeigen die logistischen Regressionen innerhalb der beiden Untergruppen ›Luxemburger/-innen‹ und ›Grenzraumbewohner/-innen‹, dass nicht nur das Antwortverhalten und damit die Meinungsbilder unterschiedlich sind, sondern dass auch unterschiedliche Faktoren das Antwortverhalten in den beiden Teilgebieten beeinflussen. Abschließend können folgende Beobachtungen festgehalten werden: (1) Es ist ein genereller Unterschied zwischen den Meinungsbildern in Luxemburg und im Grenzraum auszumachen. Dieser besteht im Wesentlichen darin, dass der Umzug in den Grenzraum aus Sicht der Befragten in Luxemburg eher als eine durch die unterschiedlichen Wohn- und Immobilienpreise motivierte Entscheidung verstanden wird denn als eine Entscheidung aus anderen pragmatischen oder soziokulturellen Gründen. Für den Grenzraum dagegen ist festzustellen, dass die Integration der Wohnmigrant/-innen positiver eingeschätzt wird als in Luxemburg. (2) Außerdem hat sich gezeigt, dass bestimmte Alltagspraktiken einen Einfluss

auf die Beurteilung der Wohnmigration haben, so dass das Bild einer diesbezüglichen generellen Differenz zwischen Luxemburg und dem Grenzraum sich als nicht zutreffend erweist. Die genauere Analyse zeigt jedoch, dass dieser Effekt die Meinungsbilder nicht im Ganzen trifft, sondern nur in bestimmten Aspekten. So beeinflussen beispielweise grenzüberschreitende soziale Kontakte und kulturelle Praktiken die Meinungen der luxemburgischen Wohnbevölkerung zur Integration, während sie keinen Einfluss auf ihre Ansichten zum finanziellen Aspekt der Wohnmigration haben.

Die Ergebnisse stützen insgesamt die Interpretation, dass die verschiedenen Aspekte der Wohnmigration jeweils das Meinungsbild dort deutlicher prägen, wo sie eine größere Rolle im Alltag spielen – Integrationsfragen bei den Grenzraumbewohner/-innen und die Abschätzung finanzieller Vor- und Nachteile bei den Bewohner/-innen Luxemburgs. Diese Beobachtung bietet auch einen Erklärungsansatz für die Signifikanz der Variablen bezüglich grenzüberschreitender Praktiken und Beziehungen. Bei Meinungen zu Aspekten, die im Alltag »jenseits der Grenze« eine größere Rolle spielen, erweisen sich grenzüberschreitende Praktiken und Beziehungen als signifikante Variablen. So nehmen Bewohner/-innen, die im Grenzraum leben und grenzüberschreitend handeln, die finanziellen Vor- und Nachteile ähnlich wahr wie die Bewohner/-innen Luxemburgs, und grenzüberschreitend handelnde Bewohner/-innen Luxemburgs beurteilen die Integration ähnlich wie die Grenzlandbewohner/-innen. Aspekte der Meinung, die »jenseits der Grenze« eine weniger wichtige Rolle spielen, scheinen nicht von grenzüberschreitenden Praktiken und Beziehungen beeinflusst zu sein. So bleiben z.B. die Meinungen der Grenzlandbewohner/-innen hinsichtlich der Integration von sozialen Kontakten in Luxemburg unbeeinflusst.

5.8.3 Fazit

In dieser Fallstudie haben wir uns mit geographischen bzw. politisch-administrativen Grenzen befasst, und zwar mit den Grenzen zwischen Luxemburg und seinen Nachbarländern. Den Untersuchungsgegenstand bildeten die unterschiedlichen Formen der Überschreitung dieser Grenzen und die Frage, wie die Intensivierung und Diversifizierung dieser Querungen sich auf (räumliche) Identitätskonstruktionen auswirken. Im ersten Analyseschritt haben wir die quantitativen Daten und das Interviewmaterial im Hinblick auf Formen raumbezogener Identifizierung ausgewertet und festgestellt, dass der grenzüberschreitende Raum von sämtlichen betrachteten Gruppen als ein Raum konkreter alltäglicher Praktiken angeeignet wird. Überdies konnten wir verifizieren, dass eine Korrelation zwischen grenzüberschreitenden Praktiken und räumlicher Identifikation besteht. Im zweiten Schritt haben wir diese grenzüberschreitenden Prozesse weiter zu klären versucht, indem wir die Gruppe der Wohnmigrant/-innen näher betrachteten, die diese Identitätskonstruktion in besonderer Weise repräsentieren. Mithilfe logistischer Regressionen konnten wir darlegen, inwiefern die Meinun-

gen über diese Gruppe mit anderen Merkmalen korrelieren, und feststellen, dass das Antwortverhalten der verschiedenen Gruppen sich im Hinblick auf diese Korrelationen z.T. deutlich unterscheidet. Die statistischen Ergebnisse legen bspw. den Schluss nahe, dass grenzüberschreitende Praktiken die Einstellungen der luxemburgischen Wohnbevölkerung zur Wohnmigration in manchen Aspekten stärker beeinflussen, als dies bei den Grenzraumbewohner/-innen der Fall ist.

Zusammenfassend ist festzuhalten, dass unsere Ergebnisse v.a. zeigen, wie schwierig es ist, generelle Aussagen hinsichtlich der Entwicklungen grenzüberschreitender räumlicher Identitäten zu treffen. Oder, um zu unserem theoretisch-konzeptuellen Begriffsinstrumentarium zurückzukommen: Dass es – trotz des bei allen Gruppen zu konstatierten Zusammenhangs zwischen räumlichen Praktiken und Identifizierungen – verfehlt wäre anzunehmen, raumbezogene Subjektivierungsprozesse und Identitätskonstruktionen würden für alle Bewohner/-innen des Untersuchungsgebiets in gleicher Weise verlaufen. Die Meinungen zur Gruppe der Wohnmigrant/-innen stimmen zwar in bestimmten Aspekten überein, doch lässt die statistische Analyse der Korrelation von Meinungsausserungen, Gruppenzugehörigkeit und Alltagspraktiken den vorsichtigen Schluss zu, dass grenzüberschreitende Praktiken bisher nicht den generellen Effekt haben, eine homogene Wahrnehmung der grenzüberschreitenden Wohnmigration herzustellen. Die gruppenspezifischen Haltungen zu Wohnmigrant/-innen scheinen sich nicht aufzulösen, sondern jeweils differenzierter zu werden.

5.9 SPRACHLICHE IDENTIFIZIERUNGEN IM LUXEMBURGISCH-DEUTSCHEN GRENZRAUM

Heinz Sieburg und Britta Weimann

Die vorliegende Fallstudie untersucht Selbst- und Fremdzuschreibungen der Einwohner/-innen Luxemburgs und der umgebenden Grenzräume in Bezug auf Sprache, die als ein wichtiges Element von Identitäten verstanden wird (vgl. Bucholtz/Hall 2005: 370). Diese enge Verbindung von Sprache und Identität beruht v.a. auf der sozialsymbolischen Funktion von Sprache (vgl. Hess-Lüttich 2004), die neben der kommunikativen Funktion besteht (vgl. Edwards 2009: 4f.), d.h. Sprache ist nicht nur ein Mittel der Kommunikation; sie sagt auch etwas über die Sprecher/-innen und über ihre Zugehörigkeit zu einer Gruppe aus. Dieselbe Zweiteilung in kommunikative und symbolische Funktionen lässt sich bei der Bewertung von Einzelsprachen und Varietäten¹⁰⁷ durch ihre Sprecher/-innen beobachten. Der kommunikative Wert, den eine Sprache oder Varietät für ihre

107 | Varietäten sind verschiedene Ausprägungen einer Sprache wie Dialekte, Regiolekte (regionale Umgangssprachen), Soziolekte (gruppenspezifische Varietäten) oder Standardvarietäten (Standardsprachen).

Sprecher/-innen hat, muss dabei nicht mit ihrem symbolischen Wert übereinstimmen (vgl. Edwards 2009: 55f.). So können die Sprecher/-innen einer Sprache, die wesentliche kommunikative Anforderungen noch nicht oder nicht mehr erfüllt – etwa weil sie von einer anderen Sprache oder Varietät übernommen werden –, dennoch hohen symbolischen Wert beimesse. Solche ambivalenten Wertzu- schreibungen spielen in Prozessen der Aneignung sprachlicher Identitäten eine große Rolle.

Der Schwerpunkt der Studie liegt auf dem Vergleich Luxemburgs mit den deutschen Grenzregionen, die ein historisch gewachsenes Dialektkontinuum und die Verwendung der deutschen Standardsprache teilen.¹⁰⁸ Dialektkontinua sind gekennzeichnet durch zunehmende sprachliche Unterschiede in ihrer räumlichen Ausdehnung bei gegenseitiger Verstehbarkeit benachbarter Dialekte (vgl. Chambers/Trudgill 2002: 5f.). Sie können damit als Schwellenräume oder ausgedehnte Grenzonen (vgl. Abschnitt 2.1) gesehen werden. Werden sie durch politische Grenzen durchschnitten, entstehen oft zwei unterschiedliche Sprachgebrauchs- räume wie etwa im Fall von Deutschland und Österreich oder der deutschsprachigen Schweiz, wo jeweils eigene nationale Varietäten des Deutschen gelten und die Situationen, in denen der Dialekt verwendet werden kann, sich unterscheiden (vgl. Riehl 1999: 45 und 48f.). Auch in Luxemburg ist von einer nationalen Varietät des Deutschen auszugehen (vgl. Sieburg 2013: 100f.). Aus den moselfränkischen Dialekten hat sich dagegen mit dem Luxemburgischen eine Ausbausprache mit zunehmendem Standardisierungsgrad entwickelt (vgl. Gilles 1999 und 2009: 186f.), die eine wichtige Rolle bei der Ausbildung einer nationalen Identität im 19. und frühen 20. Jahrhundert spielt (vgl. Weimann 2013: 254). Zusammen mit der dritten offiziellen Sprache Französisch hat sich in Luxemburg aus einer ursprünglich rein medialen eine mehrheitlich konzeptionell gesteuerte Triglossie- Situation herausgebildet. Die Verwendung der drei Amtssprachen hängt nicht mehr nur vom Medium (schriftlich/mündlich) ab, sondern zunehmend von Faktoren wie Nähe/Distanz und formell/informell (Konzeption). Das Luxemburgische war lange auf medial-mündliche und konzeptionell-informelle Kommunikationssituationen (z.B. Alltagsgespräche) beschränkt, während die beiden großen Schriftsprachen Französisch und Deutsch die konzeptionell-formellen (wie Parlamentsrede, Predigt) und alle medial-schriftlichen Kommunikationssituationen abdeckten. Heute kann das Luxemburgische in allen mündlichen und außerdem in eher informellen schriftlichen Kommunikationssituationen (wie Chat, SMS, Privatbrief) (vgl. auch Abschnitt 4.6) verwendet werden (vgl. Gilles 2011: 63). Die sehr unterschiedlichen sprachlichen Konstellationen in Luxemburg und in den deutschen Grenzregionen sind u.a. durch das Zusammenspiel von *top-down*-

108 | Das Moselfränkische, aus dem sich das Luxemburgische entwickelt hat, ist diesseits und jenseits der luxemburgisch-deutschen Grenze zu verorten; Deutsch ist auch in Luxemburg Amtssprache. Mit Lothringen und Wallonien teilt Luxemburg die Verwendung des Französischen. Das Kontinuum westmitteldeutscher Dialekte reicht in beide Regionen hinein.

Einsetzungen (z.B. durch das Sprachengesetz in Luxemburg) und *bottom-up*-Umsetzungen (durch die einzelnen Sprecher/-innen) entstanden. So bestimmt das luxemburgische Sprachengesetz u.a. das Französische als Gesetzessprache. In der Schule ist die Alphabetisierungssprache Deutsch, das Luxemburgische spielt nur eine geringe Rolle in den *Curricula*. Diese sprachbezogenen Normierungen und Praktiken erzeugen in Luxemburg einen äußerst variablen mehrsprachigen Raum. Da sowohl die deutsche Sprache als auch die moselfränkischen Varietäten die Staatsgrenze überschreiten, das Repertoire der Sprachen und Varietäten wie die Regeln zu ihrem Gebrauch sich aber in Luxemburg und den deutschen Grenzregionen unterscheiden, ist mit ambivalenten Bewertungen, Zugehörigkeiten und Abgrenzungen zu rechnen.

Die Studie stützt sich auf empirische Daten aus einer Fragebogenbefragung, bezieht aber auch Aussagen zur Sprache aus einer Interviewserie mit ein (Universität Luxemburg, IDENT2 2012/2013 – quantitative und qualitative Erhebung). Unsere Fragen zielen einerseits darauf ab, wie die Sprachwahl in Gesprächssituationen, für die – so unsere Annahme – kein gemeinsamer kultureller Code (vgl. Reckwitz 2008a: 135f.) im Sinne einer tradierten Sprachverhaltensnormierung existiert¹⁰⁹, von Einwohner/-innen des deutschen Grenzraums gelöst wird (»Wie antworten Sie, wenn Sie auf Luxemburgisch angesprochen werden?«) und, andererseits, wie die Wahl einer Varietät von der Luxemburger Wohnbevölkerung bewertet und als angemessen empfunden wird (»Wie finden Sie es, wenn Deutsche mit Ihnen in Luxemburg Deutsch/ihren eigenen deutschen Heimatdialekt/Luxemburgisch/eine Mischung aus ihrem Heimatdialekt und Luxemburgisch sprechen?«). Schließlich zielt die Abfrage semantischer Differenziale wie die Frage, ob das Luxemburgische ein Dialekt des Deutschen oder eine eigene Sprache ist, auf die emotionale Bindung der Sprecher/-innen an ihre eigene Sprache und auf die Bewertung der ›Sprache der anderen‹ und damit auf Aneignungs- und Zuschreibungsprozesse.

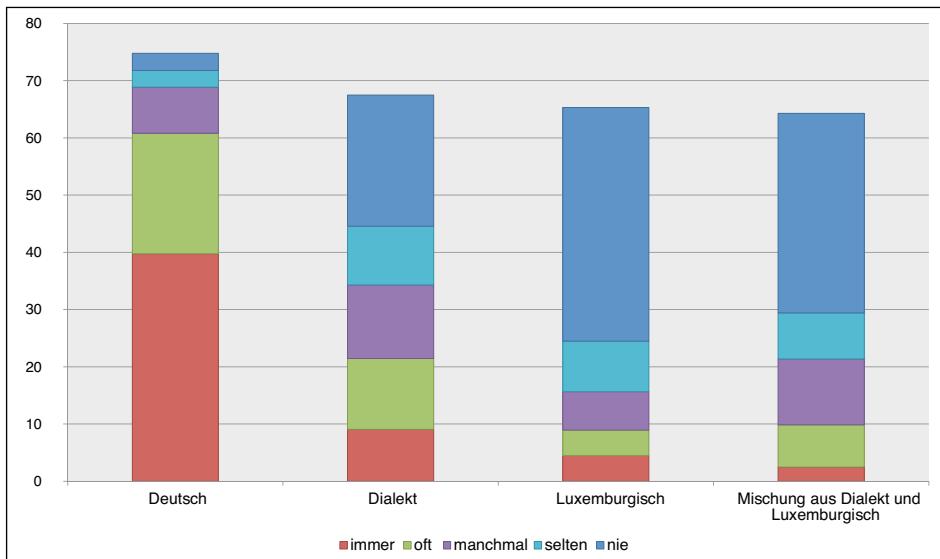
5.9.1 Sprachpraktiken

Unterschiedliche aktive wie passive Sprachkompetenzen spielen im Alltag eine Rolle, wenn Sprecher/-innen aufeinandertreffen, die über unterschiedliche Sprachrepertoires verfügen. Auch wenn sie eine Varietät teilen oder ähnliche Varietäten verstehen und sprechen können, sind die kulturellen Codes wie die Wahl der angemessenen Varietät nicht zwangsläufig miteinander vereinbar, was häufig zu Missverständnissen führt.

In der quantitativen Befragung (Universität Luxemburg, IDENT2 2012/2013) geben drei Viertel der befragten Rheinland-Pfälzer/-innen und Saarländer/-innen an, keine Kompetenzen im Sprechen des Luxemburgischen zu haben; etwa 15 %

109 | Der Code, der die Wahl einer bestimmten Varietät vorgibt, kann in diesem Fall nicht übereinstimmen, da Bewohner/-innen des deutschen Grenzraums in der Regel kein Luxemburgisch sprechen.

bescheinigen sich selbst eine geringe Kompetenz; mittlere oder gute Kompetenzen liegen bei unter 10 %. Die Frage »Wie antworten Sie, wenn Sie auf Luxemburgisch angesprochen werden?« zielt auf die Antwortstrategien der Bewohner/-innen des deutschen Grenzraums, die mehrheitlich nicht die passende Varietät zur Verfügung haben. Vorgegeben wurden als Antwortsprache neben »Luxemburgisch« und »Deutsch« auch »eigener Dialekt«, »Mischung aus eigenem Dialekt und Luxemburgisch« sowie »andere«.



*Abbildung 1: Wie antworten Sie, wenn Sie auf Luxemburgisch angesprochen werden?
(Die zu 100 fehlenden Prozentwerte entfallen auf die Antwortmöglichkeiten »Diese Situation ist noch nie vorgekommen« und »keine Angabe«.) (Universität Luxemburg, IDENT₂ 2012/2013 – quantitative Erhebung)*

Abb. 1 zeigt die Verhältnisse für die gesamte deutsche Wohnbevölkerung. Zwischen Rheinland-Pfalz und dem Saarland finden sich nur geringe Unterschiede. Gut 60 % antworten immer oder oft auf Deutsch, weitere 11 % manchmal oder selten. Häufig wird auch der eigene Dialekt verwendet (immer oder oft: 21,5%; manchmal oder selten: 23,1%), der wohl wegen seiner Ähnlichkeit zum Luxemburgischen als adäquat angesehen wird. Mit einer Mischung aus eigenem Dialekt und Luxemburgisch, wozu mindestens rudimentäre Kenntnisse des Luxemburgischen nötig sind, antworten immer oder oft knapp 10 %, weitere knapp 20 % manchmal oder selten. Auf Luxemburgisch antwortet immer oder oft nur eine Minderheit von 9 %. Unter den wenigen Befragten mit mittlerer oder großer Kompetenz im Luxemburgischen tun dies knapp 50 %. Weitere knapp 7 % verwenden immer oder oft eine andere Sprache.

Die Ähnlichkeit zwischen dem Luxemburgischen und den moselfränkischen Dialekten der deutschen Grenzgebiete wird in einigen Interviews hervorgehoben:

»Wenn wir unser Platt hier sprechen, das ist ja jetzt vielleicht ein bisschen schneller wie das, was Luxemburger da sprechen, aber wir verstehen uns ja. Wir haben zwar bestimmte Ausdrücke nicht, den *Chalumeau* [Strohhalm] oder *Kaweechelchen* [Eichhörnchen] haben wir nicht, aber es ist fast dasselbe« (männlich, 45 Jahre, Deutscher, Rheinland-Pfalz).

Auch wenn nach der Großregion (1) oder nach grenzüberschreitenden Praktiken (2) gefragt wird, spielt die sprachliche Ähnlichkeit eine Rolle. Von zwei Interviewten werden hier die alten Grenzen des Herzogtums Luxemburg vor der Abtretung östlicher und westlicher Gebiete an Preußen und Belgien im Rahmen des Wiener Kongresses 1815 und des Londoner Vertrags 1839 erwähnt:

(1) »Weil schon allein mit der Sprache. Man geht nach St. Vith dahinten, man geht in die Eifel, man geht dann auch, das ist dann aber noch relativ dasselbe, sage ich jetzt mal so. Arlon, die ganze Gegend, ne, man kann ja da nicht sagen, dass das typisch belgisch ist oder so. So von, ein bisschen vielleicht die alten Grenzen [...] aufleben lassen«¹¹⁰ (weiblich, 39 Jahre, Luxemburgerin, Luxemburg).

(2) »Ich spiele in Clerf Golf, ich spiele aber auch viel hier in Bitburg. Es ist kein Unterschied. Die sprechen da ja auch alle wie wir. [...] Die Seite war ja früher Luxemburg, deshalb sprechen die alle Platt wie wir. Bis nach Bitburg können Sie normal sprechen. Luxemburgisch. Deshalb ist da kein Problem. Ja«¹¹¹ (männlich, 62 Jahre, Luxemburger, Luxemburg).

Bei aller sprachlichen Ähnlichkeit ist sich der Interviewte aus (2) aber sicher, dass er Bewohner/-innen der deutschen Grenzregion (z.B. im Urlaub) an der Sprache erkennen und nicht für Luxemburger/-innen halten würde:

»Die sprechen Platt, ein bisschen wie wir, aber ein deutscher Akzent, das merkt man direkt. Und die würden auch sofort merken, dass ich Luxemburger bin. Das ist so. Wenn man so jemandem im Urlaub begegnet, das das weiß man sofort«¹¹² (männlich, 62 Jahre, Luxemburger, Luxemburg).

110 | Eigene Übersetzung von: »Well schonn alleng mat der Sprooch; Dir gitt op St. Vith dohinner, Dir gitt an d'Äifel, Dir gitt och dann, dat ass dann awer nach relativ d'selwecht, soen ech elo mol sou. Arel de ganze Streech, ne, et kann ee jo elo net soen, dass dat ty-pesch belsch oder sou ass. Sou vun, bëssen déi vläit déi al Grenzen [...] opliewe loessen.«

111 | Eigene Übersetzung von: »Ech spinnen zu Klierf Golf, ech spinnen awer och vill hei zu Bitburg. Et ass keen Énnersched. Déi schwätze jo och all wéi mir do. [...] Déi Säit war jo fréier Lëtzebuerg, dofir, déi schwätzen all Platt wéi mir. Bis op Bitburg kënnt dir normal schwätzen. Lëtzebuergesch. Dofir ass kee Problem do. Jo.«

112 | Eigene Übersetzung von: »Déi schwätze Platt, bësse wéi mir, awer en däitschen Akzent, dat mierkt een direkt. An déi géingen och direkt mierken, dass ech e Lëtzebuerger sinn. Dat ass sou. Wann ee sou ee begéint an der Vakanz, dat dat dat weess een direkt.«

5.9.2 Bewertung von Sprachpraktiken

Eine Frage zur Bewertung von Sprachwahl im Grenzraum wurde der Luxemburger Wohnbevölkerung gestellt: »Wie finden Sie es, wenn Deutsche mit Ihnen in Luxemburg ... Deutsch sprechen/ihren eigenen deutschen Heimatdialekt sprechen/eine Mischung aus ihrem eigenen deutschen Heimatdialekt und Luxemburgisch sprechen/Luxemburgisch sprechen?« Sie zielt darauf ab, die empfundene Angemessenheit der Sprachwahl zu bewerten. Werden die (moselfränkischen) Dialekte der Grenzregion wegen ihrer linguistischen Nähe als angemessen empfunden oder nicht, etwa wegen ihres niedrigeren Status im Vergleich zur Nationalsprache Luxemburgisch?

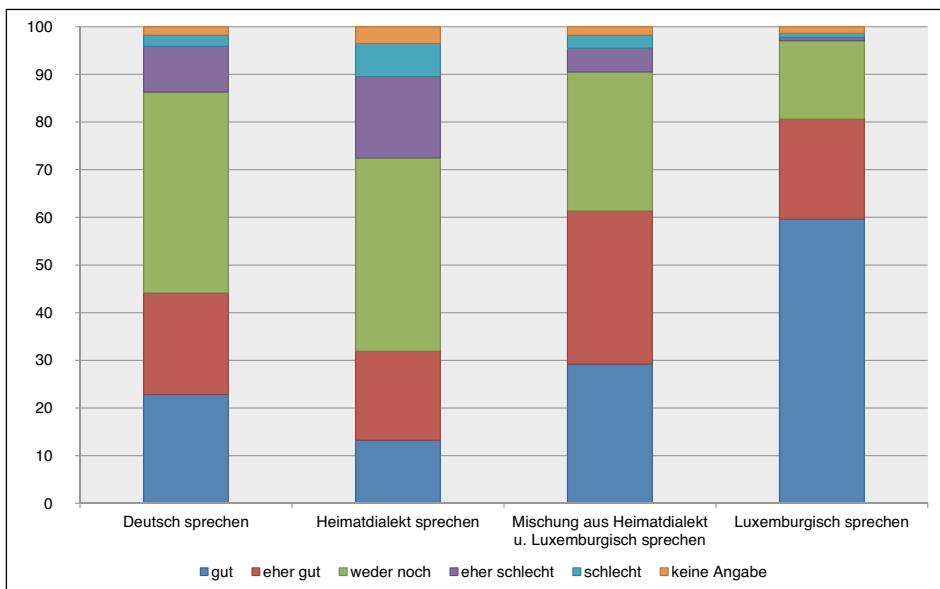


Abbildung 2: Wie finden Sie es, wenn Deutsche mit Ihnen in Luxemburg ...? (in Prozent) (Universität Luxemburg, IDENT2 2012/2013 – quantitative Erhebung)

Am positivsten wird die Wahl des Luxemburgischen (80 % Zustimmung) bewertet, am negativsten die Wahl des Heimatdialektes mit 24 % Ablehnung. Ein knappes Drittel sieht die Verwendung des Heimatdialektes aber positiv. Mit etwa 60 % deutlich positiver als die Verwendung des reinen Dialektes wird eine Mischung aus Dialekt und Luxemburgisch gesehen. Hier ist auch die Ablehnung mit knapp 8 % deutlich niedriger als beim reinen Dialekt. Damit wird die Mischung aus Dialekt und Luxemburgisch auch positiver gesehen als die Verwendung des Deutschen (44 % positiv, 12 % negativ). Vergleicht man die Bewertung der Varianten Dialekt versus Mischung, Dialekt versus deutsche Standardsprache und deutsche Standardsprache versus Mischung, vergibt jeweils etwa die Hälfte aller Befragten identische Wertungen. Von einer generellen Besserbewertung des Deutschsprechens oder der

Mischung aus Dialekt und Luxemburgisch kann also keine Rede sein. Bei der jeweils anderen Hälfte der Befragten, die eine Varietät um mindestens eine Stufe besser bewerten als eine andere, zeigt sich aber eine recht deutliche Hierarchie: die Mischung aus Dialekt und Luxemburgisch wird häufiger (45 %) besser bewertet als der reine Dialekt (7 %); gegenüber der deutschen Standardsprache wird sie weniger deutlich vorgezogen (34 % gegen 18 %); die deutsche Standardsprache erhält wiederum häufiger bessere Wertungen als der deutsche Heimatdialekt (36 % gegen 12 %).

Der Befund lässt sich so deuten, dass bei der Mischung aus Dialekt und Luxemburgisch das Bemühen um das Erlernen der Nationalsprache anerkannt wird. Ganz ohne Anpassung an das Luxemburgische scheint der Wechsel zur deutschen Standardsprache aber von einigen Sprecher/-innen als angemessener angesehen zu werden als die Verwendung eines deutschen Dialektes. Eine andere mögliche Erklärung, warum das Sprechen eines deutschen Dialektes stärker abgelehnt wird als andere Antwortmöglichkeiten, könnte darin liegen, dass die Befragten annehmen, den reinen Dialekt schlechter zu verstehen als eine Mischung aus Dialekt und Luxemburgisch oder die deutsche Standardsprache.

5.9.3 Sprachbewertung

Vier unterschiedliche semantische Differenziale bilden eine weitere Erhebungseinheit innerhalb der Fallstudie. Ziel war hier, über einige wichtige Parameter, die Nähe bzw. Distanz unterschiedlicher Sprachgemeinschaften gegenüber dem Luxemburgischen, dem Deutschen und den deutschen Dialekten des Grenzraums zu erheben. Die notwendige Beschränkung auf nur wenige *Frage-Items* führte zur Vorgabe von semantischen Differenzialen, die in zwei Fällen eher den Grad emotionaler Bindung (>hässlich – schön<, >unkultiviert – kultiviert<), in zwei weiteren Fällen dagegen eher die sprachpraktische Nähe (>nutzlos – nützlich<, >fremd – vertraut<) bezogen auf die jeweiligen Sprachen messen sollten. In allen Fällen waren die Proband/-innen aufgefordert, entsprechende Angaben in eine siebenstufige Skala, die neben dem Neutralwert 0 drei Negativgrade (-1, -2, -3) sowie drei Positivgrade (+1, +2, +3) umfasste, einzutragen.

Die Auswertung zeigt generell, dass alle thematisierten Sprachen, und zwar von allen Sprecher/-innengruppen, insgesamt positiv beurteilt wurden, wobei allerdings die Bewertung der Dialekte gegenüber den beiden Standardsprachen abfällt. Die folgende detaillierte Auswertung stellt die positiven Zuschreibungen dementsprechend in den Mittelpunkt, indem hier das Zahlenmaterial anhand verschiedener Säulendiagramme dargestellt und beschrieben wird. Dabei erfolgt eine Generalisierung insofern, als positive Wertungen unterschiedlicher Grade zu einem Gesamtwert zusammengefasst wurden. Auf die graduellen Abstufungen wird im Folgenden nur in markanten Einzelfällen verwiesen. Dies gilt gleichermaßen für weitere Binnendifferenzierungen.

›vertraut – fremd‹

Aussagen, die hierunter fallen, verweisen generalisierend auf den Nähegrad der Proband/-innen gegenüber einer Sprache. Es kann angenommen werden, dass hier Parameter wie Sprachkompetenz, Sprachkontakt, u.U. aber auch eher affektive Einstellungswerte in die Antwortdaten eingeflossen sind.

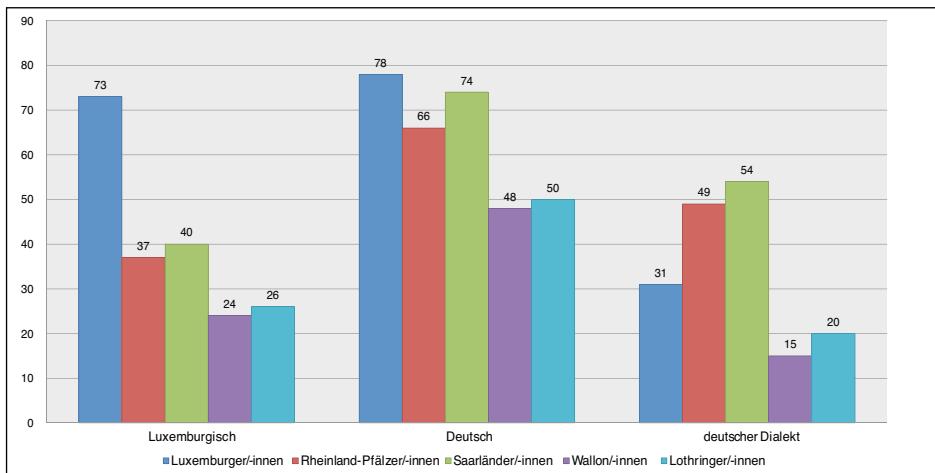


Abbildung 3: ›vertraut‹ (in Prozent) (Universität Luxemburg, IDENT2 2012/2013 – quantitative Erhebung)

Abbildung 3 zeigt bezogen auf das Luxemburgische erwartungsgemäß einen prozentualen Höchstwert bei der Luxemburger Bevölkerung. Insgesamt 73 % geben an, das Luxemburgische sei ihnen vertraut. Nur für 11 % zeigen sich Werte im Feld ›fremd‹, bei 17 % wird der Indifferenzwert 0 angegeben.¹¹³ Eine Binnendifferenzierung zeigt hier, dass die Vertrautheitswerte bei Befragten mit Luxemburger Staatsangehörigkeit mit 85 % noch deutlich höher liegen, wobei die überwiegende Mehrzahl (75 %) sogar den Extremwert (+ 3) angibt. Die Vertrautheit mit dem Luxemburgischen ist in den anderen Sprachgemeinschaften demgegenüber deutlich geringer, wobei sich eine erkennbare Abstufung zwischen den deutschsprachigen und französischsprachigen Grenzregionen ablesen lässt. Den Werten für die Saarländer/-innen (40 %) und Rheinland-Pfälzer/-innen (37 %) stehen hier Prozentsätze von 26 % für die Lothringer/-innen und 24 % für die Wallon/-innen gegenüber. Dies korrespondiert mit den Zahlenwerten für den Bereich ›fremd‹, indem sich an dieser Stelle für die Proband/-innen Walloniens mit 32 % der Höchstwert errechnet, gefolgt von den Lothringer/-innen (26 %), den Rheinland-Pfälzer/-innen (19 %) und den Saarländer/-innen (17 %).

¹¹³ | Dass sich die Summe der Prozentangaben hier auf 101 berechnet, ist Folge der Rundung auf ganze Zahlen.

Bezogen auf die deutsche Sprache zeigen sich für alle Sprachgemeinschaften die höchsten Vertrautheitswerte. Auffällig ist hier, dass die entsprechenden Angaben der Saarländer/-innen (74 %) und Rheinland-Pfälzer/-innen (66 %) geringer ausfallen als die der Luxemburger/-innen (78 %). Allerdings sind die Extremwerte (+3) in den deutschsprachigen Grenzregionen höher. Immerhin geben auch (rund) die Hälfte der Befragten aus den französischsprachigen Grenzregionen an, die deutsche Sprache sei ihnen vertraut. Fremd ist das Deutsche dagegen jeweils nur geringen Minderheiten; nur für die Wallon/-innen zeigt sich hier ein zweistelliger Wert (14 %).

Für die deutschen Dialekte führt die Erhebung nur bei den Bewohner/-innen der deutschsprachigen Grenzregionen zu Vertrautheitswerten um 50 %. Etwa einem Drittel (31 %) der Luxemburger/-innen sind die deutschen Dialekte nach eigener Angabe vertraut, während die entsprechenden Prozentwerte bezogen auf die französischsprachigen Grenzregionen deutlich geringer ausfallen (20 % bzw. 15 %), dagegen die Skalenwerte im Bereich ‚fremd‘ mit 30 % (Lothringer/-innen) bzw. 35 % (Wallon/-innen) deutlich höher sind. Den Neutralwert 0 gibt entsprechend (rund) die Hälfte dieser Befragten an.

›nützlich – nutzlos‹

Das Gegensatzpaar ›nutzlos – nützlich‹ misst den Gebrauchswert einer Sprache, abhängig von den je individuellen Kommunikationserfordernissen. Dass dabei auch eine subjektive Einstellungskomponente mit zum Tragen kommen kann, ist nicht auszuschließen.

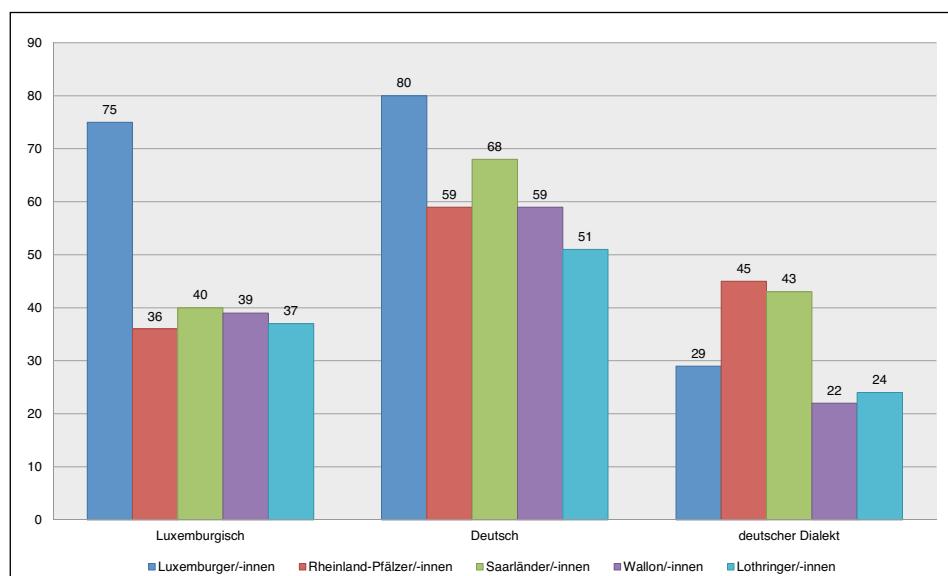


Abbildung 4: ›nützlich‹ (in Prozent) (Universität Luxemburg, IDENT2 2012/2013 – quantitative Erhebung)

Abb. 4 zeigt mit Blick auf die Nützlichkeitswerte des Luxemburgischen eine deutliche Abstufung zwischen den Luxemburger/-innen, die insgesamt zu Dreiviertel (75 %) bzw. – bezogen auf die Befragten Luxemburger Nationalität – zu 79 % entsprechende Angaben machen, und den Bewohner/-innen der umliegenden Grenzregionen, bei denen die entsprechenden Prozentwerte deutlich geringer ausfallen und sich in einer engen Spanne zwischen 36 % und 40 % bewegen. Die jeweiligen Mehrheiten (relativ bzw. absolut) geben keine Wertung ab und wählen den Indifferenzwert o. Nur geringe Minderheiten bezeichnen das Luxemburgische als eher nutzlos.

Ähnlich wie bei den Vertrautheitswerten zeigen auch die Angaben zur Nützlichkeit bei allen Sprachgemeinschaften Höchstwerte bezogen auf die deutsche Sprache, wobei auch hier wiederum der Prozentwert der Luxemburger/-innen (80 %) noch (deutlich) über dem der Saarländer/-innen (68 %) und Rheinland-Pfälzer/-innen (59 %) rangiert. Warum immerhin jeweils 6 % der Proband/-innen dieser Grenzregionen die deutsche Sprache sogar als eher nutzlos bezeichnen, lässt sich aus dem vorliegenden Sprachdatenmaterial nicht eindeutig erklären. Da aber sowohl im Saarland wie auch in Rheinland-Pfalz die Verwurzeltheit in den regionalen Dialekten bzw. den dialektal gefärbten Umgangssprachen noch relativ stark ist, ergibt sich eine gewisse Plausibilität für die Annahme, dass dadurch der Nutzwert der deutschen ›Hochsprache‹ für einen Teil der Proband/-innen tendenziell als eher gering angesehen wird.

Diese Vermutung wird, jedenfalls ein Stück weit, gestützt durch die Angaben zu den Nützlichkeitswerten der deutschen Dialekte. Diese sind nämlich bei den Rheinland-Pfälzer/-innen mit 45 % und den Saarländer/-innen mit 43 % relativ hoch. Die Werte der anderen Sprachgemeinschaften fallen demgegenüber deutlich ab, wenngleich immerhin auch 29 % der Luxemburger/-innen die deutschen Dialekte als eher nützlich bezeichnen.

›schön – hässlich‹

Das Differential ›schön – hässlich‹ misst primär Einstellungswerte, die Komponenten emotionaler Nähe bzw. Ablehnung mit einschließen. Dass dabei auch (allerdings schwer objektivierbare) Größen wie Euphonik (Wohlklang) mitspielen, ist anzunehmen.

Ein Blick auf das Diagramm in Abb. 5 zeigt, dass sowohl das Luxemburgische als auch (stärker noch) das Deutsche insgesamt positiv bewertet werden, wenngleich die entsprechenden Zuschreibungen der Befragten aus Lothringen und Wallonien jeweils deutlich geringer ausfallen. Für das Luxemburgische ergeben sich Höchstwerte positiver Zuschreibungen bei den Luxemburger/-innen selbst (64 %). Für die Proband/-innen mit Luxemburger Nationalität erhöht sich der Prozentsatz sogar auf 75 % (mit einem deutlichen Übergewicht bei den Extremwerten). Aber auch die Saarländer/-innen geben mit 54 % mehrheitlich an, das Luxemburgische sei für sie eher schön. Bei den Rheinland-Pfälzer/-innen ist dies immerhin noch eine relative Mehrheit von 41 %, während aus dieser Gruppe 51 %

den Mittelwert o angeben. Deutlich geringer ist die Positivzuschreibung bei den Bewohner/-innen der französischsprachigen Grenzregionen, wenngleich auch hier die Mehrheiten das Luxemburgische nicht etwa als eher hässlich bezeichnen, sondern sich neutral (o) äußern.

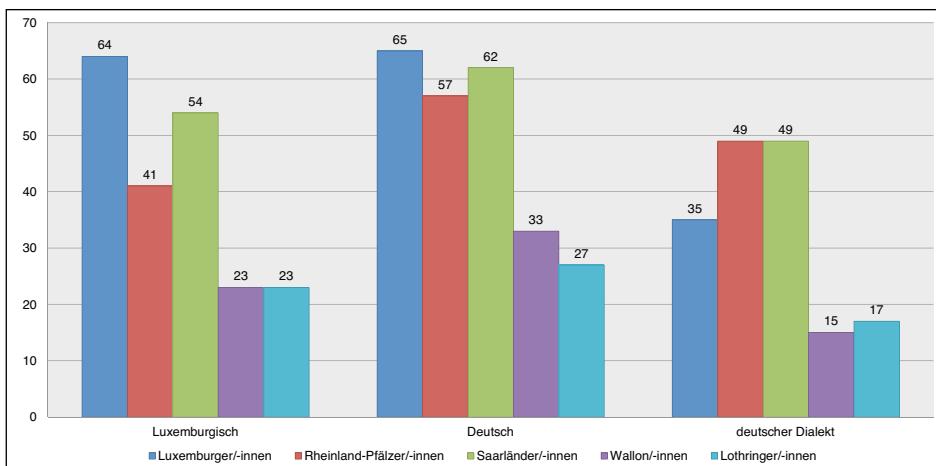


Abbildung 5: >schön< (in Prozent) (Universität Luxemburg, IDENT2 2012/2013 – quantitative Erhebung)

Das Deutsche hat auch hier wieder insgesamt die Höchstwerte der Positivzuschreibungen. So geben 65 % der Luxemburger/-innen an, die deutsche Sprache sei für sie eher schön, aber auch 57 % der Rheinland-Pfälzer/-innen und 62 % der Saarländer/-innen machen entsprechende Angaben. Auch hier fallen die entsprechenden Werte für die Bewohner/-innen Walloniens und Lothringens wieder deutlich ab. Wie beim Luxemburgischen geben auch hier (relative) Mehrheiten keine Wertungen ab.

Bezogen auf die deutschen Dialekte der Grenzregion sind die Positivzuschreibungen vergleichsweise gering. Immerhin geben aber jeweils knapp die Hälfte (49 %) der deutschen Grenzlandbewohner/-innen hier positive Wertungen ab. Auch etwa ein Drittel (35 %) der Luxemburger/-innen gibt an, für sie seien die deutschen Dialekte eher schön, während sich nur 17 % der Lothringer/-innen und 15 % der Wallon/-innen entsprechend äußern. Zwar wählt hier jeweils gut die Hälfte der Befragten den Neutralwert, aber immerhin knapp ein Drittel (jeweils 31 %) bezeichnet die deutschsprachigen Dialekte als eher hässlich.

›kultiviert – unkultiviert‹

Aussagen, die sich auf dieses Gegensatzpaar beziehen, messen affektive, prestigebogene Einstellungen, wobei angenommen werden muss, dass hierbei auch Parameter wie die Literaturfähigkeit einer Varietät, der Grad ihres Ausbaus (u.a. des Wortschatzes) und ihr Alter wie ihre (Schrift-)Tradition mit in die Wertung einfließen.

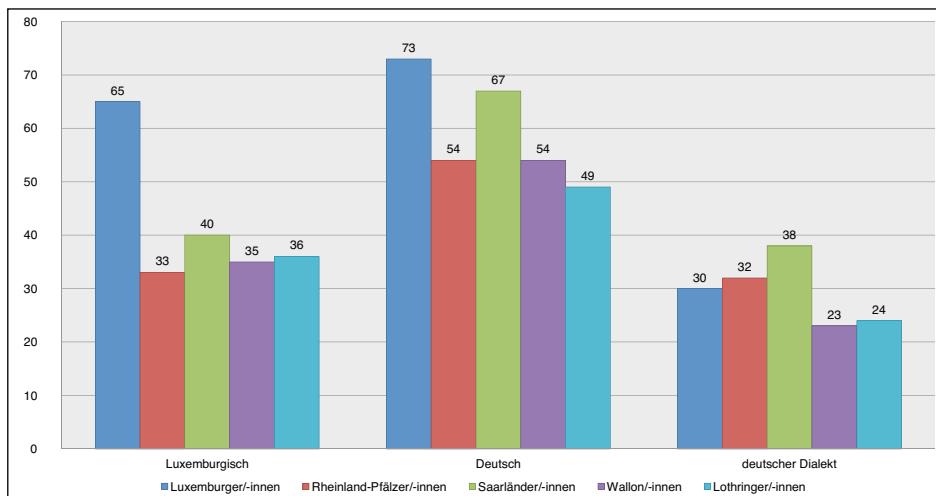


Abbildung 6: >kultiviert< (in Prozent) (Universität Luxemburg, IDENT2 2012/2013 – quantitative Erhebung)

Im Überblick zeigt sich auch in Abb. 6 das vorher schon vermittelte Bild. Die deutsche Sprache hat insgesamt die höchsten Werte der Positivzuschreibungen, gefolgt vom Luxemburgischen. Dieses wird von einer deutlichen Mehrheit der Luxemburger/-innen (65 %) als eher kultiviert bezeichnet. Bei den Proband/-innen Luxemburger Nationalität erhöht sich der entsprechende Wert sogar auf 75 %. Die Positivzuschreibungen der vier anderen Sprachgemeinschaften fallen demgegenüber deutlich ab und bewegen sich in einer Spannbreite zwischen 33 % und 40 %. Für alle vier Gruppen gilt aber auch, dass sich jeweils Anteile von 50 % und mehr neutral äußern, während die Zuschreibung >eher unkultiviert< nur von 9 bis 11 % der Befragten aus den Grenzregionen erfolgt.

Eine Wertung als eher kultiviert erfährt die deutsche Sprache durch Mehrheiten über 50 % in allen Sprachgemeinschaften, außer bei den Befragten aus Lothringen. Die hier errechneten 49 % an Positivzuschreibungen bilden aber auch in dieser Gruppe die Meinung der relativen Mehrheit ab. Als besonders kultiviert wird das Deutsche seitens der Luxemburger/-innen (73 %) betrachtet, gefolgt von den Saarländer/-innen (67 %). Die Positivwerte der Rheinland-Pfälzer/-innen und der Wallon/-innen liegen gleichauf bei 54 %. Eine Negativbewertung als eher unkultiviert erfolgt jeweils nur in Ausnahmefällen, nämlich in einer Spannbreite zwischen 4 % und 7 %.

Kultiviertheit ist kein Wert, der den deutschen Dialekten mehrheitlich zugesprochen wird. Weniger als ein Drittel aller Sprachgemeinschaften weist dieses Prädikat zu, wiederum mit einer Ausnahme. Die Befragten des Saarlandes geben immerhin zu 38 % an, für sie seien die Dialekte eher kultiviert. Die jeweiligen Mehrheiten der

Befragten wählen in diesem Zusammenhang den Indifferenzwert o. Negativbewertungen werden von einem Fünftel bis zu einem Viertel der Proband/-innen geäußert.

Zusammenfassend kann festgestellt werden, dass sich eine räumliche Verbundenheit der jeweiligen Sprecher/-innengruppen zeigt, die auch mit der Bewertung der Sprachen korreliert. Dies wird deutlich an den teilweise klar unterschiedlichen Wertzuschreibungen der Proband/-innen aus dem deutschsprachigen und aus dem französischsprachigen Grenzraum. Auch bezogen auf die Bewertung des Luxemburgischen durch die Luxemburger/-innen zeigt sich dieser Zusammenhang, wobei hier konstatiert werden kann, dass vergleichbar hohe Positivzuschreibungen auch in Hinblick auf die deutsche Sprache erfolgen. Überhaupt zeigen sich bezogen auf die deutsche Sprache Höchstwerte in allen überprüften Items und bezogen auf alle Sprecher/-innengruppen. Das Luxemburgische wird v.a. von den Luxemburger/-innen selbst (sehr) positiv bewertet. Die Wertungen der deutschsprachigen Dialekte der Grenzregion fallen demgegenüber insgesamt ab.

5.9.4 Status des Luxemburgischen

Eine Frage, die in der Erforschung des Luxemburgischen lange im Vordergrund stand und bis heute in ›Laien‹-Diskussionen eine Rolle spielt, ist die nach dem Status des Luxemburgischen als Dialekt des Deutschen oder eigenständige Sprache.¹¹⁴ Neben der Luxemburger Wohnbevölkerung, die zu den beiden Aussagen »Das Luxemburgische ist ein deutscher Dialekt« und »Das Luxemburgische ist eine eigene Sprache« Stellung nimmt, äußern sich auch die befragten Bewohner/-innen der belgischen, französischen und deutschen Grenzregionen zum Status der ›Sprache der anderen‹.

Die Ablehnung der Aussage, das Luxemburgische sei ein deutscher Dialekt, ist erwartungsgemäß bei der Luxemburger Wohnbevölkerung mit insgesamt 59 % für »stimme nicht zu« und »stimme eher nicht zu« am größten. Die Bewohner/-innen des Grenzraums zeigen sich insgesamt häufiger unentschieden in dieser Frage oder äußern sich gar nicht (»keine Angabe«). Wallon/-innen und Lothringer/-innen stimmen etwas häufiger als die Luxemburger/-innen eher oder voll zu. Die Zustimmungsgrade der Rheinland-Pfälzer/-innen und Saarländer/-innen unterscheiden sich dagegen kaum von denen der Luxemburger/-innen; sie sind sogar minimal niedriger.

114 | So z.B. Peter Gilles (2000: 202): »Die Diskussion um die Entwicklungstendenzen im Lëtzebuergeschen dreht sich im 19. Jahrhundert und weit ins 20. Jahrhundert hinein primär um die Frage, ob es sich beim Lëtzebuergeschen um einen Dialekt des Deutschen oder um eine selbständige Sprache handelt.« Mittlerweile ist der Sprachstatus weitgehend anerkannt und andere Fragestellungen stehen im Vordergrund.

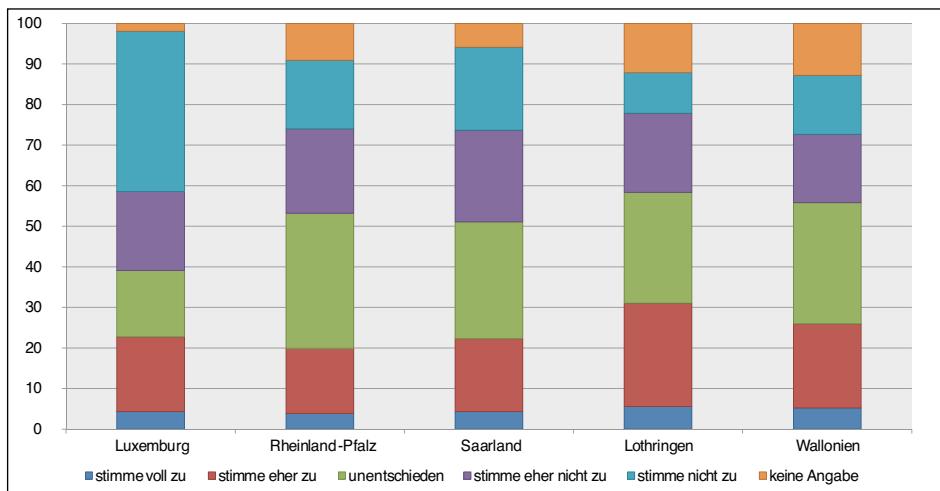


Abbildung 7: Das Luxemburgische ist ein deutscher Dialekt (Zustimmung in Prozent)
(Universität Luxemburg, IDENT2 2012/2013 – quantitative Erhebung)

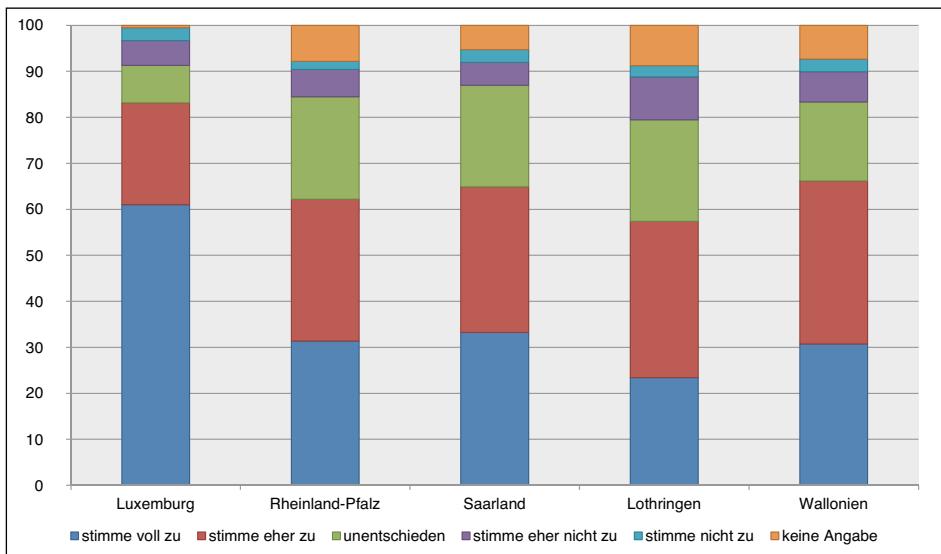


Abbildung 8: Das Luxemburgische ist eine eigene Sprache (Zustimmung in Prozent)
(Universität Luxemburg, IDENT2 2012/2013 – quantitative Erhebung)

Die Aussage, das Luxemburgische sei eine eigene Sprache, findet wiederum bei der Luxemburger Wohnbevölkerung mit insgesamt 83 % die höchste Zustimmungsrate. Sie steigt auf knapp 90 %, wenn nur Befragte mit Luxemburger Nationalität berücksichtigt werden, ein Effekt, der sich bei der Ablehnung des

Dialektstatus des Luxemburgischen nicht beobachten ließ. Die Grenzraumbewohner/-innen fallen wie schon bei der Aussage zum Dialektstatus mit größerer Unentschiedenheit auf. Sie stimmen insgesamt seltener als die Luxemburger Wohnbevölkerung der Aussage zum Sprachstatus zu. Die Ablehnungsraten der Rheinland-Pfälzer/-innen und Saarländer/-innen lassen sich wiederum kaum von denen der Luxemburger/-innen unterscheiden, während Wallon/-innen und Lothringer/-innen als überwiegend Frankophone etwas häufiger als die Luxemburger der Aussage, das Luxemburgische sei eine eigene Sprache, widersprechen.

Als Kriterien für die Bestimmung des Status des Luxemburgischen als eigene Sprache gelten aus soziolinguistischer Sicht v.a. der Ausbau- und Standardisierungsgrad, der das Luxemburgische zunehmend von den moselfränkischen Dialekten in Deutschland entfernt (vgl. Gilles 2009: 186), sowie die Verwendung als Amtssprache. Den Status als Amtssprache und das Vorhandensein einer Grammatik nennt auch eine Interviewte, die mit der Zuschreibung einer Freundin, das Luxemburgische sei ein Dialekt des Deutschen, hadert:

»Also ich habe erst vor kurzem herausgefunden, dass das Luxemburgische an sich ein Dialekt ist, durch eine Freundin an sich, die mir gesagt hat, sie hätte das in einem Kurs [an der Universität] gehabt. Es wären eben deutsche Dialekte gewesen. [...] Aber für mich ist das ja sehr schwer so, ja einfach so einzuordnen, weil ich ja aber schon so lange mit dem Gedanken im Kopf lebe, Luxemburgisch ist eine eigene Sprache. Und es ist ja aber auch unsere Amtssprache neben dem Deutschen. Es ist ja nicht ein Amtsdialekt. Daher fällt mir das noch manchmal ein bisschen schwer. Wir hatten ja auch Luxemburgisch in der Schule mit eigener Grammatik. Ich weiß nicht, haben die meisten Dialekte eine eigene Grammatik?«¹¹⁵ (weiblich, 24 Jahre, Luxemburgerin, Luxemburg)

Die Zuschreibung des Dialektstatus statt des lange verinnerlichten Sprachstatus scheint die sprachliche Identität der Interviewten erschüttert zu haben. Hier zeigt sich, wie die Subjektkonstitution durch die Adressierung der Muttersprache als Dialekt, die mit dem hohen symbolischen Wert des Luxemburgischen kollidiert, ins Wanken gerät und neu verhandelt werden muss. Die große Rolle, die das Luxemburgische als Sprache in der Subjektivierung der Sprecherin spielt, zeigt sich auch im folgenden Abschnitt desselben Interviews:

115 | Eigene Übersetzung von: »Also ech hu réischt viru kuerzem erausfonnt, dass Lëtzebuergesch u sech en Dialekt ass, duerch eng Fréindin u sech, wat mer gesot huet, et hätt dat an engem Cours gehat. Et wieren eben däitsch Dialekte gewiescht. [...] Mee fir mech ass dat jo immens schwéier, fir sou, jo einfach sou anzeuerdnen, well ech jo awer lo scho sou laang mat deem Gedanken am Kapp liewen, Lëtzebuergesch ass eng eege Sprooch. An 't ass jo awer och eis Amtssprooch niewent dem Däitschen. 'T ass jo net en Amtsdialekt. Vun dohier fält mer dat na heiansdo awer bësse schwéier. Mir hate jo och Lëtzebuergesch an der Schoul mat eegener Grammatik. Ech weess net, hunn déi meescht Dialekter eng eege Grammatik?«

»Wie gesagt, für mich war das eher so ein Schock, als sie mir das an sich sagte. ›Wie, das ist doch meine Sprache!«¹¹⁶ (weiblich, 24 Jahre, Luxemburgerin, Luxemburg)

In Aneignungs- und Zuschreibungsprozessen vermischen sich oft räumliche mit sprachlichen Kriterien. Es fällt auf, dass die Befragten in den Interviews häufig auch über Sprache sprechen, wenn es um Zugehörigkeit und die Großregion geht:

»Und dann die dritte [Tochter], die würde ich schon zu den Saarländern zählen. Auch so von der Sprache her. Man definiert es ja meistens über die Sprache, den Dialekt. Und die Jüngste, die ist wie gesagt im Saarland geboren« (weiblich, 48 Jahre, Deutsche, Saarland).

»Aber klar, man identifiziert sich ja viel mit seinem Land und es ist eben deine Sprache und natürlich auch das ganze Kulturelle auch einfach«¹¹⁷ (weiblich, 24 Jahre, Luxemburgerin, Luxemburg).

5.9.5 Fazit

Die Auswertung der Fragebogenstudie und der Interviews hat vielfältige Anknüpfungspunkte von Sprache und Identität in sprachlichen Praktiken und in der Bewertung von Sprachpraktiken und Sprachen (bzw. Varietäten) ergeben. Ausgangspunkt ist eine zweifache Sprachraumbildung: Einerseits wird über die beobachteten Sprachähnlichkeiten ein Raum konstruiert, der die heutigen territorialen Grenzen überschreitet und sich an das alte moselfränkische Dialektkontinuum anlehnt, andererseits spiegeln sich die territorialen Grenzen in einem mehrsprachigen luxemburgischen Sprachraum wider, der sich deutlich vom benachbarten deutschen Sprachraum abgrenzt. Der besondere Status des Luxemburgischen für die Identitäten seiner Sprecher/-innen zeigt sich in positiven Bewertungen bei den semantischen Differentialen und in hohen Zustimmungsraten zur Aussage, das Luxemburgische sei eine eigene Sprache. Dazu lässt sich auch die tendenziell negativere Wertung der Dialektverwendung durch deutsche Sprecher/-innen in Luxemburg stellen, die im Vergleich zur Verwendung der deutschen Standardsprache oder des Luxemburgischen deutlich abfällt. Das Luxemburgische unterscheidet sich von den moselfränkischen Dialekten der deutschen Grenzregion durch seinen Sprachstatus, seinen Nutzen in der Kommunikation sowie durch die besondere Rolle, die es bei der Konstruktion einer nationalen Identität gespielt hat (vgl. Fehlen 2011: 571f.) und in den Subjektkonstitutionen seiner Sprecher/-innen spielt. Es hat für seine Sprecher/-innen einen hohen kommunikativen wie symbolischen Wert, was dazu führt, dass das Sprechen eines deutschen Dialekts

116 | Eigene Übersetzung von: »Wéi gesot, fir mech war dat éischter sou e Schock, wéi et mer dat u sech sot. ›Wéi, dat ass dach meng Sprooch!«

117 | Eigene Übersetzung von: »Mee kloer, 't identifizéiert een sech jo vill mat sengem Land an 't ass eben deng Sprooch an natierlech och dat ganzt Kulturellt och einfach.«

in Luxemburg wegen der geringeren kommunikativen Reichweite und des niedrigeren Status nicht von allen Sprecher/-innen als adäquat angesehen wird.

5.10 SCHLUSSFOLGERUNGEN

Mit den Fallstudien dieses Kapitels wurde der Versuch unternommen – entsprechend dem oftmals geäußerten Desiderat – empirische Arbeiten vorzulegen, die sowohl moderne Ansätze der Raum- und Identitätsforschung als auch der modernen Subjektnalyse miteinander verknüpfen. Gegenstand war die Untersuchung von Raum- und Identitätskonstruktionen in Grenzregionen, wie sie sich in Subjektkonstitutionen artikulieren. Dafür wurde in Anknüpfung an Kapitel 3 der Schwerpunkt auf Subjektivierungen gelegt, d.h. auf die Frage, wie Normsetzungen und Sinnzuweisungen in alltagskulturellen Praktiken tatsächlich gelebt werden. Das Erkenntnisinteresse richtete sich zum einen auf das Verhältnis von Subjektivationen und Subjektivierungen bzw. auf die darin zum Ausdruck kommenden Verschiebungen und kreativen Aneignungsformen, zum anderen auf das Verhältnis von Räumen und Identitäten in grenzüberschreitenden Bezügen.

Vor diesem Hintergrund wurden in einer Reihe von Fallstudien Subjektivations- und Subjektivierungsprozesse themenspezifisch herausgearbeitet und miteinander verknüpft. So z.B. über alltägliche Praktiken der Ernährung: Diese wurden mit sozialen, kulturellen und institutionellen Aspekten in Verbindung gebracht und darauf befragt, welche Subjektivierungen im Hinblick auf Nachhaltigkeit bzw. ›verantwortungsvolle Ernährung‹ zum Ausdruck kommen. Die Ergebnisse spiegeln eine weitgehend hedonistische Subjektkonstitution der Befragten wider, bei der weniger allgemeine ethisch-politische Subjektivationen denn vielmehr selbst- und gesundheitsbezogene Subjektivationen sowie ökonomische Faktoren eine Rolle spielen. Die Fallstudie hat gezeigt, dass ernährungsbezogene Subjektkonstitutionen im Schnittfeld konkurrierender Subjektivationstechniken stehen, die in alltagskulturellen Praktiken pragmatisch und kontingent angeeignet werden.

Daneben wurden Familienidentitäten und Raumkonstruktionen anhand von Praktiken des Totengedenkens rekonstruiert. Die dafür untersuchten Grabdenkmäler mit ihren Bildformeln standen für einen visuellen Diskurs und für die darin eingelassenen Subjektkonstitutionen. In der Gegenüberstellung von römischen Bildmotiven und ihrer lokalen Aneignungsformen zeichneten sich Subjektivierungen ab, die zwar das römische Bildrepertoire aufgreifen, dieses aber über differenzierte Variationen verhandeln und lokale Identitäten zum Ausdruck bringen. Der damit zu Tage tretende kreative Umgang mit Subjektivationen unterscheidet sich allerdings im Vergleich der betrachteten Standorte, was auf eine sozialräumliche Differenzierung von Subjektkonstitutionen sowie von territorialen Räumen verweist.

Außerdem wurden Arbeitersiedlungen als Nexus von alltagskulturellen Praktiken untersucht, wobei besonders materiale Aspekte interessierten. Die sich hier abzeichnenden Subjektkonstitutionen sind im Schnittfeld von unternehmerischer Verregelung und Kontrolle sowie deren Annahme bzw. Umgehung zu situieren, wobei eine Tendenz zur pragmatischen Übernahme von Subjektivationen besteht. Die mit dem Ort der Arbeitersiedlung verbundenen Materialitäten standen nicht nur im Zusammenhang mit den für ihn konstitutiven Praktiken, sondern sie besitzen auch eine hohe symbolische Relevanz für Subjektivierungsprozesse.

Subjektkonstitutionen wurden ferner anhand von Erinnerungspraktiken aufgedeckt. Dafür wurden Subjektivationen, wie sie in die Berichterstattung über den Zweiten Weltkrieg in unterschiedlichen nationalen Tageszeitungen eingelassen sind, mit Subjektivierungen in Verbindung gebracht, die sich an Sinndeutungen und Kategorisierungen des individuellen Erinnerns ablesen lassen. Die Gegenüberstellung zeigt eine zu den Printmedien oft gegenläufige Aneignung der Vergangenheit, obgleich die angebotene Opfer/Täter-Codierung vielfach übernommen wird. Eine Ausnahme bilden Subjektkonstitutionen in den untersuchten deutschen Grenzräumen, die von einem diffusen Verhältnis der Täter/Opfer-Kategorien gekennzeichnet sind und einen generellen Bruch im Untersuchungsgebiet markieren zwischen vergangenheitsbezogenen Zuschreibungen und Aneignungen dies- und jenseits der deutschen Staatsgrenze.

Die in den Fallstudien durchgeführte Verschneidung von Subjektivations- und Subjektivierungsprozessen hat Subjektkonstitutionen – und damit empirische Momente der Identitätsarbeit – offengelegt, die weitgehend von ambivalenten und unberechenbaren Kombinationslogiken gekennzeichnet sind. Dies bestätigt den kreativ-ereignishaften Charakter von sozialen Praktiken sowie der darin angelegten Identitätskonstruktionen und lenkt den Blick auf Artikulationsformen des ›Dazwischen‹, die sowohl territoriale als auch kategoriale Grenzräume charakterisieren. Solche Grenzräume und ihre Konstruktionsmechanismen wurden in weiteren Fallstudien vertiefend untersucht, etwa anhand von Subjektivierungen in Verbindung mit Geschlecht und Raum: Hier ging es um praktisches Wissen, aus dem sich raumbezogene Identitäten ableiten lassen und um die räumliche Situiertheit sozialer Praktiken, deren Deutungen wiederum vergeschlechtlichend wirken. Untersucht wurden Restaurationsorte, Orte der Körperlichkeit und Orte im Freien, die zeigen, dass sich die binäre Codierung von öffentlichen Räumen als weiblich/männlich teilweise auflöst. Die herausgearbeiteten Subjektivierungen überwinden den klassischen verräumlichenden Geschlechterdiskurs, in qualitativer Hinsicht jedoch bleibt der aufscheinende ›heterosoziale Grenzraum‹ den traditionellen Subjektivationen verhaftet. Daneben wurden Subjektivierungen im Hinblick auf sub- bzw. periurbane Räume rekonstruiert, wobei die dafür herangezogenen Sinndeutungen ihrer Bewohner/-innen terminologische Abweichungen zum subjektivierenden Diskurs der raumbezogenen Planung anzeigen und auf das Problem verweisen, ›den Raum zwischen Stadt und Land bzw. Grenzräume

im Allgemeinen widerspruchsfrei und eindeutig zu charakterisieren. Vielmehr zeichneten sich diffuse – aber durchweg positiv besetzte – raumbezogene Identitäten ab, die sich in alltagskulturellen Praktiken der Aneignung materialisieren.

Aneignungsprozesse wurden in einer weiteren Fallstudie in Bezug auf raum- und gruppenbezogene Identitätskonstruktionen ausgeleuchtet, und zwar anhand von Subjektivierungen im Hinblick auf die grenzüberschreitend verfasste Raumeinheit ›Großregion‹ und auf die Gruppe der grenzüberschreitenden Wohnmigrant/-innen. Deutlich wurde hier, dass die Überschreitung nationaler Grenzen im Zuge von alltagskulturellen Praktiken bedeutsam ist, wenngleich diese Variable nicht zwangsläufig zu homogenen raum- und gruppenbezogenen Identifizierungen in Grenzregionen führt. Das Verhältnis zwischen empirischer ›Raum-Erfahrung‹ und Identifizierungsprozessen gerät auch in der Studie über Subjektivierungen in Bezug auf Sprache in den Blick. Hier wird anhand von Sprachpraktiken und sprachenbezogenen Sinndeutungen das Zusammenspiel von raum- und sprachenbezogenen Kriterien rekonstruiert, das auf einen Zusammenhang zwischen den Wohnregionen der Befragten und den dort gesprochenen Sprachen verweist. Außerdem spiegeln die erhobenen Subjektivierungen angeeignete ›Sprachräume‹ zurück, die sowohl quer zu nationalen Grenzen liegen als auch diese verstärken.

Der in den Fallstudien durchweg bearbeitete Untersuchungskontext ›Grenzregion‹ fungierte nicht nur als ein wissenschaftliches Experimentierfeld für ›post-moderne Fragestellungen‹, sondern selbst als ein Disziplinierungsinstrument. Denn wie in Kapitel 2 dargelegt, schließen Untersuchungen ›in grenzüberschreitenden Bezügen‹ die Annahme von festen Raumgrößen, vorgegebenen Identitäten und von gesellschaftlichen Strukturen zum Handeln befähigten Subjekten aus. Vielmehr sahen sich die Autor/-innen (immer wieder) veranlasst, eine genuin konstruktivistisch-relationale Perspektive auf ihre Untersuchungsgegenstände einzunehmen, die sich in diesem Kapitel v.a. in der Dezentrierung des Subjekts äußerte. Damit rückte an die Stelle des empirischen Subjekts die Auffassung vom Subjekt als sozial konstituiert und als das Soziale konstituierend, kurz: das Subjekt als empirisches Projekt. Diese – in die analytischen Kategorien der Subjektivierung und Subjektivation übersetzte – Untersuchungsperspektive schreibt sich nicht nur in die modernen Kulturwissenschaften ein, sondern ermöglicht erst adäquate Zugriffe auf Subjekte im Kontext der Grenze (und darüber hinaus).

5.11 LITERATUR

- Althusser, Louis (2010 [1977]): »Ideologie und ideologische Staatsapparate«, in: Louis Althusser (Hg.), Ideologie und ideologische Staatsapparate. Aufsätze zur marxistischen Theorie, Hamburg/Berlin: VSA, S. 108-153.
- Andrikopoulou-Strack, Jeanne-Nora (1986): Grabbauten des 1. Jahrhunderts n. Chr. im Rheingebiet, Köln: Rheinland-Verlag.

- Assmann, Aleida (2006): *Der lange Schatten der Vergangenheit. Erinnerungskultur und Geschichtspolitik*, München: C.H. Beck.
- Assmann, Aleida (2008): »Transformations between History and Memory«, in: *Social Research* 75, S. 49-72.
- Baltes-Löhr, Christel (2000): »Migration als Subversion des Raumes«, in: Renate von Bardeleben (Hg.), *Frauen in Kultur und Gesellschaft. Ausgewählte Beiträge der 2. Fachtagung Frauen-/Gender-Forschung in Rheinland-Pfalz*, Tübingen: Stauffenburg Verlag, S. 513-524.
- Baltes-Löhr, Christel (2003): »Grenzverschiebungen. Theoriekonzepte zum Begriff ›Grenze‹«, in: Thomas Geisen/Allen Karchen (Hg.), *Grenze: Sozial – Politisch – Kulturell. Ambivalenzen in den Prozessen der Entstehung und Veränderung von Grenzen*, Frankfurt a.M./London: IKO-Verlag für Interkulturelle Kommunikation, S. 82-98.
- Baltes-Löhr, Christel (2006): *Migration und Identität. Portugiesische Frauen in Luxemburg*, Frankfurt a.M./London: IKO-Verlag für Interkulturelle Kommunikation.
- Baltes-Löhr, Christel (2014): »Immer wieder Geschlecht – immer wieder anders. Versuch einer Begriffsbestimmung«, in: Dies./Erik Schneider (Hg.), *Normierte Kinder. Effekte der Geschlechternormativität auf Kindheit und Adoleszenz*, Bielefeld: transcript, S. 17-39.
- Bauman, Zygmunt (2000): *Liquid Modernity*, Cambridge: Polity Press.
- Becker, Tom/Hesse, Markus (2010): »Internationalisierung und Steuerung internationaler Wohnungsmärkte – das Beispiel Luxemburg«, in: *Informationen zur Raumentwicklung* 5/6, S. 403-415.
- Becker, Ruth (2008): »Angsträume oder Frauenräume? Gedanken über den Zugang von Frauen zum öffentlichen Raum«, in: Feministisches Kollektiv (Hg.), *Street Harassment. Machtprozesse und Raumproduktion*, Wien: Mandelbaum Verlag, S. 56-74.
- Beckmann, Klaus/Hesse, Markus/Holz-Rau, Christian/Marcel Hunecke (Hg.) (2006): *Stadtleben. Wohnen, Mobilität und Lebensstil*, Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- Benedikter, Roland (2011): »Subjekt«, in: Helmut Reinalter/Peter J. Brenner (Hg.), *Lexikon der Geisteswissenschaften*, Wien/Köln/Weimar: Böhlau Verlag.
- Benjamin, Walter (1966): *Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit*, Berlin: Suhrkamp.
- Berger, Maxi (2013): »Autonome Subjekte und der Vorrang des Objekts. Überlegungen zu einer Implikation von Praxistheorien«, in: Thomas Alkemeyer/Gunilla Budde/Dagmar Freist (Hg.), *Selbstbildungen. Soziale und kulturelle Praktiken der Subjektivierung*, Bielefeld: transcript, S. 313-328.
- Bourdieu, Pierre (1983): *Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital (= Soziale Welt, Sonderband 2)*, Göttingen: Schwartz & Co., S. 183-198.

- Brunner, Karl-Michael (2003): »Konsumprozesse im Ernährungsfeld: Chancen für Nachhaltigkeit?«, Internationaler Arbeitskreis für Kulturforschung des Essens, Mitteilungen 10, S. 22-29.
- Brunner, Karl-Michael (2007): »Ernährungspraktiken und nachhaltige Entwicklung – eine Einführung«, in: Karl-Michael Brunner/Sonja Geyer/Marie Jelenko/Walpurga Weiss/Florentina Astleithner (Hg.), *Ernährungsalltag im Wandel. Chancen für Nachhaltigkeit*, Wien/New York: Springer, S. 1-38.
- Bucholtz, Mary/Hall, Kira (2005): »Language and Identity«, in: Alessandro Duranti (Hg.): *A Companion to Linguistic Anthropology*. Reprint (= Blackwell Companions to Anthropology, Band 1), Malden: Blackwell, S. 369-394.
- Bührmann, Andrea/Schneider, Werner (2007): »Mehr als nur diskursive Praxis? – Konzeptionelle Grundlagen und methodische Aspekte der Dispositivanalyse«, in: Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research 8, Art. 28, www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/237/525, eingesehen am 23.12.2013.
- Bührmann, Andrea/Schneider, Werner (2008): *Vom Diskurs zum Dispositiv. Eine Einführung in die Dispositivanalyse*, Bielefeld: transcript.
- Bürkner, Hans-Joachim (2011): »Zwischen Naturalisierung, Identitätspolitik und Bordering – Theoretische Ansatzpunkte für die Analyse von Identitäten in Grenzräumen«, in: Wilfried Heller (Hg.), *Identitäten und Imaginations der Bevölkerung in Grenzräumen*, Berlin: Lit Verlag, S. 17-56.
- Buschmann, Nikolaus (2013): »Persönlichkeit und geschichtliche Welt. Zur praxeologischen Konzeptualisierung des Subjekts in der Geschichtswissenschaft«, in: Thomas Alkemeyer/Gunilla Budde/Dagmar Freist (Hg.), *Selbstbindungen. Soziale und kulturelle Praktiken der Subjektivierung*, Bielefeld: transcript, S. 125-149.
- Brosius, Jacques/Carpentier, Samuel (2010): »Grenzüberschreitende Wohnmobilität von in Luxemburg ansässigen Erwerbstätigen: Quantifizierung und Charakterisierung des Phänomens«, in: Samuel Carpentier (Hg.), *Die grenzüberschreitende Wohnmobilität zwischen Luxemburg und seinen Nachbarregionen*, Luxemburg: Editions Saint-Paul, S. 15-36.
- Butler, Judith (2001 [engl. Original 1997]): *Psyche der Macht. Das Subjekt der Unterwerfung*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Caregari, Laure/Leboutte, René/Sauer, Arnaud/Scuto, Denis (2012): »Histoire industrielle – Bilan & Perspectives«, in: Hémecht 64/4: Actes des 4e Assises de l'histoire luxembourgeoise.
- Caregari, Laure/Lorang, Antoinette (2013): »Werkwohnungsbau in der Großregion. Eine Forschungsbilanz«, in: Mutations. Mémoires et perspectives du Bassin Minier 6, S. 47-60.
- Carlsson-Kanyama, Annika (1998): Climate Change and Dietary Choices. How Can Emissions of Greenhouse Gases from Food Consumption be Reduced?, in: Food Policy 23/3-4, S. 277-293.

- Chambers, J. K./Trudgill, Peter (2002): *Dialectology*, 2. Aufl., Cambridge: University Press.
- Champion, Anthony Gerard (1989): *Counterurbanization: The Changing Pace and Nature of Population Deconcentration*, London: Arnold.
- Cloke, Paul (2011): »Urban-rural«, in: John Agnew/David Livingstone (Hg.): *The Sage Handbook of Geographical Knowledge*, London/Thousand Oaks/New Delhi: Sage, S. 563-570.
- Commaille, Laurent (2004): »Ein neues Bild der Arbeitersiedlungen in Lothringen«, in: Hans-Walter Herrmann/Rainer Hudemann/Eva Kell (Hg.), *Forschungsaufgabe Industriekultur. Die Saarregion im Vergleich*, Saarbrücken: Merziger Druckerei und Verlag, S. 361-374.
- Crenshaw, Kimberlé (1991): »Mapping the Margins: Intersectionality, Identity Politics and Violence Against Women of Color«, in: *Stanford Law Review* 43/6, S. 1241-1299.
- Degele, Nina (2010): *Andere Räume. Soziale Praktiken der Raumproduktion von Drag Kings und Transgender*, Bielefeld: transcript.
- Dasen, Véronique/Späth, Thomas (2010): *Children, Memory & Family Identity in Roman Culture*, Oxford: Oxford University Press.
- Deppmeyer, Korana (2005): »Das Akkulturationsmodell«, in: Günther Schörner (Hg.), *Romanisierung – Romanisation. Theoretische Modelle und praktische Fallbeispiele*, Oxford: Archaeopress, S. 57-63.
- Dirksmeier, Peter (2009): *Urbanität als Habitus. Zur Sozialgeographie städtischen Lebens auf dem Land*, Bielefeld: transcript.
- Dörhöfer, Kerstin (2000): »»Halböffentlicher Raum« – eine Metapher zur Auflösung (nicht nur) räumlicher Polarität«, in: Monika Imboden/Franziska Meister/Daniel Kurz (Hg.), *Stadt – Geschlecht – Raum. Beiträge zur Erforschung urbaner Lebensräume im 19. und 20. Jahrhundert*, Zürich: Chronos, S. 101-118.
- Düwell, Kurt (1997): »Trier und sein Umland in der Schlußphase des Zweiten Weltkriegs«, in: Kurt Düwell/Michael Matheus (Hg.), *Kriegsende und Neubeginn. Westdeutschland und Luxemburg zwischen 1944 und 1947 (= Geschichtliche Landeskunde: Veröffentlichungen des Instituts für Geschichtliche Landeskunde an der Universität Mainz, Band 46)*, Stuttgart: Franz Steiner Verlag, S. 97-106.
- Eberle, Ulrike/Hayn, Doris/Rehaag, Regina/Simshäuser, Ulla (2006): *Ernährungswende: Eine Herausforderung für Politik, Unternehmen und Gesellschaft*, München: Oekom.
- Edwards, John (2009): *Language and Identity. An Introduction*, Cambridge: University Press.
- European Environment Agency (EEA) (2005): *Household Consumption and the Environment*, EEA Report 11/2005, Kopenhagen/Luxemburg: Office for Official Publications of the European Communities.

- European Environment Agency (EEA) (2012): Consumption and the Environment: 2012 Update. The European Environment State and Outlook 2010, Kopenhagen: EEA.
- Europäische Kommission (2010): Violence against Women and the Role of Gender Equality, Social Inclusion and Health Strategies, Luxemburg: Publications Office of the European Union.
- ESPON/University of Luxembourg (2010): Metroborder. Cross-border Polycentric Metropolitan Regions. Final Report, Luxemburg.
- Fasold, Peter/Fischer, Thomas/von Hesberg, Henner/Witteyer, Marion (1998): Bestattungssitte und kulturelle Identität. Grabanlagen und Grabbeigaben der frühen römischen Kaiserzeit in Italien und den Nordwest-Provinzen, Köln: Rheinland-Verlag.
- Featherstone, Mike (1995): Undoing Culture: Globalization, Postmodernism and Identity, London: Sage.
- Fehlen, Fernand (2011): »Letzebourger Deutsch«. Aus der Vorgeschichte der Luxemburger Sprache (1815-1830)«, in: Association luxembourgeoise des enseignants de l'histoire (Hg.), Du Luxembourg à l'Europe. Hommages à Gilbert Trausch à l'occasion de son 80^e anniversaire, Luxemburg: Editions Saint-Paul, S. 571-591.
- Fleischhauer, Rob (2013): Lasauvage. Le fer des nobles, Differdange: Amis de l'Histoire.
- Foucault, Michel (1981): Archäologie des Wissens, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Foucault, Michel (1982): »Subjekt und Macht«, in: Michel Foucault, Schriften in vier Bänden. Dits et Ecrits. Band IV: 1980-1988, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 269-294.
- Foucault, Michel (2005): »Subjekt und Macht«, in Daniel Defert/François Ewald (Hg.), Schriften in vier Bänden. Dits et Ecrits. 1980-1988, Bd. 4, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 269-294.
- Foucault, Michel (2006): Sicherheit, Territorium, Bevölkerung. Geschichte der Governementalität I, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Freigang, Yasmine (1997): »Die Grabmäler der gallo-römischen Kultur im Moselland. Studien zur Selbstdarstellung einer Gesellschaft«, in: Jahrbuch des Römisch-Germanischen Zentralmuseums Mainz 44, S. 277-440.
- Friedrich, Malte (2010): Urbane Klänge: Popmusik und Imagination der Stadt, Bielefeld: transcript.
- Füller, Henning/Marquardt, Nadine (2009): »Gouvernementalität in der humangeographischen Diskursforschung«, in: Georg Glaszke/Annika Mattissek (Hg.), Handbuch Diskurs und Raum. Theorien und Methoden für die Humangeographie sowie die sozial- und kulturwissenschaftliche Raumforschung, Bielefeld: transcript, S. 83-106.
- George, Michele (Hg.) (2005a): The Roman Family in the Empire. Rome, Italy and Beyond, Oxford: Oxford University Press.

- George, Michele (2005b): Family Imagery and Family Values in Roman Italy, in: Michele George (Hg.), *The Roman Family in the Empire*, Oxford: Oxford University Press, S. 37-66.
- Gergen, Kenneth (1991): *The Saturated Self: Dilemmas of Identity in Contemporary Life*, New York: Basic Books.
- Gertenbach, Lars (2012): »Governmentality Studies. Die Regierung der Gesellschaft im Spannungsfeld von Ökonomie, Staat und Subjekt«, in: Stephan Moebius (Hg.), *Kultur. Von den Cultural Studies bis zu den Visual Studies. Eine Einführung*, Bielefeld: transcript, S. 109-127.
- Gilles, Peter (1999): Dialektausgleich im Lützebuergeschen. Zur phonetisch-phonologischen Fokussierung einer Nationalsprache (= Phonai, Band 44), Tübingen: Niemeyer.
- Gilles, Peter (2000): »Die Konstruktion einer Standardsprache. Zur Koinédebatte in der luxemburgischen Linguistik«, in: Dieter Stellmacher (Hg.), *Dialektologie zwischen Tradition und Neuansätzen. Beiträge der Internationalen Dialektologentagung, Göttingen, 19.-21. Oktober 1998* (= Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik, Beiheft 109), Stuttgart: Franz Steiner Verlag, S. 200-212.
- Gilles, Peter (2009): »Luxemburgisch in der Mehrsprachigkeit – Soziolinguistik und Sprachkontakt«, in: Michael Elmentaler (Hg.), *Deutsch und seine Nachbarn*, Frankfurt a.M.: Peter Lang, S. 185-200.
- Gilles, Peter (2010): »Sprache im Minette«, in: *Mutations. Mémoires et perspectives du Bassin Minier 1*, S. 111-123.
- Gilles, Peter (2011): »Mündlichkeit und Schriftlichkeit in der luxemburgischen Sprachgemeinschaft«, in: Georg Mein/Heinz Sieburg (Hg.), *Medien des Wissens. Interdisziplinäre Aspekte von Medialität* (= Literalität und Liminalität, Band 4), Bielefeld: transcript, S. 43-64.
- Goethert-Polaschek, Karin (1980): *Römische Gläser im Rheinischen Landesmuseum Trier*, Trier: Selbstverlag des Rheinischen Landesmuseums.
- Graumann, Carl Friedrich (1983): »On Multiple Identities«, in: *International Social Science Journal 35*, S. 309-321.
- Habermas, Jürgen (1988): *Der philosophische Diskurs der Moderne – Zwölf Vorlesungen*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Herde, Adina (2005): Kriterien für eine nachhaltige Ernährung auf Konsumtenebene, Discussion Paper 20/05/05, Berlin: Technische Universität Berlin, Zentrum Technik und Gesellschaft.
- Haffner, Alfred/von Schnurbein, Siegmar (2000): Kelten, Germanen, Römer im Mittelgebirgsraum zwischen Luxemburg und Thüringen. Akten des Internationalen Kolloquiums zum DFG-Schwerpunktprogramm »Romanisierung« in Trier vom 28. bis 30. September 1998, Bonn: Dr. Rudolf Habelt.
- Harris, Richard/Larkham, Peter (Hg.) (1999): *Changing Suburbs: Foundation, Form and Function*, London: Spon.
- Harris, Richard (2006): *Creeping Conformity. How Canada Became Suburban 1900-1960*, Toronto: University of Toronto Press.

- Harris, Richard (2010): »Meaningful Types in a World of Suburbs«, in: Research in Urban Sociology 10 (Suburbanization in Global Society), S. 15-47.
- Heinzelmann, Michael/Ortalli, Jacopo/Fasold, Peter/Witteyer, Marion (2001): Römischer Bestattungsbrauch und Beigabensitten in Rom, Norditalien und den Nordwestprovinzen von der späten Republik bis in die Kaiserzeit. Internationales Kolloquium, Rom 1.-3. April 1998, Wiesbaden: Dr. Ludwig Reichert.
- von Hesberg, Henner (2008): »The Image of the Family on Sepulchral Monuments in the Northwest Provinces«, in: Sinclair Bell/Inge Lyse Hansen (Hg.), Role Models in the Roman World. Identity and Assimilation, Ann Arbor: The University of Michigan Press, S. 257-269.
- Hesse, Markus (2010): »Suburbs: The next Slum? Explorations into the Contested Terrain of Social Construction and Political Discourse«, in: Articulo – Journal of Urban Research 3, <http://articulo.revues.org/1552>, eingesehen am 20.02.2014.
- Hess-Lüttich, Ernest W. B. (2004): »Die sozialsymbolische Funktion der Sprache. The Social Symbolic Function of Language«, in: Ulrich Ammon/Norbert Dittmar/Klaus J. Mattheier/Peter Trudgill (Hg.), Sociolinguistics. Soziolinguistik. An International Handbook of the Science of Language and Society. 2nd completely revised and extended edition. Volume 1 (= Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft, Band 3.1), Berlin/New York: de Gruyter, S. 491-502.
- Hingley, Richard (2010): »Cultural Diversity and Unity: Empire and Rome«, in: Shelley Hales/Tamar Hodos (Hg.), Material Culture and Social Identities in the Ancient World, Cambridge: University Press, S. 54-75.
- Hodos, Tamar (2010): »Local and Global Perspectives in the Study of Social and Cultural Identities«, in: Shelley Hales/Tamar Hodos (Hg.), Material Culture and Social Identities in the Ancient World, Cambridge: University Press, S. 3-31.
- Hudemann, Rainer/Wittenbrock, Rolf (Hg.) (1991): Stadtentwicklung im deutsch-französisch-luxemburgischen Grenzraum (19. u. 20. Jh.) (= Veröffentlichungen der Kommission für Saarländische Landesgeschichte und Volksforschung, Band 21), Saarbrücken: SDV.
- Huebner, Sabine (2011): »Household Composition in the Ancient Mediterranean – What do we really know?«, in: Beryl Rawson (Hg.), A Companion to Families in the Greek and Roman Worlds, Malden/Oxford: Blackwell, S. 73-91.
- Huskinson, Janet (2011): »Picturing the Roman Family«, in: Beryl Rawson (Hg.), A Companion to Families in the Greek and Roman Worlds, Malden/Oxford: Blackwell, S. 521-541.
- Interregionale Arbeitsmarktbeobachtungsstelle (IBA) (Hg.) (2013): Die Arbeitsmarktsituation in der Großregion. 8. Bericht an den Gipfel der Großregion, Saarbrücken.
- Jameson, Fredric (1991): Postmodernism or the Cultural Logic of Late Capitalism, Durham: Duke University Press.

- Jaksche, Jutta (2005): »Ernährungspolitik – Zum Wohle des Verbrauchers« in: Karl-Michael Brunner, Karl-Michael/Gesa Schönberger (Hg.), Nachhaltigkeit und Ernährung. Produktion – Handel – Konsum, New York/Frankfurt a.M.: Campus, S. 263-276.
- Kant, Immanuel (1786): Grundlegung zur Metaphysik der Sitten, Riga: Johann Friedrich Hartknoch.
- Kant, Immanuel (1868 [1781]): Kritik der reinen Vernunft, Leipzig: Leopold Voss.
- Keupp, Heiner/Ahbe, Thomas/Gmür, Wolfgang/Höfer, Renate/Mitzscherlich, Beate/Kraus, Wolfgang/Straus, Florian (2006): Identitätskonstruktionen. Das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Kieffer, Marcel (2006): »Kind der Kolonien«, in: Ville d'Esch-sur-Alzette (Hg.), 100 Joer Esch. 1906-2006, Luxembourg: Editions Guy Binsfeld, S. 306-311.
- Kirby, Andrew/Modarres, Ali (2010): »The Suburban Question: An Introduction«, in: Cities 27/2, S. 65-67.
- Kloosterman, Robert/Musterd, Sako (2001): »The Polycentric Urban Region: Towards a Research Agenda«, in: Urban Studies 38/4, S. 623-633.
- Knebeler, Christophe/Scuto, Denis (2010): Belval. Passé, présent et avenir d'un site luxembourgeois exceptionnel (1911-2011), Esch-sur-Alzette: Editions Le Phare.
- Kockel, Valentin (1993): Porträtreiefs stadtromischer Grabbauten. Ein Beitrag zur Geschichte und zum Verständnis des spätrepublikanisch-frühkaiserzeitlichen Privatporträts, Mainz: Verlag Philipp von Zabern.
- Krause, Jens-Uwe (2003): »Antike«, in: Andreas Gestrich/Jens-Uwe Krause/Michael Mitterauer (Hg.), Geschichte der Familie, Stuttgart: Alfred Kröner Verlag.
- Kudera, Werner/Voß, Günter (2000): Lebensführung und Gesellschaft. Beiträge zu Konzept und Empirie alltäglicher Lebensführung, Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- Latour, Bruno (2008): Wir sind nie modern gewesen – Versuch einer symmetrischen Anthropologie, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Lefèvre, Louis (1975): »Les sculptures gallo-romaines du musée d'Arlon«, in: Bulletin trimestriel de l'Institut archéologique du Luxembourg, Arlon 7, S. 1-91.
- Lemke, Thomas (2008): »Gouvernementalität«, in: Clemens Kammler (Hg.), Foucault-Handbuch. Leben – Wirkung – Werk, Stuttgart/Weimar: Metzler, S. 260-263.
- Lorang, Antoinette (1994): Luxemburgs Arbeiterkolonien und billige Wohnungen: 1860 – 1940. »...wo der Arbeiter sich daheimfühlt und die Schnapskneipe meiden lernt«, Luxembourg: Ministère du Logement.
- Macdonald, Sharon (2013): Memorylands. Heritage and Identity in Europe Today, London: Routledge.

- Mariën, Marcel Edouard (1945): Les monuments funéraires de l'Arlon romain, (= Annales de l'Institut Archéologique du Luxembourg, Band 76), Arlon: Institut Archéologique du Luxembourg.
- Marx, Karl/Engels, Friedrich (1969): Werke, Band 3, Berlin: Dietz Verlag.
- von Massow, Wilhelm (1940): »Bronzestatuette einer Göttin aus Belginum«, in: Trierer Zeitschrift 15, S. 28-34.
- McCarthy, James (2008): »Rural geography: Globalizing the countryside«, in: Progress in Human Geography 32/1, S. 129-137.
- Michel, Joël (1989): »Die industriellen Beziehungen im französischen Bergbau vom Ende des 19. bis in die 70er Jahre des 20. Jahrhunderts«, in: Gerald D. Feldman/Klaus Tenfelde (Hg.), Arbeiter, Unternehmer und Staat im Bergbau. Industrielle Beziehungen im internationalen Vergleich, München: Beck, S. 220-225.
- Mitchell, Clare J. (2004): »Making Sense of Counterurbanization«, in: Journal of Rural Studies 20/1, S. 15-34.
- Moebius, Stephan (2008): »Handlung und Praxis. Konturen einer poststrukturalistischen Praxistheorie«, in: Stephan Moebius/Andreas Reckwitz (Hg.), Poststrukturalistische Sozialwissenschaften, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 58-74.
- Nicolaides, Becky (2006): »How Hell Moved from the City to the Suburbs«, in: Kevin Kruse/Thomas Sugrue (Hg.), The New Suburban History, Chicago/London: University of Chicago Press, S. 80-98.
- Nienaber, Birte/Kriszan, Agnes (2013): »Entgrenzte Lebenswelten: Wohn- und Arbeitsmigration als Ausdruck transnationaler Lebensentwürfe im deutsch-luxemburgischen und deutsch-polnischen Grenzraum«, in: Raumforschung und Raumordnung 71/3, S. 221-232, <http://link.springer.com/article/10.1007%2Fs13147-013-0230-2>, eingesehen am 20.02.2014.
- Nietzsche, Friedrich (2009 [1885]): Digitale Kritische Gesamtausgabe (eKGWB), www.nietzschesource.org/#eKGWB/NF-1885.38, eingesehen am 20.02.2014.
- Paasi, Anssi (2002): »Bounded Spaces in the Mobile World. Deconstructing ›Regional Identity‹«, in: Tijdschrift voor economische en sociale geografie 93/2, S. 137-148.
- Paasi, Anssi (2003): »Region and place: regional identity in question«, in: Progress in Human Geography 27/4, S. 475-485.
- Pagliarini, Luciano/Heng, Clemens (2009): L'autre mine. La mine dite »Bei de Collaren« à Esch-sur-Alzette. Période de 1726 à 1912, Esch-sur-Alzette: Editons Schortgen.
- Paluch, Didier (1997): Périurbanisation: une croissance continue. Nord-Pas-de-Calais Profils, Lille: INSEE Nord-Pas-de-Calais.
- Parr, John B. (2004): »The polycentric urban region: a closer inspection«, in: Regional Studies 38/3, S. 231-240.
- Pflug, Hermann (1989): Römische Porträtsstelen in Oberitalien. Untersuchungen zur Chronologie, Typologie und Ikonographie, Mainz: Verlag Philipp von Zabern.

- Piörr, Annette/Ravetz, Joe/Tosics, Ivan (2011): Peri-urbanisation in Europe. Towards European Policies to Sustain Urban-Rural Futures. Synthesis Report, Frederiksberg: University of Copenhagen/Forest & Landscape.
- Pirling, Renate (1986): Römer und Franken am Niederrhein, Mainz: Verlag Philipp von Zabern.
- Pratt, Geraldine (1994): »Suburbs«, in: Ron Johnston/Derek Gregory/David Smith (Hg.), Dictionary of Human Geography, 3. Aufl., Cambridge: Blackwell, S. 606-607.
- Prykhodko, Olena (2008): »Are Mini Skirts Guilty? The Discourse on Sexual Harassment as Cultural Phenomenon in Public Spaces«, in: Feministisches Kollektiv (Hg.), Street Harassment. Machtprozesse und Raumproduktion, Wien: Mandelbaum Verlag, S. 37-54.
- Quasten, Heinz (1970): Die Wirtschaftsformation der Schwerindustrie im Luxemburger Minett, Saarbrücken: Universität des Saarlandes.
- Raco, Mike (2006): »Building New Subjectivities: Devolution, Regional Identities and the Re-scaling of Politics«, in: Mark Tewdwr-Jones/Phil Allmendinger (Hg.), Territory, Identity and Spatial Planning, London: Routledge, S. 320-334.
- Reckinger, Rachel (2007a): »Le vin«, in: Sonja Kmec/Benoît Majerus/Michel Margue/Pit Péporté (Hg.), Lieux de mémoire au Luxembourg. Band 1: Usages du passé et construction nationale, Luxembourg: Editions Saint-Paul, S. 305-310.
- Reckinger, Rachel (2007b): »La bière«, in: Sonja Kmec/Benoît Majerus/Michel Margue/Pit Péporté (Hg.), Lieux de mémoire au Luxembourg. Band 1: Usages du passé et construction nationale, Luxembourg: Editions Saint-Paul, S. 311-317.
- Reckinger, Rachel/Baltes-Löhr, Christel/Prüm, Agnès/Wille, Christian (2010): »Alltagskulturen und Identitäten«, in: IPSE (Hg.), Doing Identity in Luxembourg. Subjektive Aneignungen – institutionelle Zuschreibungen – sozio-kulturelle Milieus, Bielefeld: transcript, S. 235-294.
- Reckinger, Rachel/Wille, Christian/Schulz, Christian (2010): »Identitätskonstruktionen in Luxemburg«, in: IPSE (Hg.), Doing Identity in Luxembourg. Subjektive Aneignungen – institutionelle Zuschreibungen – sozio-kulturelle Milieus, Bielefeld: transcript, S. 295-298.
- Reckinger, Rachel (2011): »De la terre natale symbolique au terroir sensoriel. Usage politique et normativité didactique du discours sur l'origine des vins«, in: Serge Wolikow/Olivier Jacquet/Christophe Lucand (Hg.), De Jules Guyot à Robert Parker: 150 ans de construction des territoires du vin, Dijon: Editions Universitaires de Dijon, S. 259-268.
- Reckinger, Rachel (2012a): Parler vin. Entre normes et appropriations, Tours/Rennes: Presses Universitaires François Rabelais/Presses Universitaires de Rennes.

- Reckinger, Rachel (2012b): »Produits culinaires régionaux«, in: Sonja Kmec/Pit Péporté (Hg.): Lieux de mémoire au Luxembourg, Band 2: Jeux d'échelles, Luxembourg: Editions Saint-Paul, S. 181-186.
- Reckinger, Rachel (2013): Der Gouvernementalitätsbegriff. Eine Perspektive zur Untersuchung von Raum- und Identitätskonstruktionen (= IDENT2-Working Papers 4), Luxemburg, http://wwwen.uni.lu/content/download/62474/745288/file/IDENT2_Working-Paper_04-2013.pdf, eingesehen am 23.12.2013.
- Reckwitz, Andreas (2003): »Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken. Eine sozialtheoretische Perspektive«, in: Zeitschrift für Soziologie 32/4, S. 282-301.
- Reckwitz, Andreas (2004): »Die Entwicklung des Vokabulars der Handlungstheorien: Von den zweck- und normorientierten Modellen zu den Kultur- und Praxistheorien«, in: Manfred Gabriel (Hg.), Paradigmen der akteurszentrierten Soziologie, Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, S. 303-328.
- Reckwitz, Andreas (2006): Das hybride Subjekt. Eine Theorie der Subjektkulturen von der bürgerlichen Moderne zur Postmoderne, Weilerswist: Velbrück Wissenschaft.
- Reckwitz, Andreas (2008a): Subjekt, Bielefeld: transcript.
- Reckwitz, Andreas (2008b): »Subjekt/Identität«, in: Stephan Moebius/Andreas Reckwitz (Hg.), Poststrukturalistische Sozialwissenschaften, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 75-92.
- Reckwitz, Andreas (2009): »Praktiken der Reflexivität: Eine kulturtheoretische Perspektive auf hochmodernes Handeln«, in: Fritz Böhle/Margit Wehrich (Hg.), Handeln unter Unsicherheit, Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, S. 169-182.
- Reckwitz, Andreas (2010): »Auf dem Weg zu einer kulturosoziologischen Analytik zwischen Praxeologie und Poststrukturalismus«, in: Monika Wohlrab-Sahr (Hg.), Kulturosoziologie. Paradigmen – Methoden – Fragestellungen, Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, S. 179-205.
- Reddeker, Sebastian (2010): »Kollektivsymbole und (neue) Identitätsangebote in der luxemburgischen Werbung«, in: IPSE (Hg.), Doing Identity in Luxembourg. Subjektive Aneignungen – institutionelle Zuschreibungen – sozio-kulturelle Milieus, Bielefeld: transcript, S. 191-203.
- Reuter, Julia (2008): »Globalisierung: Phänomen – Debatte – Rhetorik«, in: Stephan Moebius/Andreas Reckwitz (Hg.): Poststrukturalistische Sozialwissenschaften, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 263-276.
- Riehl, Claudia Maria (1999): »Grenzen und Sprachgrenzen«, in: Monika Fludernik/Hans-Joachim Gehrke (Hg.), Grenzgänger zwischen Kulturen (= Identitäten und Alteritäten, Band 1), Würzburg: Ergon, S. 41-56.
- Rose, Hannelore (2007): »Privatheit als öffentlicher Wert – Zur Bedeutung der Familie auf Grabmonumenten der Gallia Belgica«, in: Elisabeth Walde/Barbara Kainrath (Hg.), Die Selbstdarstellung der römischen Gesellschaft in den

- Provinzen im Spiegel der Steindenkmäler, Innsbruck: Innsbruck University Press, S. 207-224.
- Rothe, Ursula (2009): Dress and Cultural Identity in the Rhine-Moselle Region of the Roman Empire, Oxford: Archaeopress.
- Sabrow, Martin (2006): »Die NS-Vergangenheit in der geteilten deutschen Geschichtskultur«, in: Christoph Kleßmann/Peter Lautzas (Hg.): Teilung und Integration. Die doppelte deutsche Nachkriegsgeschichte als wissenschaftliches und didaktisches Problem (= Reihe Politik und Bildung, Band 41), Schwalbach/Ts.: Wochenschau, S. 132-151.
- Schmid, Christian/Brenner, Neil (2011): »Planetary Urbanisation«, in: Matthew Gandy (Hg.), Urban Constellations, Berlin: Jovis, S. 10-13.
- Schmidt, Robert (2012): Soziologie der Praktiken. Konzeptionelle Studien und empirische Analysen, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Schmitz, Walter (2007): »Die europäische Stadt: Teil unseres kulturellen Erbes«, in: Erich Greipl/Stefan Müller (Hg.), Zukunft der Innenstadt. Herausforderungen für ein erfolgreiches Stadtmarketing, Wiesbaden: Gabler Verlag, S. 33-45.
- Schnuer, Gregor/Boesen, Elisabeth/Wille, Christian (2013): »We, You, the Others. Constructions of Difference and Identity in the Greater Region«, Vortrag auf der 12th International Conference »European Culture«, Universitat Internacional de Catalunya, Barcelona.
- Scholz, Markus (2012): Grabbauten des 1.-3. Jahrhunderts in den nördlichen Grenzprovinzen des Römischen Reiches, Band 1, Mainz: Verlag des Römisch-Germanischen Zentralmuseums.
- Schörner, Günther (2005): »Einführung«, in: Günther Schörner (Hg.), Romanisierung – Romanisation. Theoretische Modelle und praktische Fallbeispiele, Oxford: Archaeopress, S. V-XVI.
- Schrott, Karin (2005): Das normative Korsett. Reglementierungen für Frauen in Gesellschaft und Öffentlichkeit in der deutschsprachigen Anstands- und Benimm literatur zwischen 1871 und 1914, Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Schuster, Nina (2010): Andere Räume. Soziale Praktiken der Raumproduktion von Drag Kings und Transgender, Bielefeld: transcript.
- Sedlacko, Michal/Reisch, Lucia/Scholl, Gerd (2013): »Sustainable Food Consumption. When Evidence-Based Policy-Making meets Policy-Minded Research. Introduction to the Special Issue«, in: Sustainability: Science, Practice & Policy 9/2, S. 1-6, <http://sspp.proquest.com>, eingesehen am 20.02.2014.
- Setzwein, Monika (2006): »Frauenessen – Männeressen? Doing Gender und Essverhalten«, in: Petra Kolip/Thomas Altegeld (Hg.), Geschlechtergerechte Gesundheitsförderung und Prävention. Theoretische Grundlagen und Modelle guter Praxis, Weinheim/München: Juventa Verlag, S. 41-60.
- Sieburg, Heinz (2013): »Die Stellung der deutschen Sprache in Luxemburg. Geschichte und Gegenwart«, in: Heinz Sieburg (Hg.), Vielfalt der Sprachen – Varianz der Perspektiven. Zur Geschichte und Gegenwart der Luxemburger

- Mehrsprachigkeit (= Interkulturalität. Studien zu Sprache, Literatur und Gesellschaft, Band 3), Bielefeld: transcript, S. 81-106.
- Sonntag, Monika (2013): Grenzen überwinden durch Kultur? Identitätskonstruktionen von Kulturakteuren in europäischen Grenzregionen (= Luxemburg-Studien/Etudes luxembourgaises, Band 3), Frankfurt a.M.: Peter-Lang.
- Statec (2012): Luxemburg in Zahlen, Luxemburg: Statec.
- Statec (2013): Luxemburg in Zahlen. Ausgabe 2013, Luxemburg: Statec.
- Strüver, Anke (2010): »KörperMachtRaum und RaumMachtKörper: Bedeutungsverflechtungen von Körpern und Räumen«, in: Sybille Bauriedl/Michaela Schier/Anke Strüver (Hg.), Geschlechterverhältnisse, Raumstrukturen, Ortsbeziehungen. Erkundung von Vielfalt und Differenz im spatial turn, Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 217-237.
- Sustainable Development Commission (SDC) (2009): Setting the Table: Advice to Government on Priority Elements of Sustainable Diets, London: Sustainable Development Commission.
- Tenfelde, Klaus (1991): »Ende der Arbeiterkultur: Das Echo auf eine These«, in: Wolfgang Kabuschka/Gottfried Korff/Bernd Jürgen Warneken (Hg.), Arbeiterkultur seit 1945. Ende oder Veränderung?, Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde, S. 19-30.
- Trausch, Gilbert (2000): L'ARBED dans la société luxembourgeoise, Luxemburg: V. Bruck.
- Vaughan, Laura/Griffiths, Sam/Haklay, Muki/Jones, Catherine Emma (2009): »Do the Suburbs Exist? Discovering Complexity and Specificity in Suburban Built Form«, in: Transactions of the Institute of British Geographers 34, S. 475-488.
- Vicenzotti, Vera (2011): Der »Zwischenstadt«-Diskurs. Eine Analyse zwischen Wildnis, Kulturlandschaft und Stadt, Bielefeld: transcript.
- Walde, Elisabeth/Kainrath, Barbara (Hg.) (2007): Die Selbstdarstellung der römischen Gesellschaft in den Provinzen im Spiegel der Steindenkmäler. IX. internationales Kolloquium über Probleme des provinzialrömischen Kunstschaffens, Innsbruck: Innsbruck University Press.
- Wastl-Walter, Doris (2010): Gender Geographien. Geschlecht und Raum als soziale Konstruktionen, Stuttgart: Franz Steiner Verlag.
- Weichhart, Peter (1990): Raumbezogene Identität. Bausteine zu einer Theorie räumlich-sozialer Kognition und Identifikation, Stuttgart: Franz Steiner Verlag.
- Weimann, Britta (2013): »Überlegungen zur Entwicklung der Mündlichkeit und Schriftlichkeit in Luxemburg«, in: Heinz Sieburg (Hg.), Vielfalt der Sprachen – Varianz der Perspektiven. Zur Geschichte und Gegenwart der Luxemburger Mehrsprachigkeit (= Interkulturalität. Studien zu Sprache, Literatur und Gesellschaft, Band 3), Bielefeld: transcript, S. 251-262.

- Welzer, Harald/Moller, Sabine/Tschuggnall, Karoline (2002): »Opa war kein Nazi«. Nationalsozialismus und Holocaust im Familiengedächtnis (= Die Zeit des Nationalsozialismus, Band 15515), Frankfurt a.M.: Fischer.
- West, Candace/Zimmerman, Don H. (1987): Doing Gender, in: *Gender & Society*. Official Publication of Sociologists for Women in Society 1, S. 125-151.
- Wille, Christian (2009): »Eine namenlose Region«, in: *Forum* 288, S. 30-31.
- Wille, Christian (2010): »Doing Grande Région.« Espace entre transgression et construction à l'exemple du frontalier«, in: Gaëlle Crenn/Jean-Luc Deshayes (Hg.), *La construction des territoires en Europe. Luxembourg et Grande Région: Avis de recherches*, Nancy: Presses universitaires de Nancy, S. 81-93.
- Wille, Christian (2012): Grenzgänger und Räume der Grenze. Raumkonstruktionen in der Großregion SaarLorLux (= *Luxemburg-Studien/Etudes luxembourgeoises*, Band 1), Frankfurt a.M.: Peter Lang.
- Wineburg, Sam (2001): »Sinn machen: Wie Erinnerung zwischen den Generationen gebildet wird«, in: Harald Welzer (Hg.), *Das soziale Gedächtnis. Geschichte, Erinnerung, Tradierung*, Hamburg: Hamburger Edition, S. 179-204.
- Woods, Michael (2007): »Engaging the Global Countryside: Globalization, Hybridity and the Reconstitution of Rural Place«, in: *Progress in Human Geography* 31/4, S. 485-507.
- Wucherpfennig, Claudia (2010): »Geschlechterkonstruktionen und öffentlicher Raum«, in: Sybille Bauriedl/Michaela Schier/Anke Strüver (Hg.), *Geschlechterverhältnisse, Raumstrukturen, Ortsbeziehungen. Erkundung von Vielfalt und Differenz im spatial turn*, Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 48-74.
- Young, Doug/Wood, Patricia/Keil, Roger (2011): *In-Between Infrastructure: Urban Connectivity in an Age of Vulnerability*, Toronto: Praxis (e)Press.
- Zanker, Paul (1975): »Grabreliefs römischer Freigelassener«, in: *Jahrbuch des Deutschen Archäologischen Instituts* 90, S. 267-315.

6. »Luxemburg ist das Singapur des Westens« – ein Ausblick

Markus Hesse

»Luxemburg ist das Singapur des Westens«, sagt er und meint das als höchstes Kompliment. Rechtsstaatlich mit geringer Korruption, sei das Land gleichzeitig multikulturell und sehr international. Weitere positive Aspekte seien das strategische Denken und der einfache Zugang zur Politik und den Behörden« (Luxemburger Wort 2014: 59).

Der folgende Beitrag dient dazu, einen abschließenden Blick über die Grenzen der in diesem Buch verhandelten Themen und Zugänge hinaus zu werfen. Der Begriff der Grenze ist auch in diesem Fall mehrdeutig angelegt: Es geht zum einen um die räumlichen Grenzen Luxemburgs und der Großregion, die den territorialen Rahmen bzw. die entsprechende Kulisse für die zuvor präsentierten Überlegungen bilden.¹ Grenzüberschreitung heißt hier, die internationale und globale Dimension der Region in den Blick zu nehmen, und zugleich tradierte Verständnisse von Raum und Region herauszufordern. Zum anderen greift dieser Beitrag eine zentrale Bestimmungsgröße in der Konstitution von Raum auf: Mobilität. Die Zirkulation von Personen und Waren, von Informationen und Währungen über die Grenzen von Raum und Zeit hinweg ist nicht nur im Fall der hier analysierten Region(-en) von zentraler Bedeutung. Mobilität ist insofern das Pendant bzw. Gegenstück zum Ort. Beide bedingen sich gegenseitig, beide sind elementarer Bestandteil der Entwicklung von Regionen. Ausgehend von diesen Grenzüberschreitungen ist es das Ziel dieses Beitrags, das Terrain für weitergehende Fragen zu erkunden, die sich nach Abschluss dieses Buchs und der zu-

1 | An dieser Stelle ist primär vom Großherzogtum Luxemburg die Rede, insbesondere von seiner Hauptstadt, nicht von der Großregion insgesamt. »Luxemburg« steht in diesem Ausblick insofern sowohl metaphorisch als auch idealtypisch für Tendenzen, die über den Rahmen der in diesem Buch dargestellten Forschungen hinaus betrachtet werden. Das Grundmuster der hier relevanten Phänomene und Prozesse ist indes ohne die Verflechtung des Landes und seiner Hauptstadt mit den angrenzenden Räumen nicht denkbar.

grunde liegenden Arbeit stellen. Kategorien wie Identität und Raum spielen dabei zwangsläufig eine wichtige Rolle.

Das eingangs genannte Zitat stammt vom neuen Leiter und *Chief Country Officer* einer deutschen Bank in Luxemburg, der nach Aufnahme seiner Tätigkeit Anfang 2014 in der größten Tageszeitung des Landes interviewt wurde. Er hatte Stationen in Nordamerika, Hongkong und Singapur absolviert, bevor er nach Luxemburg kam. Hier erinnert ihn viel an den asiatischen Stadtstaat. Die Parallelen zwischen beiden Standorten sind offenbar groß: Souveränitätsnischen haben einen Gutteil zum ökonomischen Erfolg von Stadtstaat dort, Kleinstaat hier beigetragen; Entsprechendes gilt für die Überschaubarkeit der politischen Verhältnisse. Traditionsbewusstsein und *Understatement* einerseits, der Wille zur Veränderung und das sehr entschlossene Einfügen in großräumige Zusammenhänge andererseits machen beide Fälle sowohl ungewöhnlich als auch reizvoll zu analysieren.

Beide Standorte stehen heute womöglich stellvertretend für einen neuen Typus von Stadt bzw. Raum: Sie sind »relational« (Sigler 2013). D.h., dass sie ihre Bedeutung aus einer spezifischen Positionierung gegenüber anderen urbanen Standorten erzielt haben. Weder lokale Standortfaktoren noch ihre Größe sind hier ausschlaggebend, sondern ihre Funktionsspezialisierung im Geflecht großräumiger Beziehungen und Ströme (*flows*). Nicht zufällig sind beide Standorte wichtige Drehscheiben der weltweiten Finanzwirtschaft (vgl. QFC/TZG 2014). Hinter dieser ökonomischen Nische stehen komplexe sozio-kulturelle Voraussetzungen: Beide Gesellschaften haben sich in historisch kurzer Zeit internationalisiert, beide Fälle sind durch sehr spezifische – mutmaßlich deutlich weniger internationalisierte – Praktiken der politischen Regulierung geprägt. Staatliche Akteure und Institutionen spielen dabei eine Schlüsselrolle, was auch den in der Globalisierungsdebatte gelegentlich prognostizierten Niedergang des Nationalstaats widerlegt. Sidaway (2007) sieht in diesem Kontext gar eine neue »Metageographie der Entwicklung« entstehen, die aus Nischenstrategien hervorgegangen ist und ihre heutige Bedeutung dem spezifischen Zusammenspiel von Räumen, Strömen und Politiken verdankt.

Das Luxemburg, wie wir es kennen, und das »Singapur des Westens« kann man auch als komplementäre Bilder oder Identitäten ein- und desselben Raumes auffassen. Die Analogien bzw. Schnittmengen zwischen beiden Bildern sind zumindest evident: Das kleine Land bzw. seine gerade erst Großstadt gewordene Hauptstadt² haben eine funktionale Bedeutung, die gemessen an Kriterien wie Gebietsgröße oder Einwohnerzahl weit überdurchschnittlich ausgeprägt ist. Dies gilt etwa für die bereits genannte Eigenschaft als globales Finanzzentrum, aber auch für Aspekte wie internationale Konnektivität oder politische Bedeutung. Zugleich sind die entsprechenden Veränderungen in historisch kurzen Zeitab-

2 | Seit Herbst 2012 hat die Stadt Luxemburg mehr als 100.000 Einwohner und somit rein statistisch gesehen den Rang einer Großstadt erreicht.

schnitten eingetreten. Dies lässt darauf schließen, dass hier eine begünstigende Struktur durch entschlossenes Handeln von Subjekten (aus-)genutzt wurde, die Entwicklung also keineswegs zwangsläufig eingetreten ist. Mit dieser Dimension von Wandel sind auch eine Reihe von Anknüpfungspunkten zu den Themen, Zugängen und empirischen Fallstudien dieses Bandes gegeben: Es handelt sich bei Luxemburg und Singapur nicht um *per se* gegebene Räume, die sich über klassische Kategorien wie Lage im Raum, Erreichbarkeit oder Ressourcenausstattung beschreiben ließen. Diese Räume wurden vielmehr ›gemacht‹: Sie sind auf eine wie auch immer geartete Weise ›produziert‹ und damit das Ergebnis sozialer Praktiken. Sie sind konstituiert über spezifische Grenzsetzungen und -aufhebungen sowie über spezifische Identitätskonstruktionen.

Vor diesem Hintergrund sollen hier zwei Fragen gestellt werden, die als logische Weiterführung unserer Untersuchungen zu Räumen, Identitäten und Grenzen im Kontext Luxemburgs und seiner Grenzräume und als Ausblick auf zukünftige Arbeiten gelesen werden können: (1) Welche Konsequenzen hat eine weiter gefasste Perspektive, die über den Untersuchungsraum in diesem Band hinausgeht, und zwar bis hin zur globalen Ebene? (2) Welche erkenntnisleitende Rolle kommt dabei dem Begriff der Mobilität zu, und zwar der Mobilität von Personen, Gütern, Ideen, Informationen und auch von ökonomischen Werten? Inwiefern tragen diese Ströme zur Konstitution von Räumen bei?

(1) Die verschiedenen Beiträge dieses Buches haben sich ihrem Gegenstand mit einem konstruktivistischen, relationalen Verständnis genähert. Räume und Regionen sind hier ebenso wie Grenzen und Identitäten als Ausdruck sozialer Praktiken verstanden worden, nicht als vorab feststehende und an den jeweiligen Untersuchungsgegenstand lediglich angelegte Analysekategorien. Terminologien wie *doing space*, *doing identity* oder ›Praktiken der Grenze‹ verweisen auf das Verhältnis von Raum bzw. Identität und Gesellschaft (im weitesten Sinne). Dieses Verhältnis wurde gegenüber traditionellen Analysen umgekehrt: Nicht ›der Raum‹ oder ›die Identität‹ spielen eine determinierende Rolle für gesellschaftliche Entwicklungen, sondern soziale Praktiken bringen erst unterschiedliche räumliche Bezüge und Identitäten hervor. Unsere Forschungsfragen wurden mit verschiedenen empirischen Schwerpunktsetzungen bearbeitet, die sich in drei methodologischen Einfallswinkeln niederschlagen: Politiken bzw. Institutionen (vgl. Kapitel 3), Medien bzw. Repräsentationen (vgl. Kapitel 4) und Subjektivationen bzw. Subjektivierungen (vgl. Kapitel 5). Die forschungsleitenden Überlegungen sind den empirischen Fallstudien dieser drei Kapitel jeweils vorangestellt.

Was diese unterschiedlichen Blickwinkel nun speziell in raumbezogener Perspektive verbindet, ist die Auseinandersetzung mit Raum bzw. Region in ihrer Kontingenz und ihrem Charakter als produziert. Diese Untersuchungsfolie setzt sich zusammen aus dem Großherzogtum Luxemburg und den umgebenden Teilgebieten, die von einem engen Geflecht sozioökonomischer Beziehungen geprägt sind: Migration, das Arbeitspendeln, die Wohnmobilität oder gemeinsame politische Kooperationen sind nur einige Beispiele, die hier genannt werden

können. Dieses relationale Bild ist im Kern horizontal angelegt, es findet seinen sichtbarsten Ausdruck in Kartenwerken, also in topographischen Darstellungen. Die Geographie, die dabei abgebildet oder gemacht wird, spiegelt unterschiedlichste Prozesse wider, die auf einer zweidimensionalen Oberfläche des Untersuchungsraums beobachtet werden können. Dies hat wiederum gute Gründe, die erkenntnisleitenden Schwerpunkten und forschungspragmatischen Begrenzungen folgen. Und doch wird damit ein tendenziell unvollständiges Bild des Raums vermittelt: Es fokussiert auf Prozesse im zweidimensional und horizontal gedachten Raum, gegenüber denen vertikale Interdependenzen nachrangig bleiben. Um Letztere soll es aber im Weiteren gehen: Praktiken und die darüber hergestellten Wechselwirkungen zwischen dem in diesem Band betrachteten Untersuchungsraum einerseits und den außerhalb zu verortenden Politiken, Repräsentationen, Subjektivierungen/Subjektivationen und Identifikationen.

Die vertikale Ebene ist seit geraumer Zeit Ausgangspunkt weitreichender Dynamiken in der sozioökonomischen Entwicklung, die besonderen Niederschlag in der wissenschaftlichen Diskussion gefunden haben. Damit sind vor allem Transnationalisierungs- und Globalisierungsprozesse gemeint. Sie haben eine Schlüsselkategorie der neueren Raumforschung ins Zentrum der Diskussion gerückt: das Konzept von *scale* (deutsch: Maßstab). Diese Kategorie zielt auf die im Zeitverlauf zunehmende Verknüpfung von Prozessen an unterschiedlichen Standorten auf der Erde und auf das spezifische Zusammenspiel der jeweiligen Maßstabsebenen zwischen lokaler, regionaler, internationaler und globaler Ebene (vgl. Massey 2005; Cox 2010). Beispiele hierfür sind die Entstehung von Welthandel oder globalem Tourismus, aber auch Veränderungen im politischen Regelungssystem, etwa durch Föderalismus oder Dezentralisierung. In diesem Zusammenhang scheint es allgemein akzeptiert, dass ein rein territorialer, zweidimensionaler Blick auf Regionen nicht mehr geeignet ist, das komplexe Wechselspiel der jeweiligen Faktoren und Zusammenhänge angemessen abzubilden. Gleichzeitig aber haben die damit berücksichtigte Verschränkung von horizontalen und vertikalen Skalen, von innen und außen, die Verschneidung von Diskurs und Materialität, die Entwicklung unterschiedlicher Vorstellungen von Raum (gelebter Raum, Raum der Repräsentation) zu einer großen Unübersichtlichkeit und Verunsicherung mit Blick auf die vermeintlich ›richtige‹ Annäherung an diese Kategorie geführt. Dies gilt auch für den Raum der Politik: Er umfasst nicht nur den territorial definierten, klar abgegrenzten politisch-administrativen Raum, der die Bühne für Auseinandersetzungen der regionalen Akteure unterschiedlichster Art bildet, sondern auch den Raum der Repräsentation – also den Raum der politischen Instrumentierung und der symbolischen Repräsentation, der über Bilder und Begriffe, Bedeutungszuweisungen und Identifikationen bestimmbar ist.

Um diesen komplexen Konstellationen von Raum und Region gerecht zu werden, sind teilweise sehr abstrakte wissenschaftliche Konzepte und Begrifflichkeiten entstanden. Dazu zählen beispielsweise »soft spaces« (Allmendinger/

Haughton 2009 und Abschnitt 2.1 in diesem Band), »variable« bzw. »flexible Geometrien« (vgl. Dahl/Tufty 1973) oder »Assemblage« (Anderson/McFarlane 2011). Damit verbindet sich das Ziel, Objekte verschiedenster Art, die nur noch in loser Kopplung und eben *nicht* kausal miteinander verbunden sind, in Beziehung zueinander zu setzen. Diese Ansätze haben zweifellos ihre Berechtigung, denn sie vermitteln womöglich ein analytisch angemesseneres, zeitgemäßeres Bild ihres Gegenstandes. Sie sind allerdings auch der Kritik ausgesetzt, sie seien beliebig bzw. apolitisch (vgl. Cox 2013). Die große Herausforderung der Forschung ist hier wohl nicht, das jeweils neueste Bild räumlicher Verhältnisse mit den größten Aufmerksamkeitseffekten innerhalb der Wissenschaftswelt zu zeichnen. Es ist vielmehr sinnvoll, sich auf einer robusten erkenntnisleitenden Grundlage sehr dezidiert mit der Überlappung von wissenschaftlichen Deutungen und Repräsentationen einerseits und dem (praktischen) Umgang mit materiellen Realitäten andererseits auseinanderzusetzen.

Ein konstruktivistischer Zugang zu Raum und die Fokussierung auf soziale Praktiken haben insofern konkrete Auswirkungen auf die Forschungspraxis: Wenn die weiter wachsende Unübersichtlichkeit des materiellen Raums es nicht mehr erlaubt, Regionen in ein fixes territoriales *passe-partout* zu kleiden, dann kann die Konsequenz nur sein, sich mit räumlichen (vgl. Abschnitt 2.2) bzw. sozialen (vgl. Abschnitt 2.1 und 2.3) Differenzierungsprozessen entlang verschiedener Skalenniveaus auseinanderzusetzen, nicht mehr (primär) mit territorialen Räumen und politischen Grenzen.

(2) Mobilität und Bewegung sind konstituierend für das heutige Erscheinungsbild des Großherzogtums und der angrenzenden Gebiete. Der Aufstieg Luxemburgs zu einem der Amtssitze der *Europäischen Union*, zum Finanzzentrum und zum Magnet eines internationalen Arbeitsmarktes wäre ohne die grenzüberschreitende Mobilität von Personen und Gütern, Ideen, Informationen sowie von finanziellen Werten nicht denkbar gewesen. Diese Dynamik folgt weniger einem endogenen Entwicklungspfad des Landes, das sich in der Vergangenheit immer wieder erfolgreich neu erfunden hat. Sie ist vor allem der stetigen Internationalisierung Luxemburgs zu verdanken. Luxemburg und seine angrenzenden Gebiete sind insofern ein Musterbeispiel von aktiver Raumkonstruktion, die durch die Anziehung und Organisation von Strömen erst möglich wurde. Diese modernisierende Kraft der Mobilität ist von grundsätzlicher Art; oder anders formuliert: Mobilität und Bewegung sind der generellen Entwicklungslogik (bzw. Steigungslogik) modernerer Gesellschaften immanent (vgl. Münch 1998: 225). Diese Auffassung ist im angelsächsischen Raum bereits seit den 1990er Jahren in kultur- und gesellschaftstheoretische Arbeiten eingeflossen: »Die moderne Gesellschaft ist eine Gesellschaft in Bewegung. Die umfassenden Veränderungen auf dem Gebiet von Mobilität oder Tourismus können als Schlüsselkategorien für das

Verständnis der modernen Gesellschaft aufgefasst werden«³ (Lash/Urry 1994: 225). Raum-zeitliche Entbettung und Entgrenzung spielen bei den seit einiger Zeit beobachteten ökonomischen und sozialen Fragmentierungsprozessen offenbar eine zentrale Rolle. Gesellschaftliche Ausdifferenzierung, zeitliche Kompession und räumliche Dehnung gehen hier eine spezifische Verbindung ein. Und diese beruht in hohem Maße auf Zirkulation, Mobilität und Verkehr.

Die Beziehung zwischen Raum und Bewegung hat traditionell eine wichtige Rolle in der Geographie gespielt, etwa im Werk von Edward Ullman, der den konkreten Standort (*site*) in seiner Eigenschaft als durch die Interaktion mit anderen Standorten (*situation*) bedingt analysiert hat (vgl. Ullman 1954). Der auf die Bewegung gerichtete Teil dieser Beziehung ist jedoch in den Sozial- und Humanwissenschaften lange vernachlässigt worden. Im Grunde hat erst das Ende der 1990er Jahre aufkommende Paradigma der *new mobilities* dazu beigetragen, diese Dimension sichtbarer zu machen und ihre besondere Bedeutung genauer zu untersuchen. Autoren wie John Urry oder Tim Cresswell haben diese Fragen im sozial- und kulturtheoretischen Feld vorangebracht. Dabei hat eine dichotome, polarisierte Vorstellung von räumlicher Interaktion – d.h. von sozialen Praktiken und Beziehungen in Teirläufen bzw. unter diesen – lange im Mittelpunkt gestanden. Nach Cresswell (2006: 126) handelte es sich hier um die »Metaphysik« von Sedentarismus und Nomadismus, um die antagonistische Beziehung von *fixity* und *flows*. Mobilität ist auf diese Weise konfrontiert und herausgefordert durch Raum; gleiches gilt in umgekehrter Richtung.

Folgt man der Auffassung der jüngeren *mobilities studies*, also der sozial- und kulturtheoretisch inspirierten Arbeiten zu Mobilität im gesellschaftlichen Kontext, sind die Entwicklung von Raum auf der einen Seite und Bewegung bzw. Beweglichkeit auf der anderen Seite sehr eng und systematisch miteinander verzahnt – wenn auch auf eine bisher nicht bekannte Weise. Luxemburg ist prototypisch in dieser Hinsicht: Mobilität ist hier alltagskulturelle Praxis vieler am Ort Arbeitender, die entweder als Grenzpendler/-innen zirkulär mobil sind (vgl. Wille 2012) oder aber, etwa als Beschäftigte des Finanzplatzes oder als Expert/-innen europäischer Institutionen, temporär dort arbeiten und wohnen. Haushalte, die über die Grenze ziehen, um Eigentum zu erwerben, behalten ihren Arbeitsplatz in Luxemburg zunächst bei, ebenso ihre sozialen Netzwerke (vgl. Abschnitt 5.8). Sie müssen jedoch ihr Alltagshandeln immer stärker raum-zeitlich synchronisieren, komplexe Routinen entwickeln oder aber neue Beziehungen aufbauen. Oder, wie ebenfalls in diesem Band behandelt: Tankstellen, die einst einem eindeutigen Zweck dienten, bekommen unter dem Einfluss der Souveränitätsnischen-Strategie Luxemburgs plötzlich eine besondere sozioökonomische, aber auch soziokulturelle, Rolle: Sie tragen über die Generierung von ›Akzisen‹ erheb-

3 | Eigene Übersetzung von: »Modern society is a society on the move. Central to the idea of modernity is that of movement, that modern societies have brought about some striking changes in the nature and experience of motion or travel.«

lich zum Staatseinkommen bei, sie dienen jungen Menschen als Treffpunkt und sie sind ein Nukleus für grenzüberschreitende Vergesellschaftungsprozesse (vgl. Abschnitt 4.7).

Schließlich kommt es zunehmend zur Vermischung verschiedener räumlicher Maßstabsebenen: Lokale, regionale und übergeordnete Funktionssysteme überlappen sich zunehmend, sie decken unterschiedliche Einzugsbereiche ab und sind je spezifisch lokalisiert (vgl. Affolderbach/Carr 2014). Das klassische Bild der Ordnung des Raumes auf der Basis von Zentralität hat hier beträchtlich an Deutungskraft verloren. Manuel Castells (1985) hat in diesem Kontext, durchaus abstrakt, vom *space of flows* gesprochen, mit dem er später auch sein Theorem von der *network society* (Castells 1996) konzeptualisiert hat. Demzufolge geht der durch Material- und Informationsfluss konstituierte Raum eine spezifische Verbindung mit dem physischen Raum ein, er wirkt auf soziale Praktiken und Raumkonzepte ein. Das Verschneiden oder Überblenden (*blending*) unterschiedlicher Maßstabsebenen ist im quasi-metropolitaren Luxemburg ebenso wie an anderen Orten des Landes vielfach erkennbar: etwa am Beispiel der im öffentlichen Raum sehr präsenten mobilen Funktionseliten, in den Großprojekten der gebauten Stadt, in der Überbeanspruchung der Infrastrukturen. In seiner Summe erschwert diese Vielschichtigkeit von Maßstabsebenen die Orientierung im sozialen und insbesondere im politischen Raum. Und damit werden politisch-administrative Funktionssysteme erst recht herausgefordert. Der Geograph Kevin R. Cox hat dieses Problem als die Beziehung zwischen dem Gebiet einer Region und dem schwer zu definierenden »da draußen«⁴ (2010: 216) bezeichnet. Diese Beziehung macht nicht nur politische Entscheidungsprozesse hochkomplex, sondern irritiert auch tradierte Ordnungsvorstellungen von Raum und Welt.

Mobilities tragen insofern zur Verflüssigung von räumlichen Verhältnissen bei, und sie haben erhebliche Rückwirkungen auf räumliche Objekte auf allen Maßstabsebenen. Zugleich mobilisieren sie unsere Vorstellungen, Bilder und Diskurse bezogen auf diese Objekte. Nicht zuletzt dieser Tatbestand macht die hier betrachteten Kategorien und Forschungsgegenstände – Raum, Grenze, Identität – zu einem außerordentlich interessanten Objekt der Analyse und der wissenschaftlichen Diskussion, was eine Vielzahl weiterführender Fragen aufwirft. Die in diesem Kapitel angestellten Überlegungen wie auch die im vorliegenden Buch insgesamt präsentierten Ergebnisse sollten deutlich machen, dass die Sozial-, Kultur- und Humanwissenschaften relevante und originelle Beiträge zu dieser Forschung leisten.

⁴ | Eigene Übersetzung von: »Out there.«

LITERATUR

- Affolderbach, Julia/Carr, Constance (i. E.): »Blending Scales of Governance: Land Use Policy and Practices in a Small State«, in: *Regional Studies*.
- Allen, John/Cochrane, Allan (2007): »Beyond the Territorial Fix: Regional Assemblages, Politics and Power«, in: *Regional Studies* 41/9, S. 1161-1175.
- Allmendinger, Phil/Haughton, Graham (2009): »Soft Spaces, Fuzzy Boundaries, and Metagovernance: the New Spatial Planning in the ›Thames Gateway‹«, in: *Environment and Planning A* 41/3, S. 617-633.
- Anderson, Ben/McFarlane, Colin (2011): »Assemblage and geography«, in: *Area* 43/2, S. 124-127.
- Castells, Manuel (1985): »High Technology, Urban Restructuring and the Urban-Regional Process in the United States«, in: Manuel Castells (Hg.), *High Technology, Space and Society* (= *Urban Affairs Annual Reviews* 28), Newbury Park: Sage, S. 33-40.
- Castells, Manuel (1996): *The Rise of the Network Society. The Information Age: Economy, Society, and Culture*, Band 1, Malden/Oxford: Blackwell.
- Cox, Kevin R. (2010): »The Problem of Metropolitan Governance and the Politics of Scale«, in: *Regional Studies* 44/2, S. 215-222.
- Cox, Kevin R. (2013): »Territory, Scale, and Why Capitalism Matters«, in: *Territory, Politics, Governance* 1/1, S. 46-61.
- Cresswell, Tim (2006): *On the Move. Mobility in the Western World*, London/New York: Routledge.
- Dahl, Robert Alan/Tufte, Edward R. (1973): *Size and Democracy*, Stanford: Stanford University Press.
- Giddens, Anthony (1995): *Konsequenzen der Moderne*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Harvey, David (1989): *The Condition of Postmodernity. An Enquiry into the Origins of Cultural Change*, Malden/Oxford: Blackwell.
- Lash, Scott/Urry, John (1994): *Economies of Signs and Space*, London et al.: Sage.
- Luxemburger Wort (2014), Adam, Andreas: »Klares Bekenntnis zum Standort«, Ausgabe vom 28.2.2014, S. 59.
- Massey, Doreen (2005): *For Space*, Thousand Oaks: Sage.
- Münch, Richard (1998): *Globale Dynamik, lokale Lebenswelten. Der schwierige Weg in die Weltgesellschaft*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Qatar Financial Centre and the Z/Y Group (2014): *The Global Financial Centres Index* 15, London.
- Sidaway, James (2007): »Enclave Space: A New Metageography of Development?«, in: *Area* 39/3, S. 331-339.
- Sigler, Thomas J. (2013): »Relational Cities: Doha, Panama City, and Dubai as 21st Century Entrepreneurs«, in: *Urban Geography* 34/5, S. 612-333.
- Ullman, Edward L. (1980 [1954]): *Geography as spatial interaction*, Seattle: University of Washington.

Wille, Christian (2012): Grenzgänger und Räume der Grenze. Raumkonstruktionen in der Großregion SaarLorLux (= Luxemburg-Studien/Etudes luxembourgeoises, Band 1), Frankfurt a.M.: Peter Lang.

7. Interviewleitfaden

1. Wohnen in der Großregion

Für diejenigen, die regelmäßig etwas im Nachbarland erledigen:

- 1.1.A** Warum fahren Sie für [drei im Fragebogen angegebene Aktivitäten] mehr oder weniger regelmäßig aus Ihrer Wohnregion in die Nachbarländer?

Für diejenigen, die niemals etwas im Nachbarland erledigen:

- 1.1.B** Viele Leute kaufen im Nachbarland ein.
Warum fahren Sie nicht zum Einkaufen in ein Nachbarland?

- 1.2** In letzter Zeit wird ja viel über >Großregion< gesprochen.
Sagt Ihnen das etwas?
- Was bedeutet >Großregion< für Sie?
 - Fühlen Sie sich (gar nicht) der Großregion irgendwie zugehörig?
- 1.3** Wenn Sie irgendwo außerhalb der Großregion sind und Sie würden eine/n Luxemburger/-in (bzw. jemanden aus einer angrenzenden Region) treffen: Wie ist das dann für Sie?
- Warum (nicht)?
 - Unterschiede/Gemeinsamkeiten
 - Und wie wäre das, wenn Sie jemanden aus einer der drei anderen Regionen der Großregion treffen würden?
- 1.4** In letzter Zeit ziehen immer mehr Leute in eine Nachbarregion:
- (Sie ja auch). Was, meinen Sie, sind das im Allgemeinen für Leute?
 - Warum sind diese ins Grenzland gezogen?

- Wie, denken Sie, geht es denen dort?
 - Wie sehen Sie persönlich diese Entwicklung?
- 1.5 Aus Ihrer Erfahrung: Was, denken Sie, halten die Leute, die schon lange hier wohnen, davon, dass hier inzwischen viele Leute aus Luxemburg leben?**
- 1.6 Aus Ihrer Erfahrung: Was hält man in Luxemburg davon, dass Sie selbst umgezogen sind?**
- Fragen die Leute in Luxemburg auch nach, wie Sie das alles so erleben?
- 1.7 Gab es in Ihrem Freundes- und Bekanntenkreis vor Ihrem Umzug Leute, die auch ins Grenzland umgezogen waren?**
- Haben Sie von denen Tipps bekommen? Welche?
 - Hatten Sie denn Informationen, wie das so ist? Hatten Sie denn eine Vorstellung, wie das so ist?
- 1.8 Wieso üben Sie die Tätigkeiten [siehe Frage 1.1] (nicht) an Ihrem Wohnort aus?**
- 1.9 Wenn Sie Personen treffen, die die Gegend hier nicht kennen: Wie beschreiben Sie dann, wo Sie wohnen?**
- 1.10 Wenn Sie Bekannte treffen, die die Gegend sehr gut kennen: Was sagen Sie dann, wo Sie wohnen?**
- 1.11 Sie haben ja im Fragebogen angegeben (urban/suburban/ländlich) zu leben. Warum qualifizieren/benennen Sie Ihren Wohnraum auf diese Art?**
- 1.12 Sie wurden im Fragebogen gefragt, ob Sie sich Ihrem Wohnort zugehörig fühlen.**
- Können Sie uns dazu noch etwas sagen?
 - Warum ist das so?

2. Essen und Trinken

2.1 Wie stellen Sie sich eine ‚gute‘ Ernährung für unsere Gesellschaft vor? Was heißt das für Sie? Warum?

2.2 Sie hatten im quantitativen Fragebogen angegeben, in den [angegebene Einkaufsstätten aus dem Fragebogen] einzukaufen:

- Warum ist das so?
- Wie kam es dazu? War das schon immer so?
- Wenn Sie es sich aussuchen könnten, würden Sie woanders einkaufen?
- Gibt es Einkaufsstätten, in die Sie auf keinen Fall gehen? Welche? Warum?

2.3 Was ist Ihnen wichtig, wenn Sie Ihre Lebensmittel aussuchen?

2.4 Hat es eine Bedeutung für Sie, aus welcher Gegend Ihre Lebensmittel kommen?

- [Ja] Warum kaufen Sie Lebensmittel von dort? Welche Bedeutung hat das für Sie?
- [Nein] Was ist Ihnen dann wichtig? Warum sind Ihnen [Kriterien aus Frage 2.3] wichtiger?

2.5 Gibt es Lebensmittel, die Sie direkt bei dem/der Produzent/-in kaufen/gekauft haben?

2.6 Kennen Sie Vereine rund um Essen und Trinken, einem Verbraucherverein o.Ä.?

- Sind Sie irgendwo Mitglied? Warum?
- Warum nicht?

3. Freizeit

3.1 Zu welcher Tankstelle fahren Sie am häufigsten?

3.2 Was würden Sie niemals an einer Tankstelle kaufen oder machen?

3.3 Was verbinden Sie im Allgemeinen mit Tankstellen?

- 3.4 Ist Ihnen an einer Tankstelle schon einmal etwas Außergewöhnliches passiert/aufgefallen?
- 3.5 Was haben Sie im letzten Jahr im Theater gesehen? Erinnern Sie sich noch an den Titel der Veranstaltungen?
- 3.6 Was macht in Ihren Augen die Qualität der Luxemburger Theaterlandschaft aus?
- 3.7 Was müsste anders sein, damit Sie ins Theater (bzw. häufiger ins Theater) gehen?

4. Männer und Frauen

- 4.1 Gibt es Ihrer Meinung nach Orte/Räume, an denen Männer sich in besonderer Weise bedroht fühlen?
- 4.2 Gibt es Ihrer Meinung nach Orte/Räume, an denen Frauen sich in besonderer Weise bedroht fühlen?
- 4.3 Wissen Sie von Orten, an denen Frauen oder Männer bedroht wurden?
- 4.4 Zu welchen Momenten im Tagesverlauf wirken Orte/Räume Ihrer Meinung nach bedrohlich oder nicht?
 - Zu welchen Uhrzeiten?
 - Hat das was mit der Helligkeit bzw. Dunkelheit zu tun?
 - Warum ist das Ihrer Meinung nach so?
- 4.5 Gibt es einen Ort, an dem Sie selbst schon einmal bedroht worden sind?
 - [Ja] An welchem Ort hat diese Bedrohung stattgefunden?
- 4.6 Damit solche Situationen gar nicht erst entstehen, was würden Sie persönlich jungen Leuten oder jungen Erwachsenen raten, wenn es darum geht, sich in der Öffentlichkeit aufzuhalten?

8. Autor/-innenverzeichnis

Christel Baltes-Löhr (Prof. Dr.) ist universitäre Genderbeauftragte, Leiterin des Instituts für Geschlechterforschung, Diversität und Migration und koordiniert das *European Migration Network – National Contact Point – Luxembourg*. Sie vertritt Luxemburg als Gender-Expertin in der EU-Helsinki-Group »Women and Science«.

Luc Belling (M.A.) ist Doktorand im Bereich der Medienlinguistik an der Universität Luxemburg. Seine Dissertation behandelt kommunikative und sprachliche Varietäten des Luxemburgischen in Pinnwandeinträgen sowie soziale Netzwerkanalysen.

Andrea Binsfeld (Prof. Dr.) ist Professorin für Alte Geschichte an der Universität Luxemburg. Ihre Forschungsschwerpunkte sind die Geschichte und Archäologie des römischen Gallien und die antike Sozialgeschichte.

Elisabeth Boesen (Dr.) ist Kulturanthropologin und forscht an der Universität Luxemburg zu den Themen Mobilität und sozio-kultureller Wandel u.a. im ländlichen Raum der Großregion SaarLorLux.

Julia de Bres (Prof. Dr.) ist Professorin für Soziolinguistik an der Universität Luxemburg. Ihr Forschungsschwerpunkt liegt auf Mehrsprachigkeit, Minoritäten-sprachen und Sprachideologien.

Laure Caregari (M.A.) ist Historikerin und Kunsthistorikerin an der Universität Luxemburg. Sie forscht als wissenschaftliche Mitarbeiterin im *Oral History-Projekt Terres Rouges – Histoire de la sidérurgie luxembourgeoise* und realisiert Interviews mit ehemaligen Berg- und Hüttenarbeitern.

Till Dembeck (Dr.) ist wissenschaftlicher Mitarbeiter für neuere deutsche Literatur an der Universität Luxemburg. Aktuelle Arbeitsschwerpunkte sind literarische Mehrsprachigkeit und Lyrik.

Martin Doll (Dr.) ist Medien- und Kulturwissenschaftler und arbeitet als wissenschaftlicher Mitarbeiter im ATTRACT-Projekt *Ästhetische Figurationen des Politischen* an der Universität Luxemburg. Forschungsschwerpunkte: Politik und Medien, utopische Architektur und mediale Utopien des 19. Jahrhunderts sowie Fälschung und Fake.

Fabian Faller (Dipl.-Geograph) arbeitet als Assistent an der Universität Luxemburg. In seinem Dissertationsvorhaben beschäftigt er sich mit der Energiewende aus der Perspektive der Umweltorientierten Wirtschaftsgeographie.

Paul di Felice (Dr.) lehrt Geschichte der modernen und zeitgenössischen Fotografie sowie Kunstdidaktik an der Universität Luxemburg. Er ist Koordinator von *Mois européen de la photographie* und Gründungsmitglied der Kunstzeitschriften *Café Crème art magazine* und *lacritique.org*.

Johanna M. Gelberg (M.A.) ist Literaturwissenschaftlerin. Sie arbeitet als Doktorandin an der Universität Luxemburg im ATTRACT-Projekt *Ästhetische Figurationen des Politischen*. Forschungsschwerpunkte sind Grenzforschung, Literatur der deutschen Teilung und politische Ästhetik.

Markus Hesse (Prof. Dr.) ist Geograph und Raumplaner, tätig als Professor für Stadtforschung an der Universität Luxemburg. Arbeitsschwerpunkte sind theoretische und empirische Fragen der Metropolenentwicklung sowie raumbezogene Governance.

Eva Maria Klos ist Doktorandin an der Universität Luxemburg. In ihrem vom *Fonds National de la Recherche* geförderten Dissertationsprojekt beschäftigt sie sich mit Erinnerungskulturen in Luxemburg, Frankreich und Belgien.

Sonja Kmec (Prof. Dr.) lehrt Geschichte und Kulturwissenschaften an der Universität Luxemburg. Ihre Forschungsschwerpunkte sind europäische Geschichte (16.-21. Jahrhundert), Erinnerungskulturen und Identitätskonstruktionen.

Bernhard Kreutz (Dr.) ist Historiker und forscht zur Landesgeschichte des Rhein-Mosel-Raums und zur Adels- und Burchengeschichte des Mittelalters.

Elena Kreutzer (Dipl.-Kulturwissenschaftlerin) promoviert an der Universität Luxemburg und der Universität des Saarlandes. Sie forscht zum medialen Migrationsdiskurs in der SaarLorLux-Region.

Heike Mauer (M.A.), Politologin und Genderforscherin, arbeitet derzeit an ihrer Dissertation und forscht an der Universität Luxemburg zu Intersektionalität, Gouvernementalität und Prostitutionspolitiken.

Agnès Prüm lehrt *English and American Studies* an der Universität Luxemburg. Ihre Forschungsschwerpunkte umfassen Gender und *Writing*, Nachhaltigkeit und *Speculative Fiction* sowie Raum- und Identitätskonstruktionen in (fiktionalen) Erzählungen.

Rachel Reckinger (Dr.) ist Kulturanthropologin und Soziologin und arbeitet als wissenschaftliche Projektkoordinatorin an der Universität Luxemburg. Sie forscht und veröffentlicht in den Bereichen Ernährung, Gouvernementalität und Nachhaltigkeit.

Céline Schall (Dr.) ist Kommunikationswissenschaftlerin und forscht derzeit über Museen in Luxemburg am *Institut für Romanistik, Medien- und Kunsthistorische* an der Universität Luxemburg.

Gregor Schnuer (Dr.) ist Soziologe und arbeitet als wissenschaftlicher Mitarbeiter im Projekt *Cross border residence. Identity experience and integration processes in the Greater Region* (CB-RES) an der Universität Luxemburg.

Benno Sönke Schulz (B.A.) ist Student an der Universität Trier. Seit 2010 arbeitet er dort im Forschungscluster. 2012 war er wissenschaftliche Hilfskraft im Projekt PARTIZIP₂ der Universität Luxemburg.

Heinz Sieburg (Prof. Dr.) ist Sprachwissenschaftler und Mediävist und arbeitet als Professor und Leiter des *Instituts für deutsche Sprache, Literatur und für Interkulturalität* an der Universität Luxemburg.

Britta Weimann (Dr.) ist Sprachwissenschaftlerin und arbeitet als wissenschaftliche Mitarbeiterin im Projekt *Die Wortbildung des Luxemburgischen. Historische Voraussetzungen und kontrastive Analyse* (WBLUX₂) an der Universität Luxemburg.

Christian Wille (Dr.) ist Sozial- und Kulturwissenschaftler und arbeitet als wissenschaftlicher Projektkoordinator an der Universität Luxemburg. Seine Arbeitsgebiete sind *Border Studies* und kulturwissenschaftliche Raumforschung.

Julia Maria Zimmermann (M.A.) ist Soziologin und promoviert an der Universität Luxemburg zu Geschlechterkonstruktionen in Debatten des Europäischen Parlaments. Sie beschäftigt sich des Weiteren mit Männlichkeiten und Identitätskonstruktionen in der postmodernen Gesellschaft.